NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08249935 5

Digitized by Google

Digitized by Google

33
34

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Drey und dreyßigster Band.

1828.

Januar. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Drey und dreyßigster Band.

1826.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Januar. Februar. März.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
700090A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1934 L

Digitized by Google

Inhalt des drey und dreyßigsten Bandes.

Seite

Art. I. 1) Der Tausend und Einen Nacht noch nicht übersetzte Mährchen. Zum ersten Male aus dem Arabischen ins Französische übersetzt von Joseph von Hammer, und aus dem Französischen ins Deutsche von Aug. E. Zinserling.

2) Tausend und Eine Nacht. Zum ersten Male aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt, und vollständig übersetzt von Max. Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall.

3) Tausend und Eine Nacht. Arabisch. Nach einer Handschrift aus Tunis. Herausgegeben von Dr. Max. Habicht 1

II. *The History of Fiction*, being a critical account of the most celebrated works of Fiction. By *John Dunlop*. Vol. II. 16

III. De l'origine des sociétés, par l'abbé *Thorel* . . 76

IV. A Dissertation on the Nature and Extent of the Jurisdiction of the Courts of the United States. By Peter S. *du Ponceau* 90

V. 1) A Journey through Albania and other provinces of Turkey in Europe and Asia, to Constantinople, during the years 1809 and 1810. By J. C. *Hobhouse*.

2) Travels in various countries of Europe, Asia and Africa, by Edward Daniel *Clarke*. Part the second: Greece, Egypt and the Holy Land. Section the second.

3) Travels in the Jonian Isles, Albania, Thessaly, Macedonia etc. During the years 1812 and 1813. By Henry *Holland*.

4) Memoirs on the Jonian Islands, by Guillaume de *Vaudoncourt*. Translated from the Original inedited MS, by William *Walton*.

5) Itinerary of the Morea, by Sir William *Gell*.

6) The itinerary of Greece, by Sir William *Gell*.

7) Memoires relating to European and Asiatic Turkey; edited from manuscript journals, by Robert *Walpole*.

8) Mémoire annexé à la Carte de la Turquie d'Europe à la droite du Danube, par Guillaume de *Vaudoncourt*.

9) A classical and topographical tour through Greece, during the years 1801, 1805 and 1806. By Edward *Dodwell*.

10) Voyage dans la Grèce, par F. C. H. L. *Pouqueville*.

11) Voyage pittoresque de la Grèce; tome second.

12) Journal of a tour in the Levant, by William *Turner*.

13) Travels in various countries of the East; edited by Robert *Walpole*.

14) Hellas. Von D. Friedrich Karl Herman Kruse. Erster, allgemeiner Theil 97

Digitized by Google

Seite

Art. VI. Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen, von Ernst Stiedenroth 136

VII. Das römische Norikum, oder Oesterreich, Steyermark, Salzburg, Kärnten und Krain unter den Römern. — Unmittelbar aus den Quellen bearbeitet von A. Albert Muchar 206

VIII. 1) Irländische Erzählungen 235

2) Vermischte Schriften von Ernst von Houwald . 241

3) Turturell, und: zwey Nächte zu Valladolid. Trauerspiele von Joseph Christian Baron Zedlitz . 249

4) Vermischte Schriften von Müllner. Erster Band. 265

5) Erzählungen, Sagen und Novellen, von A. W. Griesel 272

IX. Kleine Beyträge zur Heilwissenschaft. Von Dr. S. Stiebel 277

X. Noch ein Nachtrag zur Kormczaia Kniga . . . 288

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXXIII.

Cronica de gestis Hungarorum. 1

Bericht über die Baptisten-Missionen im birmanischen Reiche, aus dem Quarterly Review 19

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Januar, Februar, März 1826.

Art. I. 1) Der Tausend und Einen Nacht noch nicht übersetzte Mährchen, Erzählungen und Anekdoten, zum ersten Male aus dem Arabischen ins Französische übersetzt von Joseph von Hammer, und aus dem Französischen ins Deutsche von Aug. E. Zinserling, Professor. Erster Band. Stuttgart und Tübingen 1823. LVI und 398 S. Zweyter Band 1824, 356 S. Dritter Band, 462 S. Oktav.

2) Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen. Zum ersten Male aus einer Tunesischen Handschrift ergänzt, und vollständig übersetzt von Max. Habicht, F. H. von der Hagen und Karl Schall. Breslau 1825. 15 Bändchen Duodez. I. B. XL. 332; II. B. 300; III. B. 317; IV. B. 310; V. B. 380; VI. B. 282; VII. B. 280; VIII. B. 320; IX. B. 302; X. Bd. 328; XI. B. XXVIII und 308; XII. B. XXXII und 304; XIII. B. XLVIII und 312; XIV. B. 342; XV. B. 304 S.

3) Tausend und Eine Nacht. Arabisch. Nach einer Handschrift aus Tunis. Herausgegeben von Dr. Maximilian Habicht, Professor an der königlichen Universität zu Breslau ꝛc. Erster Band. Breslau 1825, mit königlichen Schriften. 367 Seiten arabischen Textes und 40 des Wörterverzeichnisses.

»Mein Volk,« sprach Mohammed, »freuet sich vor anderen dreyer Dinge: zu schauen, was es nie zuvor geschaut; zu hören, was es nie zuvor gehört; zu wohnen, wo es nie zuvor gewohnt;« und bezeichnete dadurch die charakteristische Vorliebe des Arabers für Wanderungen, seine Neugierde und sein Wohlgefallen an Mährchen. An den alten persischen (denen wohl auch die milesischen durch den nächsten Verkehr Kleinasiens mit dem Reiche des großen Königs großentheils ihren Stoff verdanken mochten) fand der Araber so großes Wohlgefallen, daß der Prophet durch ausdrückliches Wort vor den persischen Mährchenerzählern warnte, und hingegen seinem Volke vielmehr die Erzählung rühmlicher Waffenthaten, wie die Antara's, des Vaters der Reiter, anempfahl. Dieses Prophetenverbot vermochte jedoch dem Lieblingshange des Arabers zu wunderbaren und seltsamen Geschichten nicht lange Schranken zu setzen; denn als unter den ersten Chalifen aus dem Hause Abbas, besonders aber unter Harun und Mamun, die arabische Literatur sich die Schätze der indischen und persischen, der griechischen und syrischen durch Uebersetzungen aneignete, trat auch die indische und persische Fabel- und Mährchenwelt ins arabische Leben, und ein unter dem Namen der tausend Mährchen bekanntes persisches

Werk wurde unter dem Titel der tausend Nächte ins Arabische übersetzt *).

Dieses Werk war schon in den bis auf uns gekommenen Rahmen der durch Mährchen ausgefüllten schlaflosen Nächte eines ostpersischen Königs gefaßt, nur waren es tausend Nächte, statt tausend und Einer, und die Erzählerin ist nicht Schehrsade, sondern ihre Amme Dinarsade. Arabische Ueberarbeiter webten in der Folge in denselben altpersischen Rahmen vielen bunten arabischen Einschlag ein, und einer dieser Ueberarbeiter (vermuthlich schon der erste) veränderte den alten Namen der tausend Nächte in den neuen der tausend und Einen. In dem mannigfaltigen Gemische von Erzählungen, Mährchen und Anekdoten von verschiedenen Zeiten und verschiedenem Style, welche heute den Namen der Tausend und Einen Nacht tragen, ist augenscheinlich der alte Stock der tausend Nächte bey weitem der kleinere, und der hinzugekommene Wucher der Einen Nacht bey weitem der größere Bestandtheil. Mehrere Werke, welche Mesudi als gleichzeitig mit den tausend Nächten, als aus dem Persischen übersetzt, anführt, wie das Buch Sindbad's und das Buch der Wesire, sind heute der tausend und Einen Nacht einverleibt. Diese haben also urkundlicher Weise dasselbe Alter und denselben Ursprung, wie die alten persischen tausend Nächte, aber des neuern arabischen Gemisches ist ungleich mehr. Die Erzählungen, in welchen Harun eine so große Rolle spielt, müssen wenigstens schon ein paar Jahrhunderte später angesetzt werden, als die Regierungszeit dieses Chalifen, von der darinnen als von einer lang verflossenen die Rede ist, und die Regierung des ägyptischen Chalifen Bunduedari (Bondocdari), der in einem der bekannten Mährchen erscheint, fallt in die zweyte Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, so, daß die letzte Hauptüberarbeitung unmöglich höher, als an den Beginn des vierzehnten Jahrhunderts oder an das Ende des dreyzehnten hinaufgerückt werden kann. Viele eingemischte Anekdoten sind aber augenscheinlich späteren Ursprungs. Läßt sich auf diese Weise die Zeit der arabischen Ueberarbeitung bisher nur beyläufig bestimmen, so kann um so bestimmter als das Vaterland dieser

*) Die dieses beweisende Stelle des arabischen Geschichtschreibers Mesudi ist zuerst durch Hammer französischen Orientalisten mitgetheilt, hierauf von demselben in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der nicht herausgegebenen Mährchen der Tausend und Einen Nacht übersetzt worden, und noch jüngst im Journal asiatique mit dem aus dem Exemplare des Herrn von Italinsky zu Rom abgeschriebenem Texte gedruckt erschienen.

vermehrten und überarbeiteten Ausgabe Aegypten angegeben werden, weil Sitten, Gebräuche, Oertlichkeit und Sprache durchaus ägyptischen Stämpel tragen. Auch läßt sich aus historischen Gründen und aus dem Gange der arabischen Literaturgeschichte leicht erweisen, daß nach dem Sturze des Chalifat's (der nur zwey Jahre der Thronbesteigung Bunducdari's vorausging) arabische Literatur, Kunst und Handel nirgends in so üppigem Flore blühten, als in Aegypten unter der Dynastie der Mamluken, deren Pracht und Luxus sich überall in den üppigen Beschreibungen der Tausend und Einen Nacht abspiegelt. In Andalus, wo noch später arabische Literatur und Ritterschaft blühte, ist keine Spur von der Tausend und Einen Nacht zu entdecken. Das Vaterland der ausgebildeten Tausend und Einen Nacht, so wie dieselbe laut der heutigen, freylich von einander abweichenden, Handschriften im Morgenlande angetroffen wird, ist unstreitig Aegypten; und wenn die Herausgeber von Nr. 2 und 3 die Handschrift, welche zum Theil die Galland's ergänzt, immer vorzugsweise die tunesische nennen, so ist dieses nur von ihrer nächsten und letzten Herkunft (aus Tunis), und keineswegs so zu verstehen, als ob dieselbe ursprünglich zu Tunis verfaßt, als eine Frucht dortiger arabischer Kultur angesehen werden könnte. Der ganze Inhalt derselben ist eben so rein ägyptisch, als der der anderen bisher bekannten Handschriften; die in dem Vorworte von den Herausgebern aber aufgestellte Behauptung, daß ihre Ergänzung »offenbar mehr im Geiste und im Style des ursprünglichen Werkes sey, als die Fortsetzung der ehemals Hammer'schen Handschrift, welche kürzlich durch Hrn. Zinserlings mangelhafte Uebersetzung bekannt geworden, und als eine ägyptische ausschweifende Ueberarbeitung und Fortsetzung sich keineswegs zur Einverleibung in ihr Werk eigne,« müssen wir durchaus als verführend rügen, und als ungegründet widersprechen. Dieselbe verführt zuerst zur Meinung, daß jene tunesische Handschrift (im Gegensatz mit den ägyptischen) anderen Ursprungs sey, andere Sitte und Farbe trage; was keineswegs dem also, indem sogar in dem als Ergänzung zum ersten Male durch Hrn. Dr. Habicht übersetzten Theile derselben (die beyden letzten Bändchen der vorliegenden funfzehn) mehr Oertlichkeiten von Kairo erwähnet werden, als in den vorher durch Uebersetzung bekannt gewordenen Mährchen; zweytens steht jene Behauptung, »daß die tunesische Handschrift offenbar mehr im Geiste und Style des ursprünglichen Werkes sey,« ohne alle Beweise in Lüften. Der nicht arabisch verstehende Leser wird finden, daß die (Hammer'sche) Ergänzung aus einer ägyptischen Handschrift (von welcher in Europa vier gleichlau-

tende Exemplare vorhanden) außer allem Vergleich zwar üppiger, aber auch geistreicher und lebendiger sey, als die trockne und dürre Nachahmung (in der tunesischen Handschrift) so vieler schon früher da gewesenen Mährchen, worunter besonders die Geschichten der Wesire und die Gaunerstreiche (denen der Gaunerin Delile nachgeahmt) zu rechnen sind. Die ägyptische Handschrift enthält zwar sehr viele kurze Anekdoten, aber auch eben so viele, mit aller Liebe arabischer Erzählungskunst ausgearbeitete Mährchen, während in den zwey, aus der tunesischen Handschrift gezogenen Ergänzungsbändchen nur die zwey einzigen Erzählungen von Harun Raschid und Tohfetol-Kulub, und die von Jus Ben Kies (Kais?), mit Versen untermischt, auf den Titel eines geschmückten arabischen Mährchens Anspruch machen können, indem alle andern Erzählungen kurz und trocken der Wundergabe arabischer Mährchenerzählung, die Neugierde fortwährend zu erregen, oder mit kühnen Wendungen des Ganges der Begebenheiten zu überraschen, ganz und gar entbehren. So viel können alle auch nicht arabisch verstehende Leser davon urtheilen, und ein Hauptbeleg zu diesem Urtheil soll weiter unten geliefert werden; Kenner arabischen Styles aber müssen jene Behauptung, »daß die tunesische Handschrift mehr im Geiste und im Style des ursprünglichen Werkes sey,« um so sonderbarer finden, da ihnen daraus gerade das Gegentheil erscheint. Der Geist (im Vergleich mit dem der ägyptischen Handschrift) ist ein matter, durch Nachahmerkniffe aus den Körpern älterer Erzählungen mühsam herauf beschworner, und der Styl ist vollends ein gemeiner, von kairinischen Idiotismen wimmelnder, wozu das von Hrn. Dr. Habicht dem ersten Theile des arabischen Textes angehängte Wörterverzeichniß den besten Beweis gibt. Geistlosigkeit und Armuth des Styles, Mattigkeit der Erzählung und des Ausdrucks, sind doch wahrhaftig keine Beweise dafür, daß die tunesische Handschrift mehr im Geiste des Originals und die ägyptische eine spätere Ueberarbeitung sey. Außer den der letzten inwohnenden Vorzügen überlegenen Geistes, lebendigeren Interesses, gefälligerer und sorgfältigerer Bearbeitung, hat dieselbe vor der tunesischen noch den unläugbaren Vorzug größeren Reichthums. Die Habicht'sche Ergänzung füllt zwey Duodezbändchen, die Hammer'sche drey Oktavbände; jene ist ein Drittel von dieser, diese beyläufig die Hälfte der Ausgabe Galland's in sechs Oktavbänden. Bey solchem Verhältnisse des inneren Werthes und des Umfangs jener beyden Handschriften, der ägyptischen nämlich und der tunesischen (wiewohl auch die letzte in Aegypten und nicht in Tunis verfaßt worden), oder also, um richtiger zu sprechen, der Habicht'schen und Ham-

mer'schen (jetzt G. Rzewuski'schen) klingt die oben angeführte Abfertigung des Vorwortes der Herausgeber, welche auf ihrem Titelblatte die vollständig übersetzte Tausend und Eine Nacht ankünden, sehr seltsam, indem jene Behauptung diesen Theil des Titels zu Lügen straft. Nicht minder seltsam ist es, daß sich auf jenem Titel neben Hrn. Dr. Habicht, dem sach- und sprachkundigen Uebersetzer der in den zwey letzten Bändchen enthaltenen Ergänzung, und dem verdienstvollen Herausgeber des arabischen Textes (wovon bisher das erste Bändchen erschienen) die Herren von der Hagen und Karl Schall haben als Mitherausgeber nennen mögen. Da dieselben hierbey nichts anderes geleistet, als daß sie die früheren Ausgaben aus dem Französischen Gallands, Cauffin's, Gauttier's, und aus dem Englischen Scott's ins Deutsche übersetzt haben (meistens mit Beybehaltung fehlerhafter französischer Aussprache und Schreibweise), und da dieselben kein Arabisch verstehen, so haben dieselben um die eigentliche Uebersetzung der Tausend und Einen Nacht eben so wenig ein Verdienst, als etwa Weisser und Grimm, und neben dem sprachkundigen Uebersetzer Habicht sind die Namen von der Hagen und Schall vox praetereaque nihil. Nicht vielmehr als dieselben versteht vom Arabischen der Franzose Gauttier, dessen orientalische Quacksalberey (worin er die Fußstapfen seines Meisters Langles nur noch weiter austritt) in französischen Zeitschriften zwar mit ironischer Gerte gehörig durchgegeißelt, von deutschen Nachbetern aber bisher als bare Münze angenommen worden *).

---

*) Um, so viel es der Raum und der Zweck dieses Aufsatzes gestattet, nur einige Beyspiele von der Unwissenheit des Herrn Gauttier zu geben, mögen die folgenden, aus seiner Ausgabe der Tausend und Einen Nacht in die obige deutsche aufgenommene Noten genügen. Das Wort Schehrjar, welches ganz falsch Schahriar geschrieben wird (denn ein anderes ist Schah شاه, der Schah, und Schach شا ج, der Ast), wird als Schahriar abgetheilt, als ob riar ein persisches Wort wäre, während, wenn das Wort wirklich ein zusammengesetztes, und nicht ein ausgebildetes ist, und ‚Stadtfreund bedeutet, dasselbe aus Schehr (Stadt) und jar (Freund) zusammengesetzt ist; das persische Wort Schehr, die Stadt, hat übrigens, wie Gauttier und auch Cauffin meint, mit dem arabischen Schehr (der Monat) nichts, als denselben Laut gemein. Schehrsade heißt daher die Stadtgeborne, und Schehrasade die Stadtbefreyte oder Stadtfreye, und keineswegs, wie Scott meint, die Tochter der Gelehrsamkeit. Wer, wie H. Gauttier (I. Bändchen, Note 32), Mekaschefa (die Betrachtung) statt Mukaschefet schreiben kann, beweist, daß er nicht einmal die

Gauttier und Langles, die Herausgeber der letzten französischen Ausgabe der Tausend und Einen Nacht, haben um

---

ersten Formen der arabischen Verba und ihrer Maßdare kennt, indem der erste Vokal der dritten Form durchaus Dhamma seyn muß, was dann gleichgültig u oder o (Mukatelet, Modharebet), aber niemals e lauten kann. Irrig sind auch die Noten 40 und 53, denn das arabische Wort, woher unser Talisman kömmt, heißt nicht talsim, sondern Tilism, und unser Muselmann kömmt nicht aus dem Arabischen, sondern unmittelbar aus dem Persischen, wo die Form Musulmam lautet. Eben so irrig ist im II. Bändchen, Note 1, die Angabe, daß Chalif Statthalter heiße. Der Titel des Beherrschers der Gläubigen ist Chalifet oder Chalife (wie es der Perser und Türke ausspricht), d. i. der Nachfolger oder Stellvertreter, aber keineswegs Chalif, welches bloß ein gefleckes Kleid, eingewickelt, einen Bergpaß und die Achsel des Kamehls und sonst nichts bedeutet (S. Golius, S. 748). Note 3 wird die Fabel nachgebetet, die Kalender seyen Geistliche, von ihrem Stifter Kalenderi so genannt, woran durchaus kein wahres Wort. Die Kalender sind keine Geistliche, und es gibt keinen Stifter Kalenderi; sondern Kalender heißen jene Sofi oder Mystiker, welche einen so hohen Grad des beschaulichen Lebens erreicht haben, daß sie sich über alles Aeußere und die Verachtung der Welt hinaussetzen. Das persische Wörterbuch des Sultans von Aude in sieben Foliobänden IV. B. S. 82 enthält hierüber einen ausführlichen Artikel von acht Zeilen. Note 7 der Koran werde die hehre Lesung genannt asscheryl; was dieses seyn soll, ist unmöglich zu errathen; arabisch ist es einmal nicht. III. Bändchen, Note 11, belehrt H. Gauttier über die periodischen Winde (Mussons), weiß aber nicht, daß dieses das arabische Wort Mewsim sey Bändchen VIII, Note 7: »Der Titel Kodscha bedeutet Herr, Greis und Verschnittener,« alles dieses bedeutet wohl das persische Wort Chodscha (welches in Aegypten Chawadscha ausgesprochen wird), aber nicht das türkische Kodscha, welches bloß alt bedeutet. Band IX: »Pari Banu, zwey persische Wörter, die dasselbe bedeuten,« dieß hat H. Gauttier Hrn. Caussin nachgeschrieben; die zwey Worter bedeuten aber ganz verschiedene Personen, Peri eine Fee, Banu eine Frau. So heißt die Hausfrau Kedbanu (die Gadenbanin). X. Bändchen, Note 2: »Bülbül hesar heißt die tausend Nachtigallen.« Diese Note allein genügt, zu beweisen, daß H. Gauttier nicht einmal die Anfangsgründe des Persischen inne hat. Tausend Nachtigallen heißt auf persisch Hesar bülbül. Umgekehrt heißt bülbüli hesar (mit dem kurzen i des Isafet: die Nachtigall des Tausend. Bülbül-hesar aber, wie es H. Gauttier schreibt, heißt Nachtigalltausend. Von allen dem ist aber im Texte keine Rede, sondern dieses Wort ist nur das abgekürzte Bülbüli hesardasitan, d. i. die Nachtigall von tausend Weisen (Arien). Note 6 wird der Lady Montague der Irrthum nachgebetet, daß Selam (Gruß), einen Blumenstrauß bedeute, welcher, hieroglyphisch gebraucht, nicht anders als Maana (der Sinn) heißt.

dieselbe nicht mehr Verdienst, als Chavis und Cazotte, welche Mährchen, die sie vermuthlich nur vom Hörensagen kannten, nach Belieben verunstalteten. Caussin hat dieß durch seine Landsleute begangene Verbrechen beleidigter Majestät des Orients in den Zusätzen der beyden letzten Bändchen seiner Ausgabe durch Herstellung nach dem Urtexte einiger Maßen gut gemacht. Scott hat das Verdienst, seine englische Ausgabe der Tausend und Einen Nacht mit vor ihm unübersetzten Mährchen ergänzt zu haben, welche in der obigen deutschen Ausgabe das XI. Bändchen füllen. Die zehn ersten enthalten die Uebersetzung Galland's; das XII. und XIII. die Ergänzungen Caussin's und Gauttier's; das XIV. und XV. die aus der tunesischen Handschrift von Hrn. Dr. Habicht übersetzten Mährchen. Sollte diese von der Max'schen Buchhandlung in der guten Absicht, der deutschen Lesewelt die Gesammtheit aller in den verschiedenen Exemplarien der Tausend und Einen Nacht enthaltenen Mährchen übersetzt zu liefern, erreichen, so müßten zu den funfzehn Bändchen noch fünf andere hinzukommen, welche die von Hammer ins Französische, und aus dessen französischer Uebersetzung von Zinserling ins Deutsche übersetzten Mährchen enthielten, um auf diese Art die ganze Sammlung aller Mährchen der Tausend und Einen Nacht zu vervollständigen. Das von den Uebersetzern in ihrem Vorworte ausgesprochene ausschließende Verdammungsurtheil über die letzten war also um so mehr voreilig und unbefugt, als bey der Erscheinung dieses ersten Bändchens auch nur bloß der erste Band der Cotta'schen Ausgabe erschienen war, und ein vollgültiges Urtheil über das Ganze doch erst nach dem Erscheinen der beyden anderen Bände gefällt werden konnte, und als die in der Cotta'schen Ausgabe enthaltenen Mährchen die aus der tunesischen Handschrift genommenen an Fülle und Geist, an Kraft und Lebendigkeit bey weitem übertreffen.

Da hier zu längeren Beyspielen nicht Raum ist, sey, als das kürzeste, der Schluß der beyden Handschriften (der aus Kairo und der aus Tunis stammenden), als charakteristisch fürs Ganze, einander gegenüber gestellt. Die Leser, deren Bekanntschaft mit dem leichtfertigen Eingange der Tausend und Einen Nacht, nämlich mit den galanten Abenteuern, welche die beyden königlichen Brüder erlebten, vorausgesetzt wird, mögen nun selber urtheilen, ob jenem erfindungsreichen Eingange die dürre Erschlaffung und der alltägliche prosaische Ausgang der tunesischen Handschrift oder der Kairinischen eben so geistreiche als unerwartete Wendung, welche unter Tausenden auch nicht Einer erriethe, besser entspreche. Daß nach durcherzählter Tausend und Einen Nacht der König der Erzählerin nicht den Kopf abschlagen lassen,

sondern dieselbe mit dem Leben begnadigen werde, weiß auch jedes Kind im voraus, welches die Tausend und Eine Nacht zu lesen anfängt, und es bedurfte also nicht großen Scharfsinns von Seite Gallands, solchen Ausgang, auch ohne das Ende der Handschrift zu besitzen, anzugeben; aber weder er noch irgend jemand Anderer konnte den so vollkommen im Geiste des Ganzen gedichteten Grund errathen, aus welchem der durch die letzte Geschichte bis zum Tode gelangweilte Sultan den Tod der Erzählerin anordnen, und ihr hernach dennoch, aber aus ganz anderen Rücksichten, das Leben schenken werde.

Nach der tunesischen Handschrift.

Der König war sehr verwundert über diese Begebenheit, und sie (Scheherasade) fuhr dann weiter fort: »Du konntest also, o großer König, dich über das verwundern, was dir von den Weibern zugestoßen war, während doch den Königen vor dir noch Schlimmeres widerfahren ist! Ich könnte dir noch viel mehr ähnliche Sachen erzählen; allein das würde zu lange aufhalten und dich ermüden. In dem bereits Erzählten ist Lehre und Warnung genug für den Verständigen.«

Als der König Schacherbaas *) sie angehört hatte, fühlte er, daß ihre Unterhaltung von großem Nutzen für ihn gewesen wäre. Sein Herz war reiner und sein Verstand ruhiger geworden. Er kehrte zur Reue zurück, und tröstete sich damit, daß anderen Königen vor ihm noch Schlimmeres begegnet wäre. »Was aber Scheherasade anbetrifft,« sprach er, »so findet man nirgends jemanden, der ihr gleicht. Gepriesen sey Gott, der sie zum Mittel ausgewählt hat, meine Unterthanen zu befreyen.« Hier erhob er sich von seinem Sitze, und küßte das Haupt Scheherasadens, worüber sie und ihre Schwester Dinarsade außerordentlich erfreut war.

Nach der cairinischen Handschrift.

Als Schehersade auf diese Weise ihr Mährchen geendigt, und keine Lust hatte, ein neues anzufangen, stand sie auf, warf sich vor dem Sultan von Indien nieder, und sprach: König der Zeit, großer Monarch dieses Jahrhunderts, deine Sklavin hat dir jetzt in Tausend und Einer Nacht Mährchen aller Art erzählt, unterhaltende und belehrende, Geschichten und Anekdoten

*) Mit welcher Konsequenz dieselben drey Buchstaben Sch, h, r, nämlich Schehr, in dem Namen der Erzählerin Scheher und in dem des Königs Schacher geschrieben werden, warum das Feth dort e und hier a, warum das He dort h und hier ch lautet, ist wahrhaftig nicht zu begreifen.

in Prosa und in Versen. Ist es damit nicht genug, und beharrst du noch auf deinem gestrigen Entschlusse? — Es ist genug, sprach der Sultan von Indien; man schlage ihr den Kopf ab, ihr letztes Mährchen vorzüglich hat mir ganz besonders schreckliche Langeweile gemacht.

Scheherfade gab hierauf der Amme ein Zeichen, und diese brachte drey Knaben herein, mit denen Scheherfade vom König während ihres Erzählens in der Tausend und Einen Nacht drey Mal in die Wochen gekommen war. Das eine von diesen Kindern konnte schon allein gehen, das zweyte kroch, und das dritte hing noch am Busen der Amme. Sie stellte diese Kinder vor den Sultan von Indien hin, und warf sich dann zur Erde nieder.

Großer König, sprach sie, dieß sind deine Kinder! ich flehe, daß du mir aus Liebe zu ihnen, und nicht meiner Mährchen wegen das Leben schenkest. Denn wenn du sie ihrer Mutter beraubst, so werden sie Waisen seyn, und kein Weib finden, das für sie das Herz ihrer Mutter hätte. — Bey diesen Worten drückte sie ihre Kinder an ihren Busen, und vergoß einen Strom von Thränen.

Der Sultan war bis zu Thränen gerührt; er umarmte seine Kinder, und sprach: Bey Gott! Scheherfade, ich verzeihe dir aus Liebe zu diesen Kindern; denn ich sehe, daß du eine gute Mutter bist. Ich verzeihe dir! Gott ist mein Zeuge!

Scheherfade küßte ihm die Füße, und war außer sich vor Freude. Gott gebe dir ein langes Leben, sprach sie, und Macht und Glückseligkeit ohne Ende.

Die Freude verbreitete sich sogleich im ganzen Pallaste. Es war eine große Nacht, diese Tausend und Eine. Sie wurde unter Vergnügungen und Freudensbezeugungen hingebracht.

Den Tag darauf ließ der König einen großen Divan versammeln, und bekleidete Scheherfade's Vater, den Wesir, mit einem prächtigen Ehrenkleide. Möge der Himmel, sprach er dabey zu ihm, dir das Verdienst lohnen, das du dir um den Staat und um meine Person dadurch erworben hast, indem du den Zorn hemmtest, mit dem ich gegen die Töchter meiner Unterthanen wüthete. Deine Tochter, die mir schon drey Knaben geboren hat, ist meine Gemahlin.

Hierauf befahl er, die ganze Stadt zu erleuchten, und Freudensbezeugungen anzustellen. Die Trommeln wirbelten, die Trompeten schmetterten, und die Taschenspieler stellten sich auf die öffentlichen Plätze, um das Volk mit ihren Streichen zu belustigen. Dreyßig Tage lang dauerten diese Festlichkeiten, und während dieser Zeit konnte Jedermann frey bey Hofe speisen.

Der König ließ unter die Reichen Geschenke, und unter die Armen Almosen austheilen, und herrschte noch lange Jahre glücklich, bis er vom Tode überrascht wurde, der aller irdischen Glückseligkeit ein Ende macht.

* * *

Der Schluß der zweyten Uebersetzung scheint uns weit mehr im übrigen Geiste des Originals, und der der tunesischen Handschrift bloß eine lahme Nachahmung des früheren Schlusses zu seyn, welchem der Nachahmer, dadurch, daß er ihn zu vereinfachen glaubte, Kraft und Saft benahm. Liebhaber von Mährchen, für welche die Tausend und Eine Nacht keiner Empfehlung bedarf, werden keine von beyden Uebersetzungen ungelesen lassen, und in dem oben geäußerten Wunsche einstimmen, daß auch jene Mährchen aus der Cotta'schen Ausgabe der Mar'schen einverleibt werden mögen. Diese letzte hat aber vor jener für den Orientalisten einen weit höheren Werth durch die beygefügte Ausgabe des arabischen Textes der tunesischen Handschrift, von welcher bisher das erste Bändchen (welches mit der 71sten Nacht endet) erschienen ist, und welchem Hr. Dr. Habicht ein Wörterverzeichniß von 239 in den Wörterbüchern, und besonders im Golius fehlenden Wörtern, beygegeben hat, von denen aber mehrere gar nicht in die arabischen Wörterbücher gehören, weil sie persisch oder türkisch, und nur in der ägyptischen Volksmundart gäng und gäbe sind [1]).

Außer dem Verdienste dieser ersten Ausgabe des Textes der Tausend und Einen Nacht in Europa (die zu Kalkutta i. J. 1818 in zwey Oktavbänden erschienene scheint nicht vollständig zu seyn, und ist, wenn auch vollständig, so gut als für Europa gar nicht vorhanden) hat Hr. Dr. Habicht um die Uebersetzung Galland's und anderer noch das Verdienst der deutschen Uebersetzung, die von ihnen ausgelassenen Bruchstücke von Gedichten eingeschaltet zu haben. Orientalisten, welche, wie Hr. Klaproth, keinen Sinn für orientalische Poesie haben, werden zwar nicht ermangeln, den beyden deutschen Uebersetzern der hier angezeigten Fortsetzungen der tausend und Einen Nacht den Vorwurf zu machen, daß sie sich mit etwas Besserem, als mit der Uebersetzung arabischer Verse hätten beschäftigen können [2]).

---

[1]) Dergleichen sind Enbu enbu (das persische enbuh enbuh), welches keineswegs der nachgeahmte Laut des Brüllens der Kühe und Ochsen ist, sondern viel und stark bedeutet. Tschewkan (woher das ungrische Csakan und das byzantinische Τζυκανιστηριον, d. i. der Platz zum Maillespiel) ist persisch und nicht türkisch, so auch Chasnedar, vom Persischen Chasne Γαζα.

[2]) So meint Hr. Klaproth in seiner letzten mongolischen Streitschrift wider Hrn. Schmidt in Petersburg; Herr von

Nichts desto weniger werden ihnen Leser, welche nicht immer trocken belehrt, sondern auch manchmal angenehm unterhalten seyn wollen, für die genommene Mühe Dank wissen, so wie Hrn. Humbert, welcher in seiner vortrefflichen arabischen Blumenlese schon viele der in der Tausend und Einen Nacht enthaltenen Verse eben so treu als geschmackvoll übersetzt hat. Prosaische Knochenmänner mögen immer als Vogelschrecke auf dem schönen Saatfelde orientalischer Philologie dastehen, die dichterischen Vögel (welche die alten Perser Zungen der Götter nannten) werden sich hoffentlich dadurch nicht abschrecken lassen, ferner noch der grünen Flur und der goldenen Saat zu genießen.

Damit jedoch auch buchstabenklaubende Philologen in dieser Anzeige etwas zu knacken finden mögen, wollen wir gelegenheitlich der durch die ganze deutsche Uebersetzung der Max'schen Ausgabe fortlaufenden Schreibweise arabischer Laute und der meistentheils irrigen Aussprache, arabischer Wörter, über diese beyden großen Steine des Anstoßes etwas ausführlicher reden, und dazu auch etwas weiter her ausholen. Der wesentlichere dieser beyden Gegenstände ist die wahre Aussprache, der gleichgültigere die Art, wie ein Jeder die arabischen Laute in einem immer mehr oder weniger mangelhaften Alphabete nachschreibt. Ueber den letzten Punkt werden trotz aller Volney'schen Preise nicht einmal die Orientalisten eines einzigen Volks, viel weniger die Geschicht- und Reisebeschreiber aller Nationen jemals unter Einen Hut gebracht werden können. Es läßt sich gar nicht denken, daß z. B. die brittischen Orientalisten in Indien jemals mit denen in England orientalische Namen auf gleiche Weise schreiben, noch weniger aber, daß beyde jemals sich dem Preisausspruche einer französischen Akademie über die tauglichste Weise, orientalische Namen mit europäischem Alphabete zu

---

Hammer hätte lieber mongolische Geschichten aus Raschideddin als Motenebbi's Divan ins Deutsche übersetzen sollen, und aus prosaischer Knochenverwandtschaft hat Hr. Schlosser diese Aeußerung in den Heidelberger Jahrbüchern liebevoll nachgedruckt, wiewohl beyde sehr wohl wußten, daß sich zu Wien keine Handschrift Raschideddins befinde. Indessen mag diese mongolische Zumuthung eher ungerügt hingehen, als die in der gedachten Streitschrift S. 21 befindliche, eben so hämische als hochmüthige, beleidigende lächerliche Note, wo die Aufnahme von Hrn. Schmidt's Gegenrede auf Hrn. Klaproth's Aufsatz in den Fundgruben als Ursache der Nichtunterstützung dieser Zeitschrift von Seite der Regierung angegeben wird, als ob, wenn der Herausgeber der Fundgruben sich in mongolischen Sachen keines Urtheilsspruchs anmaßt, die österreichische Regierung hierinnen zu Gunsten Hrn. Klaproth's ein Urtheil erkannt haben könnte!!

schreiben, fügen sollten. Hierinnen wird es wohl immerhin quot capita tot sententias geben Wenn diese Verschiedenheit der Schreibweise orientalischer Namen mit europäischen Lauten immerhin also eine von der Mannigfaltigkeit des Gehörs und der Sprachwerkzeuge der Nationen und Individuen abhängige unendliche bleiben dürfte, so ist's jedoch mit der wahren Aussprache der umgekehrte Fall, weil nur die durch die Wörterbücher der Perser und Araber klar bestimmte und festgesetzte Betonung der Konsonanten mit Vokalen die wahre Aussprache, und die andere davon abweichende eine irrige ist. Viele orientalische Namen sind sowohl in England als in Frankreich seit langem in falscher Aussprache gäng und gäbe, und in Deutschland getreu nachgebetet worden. In Deutschland trägt Reiske die größte Schuld solcher verderbter Aussprache, in Frankreich fällt vieles dem Herbelot zur Last; noch mehr aber den seit dem ägyptischen Feldzuge Napoleons nach Paris eingewanderten Mameluken und Koften, welche die ägyptische verderbte weiche Aussprache und falsche Betonung der Konsonanten gerne für die wahren ausgeben möchten. So geschieht es denn, daß französische Orientalisten und Deutsche, die, um die arabische Aussprache zu erlernen, nach Paris gewandert sind, die fehlerhafte Aussprache und Betonung von Kathedern und in Lehrbüchern als die wahre wiederholen, und solchen Irrthum immer weiter verbreiten. Der Schreiber dieser Zeilen legt hiermit das Bekenntniß offener Schuld ab, selbst lange auf Autorität seines Freundes, Freyherrn Silvestre de Sacy's, mehrere persische und arabische Wörter ganz irrig nachgeschrieben zu haben, wie z. B. Firdusi statt Firdewsi, Dimna und Kolaila statt Demne und Kelile, Chosru statt Chosrew, Ibn Chilkan statt Ibn Challekan, Bowaih statt Buje u. s. w., bis er sich durch genaues Studium arabischer und persischer Wörterbücher, welche die wahre Betonung Buchstab für Buchstab angeben, sich von der richtigen Aussprache dieser Wörter überzeugt, und seitdem dieselbe befolgt hat. Wiewohl es wahr ist, daß für den Etymologen die Vokale (wenn sie nicht Wurzelbuchstaben) ganz gleichgültig, und die verwandten Buchstaben, wie z. B. die unter einander verwechselten Lippenlaute, Zahnlaute und flüssigen Eins sind, so findet die Anwendung dieses etymologischen Prinzips doch keineswegs in dem Gebrauche der schon ausgebildeten Formen und unwiderruflich festgesetzten Regeln der Betonung Statt. Wenn also für den Etymologen a, e, i, o, u (wenn nicht Wurzelbuchstaben) alles Eins sind, so ist hingegen der wahre Gebrauch dieser Vokale durch die Wörterbücher in den gäng und gäben Formen der

Sprache auf das genaueste bestimmt, und nur die einzige Verwechslung des o mit u oder des u mit o, kann als gleichgültig betrachtet werden, nicht aber die des a mit e oder des e mit a; weil die Aussprache des Feth als a oder e durch die Härte oder Weiche des Konsonanten bestimmt wird, und noch weit weniger kann die Verwechslung des i mit e gestattet werden. Von den drey Vokalen der Araber, Perser und Türken lautet das Feth a oder e, je nachdem es einen harten oder weichen Konsonanten betont, das Dhamma gleichgültig o oder u, das Kesr aber immer i. Es ist also eine ganz irrige ägyptische Aussprache, statt Kaschif zu schreiben Kaschef, denn nach derselben Analogie müßte Hafis als Hafes geschrieben und gesprochen werden *). Die Aegypter, welche das i oft wie e lauten lassen, sind ganz in demselben Falle mit dem gemeinen Sachsen oder Oesterreicher, welcher das i als e ausspricht, und statt Pirna, Perna, statt Kirschen, Kerschen sagt. Wer wird behaupten wollen, daß jene sächsische oder österreichische Volksaussprache die richtige sey, und wie würde man einem reisenden Morgenländer ins Gesicht lachen, wenn er die Namen der Oerter und Personen, so wie er sie vom Fuhrmanne oder Gastwirthe gehört, aufschriebe, und ihre Aussprache als die einzige wahre angäbe. Ganz in diesem Falle sind die französischen und deutschen Orientalisten, welche in ihren Büchern ägyptischer verderbter Volksaussprache nachschreiben. Es ist daher einer der größten Irrthümer, wenn Hr. Dr. Habicht das Dschim, weil es in Aegypten vom Volke als g ausgesprochen wird, seines wahren Lautes (wie das italienische g vor e oder i) berauben will, und Negar statt Nedschar u. s. w. schreibt. Hätte er den Koran von den dazu bestimmten Lesern zu Konstantinopel und zu Kairo lesen gehört, so würde er in der Aussprache der Konsonanten und in der Betonung derselben keinen andern Unterschied gefunden haben, als den größerer oder minderer Rauhheit, aber keineswegs ein g statt eines dsche, oder ein e statt eines i. Eben so irrig, als die Vertauschung des dsche mit g ist die des he, des leisesten Hauchlautes mit dem stärksten, nämlich mit ch, oder die des gelindesten Sauselautes mit dem zusammengesetzten z (ts). Wenn der gemeine Aegypter das persische Wort Schah als Schach ausspricht, so ist's, weil er es in seiner Unwissenheit mit der arabischen Wurzel schachch vermengt; aber es ist

*) Doppelt fehlerhaft ist's, statt i ein doppeltes a zu schreiben, wie französische Orientalisten Dhoul-kaade statt Sil-kide, und Dhoul-hadjet statt Sil-hidschet, oder z. B. hidschet (die Wallfahrt) mit hudschet (gerichtliche Urkunde) zu vermengen.

durchaus nicht wahr, daß er in ursprünglichen arabischen Worten zwischen den drey Hauchlauten (dem sanften h, dem scharfen h und dem ch) keinen Unterschied macht. Linde spricht er Schehr (die Stadt), scharf Schahr (den Namen der arabischen Landschaft) und Schachr (die Schwierigkeit). So sagt er dehere (incidit in malum), dahara (propulit) und dachara (parvus fuit). Nach dem beliebten Amalgamisations-Prozesse der obgedachten irrigen Aussprache und Schreibweise würde für alle diese drey verschiedenen Wörter bloß Schachr und dachara geschrieben, und folglich alle drey in eins zusammengeworfen werden. Aber selbst an die ägyptische Aussprache halten sich die Herren nicht. Wer hat nicht vom Elfibeg gehört, so genannt, weil er um tausend (Elf) Dukaten als Sklave gekauft worden war, und doch steht in der Vorrede des ersten Bändchens S. XX Alef leilet (tausend Nächte), als ob Alef der erste Buchstab des arabischen Alphabets und das arabische Elf (tausend) eines und dasselbe wären. Eben so gefehlt (wenn gleich langst in Europa eingebürgert) ist Harun Raschid statt Harun Reschid. Reschid (den Ton auf der zweyten Sylbe) ist der Name des Chalifen und der Stadt (Rosette); Raschid (mit dem Tone auf der ersten Sylbe) ist der Name eines berühmten türkischen Historiographen und eines Reis Efendi. Hr. Dr. Habicht sucht die Schreibart des linden h durch ch nach einem Vokal aus dem Grunde zu rechtfertigen, weil das h im Deutschen nach Vokalen oft als bloßes Dehnungszeichen gar nicht lautet; allein dieser Besorgniß wäre durch ein Wort von Erinnerung an den Leser, daß in arabischen Wörtern das h niemals als Dehnungszeichen gebraucht werde, sondern stets seinen Hauchlaut behalte, leicht abgeholfen. Da ein nichtlautender oder bloß als Dehnungszeichen gebrauchter Buchstabe, wie das h hinter Vokalen, im deutschen Alphabete immer ein idiotisches Gebrechen desselben bleibt, so ist's unrecht, dasselbe auch in die Schreibweise fremder Wörter, deren Sprachen dieses Gebrechen fremd ist, zu übertragen. Doppelt gefehlt ist das h in dem Worte Mahmun statt Mamun; denn erstens, wie soll der Leser errathen, ob das h hier gar nicht lautet, oder ausgesprochen werden müsse, wie in dem Worte Mahmud; zweytens ist das Elif im Worte Mamun nicht nur nicht gedehnt, sondern vielmehr mit einem Hemse bezeichnet (welches auf dem Elif immer e und nicht a lautet), und die richtige Aussprache ist also Memun wie Mesun (erlaubt), Memur (bestimmt), Mekul (gegessen), von den Wurzeln esene, emere, ekele, und selbst kein Aegypter wird diese Participien jemals Masun, Mamur und Makul aussprechen. Nach Hrn. Habichts

Schreibweise müßte das Wort Memul (gehofft) von der Wurzel emele, Mahmul geschrieben werden; spricht der Leser das h aus, so heißt es getragen (von der Wurzel hamele), spricht er es nicht aus, so liest er es gedehnt als Maamul (gewirkt, von der Wurzel aamele mit einem Ain). Die französischen Orientalisten und die deutschen, welche den das Elif dämpfenden E-Laut des Hemse nicht kennen, und denen die Aussprache des Feth als a oder e gleichgültig erscheint, nennen es Hamsa, und machen daher keinen Unterschied zwischen dem Hemse, diesem squeeze des arabischen Alphabetes, und dem Helden Hamsa (oder richtiger Hamse), dessen Thaten der Stoff so vieler arabischer Ritterromane; sie wissen nicht, daß das Feth über dem He (welches ein weicher Buchstabe) als e, über dem Ha aber (welches ein harter Buchstabe) immer als a ausgesprochen werden müsse. Es wäre leicht, die Beyspiele der Zweydeutigkeiten, die aus solcher fehlerhaften Verwechslung des e und a entstehen, hier ins Unendliche zu vervielfältigen. So schreiben sie Abubakr statt Abubekr, dieses heißt der Vater des Mädchens, und jenes der Vater der Kuh. Sie schreiben Hakim statt Hekim, während jenes einen Befehlshaber, dieses einen Weisen bedeutet; Wali statt Weli, wovon jenes der Statthalter, dieses der Freund heißt; Fakr statt Fikr, wovon dieses den Gedanken, jenes ein Bein des Rückenwirbels bedeutet u. dgl. m. Der Schreiber dieser Zeilen ist auch in Aegypten gewesen, und hat Gelegenheit genug gehabt, mit Türken und Persern zu sprechen, um über ihre Aussprache ein befugtes Wort mitzureden; aber es wird ihm nie einfallen, die Volksaussprache von Kairo, Konstantinopel und Tehran als das Muster der wahren türkischen, arabischen oder persischen ausstellen zu wollen. Nur die Wörterbücher, in welchen die Betonung jedes Buchstaben genau angegeben ist, können als der Richterstuhl gelten, von dessen Entscheidung kein weiterer Zug des Prozesses Statt hat. Der Kamus im Arabischen und die großen Ferheng im Persischen (besonders der jüngste und vollständigste derselben vom Sultan Aude's in sieben Foliobänden) sind hier die entscheidenden Stimmen, und nicht Reiske oder Herbelot, oder ihre Nachbeter, die französischen und deutschen Orientalisten. Zum Schlusse dieser Anzeige muß Recensent nur noch von der deutschen Uebersetzung der Cotta'schen Ausgabe bemerken, daß dieselbe von dem schon früher im Morgenblatte durch den Recensenten zurecht gewiesenen Herrn Zinserling verfaßt, der französischen Hammer'schen am Sinne nur hier und da

etwas veruntreut hat, wo Z. des Französischen nicht genug mächtig, den Text gar nicht verstand, wodurch manchmal ganz sonderbare Mißverständnisse entstanden sind. Eines der lacherlichsten im II. Theile S. 324. Die Prinzen landen auf einer Insel, um dort Wasservorrath einzunehmen; pendant qu'ils y firent de l'eau übersetzt H. Z. eben so richtig als geschmackvoll: »indem sie hier ihr Wasser abschlugen!!!« Die Uebersetzung wimmelt nicht nur von Gallicismen, sondern auch von französischen Wörtern, wie: Metier, Chirurgus, Elevin, Gouvernantin, Butike, Tallie, Teint u. s. w. Deßhalb heißt es im Vorberichte des französischen Uebersetzers: »Der Leser findet hier nicht das Abbild des Origi»nals, wie es im Spiegel der französischen Uebersetzung zurück»geworfen erschien, sondern nur aus diesem ersten Spiegel in dem »zweyten der deutschen Uebersetzung wieder abgespiegelt, in wel»chem zwar keine Arabismen der Sprache, aber desto mehr »Gallicismen zu erkennen seyn dürften, und daher nothwen»diger Weise minder klar und deutlich, und um so mehr vom »Texte abweichend, als schon die französische Uebersetzung bey »weitem keine wörtliche, sondern eine freye nach dem Beyspiele »Galland's war.« Deßungeachtet ertheilt Hr. Dr. Habicht in seinem Vorworte des arabischen Textes dieser Uebersetzung das glaubwürdigste Zeugniß in folgenden Worten: — »welche Hr. »J. von Hammer so treu (die Bescheidenheit verbeut dem Rec. »das weitere Lob hier einzuschalten) übersetzt hat, daß ich in mei»ner arabischen Handschrift fast Wort für Wort wiedergefunden »habe, obgleich dieses Werk erst die Uebersetzung einer Ueber»setzung ist.« J. v. Hammer.

Art. II. *The History of Fiction:* being a critical account of the most celebrated works of Fiction. By *John Dunlop.* Vol. II.

(Weitere Fortsetzung des m XXIX. und XXXI. Bande enthaltenen Aufsatzes über die Romane von der Tafelrunde, und von Karl dem Großen.)

Diese Werke bilden die dritte und letzte Klasse der Original-Erzeugnisse der Romantik der Vorzeit. Das religiöse Prinzip, welches der Mittelpunkt der Romane von Graal und der Tafelrunde war, das politische, in den Massen der zweyten Klasse, der Bücher von Karl dem Großen, vorherrschend und wesentlich; beyde ziehen sich allmälich beym Eintritt der neueren Geschichte in andere Sphären zurück aus dem heiteren Gebiet der Poesie, wo sie sonst heimatlich waren. Sie ließen jedoch Außenwerke und Trümmer übrig stehen. Diese gaben noch Stoff genug zu unabsehlich weitläuftigen locker aufgeführten Gebäuden.

Amadis mit seinen Nachkommen irrt in einer rein idealen

Welt umher, einer Welt voll bunter Hirngespinste der Willkür, wo, wegen Abwesenheit eines durchgreifenden Prinzips für alle Personen und alle Begebenheiten, es völlig der Laune der Generationen der Dichter überlassen bleibt, ob, wann und wie Mitte und Ende dieser fahrenden Ritterschaften eintreten werde. Wo keine innere Nothwendigkeit ist, da ist auch kein Kreislauf und kein natürlicher Schluß. Es scheint, daß erst zugleich mit der Theilnahme der Lesewelt an dem Geschlecht des Amadis dieses selbst ausgestorben sey, welches natürlich mit der Zeit zusammen trifft, wo der wackere Don Quixote die phantastische Hoheit seines Romanhelden aus dem Nebellande des Scheins in die wirklichen eckigen Verhältnisse unserer Erde übertragen will; er, eben ein solcher hagerer Held auf dürrem Rosse in der realen Welt, wie sein Büchervorbild ein zerfließendes formloses Gebild und Inbegriff aller Tugenden in der idealen. Obgleich durch den Mangel eines gemeinschaftlichen Mittelpunktes die Romane der dritten Klasse an Werth und Bedeutung weit den beyden früheren nachstehen, so haben doch die Dichter zum Ersatze dafür den jedesmaligen Helden derselben eine sie beseelende und begeisternde Liebe zu irgend einer Prinzessin beygegeben, wodurch denn alle Großthaten ausgeführt werden, und die riesenhaften Gefahren überwunden. In Beziehung hierauf, sagt Don Quixote I. Kap. 13: »Ich sage es ist unmöglich, daß es einen irrenden Ritter ohne Dame geben könnte, denn ihnen ist es so eigen und natürlich, verliebt zu seyn, als dem Himmel, Sterne zu haben; es ist zuverläßig, daß es keine Historie gibt, in der ein irrender Ritter ohne Liebe vorkäme, ja selbst, wenn es einen solchen geben sollte, so ist er kein rechtmäßiger Ritter, sondern für einen Bastard zu erkennen, der in die Burg der genannten Ritterschaft nicht durch die Thür eingegangen, sondern wie ein Straßenräuber und Mörder durch das Fenster eingestiegen ist *).« Eine solche persönliche Liebe stand freylich in jedem Betrachte sehr nach der Begeisterung für den Glauben und für unser Verhältniß zum Vaterlande; so etwas mochten die Verfasser wohl fühlen, und suchten deßhalb eine größere Höhe in ihrem Kreise zu erreichen durch Ueberverfeinerung der Liebe zu einem im reinen Aether taumelnden Schmachten und Sehnen, kurz zu dem, was man wohl für die zarteste platonische Liebe ausgegeben hat. Auch hier plumpt Don Quixote aus »den Bildern des goldenen Traums« kopfüber in die massive Wirklichkeit. Die »schönste Dame in aller Welt, die Kaiserin von la Mancha, die unvergleichbare Dulcinea von Toboso« ist ein bloßes Gedankending; und

*) S. Evangel. Johannes 10, 1 und über Perceforest II. f. 109', r. col. 1.

»Der rauhen Wirklichkeit zum Raube.
Was einſt ſo ſchön, ſo göttlich war,«

wird dieß zu einer groben Bauerndirne, welche Getreide fegt, Kornſacke auf Eſel ladet, wie der ſtärkſte Großknecht im ganzen Dorfe, Schweinepökelfleiſch einmacht, und keinen Strom von Wohlgeruch noch lieblichen Duft empfinden läßt, ſondern das Gegentheil davon.

Neben der Liebe waren zweytens die ſchweren Pflichten und großen Verdienſte eines irrenden Ritters dasjenige, deſſen Bewußtſeyn jeden Helden durchdrang und zu den Thaten anfeuerte. Dieſe Pflichten und Verdienſte finden wir gleichfalls im Don Quixote bis auf die geringfügigſten Kleinigkeiten herab aufgezählt, I. Kap. 13; I. Kap. 47 — 50 und a. a. O. Die Errettung der Elenden und Hülfsbedürftigen durch die fahrenden Ritter »Gottes Diener auf Erden, ſein Arm durch den er ſein Recht ausübt«, die Verpflichtung, ſich in bedrängter Zeit der Beſchwer und Tragung irrender Waffen zu unterziehen, um Unrecht zu vernichten, den Witwen beyzuſtehen, Jungfrauen zu beſchützen, die mit ihren Reitpeitſchen auf ihren Zeltern umherirren, und als vollkommene Jungfrauen über Hügel von Berg zu Berg, von Thal zu Thal ſchweifen, Rieſen und Ungeheuer zu züchtigen (D. Quix. I. K. 13 und I. K. 9), dieß und ähnliches iſt Beruf und Freude des Geſchlechtes der Amadis. Wir ſehen, daß auch dieß herüber genommen iſt aus der erſten und zweyten Klaſſe der Romane: in der dritten jedoch in ein leeres Kinderſpiel mit Suchen und Finden von Abenteuern ausartet. Darum trifft denn nun auch Don Quixote, indem er in dieſe Ritterpoeſie hinein reitet, überall auf Prügel und blaue Flecken, ſtatt auf Wunden und Schwerter, auf wandernde Freudenmädchen, ſtatt auf bedrängte Jungfrauen, auf zu Galeerenſtrafe verurtheiltes Geſindel und Polizeybeamte, ſtatt auf Rieſen und böſe Zauberer, auf Schafherden ſtatt auf kämpfende Heere. Wer ſich, ohne einen Stützpunkt zu haben, ganz einheimiſch macht in dieſem erträumten Lande voll von Geſchöpfen einer müßigen und unſtäten Einbildungskraft, wie Don Quixote, der muß freylich, trotz ſeiner redlichen Meinung, ſeines guten Willens und ſeiner Begeiſterung für Gerechtigkeit, in einen Zuſtand von Blindheit und Verwirrung gerathen, wo das Uebermaß der Anforderungen an die Welt, und die Ueberſchätzung eigner Kräfte ihn in den Schmutz der Gemeinheit hinabziehn, und die Verhöhnung ſeines wahnſinnigen Dünkels ihn beſtraft.

Hiermit glauben wir das Verhältniß angedeutet zu haben, worin die unendliche Menge der Amadis-Romane uns zu den früheren zu ſtehen ſcheint, und zugleich den Geſichtspunkt ange-

geben, von welchem aus der Don Quixote im rechten Licht gesehen wird. Das Werk des Cervantes bildet wirklich den Schlußstein der ganzen Gattung, und nach Büchern wie die Sonnenritter, der Florisel, der Belianis u. a. konnte nur dadurch, daß diese ganze Art der Romane bis auf die höchste Spitze, wo sie umschlagen mußte, getrieben wurde, sie ihr Ende für immer finden. Uebrigens war Cervantes nicht der einzige, welcher die Amadis zum Gegenstand der Parodie gemacht; in Frankreich erschien von dem Hauptmann Flegeton, einem Mitgliede der Gesellschaft der Entflammten (société des Enflammés): *La Cryselia de Lidaceli*, famosa y verdadera historia de varios acontescimientos de amor y armas, con graciosas digressiones de encantamientos y coloquios pastoriles. Die französische Uebersetzung ist vom Jahre 1609, Paris, 8. S. Bibl. d. Rom. 1785, Juin p. 1. Auch dieß ist eine Satyre auf den gedunsenen und aufgestelzten Styl und den widernatürlichen und abgeschmackten Inhalt der in Frankreich einheimisch gewordenen spanischen Amadis-Bücher. Aber der Erfolg dieses Werkes war freylich unendlich gering verglichen mit dem des D. Quixote, welcher sich bald in Aller Händen befand.

Wenn man die Urtheile berühmter Gelehrten anderer Fächer über die Amadis-Romane liest *), so muß man sich in die Zeit vor dem dreyßigjährigen Kriege recht lebhaft versetzen, um sich einiger Maßen die Sache zu erklären. Der Vorwurf, die Amadis-Bücher hätten das Sittenverderben befördert, beweist nur, wie unbekannt jenen berühmten Theologen und Moralisten die wirklich verführerischen Novellen, Gedichte und Romane der Italiener und Franzosen geblieben. Sonst würden sie die hier weniger begründeten Schmähungen für eine schicklichere Gelegenheit benützt haben. Treffender mochte damals der Tadel seyn, den besonders Lipsius ausspricht, daß die Leute durch die Darstellung von Charakteren wie Urganda, Alquife, Arkelaus, zum Glauben und Ausüben der Magie verführt würden! Eine Ausstellung, welche jetzt nur Lächeln erregen kann, wo wir durch unsere neuesten Romantiker an ganz ärgere Teufeleyen gewöhnt sind, ohne uns davon rühren zu lassen.

Wir schließen diese Einleitung mit einer Bemerkung. Da diese Gattung von Romanen auf imaginärem Boden ruht, und sich von Geschichte und Sage völlig los gemacht hat, so steht sie

*) Man findet diese Urtheile neben einander gestellt bey Machado Bibl. Lus. 3. p. 775, und besonders bey Placcius Theatr. An. et Pseud. Nr. 2497 und Nr. 2731.

dadurch in Verwandtschaft mit den kleinen und einfachen Dichtungen, welche wir Märchen nennen. In diesen werden auch nur die allgemein menschlichen Verhältnisse berührt, und der Unterschied der Zeit und des Raums ist aus ihnen verschwunden. Bey ihrer Anspruchlosigkeit erfreuen die bessern Märchen sich einer Tiefe, welche leider unsern bändereichen Romanen gar sehr fehlt. Als gemeinschaftlicher Gegensatz beyder ist zu betrachten die Novelle. Sie ist an Zeit und Ort genau gebunden, und das ist auch der Grund, warum die Novellensammlungen meist in einen Rahmen eingefaßt sind.

Die unübersehliche Menge der zum Kreise des Amadis gehörigen Romane ist eine Zeitlang sprichwörtlich gewesen; und Don Quixote nennt II. K. 1 die Familie des Amadis von Gallien unzählig *) (del *inumerable* linage de Amadis de Gaula). Wir wollen in chronologischer Ordnung fortschreitend versuchen, in bündiger Kürze eine literarische Uebersicht zu geben. Benutzt sind dabey die meisten der von Ebert B. L. Nr. 479 angeführten Schriften. Sehr belehrende Nachweisungen fanden wir außerdem noch in J. A. Pellicer Discurso preliminar zum D. Quixote §. 5 (abgedruckt in Idelers Ausgabe des D. Quixote 5 p. XLVI — LIX), und in Barb. Machado Bibliotheca Lusitana t. 3, p. 775 (Lisbon, 1752). Weniger befriedigend als man erwarten sollte, ist Nic. Antonius Bibl. vet. Hisp. t. 2, l. 8 c. 7, p. 105, und Bibl. nov. t. 2, p. 394 — 396 (Madrit. 1788), so wie Ginguené Hist. litt. d'Italie 5 p. 613 folg. Aber noch immer brauchbar ist Placcius Theatr. Anonym. et Pseudon. Hamburg, 1708 unter Nr. 2497, und besonders Nr. 2731.

1) Der ursprüngliche Amadis von Gallien: *Los quatro libros de Amadis de Gaula.* Wir benutzen und citiren die Ausgabe Venecia 1533 fol. S. die verschiednen Drucke bey Ebert B. L. a. a. O. Einen noch ältern als den von Ebert angeführten Sevilla 1526, auf der kön. Bibliothek zu Madrid befindlich, nennt Pellicer a. a. O. p. 57, gedruckt Zaragoza 1521, und den ältesten von 1510 zu Salamanca in Fol. erwähnt. Machado Bibl. Lus. a. a. O. Der Titel daselbst lautet Libro del Rey Amadiz de Gaula. Dieß wird wohl die Ausgabe seyn, auf welche sich Montalvo in der Vorrede zur Ausg. von 1521 beruft, und wovon Pellicer keine Notiz gehabt zu haben scheint. Von der französischen Uebersetzung des Sr. des

*) Auch gehört hierher I. K. 49; »Es verpflichtet mich noch nicht die Geschichten der vielen Amadisse (de tantos Amadises) zu glauben, oder der übrigen Ritterschwadrone.«

Essars Nic. de Herberay benutzen wir einen bey Ebert Nr. 480 nicht erwähnten Pariser Abdruck in Folio bey Estienne Grouleau: a) Buch 1 vom Jahre 1548; b) B. 2 v. J. 1550; c) B. 3 v. J. 1547; d) B. 4. v. J. 1555.

Die verschiedenen Hypothesen über die Entstehung des Werks und dessen frühere Gestalten vor der ältesten uns zugänglichen in spanischer Sprache von Garci Ordoñez de Montalvo wollen wir vorläufig ganz zur Seite liegen lassen. Denn da uns weder in Handschriften noch Drucken irgend etwas von jenen übrig geblieben ist, so führen Untersuchungen hierüber in das öde Gränzgebiet der historischen Kritik, wo bey Ermanglung aller geschichtlichen und positiven Fundamente des Hin- und Widerredens kein Ende wird. Sehr ausführlich hierüber ist Rb. Southey vor seinem Amadis de Gaul, by *Vasco Lobeyra*. From the spanish version of Garci Ordoñez de Montalvo. London, 1803, 12, 4. Tressans Meinung im Discours préliminaire von seinem Auszuge der fünf ersten Bücher des Amadis ist abgewiesen von Ginguené a. a. O. Er selbst läßt die Sache unentschieden. Eben so der gelehrte Pellicer a. a. O. p. 50 — 57, nachdem er die Gründe der Parteyen angeführt hat. Eine Angabe ist uns bey dieser Gelegenheit aufgefallen, welche wir der Mittheilung für werth halten, um so mehr, da sie gar nicht beachtet scheint. Gregor Mayans y Siscar sagt in dem Leben des Cervantes, wo er von dem Portugiesen Vasco Lobeira spricht (Vida de Mig. Cervantes, Haya, 1744. p. 20, citirt von Barb. Machado B. L. a. a. O.): »Ich habe bemerkt, daß Amadis von Gallien ein bloßes Anagramm ist von dem Leben des Gama. Hieraus können meine Freunde die Portugiesen viele andere und sehr wahrscheinliche Muthmaßungen entnehmen« *).

Lope de Vega hat zwar in diesem Betrachte nicht die mindeste Autorität. Allein, theils als wichtig zur Einführung in diesen ganzen Sagenkreis, theils als Dokument einer zur damaligen Zeit herrschenden Meinung mag folgende Stelle hier Platz finden. Lope leitet seine Novellensammlung ein (Lope de Vega Obras sueltas t. 8 — 9, p. 1. Las Fortunas de Diana) mit der Bemerkung, die Spanier hätten sonst sich nicht abgegeben mit Erzählungen oder Novellen, sondern mit Rittergeschichten. »Hierin,« fährt er fort, »waren die Spanier höchst sinnreich, denn in der Erfindung hat kein Volk der Erde ihnen den Vorrang

*) Yo he observado que *Amadis de Gaula* es anagrama puro de la *Vida de Gama*. De donde mis amigos los Portuguezes podran inferir otras muchas y may provables conjecturas.

abgewonnen, wie man ersehen kann an so vielen Esplandianen, Phöbus, Palmerinen, Liesuarten, Florambelen, Esphäramunden, und dem hochberühmten Amadis, dem Vater dieses ganzen Gerüstes, welchen eine portugiesische Dame verfaßt hat (El celebrado Amadis, padre de toda esta machina, que compuso una Dama Portuguesa); Bojardo, Arioſto und andere sind Nachfolger in dieser Gattung gewesen, obwohl in Versen« u. s. m.

Hierin läßt sich die ganz unerwiesene Angabe des Abbé Jacquin (Entretiens sur les Romans p. 206) knüpfen, die heil. Theresa de Jesus sey Verfasserin des Amadis. Ihn veranlaßte wahrscheinlich folgende Stelle des Francisco de Ribera Vida de Santa Teresa de Jesus l. I. cap. 5: »In wenigen Monaten verfaßten sie und ihr Bruder Rodrigo Cepeda ein Ritterbuch mit seinen Abenteuern und Erdichtungen (Un libro de caballerias con sus Aventuras y ficciones).« Warum muß das gerade der Amadis seyn?

Nur in Beziehung auf den oben erwähnten Vorwurf älterer Gelehrten, das Lesen der Amadis verführe zur Zauberey, führen wir die Angabe des Petr. Laurenberg an: Acerra philologica Cent. 3, Hist. 87, der Verfasser sey »ein spanischer Sarazene vom Hofe, und erfahren in der Magie (Aulicus Hispanus Saracenus et Magiae peritus).« Dieser Gedanke ist offenbar nur aus jenem Vorurtheil entstanden.

Die jetzt unter den Gelehrten dieses Fachs allgemein herrschende Meinung legt die Verfertigung des ungedruckten portugiesischen Amadis, welcher dem Ordoñez bey seinen vier ersten Büchern zum Vorbild diente, dem Vasco de Lobeira bey. Allein schon über die Zeit, wann dieser Schriftsteller lebte, sind die Angaben des Nic. Antonius Bibl. *vetus* Hisp. t. 2 p. 105 und des Barb. Machado Bibl. Lus. t. 3 p. 775 nicht zu vereinigen. Licht wird in diese Sache erst kommen, wenn die nach der Aussage beyder Literatoren im Besitze der Familie der Herzoge von Aveiro befindliche Handschrift des Vasco de Lobeira durch den Druck uns zugänglich werden sollte. Noch weniger Begründetes wissen wir von früheren Quellen, pikardischen, bretagnischen, gälischen zu sagen. Wir wenden uns lieber zu dem Authentischen, was sich aus Anführungen und vornämlich aus dem vorhandenen Buche selbst nachweisen läßt.

Wir haben vorher aus innern Gründen dem Amadis seine Stelle hinter den Romanen von Artus und von Karl dem Großen angewiesen. Dieß wird auch von außen auf vielfache Weise bestätigt. Weder Dante noch Petrarca erwähnen den Amadis. Der letztere konnte aber bey dem Charakter dieses

Ritters ihn nicht auslaſſen, wenn er ihn gekannt hätte, in der erwähnten Stelle Trionfo d'Amore, cap. 3, v. 79:

Ecco *quei che le carte empion di sogni,*
Lancilotto, Tristano, e gli altri erranti,
Onde conven che 'l vulgo errante agogni.
Vedi *Ginevra, Isotta,* e l' altre amanti, *et cet.*

Hoces, in dem Kommentar ſeiner ſpaniſchen Ueberſetzung des Petrarca vom Jahre 1554, bemerkt zu dieſer Stelle: »In Nachahmung dieſer Bücher von der Tafelrunde ſind vor einigen Jahren (algunos años ha) die von Amadis und Palmerin verfaßt, noch weniger wahrhafte Geſchichten als die andern.«

Der erſte, welcher unſer Ritterbuch nennt, iſt D. Pedro Lopez de Ayala *El Rimado de Palacio* (S. Th. A. Sanchez Coleccion de poes. castell. anteriores al siglo XV, t. 1, p. 106 u. folg. Madrid, 1779), wo er von ſeinen früheren Vergehungen ſpricht, copla 162 [1]):

Plogome otrosi oir muchas vegadas
Libros de devaneos e mentiras probadas,
Amadis e Lanzarote *et cet.*

Lopez de Ayala ſtarb aber im Jahre 1407; da er nun in dieſem Bekenntniß ſeine alten Sünden herrechnet, welche er doch ſchon eine Zeitlang hinter ſich haben mußte, ſo dürfen wir annehmen, daß der Amadis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts ein gewöhnliches Unterhaltungsbuch geweſen ſey, im erſten Theil der zweyten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, wo Petrarca ſchrieb, aber noch nicht in einer gefälligen Geſtalt die Aufmerkſamkeit eines großen Publikums erregt habe.

Entſcheidend dafür, daß Ordoñez de Montalvo bey ſeiner Arbeit mehr als eine ältere Recenſion vor ſich hatte, iſt der Schluß von Kap. 40, B. 1 F. 82, v. Hier erzählt er, Amadis wäre während ſeines Aufenthalts bey der Briolanja ſeiner Oriana weder in Gedanken noch der That nach untreu geworden, zum großen Leidweſen der Briolanja; und ſetzt dann hinzu: »Obgleich der Herr Infant Don Alfonſo von Portugal, Mitleid mit der ſchönen Jungfrau habend, es auf andere Weiſe niederzuſchreiben befahl. Hierin handelte er ſeinem wohlwollenden Belieben gemäß, aber nicht dem, was von ihren Liebesangelegenheiten wirklich geſchrieben iſt. Dieſe Liebesangelegenheiten werden auf andere Art erzählt, wo man ihnen mit mehr Grund Glauben beymeſſen muß« [2]).

---

[1]) Aus der Handſchrift von Pellicer mitgetheilt.

[2]) *Aunque el señor Infante Don Alfonso de Portugal aviendo*

Besonders wichtig sind ferner die Stellen im Amadis-Roman selbst, wo die Ritter der Tafelrunde und die Schriften über sie erwähnt werden. Man hat kein Recht, sie für Zusätze des spätern spanischen Bearbeiters zu halten, da sie mit dem Uebrigen durchaus stimmen und im Zusammenhang sind, und ein solcher Verdacht doch irgend wie begründet seyn müßte. Folgende haben wir uns aufgezeichnet:

B. I. Kap. 1, f. 3, v., wird erzählt, daß Elisena nach dem Gesetze zum Tode verurtheilt werden mußte, weil sie, obgleich unverehlicht, ein Kind geboren. »Und diese so grausame und böse Sitte dauerte bis zur Ankunft des sehr tugendreichen König Artur, welcher der beste König war von denen, welche dort geherrscht haben; und er schuf sie ab zu der Zeit als er in der Schlacht vor den Thoren von Paris den Floyan tödtete. Aber viele Könige herrschten zwischen ihm und dem König Lisuarte, welche dies Gesetz aufrecht erhielten.«

B. I. K. 10, f. 21 r. verkündet die Botin der Urganda in dunkeln Worten das zukünftige Geschick Irlands. »Dieß war,« heißt es dann erklärend weiter, »Marlot von Irland, Bruder der Königin von Irland, jener, welchen Tristan von Leonis tödtete wegen des Zinses, den er von seinem Oheim, dem König Mares von Cornwall, verlangte. Und Tristans Tod verursachte die Königin Yseo, das Wesen auf der Welt, welches er am meisten liebte« *).

B. 4 K. 48, f. 324, v., wird die treffliche Lage und Fruchtbarkeit der Insel des rothen Thurms geschildert. »In einigen Geschichten liest man,« fährt der Verfasser beyläufig fort, »daß der erste Gründer des Thurms Joseph, der Sohn jenes Joseph von Arimathia gewesen, welcher den heiligen Graal nach Großbritannien gebracht.«

Endlich B. 4 K. 49, f. 329, v., lesen wir eine förmliche genealogische Deduktion von Bravor, Sohn des Riesen Balan, zur Zeit des Amadis, bis auf Bravor el Brun her-

---

piedad desta fermosa donzella de otra guisa lo mandasse poner. En esto hizo lo que su merced fue, mas no aquello que en efecto de sus amores se escrivia. De otra guisa se cuentan estos amores, que con mas razon a ello dar fe se deve. — Herberay in der Uebersetzung f. 137, v. läßt den Infanten selbst die Liebe beschreiben: *Le Seigneur Infant de Portugal, ayant pitié de ceste belle Briolanie, a voulu deguiser l' hystoire, descrivant tout autrement les amours d'elle et d'Amadis.*

*) Diese Prophezeyung hat auch Tressan aufgenommen in seinen Auszug Th. 1, S. 83 (Amsterdam, 1779).

ab, welchen Triſtan umbrachte. Hiebey iſt das Beſtreben, gründlich zu ſeyn, unverkennbar, und dieß zeigt auch der Schluß dieſer Anführungen: »So, daß ihr hieraus erſehen könnt, wenn ihr geleſen habt oder leſen werdet das Buch von Don Triſtan und von Lanzarote, wo dieſer Brun Erwähnung geſchieht, woher dies Geſchlecht ſeinen Urſprung genommen. Und weil ſie Nachfolger jenes Rieſen, des Sohns des Balan waren, nannte man ſie immer noch Rieſen, obwohl ſie der Größe ihrer Leiber nach nicht mehr es waren,« u. ſ. w.

Mehr in unſerem Sinne der Kritik als der Dichtung iſt die Zeitanordnung des Don Quixote in ſeiner Lobrede auf das Ritterthum I. Kap. 13: »Nach dem berühmten Ritterorden der Ritter von der Tafelrunde verbreitete ſich dann der Orden der Ritterſchaft, und erſtreckte ſich durch viele und verſchiedene Theile der Welt. So waren durch Thaten berühmt und gekannt Amadis von Gallia, nebſt allen ſeinen Söhnen und Enkeln bis in's fünfte Glied.«

Der Verfaſſer des Amadis-Romans dagegen zeigt überall die Abſicht, Held und Begebenheiten ſo weit als möglich in den Nebel der älteſten Zeit zurück zu verſetzen, offenbar um jeder geſchichtlichen Rückſicht, ja jeder Verbindung mit der Sage aus dem Wege zu bleiben. Daher die Berufungen auf Artus und Triſtan als auf weit ſpätere Helden. Nur die Verbreitung des Chriſtenthums gibt ein poſitives temporelles Jenſeit, welches der Verfaſſer eines romantiſchen Werks nicht vermeiden konnte. Aber den Anfang ſeiner Begebenheiten ſetzt er jener ſo nah, als es irgend geht, Einleitung f. 1, r. »Nicht viele Jahre nach dem Leiden unſeres Erlöſers und Heilands Jeſu Chriſti war ein chriſtlicher König in Klein-Bretagne, Namens Garinter« u. ſ. w. Sonſt lag das unermeßliche Feld zeitloſer und raumloſer Unendlichkeit vor der ungebundenen Phantaſie des Dichters. Doch war er genöthigt dann und wann die Eintheilung unſerer Erde zu berühren. So wohnt der König von Großbritannien, Liſuarte, Orianas Vater, gewöhnlich in Vindiliſora (Windſor). Aber nach London werden die Stände berufen, London, B. 1, K. 31, f. 64, r, welches damals wie ein Adler ſich über den größten Theil der Chriſtenheit erhob (Londres, que a la sazon como una aguila encima de lo mas de la christianidad estava).

Nach allem Geſagten darf man in Don Quixote I. K. 6, die Angabe des Pfarrers nicht ſo genau nehmen, »daß der Amadis das erſte Buch von Ritterſchaftsſachen war, das in Spanien gedruckt wurde, und daß alle übrigen ihm ihren Urſprung und ihr Entſtehen zu danken haben. Der Barbier verſetzte darauf,

man habe ihm auch gesagt, daß dies Buch das beste von allen in dieser Gattung sey.« Cervantes hatte hierbey nur die Romane unserer dritten Klasse in Gedanken, und in dieser Beziehung läßt sich gegen dies Urtheil im Ganzen nichts einwenden *). In der That sind auch die Bücher von der Tafelrunde und von Karl dem Großen auf der pyrenäischen Halbinsel erst später recht bekannt geworden, und haben daselbst nie eine wahre Popularität genossen. Auch B. II. K. 1 stellt D. Quixote, wo er die fahrenden Ritter charakterisirt, dem Amadis von Gallien voran, in der Frage: »Wer war ehrliebender und tapferer, als der berühmte Amadis von Gallien?«

Wir gehen jetzt zu einigen Bemerkungen über Einzelnheiten fort.

Montalvo beruft sich zuweilen, in Beziehung auf die Zeitordnung, worin er die Begebenheiten in der Erzählung folgen läßt, auf einen der Vorgänger, dem er nacharbeitet. Z. B. B. 1, E. 3, f. 7, r.: »Der Verfasser wendet sich hierauf in der Erzählung zum König Perion« (El *Autor* aqui torna a contar del rey Perion). B. 1, E. 5, f. 12, v.: »Der Verfasser hört hier auf, vom Seejunker (Amadis) zu sprechen, und wendet sich zur Erzählung von seinem Bruder Don Galaor, welchen der Riese geraubt hatte (El auctor aqui dexa de fallar del *Donzel del mar*, e torna a contar de Don Galaor su hermano, que el gigante ovo llevado).« Aehnliches fanden wir in den französischen Romanen der ersten Klasse.

Die Schreibart ist einfach, natürlich und herzlich, und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den späteren Fortsetzungen. Die naiven Ausrufe an den Leser, z. B. B. 1, K. 8, f. 17, v.: »Hier hättet ihr den Seejunker sehen sollen Wunderthaten verrichten (Alli veriades al Donzel del mar haziendo cosas estrañas),« a. a. O. erinnern an Aehnliches in den Nibelungen, z. B. V. 84:

Hei! Was er grozer Eren ze diser Werlde gewan!

V. 2116: Die si daheime liezen, hei! waz der Weinen began!

Auffallend und eigenthümlich sind die eingemischten Lehren, Warnungen und Drohungen an die Kaiser, Könige und Großen der Erde. Hier sollte man glauben, ein wackerer Geistlicher habe gerade dieses Buch, welches von den höchsten Personen viel gelesen worden, benutzt, ihnen Wahrheiten zu sagen, wo sie es

*) Nimmt man aber die Angabe wörtlich, so bezweifelt sie Pellicer mit Recht, p. 58 a. a. O., da der Ritterroman, Tirante der Weiße, schon 1490 in Valencia gedruckt ist.

am wenigsten erwarten konnten. Dies Verfahren ist besonders in den Märchen und Fabeln des Morgenlandes einheimisch. Wir machen aufmerksam in unserem Roman auf die Ermahnung zur Gottesfurcht und Demuth, B. 1, Kap. 34, f. 71, v. Sie ist voll biblischer Salbung. Derber ausgedrückt sind die Lehren an die Fürsten, B. 3, K. 12, f. 109, r.; und die Strafrede an die habsüchtigen großen Eigenthümer, B. 1, K. 42, f. 89, v. — Ganz vortrefflich aber, in Verbindung mit dem Zusammenhange und der Stimmung, welche die vorhergehende Schilderung gibt, sind die Betrachtungen über die Nichtigkeit der Güter, wonach wir oft so sehnsüchtig verlangen, in dem Augenblicke, wo Amadis am Strome bey Miraflor sinnend sitzt, B. 2, K. 13, f. 124, r. — Das Fräulein Dinarda, welche der Ritter in in eine verzauberte Kammer als Gefangene sperrt, wird ausgegeben für eine Allegorie der schmeichelnden arglistigen Welt, B. 3, K. 7, f. 183, v. — Endlich gehört noch hieher, B. 2, K. 19, f. 146, v, die Warnung an die Fürsten vor neidischen und egoistischen Räthen; und B. 2, K. 1 die Betrachtung, wie die günstigen und ungünstigen Ereignisse dazu dienen sollen, uns zu veredeln. Dieß ist bewundernswürdig auf das Geschick des Amadis angewendet, welcher gleich nachher den eifersüchtigen Brief Oriana's erhält.

Was das Wesentliche des Inhalts betrifft, so hat manches Aehnlichkeit mit Einzelnheiten im Perceforest, z. B. die Zaubereinrichtungen auf der festen Insel (Anfang, B. 2 u. B. 4, K. 40). Aber genau betrachtet, haben wir im Amadis nur ein leeres Spiel mit den Tugenden der Tapferkeit und Keuschheit zur Ergötzung und Bewunderung der Leser ersonnen, ohne höhere Einheit, absichtliche Steigerung, wahren Zusammenhang und Nothwendigkeit. Dieß war aber im Perceforest eben die Seele der bunten Abenteuer. Entschließen wir uns, diese Anforderungen hier aufzugeben, so können wir noch manches ausgezeichnet empfehlen. Dahin gehört das frühere kindliche Verhältniß der eben erwachenden Liebe zwischen Amadis und Oriana, B. 1, K. 4, fol. 8, v.; u. f. 9, v. Ein Gegenstück zu Siegfrieds und Chriemhildens erster Bekanntschaft in den Nibelungen. Vortrefflich ist auch bey der offenen Feindschaft des Amadis und Arkalaus die herzliche Aufrichtigkeit beyder. Hier finden wir noch die glänzende und ehrwürdige Seite der ritterlichen Tugenden in ungetrübter Reinheit. Man s. B. 4, K. 50, f. 339, vers; f. 390, rect. Wir sehen ferner das größte Unheil für Fürst und Unterthanen hervorgehen aus dem Neide und Hasse des englischen Ritters Gandandel und seiner Genossen gegen den ruhmreichen Amadis und die Sei-

nen, B. 2, K. 19, f. 146, r. v. Von hier an ist in dem Verhältnisse unseres Ritters und seiner Verwandten zu Lisuarte eine Nachbildung des früheren, oft besprochenen, zwischen Karl dem Großen und seinen Pairs nicht zu verkennen. Nur ist im Amadis alles dahin Gehörige in das Feine, Erhabene und Idealische verklärt. Darum ist es so herausgehoben, wie Amadis dem König Lisuarte doch immer nachher in der Noth beysteht, z. B. B. 3, K. 6. Im vierten Buche ist der Uebergang in die neuere Zeit besonders sichtbar. Hier handelt Lisuarte willkürlich und tyrannisch, doch ohne rechte Sicherheit des Gefühls seiner Würde, obwohl er es in Worten recht stark auszudrücken weiß in der Antwort an die Gesandten des Helden, B. 4, K. 14, fol. 254, v.: »Indem er (Amadis) nicht im Gedächtnisse hat, daß ich, da ich Statthalter Gottes bin, Ihm und keinem anderen Rechenschaft für das, was durch mich geschieht, abzulegen verpflichtet bin (No teniendo en las memorias como yo seyendo *lugarteniente de Dios* a el y no a otro ninguno soy obligado de dar la cuenta de lo que por mi fuere hecho).« Aber der Zusammenhang dieser Rede mit den Handlungen und der Erfolg lehren, daß der Verfasser die Absicht hatte, zu zeigen, wie Lisuarte auch Gott keine Rechenschaft abzulegen im Stande gewesen, so wenig als den Menschen.

Wie im Perceforest und in den kleineren Gedichten der Tafelrunde ist auch hier, B. 2, K. 13 und K. 14, f. 124, eine magische Probe treuer und inniger Liebe, des Ritters, durch Verwandlung der blutigrothen Hälfte des Schwertes; des Fräuleins, durch Verwandlung der welken Hälfte des Blumenstraußes. — Eben so erinnert die Scene, wo Amadis und Oriana Schach spielen, B. 2, K. 13, f. 145, v., an jenen Sagenkreis.

Die wunderlichen Prophezeyungen, in allegorischen Ausdrücken abgefaßt (B. 2, K. 17, f. 139, r.; B. 4, K. 42, f. 314, v.; B. 4, K. 45, f. 318, r.), wie alle auch ernst gemeinten profanen Voraussagungen in eigenen Schriften, sind das Vorbild zu den köstlichen Parodien im D. Quixote, z. B. I. K. 48: »Das Abenteuer wird vollbracht seyn, wenn der wüthende Manchanische Leu mit der weißen toboſiniſchen Taube in eins verbunden ist, den erhabenen Nacken in das sanfte eheständische Joch geschmiegt. Aus dieser unerhörten Vermählung wird an das Licht der Welt die tapfere Brut geboren werden, die die kühnen Griffe ihres edlen Vaters nachahmen wird« u. s. w.

Die hübsche Schilderung, wie Urganda auf zwey in Feuer strahlenden Galeeren ankömmt, B. 2, K. 17, wird gleichfalls parodirt durch den Aufzug der Gräfin Dreyschleppina, oder

Schmerzenreich, D. Quix. II. K. 34 u. folg. Doch es würde uns zu weit führen, hier weitere Nachweisungen der Art zu geben.

National-spaniſch ſcheint der ehrfurchtsvolle und zärtliche Beſuch des Amadis, B. 1, K. 14, f. 32, v., an Orianas Gitterfenſter zur Nachtzeit im Garten. Dieſer Auftritt hat große Aehnlichkeit mit denen bey Calderon und anderen Dramatikern.

Ueber den Namen des Helden leſen wir B. 1, K. 1, f. 4, v.: Das Fräulein (Darioletta) nahm Tinte und Pergament, und machte eine Schrift, welche beſagte: »Dieſer iſt Amadis der Zeitloſe, Königsſohn *(Este es Amadis, sin tiempo, hijo de rey.* Herberay: Cestuy est Am. sans temps, filz de roy). Und Zeitlos nannte ſie ihn, weil ſie glaubte, daß er bald ſterben müſſe; und dieſer Name war dort ſehr geſchätzt, weil ein Heiliger ſo hieß, dem das Fräulein ihm anempfahl« [1]). Hiermit verbinde man B. 1, K. 10, f. 21, r., wo Eliſena ihren Sohn erkennt. »Er wurde Amadis genannt, und in vielen anderen Gegenden Amadis von Gallia.« Nachher verändert er ſeinen Namen, nur zur Erhöhung ſeines Ruhms, bald in Schöndunkel [2]), bald in den des Ritters des grünen Schwertes *(de la verde espada)*, oder den des Zwerges (del enano) u. ſ. w.

Von Herberays Arbeit ſind die drey erſten Bücher eine wörtlich genaue und ſorgfältige Ueberſetzung. Das vierte Buch aber iſt verkürzt, entſtellt und unzuverläßig. Sonderbar iſt dabey, daß Montalvo behauptet, nur die drey erſten Bücher ſeyen vor ſeiner Zeit bekannt geweſen, das vierte habe man in Griechenland aufgefunden, ein ungriſcher Kaufmann habe es nach Spanien gebracht, und ſo ſey es von ihm überſetzt, verbeſſert und den drey erſten hinzugefügt.

Nach Herberay iſt verfaßt die engliſche Ueberſetzung, deren Verfaſſer unter der Dedikation an den Lord Sherland, Philipp Herbert, ſich A. M. unterzeichnet, wie der Titel lehrt: The ancient, famous and honourable History of Amadis de Gaule. Discoursing the Adventures, Loves and Fortunes of many Princes, Knights and Ladies as well of Great Brittaine, as of many other Kingdomes beside, etc. Writ-

---

[1]) Iſt damit etwa ein heil. Amadeus gemeint?

[2]) *Beltenebros (Le beau Tenebreux)*, B. 2, K. 5, f. 104, v.: Que vos soys *fermoso*, e vuestra vida está en grande amargura y en *tinieblas*; quiero que ayays nombre *Beltenebros*.

ten *in French by the Lord of Essars, Nicholas de Herberay.* Printed at London, by Nichol. Okes, 1619. Fol.

Das Heldengedicht in hundert Gesängen des Bernardo Tasso: l'Amadigi, hat nicht einmal bey seinem Erscheinen sich viele Leser zu verschaffen gewußt, obgleich damals der Roman, auf den es sich gründete, ganz an der Tagesordnung war. Jetzt ist es dem Gesichtskreise der Freunde der Poesie völlig entrückt. Neuerdings hat Ginguené Hist. litt. d'Italie 5 p. 42—109 das Werk mit Achtung gegen den Verfasser, Schonung und Milde analysirt. Die von ihm angeführten Gründe erklären hinreichend die unläugbaren Thatsachen. Gewiß kleidet den weniger feinen und gewandten Tasso, Ariosts halbe Ironie und halber Ernst noch weniger, als diesen seinen Vorgänger, der es in jener Halbheit bis zu einer gewissen Virtuosität gebracht hat. Bey Tasso wird z. B. der Spaß, Am. C. 5, st. 37, p. 34 (Venetia 1581):

Egli era grande a punto venti braccia,
Se non mente chi tolse la misura,

von einem Riesen gesagt, vielen von denen frostig erscheinen, welche ähnliches bey Ariosto und Berni zu bewundern pflegen.

Zuerst unseres Wissens erwähnt diesen Amadigi der französische Uebersetzer des vierzehnten Buches des span. Am., Gohorry, in der Zueignung desselben an die Prinzessin von Cleve, im Dez. 1547: Ce n'est pas sans cause que le *gentil Italien Tasso* a reduit nostre Amadis en sa Rhyme Toscane. Der Grund davon nämlich sey der geheime Sinn, welcher hinter den Fabeln verborgen liege. Uebrigens finden wir nirgends einen so frühen Druck des Tasso'schen Gedichtes erwähnt, als hier in Gohorry's Zueignung.

2) Esplandian. Als ältesten Druck des spanischen Originals finden wir aufgeführt bey Clement (Bibl. cur. I p. 239) und Ebert, den zu Sevilla 1526 fol. unter dem Titel: *Quinto* libro de Amadis de Gaula, o *las sergas* de Cavallero Esplandian, hijo de Amadis de Gaula, por Garcias Ordoñez de Montalvo. Der Verfasser sucht lächerlicher Weise durch das aus dem griechischen ἔργα (Werke, Thaten) hergeholte Wort *sergas* auf dem Titel, seinem Vorgeben, er habe den Roman aus dem Griechischen des Meister Elisabad übersetzt *), Wahrscheinlichkeit zu geben. Dieser Meister Elisabad ist ein grundgelehrter Wundarzt und Sprachkenner im Amadis von Gal-

*) Es heißt zu Anfang: Estas Sergas fueron escritas en Griego por la mano del maestro *Elisabad.*

lien, der jedoch mit der weißen oder schwarzen Kunst sich nicht befaßt hat. S. Am. de Gaula l. 3, c. 10, f. 198, r. Ib. l. 3, c. 18, f. 233, v. Ib. l. 4, c. 4, f. 242, v. Ib. l. 4, c. 18, f. 262, r. Ib. l. 4, c. 50, f. 335, v. unterrichtet er sogar den Amadis in der deutschen Sprache, da er in allen Künsten sehr geschickt war, und viele Provinzen durchwandert hatte. Noch in dem späteren Amadis von Griechenland treffen wir auf ihn. S. D. Quixote, I. K. 24, wo unter dem Namen des Meister Elisabad, David Rizzio, und unter dem der Königin Madasima die unglückliche Maria Stuart gegen verleumderische Gerüchte vertheidigt werden.

Diesen, aus dem alten Amadis her berühmten Roman-Charakter gab nun Montalbo für den Verfasser, und sich für den Uebersetzer aus, und fand in solchem ernsthaft vorgetragenen Scherze bald Nachfolger. Eine Parodie darauf ist die Berufung des Cervantes auf den arabischen und manchanischen Geschichtschreiber Cide Hamete Benengeli, als auf den Urheber seiner wichtigen, erhabenen, genauen, lieblichen und gut erfundenen Geschichte. D. Q. I. K. 22, Anf.

Die zweyte Auflage des Esplandian ist, nach Clement a. a. O., Sevilla 1542, fol. Diese kennt auch Dunlop, und nennt sodann eine (dritte), Saragossa 1587. Erst die folgende (vierte), Alcala 1588, fol. haben die spanischen Literatoren Nic. Antonius Bibl. H. n. II. 395, und Pellicer zu D. Quixote I. K. 6. Sie führt den Titel: El Ramo que de los quatro libros de Amadis de Gaula sale, llamado las Sergas del muy esforzado caballero Esplandian, hijo del excelente Rey Amadis de Gaula.

Leider ist uns keine Ausgabe weder von diesem noch einem der folgenden Theile der Fortsetzung des Amadis in spanischer Sprache zur Hand. Wir benutzen hier die französische Uebersetzung des Herberay: Le cinquiesme livre d'Amadis de Gaule, contenant partie des faicts chevalereux d'*Esplandian* son filz, et aultres. Paris, Est. Grouleau, 1550, fol.

Auch haben wir vor uns die nach dem Französischen wörtlich verfaßte deutsche Uebersetzung, in klein 8., Frankfurt a. M. 1572 bey Feyerabend (das Titelblatt fehlt).

Der Graf Tressan hat noch den Esplandian in seine Umarbeitung des Amadis nach Herberay als das fünfte und letzte Buch aufgenommen. Er entschuldigt sich deßhalb komisch bey Cervantes, welcher das Buch zu den Flammen verurtheilen läßt*). Das Urtheil des Cervantes über den

*) »O sinnreicher Cervantes! Du hattest vielleicht Recht, dies

Esplandian, dem Pfarrer in den Mund gelegt, lautet I. K. 6: »Man muß offenbar das Gute des Vaters nicht auf die Rechnung des Sohnes setzen, und darum, Frau Haushälterin, nehmt ihn, macht das Fenster auf, und schmeißt ihn auf den Hof, er soll die Grundlage des Scheiterhaufens seyn.« Damit verbinde man den Ausruf des D. Quixote II. K. 1: »Wer war aufrichtiger, als Esplandian?« Und II. K. 38 die Anrede der Dame Schmerzenreich an Don Quixote: »O tapferer Fahrender, dessen wahrhaftige Thaten hinter sich lassen und verdunkeln die fabelhaften der Amadisse, Esplandiane und Belianisse!«

Uns scheint die Tendenz dieses Romans deutlich hervorzugehen aus Kap. 2, f. 8, v.*), wo der Schildknappe Sergil seinem Herrn schmeichelnd sagt: »Wahrlich, man mag Euer Gnaden wohl rittermäßiger achten, als deren Herrn Vater Amadis;« und Esplandian erwiedert: »So fern mein Herr und Vater seine gewaltigen Thaten sowohl auf die Mehrung der Christenheit und christlichen Glaubens angewendet hätte, als zur weltlichen Ehre und Ruhm, glaubte ich gänzlich, daß seines Gleichen nicht zu finden wäre. Sonder allen Zweifel aber, dieweil er sein junges Alter mit weltlichen und vergänglichen Dingen verzehret, ist sein Lob auch desto geringer.« Montalvo hatte wahrscheinlich die vier ersten Bücher deßhalb tadeln hören, und wollte es nun besser machen. Allein er brachte doch kein Prinzip in die Dichtung, wodurch in deren Wesen und Geist eine Veränderung vorgegangen wäre. Es sind vielmehr nur Redensarten und einzelne Begebenheiten, welche auf diesen Zweck hin arbeiten. So ermahnt Esplandian die ungeschlachten Riesen, wenn er sie besiegt hat, zur Buße, und hält Reden im Predigertone an sie. Dieß bietet wenig Ersatz für die guten moralischen und zum Theil dreisten Mahnungen und Drohungen im Amadis von Gallien. Dann gehört hieher der Entschluß des alten Königs Lisuarte, Einsiedler zu werden, K. 12, f. 24, v., und die Ausführung desselben, E. 28, f. 51, v.; besonders endlich die großen Anstrengungen des Helden gegen die Türken, K. 47 und K. 48, wo

---

Buch verbrennen zu lassen. — Aber wäre es uns möglich, uns nicht zu beschäftigen mit einem Sohne des Amadis und der schönen Oriana? Ein geheimer Zauber kettet uns an die Nachfolger dieser zärtlich Liebenden.«

*) Die Blattzahl bezieht sich bis zu Buch 12 eingeschlossen auf die französische Uebersetzung, Paris bey Groulleau, fol. Die deutschen Worte sind aus der deutschen Uebersetzung des sechzehnten Jahrhunderts.

man aus der Schilderung überall die Gefahr hervorblicken sieht, in welcher das christliche Europa damals zu schweben schien, von den Muhamedanern überschwemmt zu werden. Darum gelingt denn auch dem Esplandian frühzeitig, K. 4, was sein Vater Amadis nie hatte erringen können, nämlich den bösen Zauberer Arkelaus aus der Welt zu schaffen, und dadurch unschädlich zu machen. Manches von dem im Folgenden Angeführten hängt auch hiermit zusammen.

Die Liebe des Esplandian und der Leonorina durchdringt nicht so ätherisch das ganze Wesen der Liebenden, wie die des Amadis und der Oriana. Sie ist weder so fein, noch so grob, als diese, K. 36. Wenn Amadis allnächtlich nicht schlafen konnte vor Gedanken an sie, wenn Oriana in nichtiger Eifersucht sich marterte, und dazwischen unser Held viele Jahre vor ihrer Vermählung als ihr Kind heimlich aufwuchs: so kommen züchtiglich erst nach priesterlicher Einsegnung Esplandian und Leonorina ohne Zeugen zusammen, K. 54, f. 113, v.

Merkwürdig ist auch, in wie anderem Charakter Urgande, die Unbekannte, in unserem Romane erscheint. Im Amadis ist sie Dienerin und Botin des Geschicks, die Fortuna der Alten, vertheilt die irdischen Gaben, und lenkt einige ihr untergeordnete Begegnisse, an denen sich des Menschen Verstand und Gemüth erproben soll. Hier aber ist sie eine gute, jedoch oft bedrängte Fee, in gefahrvollen Streit verwickelt mit der bösen Zauberin Melye, s. K. 39. Beachtenswerth ist dabey die Schilderung des Museums der schlimmen Fee Melye, K. 41, f. 84. Ja, wenn von Urgandas Wohnort, K. 52, f. 107, v., gesagt wird: »Die unerfundene Insel, genannt, dieweil sie allwegen unsichtbar gewesen, war von jedermänniglich zu sehen« (car en ce temps mesmes la contrée où Urgande souloit faire sa demeure, apellée *l'Isle non trouvée*, pour avoir esté toujours invisible, fut lors descouverte et veue de tous): so darf Urganda also hier wohl nicht mehr auf den Beynamen der Unbekannten Anspruch machen. Jenes Bollwerk der Unsichtbarkeit ist zerstört. Erst am Schlusse des Romans, K. 56, tritt sie wieder auf in freyem Besitze ihrer Macht, gerüstet mit ihren Zauberwaffen, Medeas kräftigstes Buch unter dem Arme, und versenkt alle Ritter und Frauen in einen langen Zauberschlaf auf der festen Insel.

Im Ganzen sind die Fäden des zunächst Zusammengehörigen nicht so in einander verschlungen und schwer zu entwirren, als in dem älteren Amadis. Die Hauptabenteuer beziehen sich auf den verbotenen Berg (la montaigne defendue), oder den verfallenen Pallast der zauberischen Jungfrau (le palais ruiné

de la damoiselle enchanteresse). Als ganz neuen Charakter bemerken wir die kriegerische Königin von Kalifornien, Calafie (von K. 50, f. 107, v. an), eine Todfeindin der Christin; offenbar eine Nachahmung der Penthesilea aus dem trojanischen Fabelkreise. Wie aus einer Reisebeschreibung der Entdecker neuer Länder jener Zeit sind die Vorfälle auf der Insel, K. 18, f. 32. Hier haben wir statt Ungeheuer und Lindwürme natürliche Bestien, Bären und Affen. In der Art des älteren Amadis ist es aber, K. 15, f. 28, wo Esplandian gegen seinen Vater auf Tod und Leben kämpft, ohne ihn zu kennen. Amadis schlägt sich nur, um zu erproben, ob der Sohn seiner würdig ist. Recht brav ist dann der Schmerz des Sohnes, als er den Vater im Gegner erkennt, und die schweren Wunden sieht, welche er ihm beygebracht, und dagegen die Freude des verwundeten Vaters über seinen wackern Sohn.

Der Styl wird zuweilen niedrig, z. B. K. 10, f. 19, r., wo Lisuarde den Elisabad ausfragen will: »Er versuchte alle Mittel, ihm die Würmer aus der Nase zu ziehen. Aber er redete mit einer zu feinen Fliege« (taschoit par tous moyens à luy tirer les vers du nez; mais il parloit à une trop fine mouche). Auch sind die Gespräche des Esplandian mit seinem Schildknappen (»Spießjungen«) gedehnt und fade. Sie sind wahrscheinlich das nächste Vorbild der anmuthigen Unterhaltungen zwischen Don Quixote und Sancho Pansa.

Zu Anfang, Kap. 1, treffen wir unseren Helden schon vollkommen erwachsen, im Begriff, ein großes Abenteuer zu bestehen, am Fuße eines hohen, unersteiglich scheinenden Felsen. Im Amadis hingegen wurde Geburt und Jugendgeschichte ausführlich erzählt; hier wird alles Frühere von Esplandian als aus dem vorigen Roman bekannt vorausgesetzt. Und das mit Recht. Denn im alten Amadis von Gallien kömmt schon Folgendes von Esplandian vor: B. 2, K. 21, f. 154, r. erwartet Oriana ein Kind, vergl. B. 3, K. 9, f. 196, r. Die Geburt des Esplandian, B. 3, K. 4, f. 172, r. das., seine Kennzeichen, nämlich schneeweiße Buchstaben unter der rechten Warze, und feuerrothe unter der linken. Taufe und Name des Kindes, B. 3, K. 4, f. 173, v. Die meisten lateinischen Buchstaben gaben den Namen Esplandian an *). Das wunderbare Gedeihen, Aufwachsen und die Erzählung, B. 3,

*) Vio (el hermitaño) que dezian las blancas en Latin: *Esplandian*, y penso que aquel devia ser su nombre, e assi gelo puso — y luego fue baptizado con nombre de Esplandian, con el qual fue conocido en muchas tierras estrañas.

K. 8, f. 188, v.; B. 4, K. 14, f. 255, r.; B. 4, K. 32, f. 28; r. u. a. m. Auch finden wir schon die Tochter des Kaisers von Konstantinopel, Leonorina, Esplandians künftige Geliebte, aufgeführt, B. 3, K. 12, f. 206, a., worauf sich manches in unserem Romane bezieht, so wie auch Espl. K. 25, f. 44, r. auf Am. v. Gall. B. 3, K. 11.

Schließlich machen wir noch aufmerksam auf die wichtige Aeußerung des Montalvo, K. 15, f. 29, r. »Wiewohl etliche Scribenten Meldung thun, Amadis sey sehr übel von Esplandian zugerichtet worden, und mit dem Speere durch das rechte Schulterblatt gerennet worden, auch Folgendes mit der Wehre so häßlich angeloffen, daß er todt auf der Wahlstatt geblieben. Nachdem auch Oriana solcher Dinge in Erfahrung kommen, habe sie sich von einem hohen Fenster herabgestürzt, und zu Tod gefallen. Ist aber alles der Wahrheit nicht gemäß, sondern erfunden Werk (controuvé), dieweil sie hernach die Königreiche Frankreich und Großbritannien regiert, auch einen Sohn, Perion genannt, und eine Tochter, so eben so schön, als ihre Mutter, gezeuget haben, welche auch Arquisil, des römischen Kaisers Sohn, zu einem Gemahl nahm *). Ich kann auch nicht genugsam erfinden, wo ihnen doch diese Lügenmäuler (controuveurs de mensonges) einen solchen geschwinden Tod hergenommen haben« u. s. w. Hieraus geht hervor, daß es eine andere Recension gegeben, in welcher Amadis von Gallien durch die Hand seines Sohnes den Tod gefunden. Diese Nachricht ist in sofern für unseren Sagenkreis höchst bedeutend, weil mit dem nach jener Bearbeitung so früh erfolgten Tode des Amadis sein später erzeugter Sohn Perion, und somit das folgende sechste Buch dieser Reihe, wie es Herberay gibt, ausfallen muß. Jene als Lügenmäuler gescholtenen Verfasser mögen aber wohl die eigentlichen Urheber seyn. Denn es sieht ganz so aus, als wenn die Absicht, eine Fortsetzung des Amadis zu geben, auch die Nothwendigkeit

*) Von ihnen lesen wir im Amadis von Griechenland I. (B. VII) K. 47: »Der römische Kaiser Arquisil hielte zu Mantz (Mainz) am Rhein seine kaiserliche Hofhaltung, sammt der Kaiserin Leonorina, seinem Gemahl, dem Fürsten Dinerpin, und Brisenna, seinem Gemahl, König Amadis eheliche Tochter; und waren dieses ihre größten Geschäfte nach aller Kurzweil und Ritterspiel zu trachten, insonderheit aber den Herren zu Ehren, die aus nahen und fernen Landen angekommen, die junge Prinzessin Esklariana zu sehen, des Prinzen Dinerpin und Brisenna Tochter — als die sich in allem ihrer Großmutter, der Königin Oriana, vergliche.«

herbeygeführt hätte, zur Vervielfältigung der Helden des Geschlechts, und um das würdige Haupt selbst nicht einzubüßen, den Stammvater am Leben und in voller Manneskraft zu erhalten. Der älteste Verfasser des Esplandian mochte aber wohl an so weit aussehende Plane noch gar nicht denken.

3) Von hier an wird die Untersuchung immer schwieriger. Die Schriftsteller eilten, ihren Erfindungen durch Vorsetzung des beliebten Namens Amadis schnell Eingang zu verschaffen, und ersannen deßhalb mancherley Mittel, um ihre Mitbewerber aus der Bahn zu verdrängen. Bey der Mangelhaftigkeit unserer Hülfsmittel können wir nur fragmentarische Nachweisungen geben. Dunlop, ohne sich auf die Schwierigkeiten der Reihefolge einzulassen, hat nur noch besonders aufgeführt Lisuarte, Amadis von Griechenland, Florisel von Nikäa, Agesilaus von Kolchos und Silvio de la Selva. Wir schreiten fort in der Ordnung, welche Nik. Antonius angibt in seinem Kataloge, Bibl. nov. II. 395, und nach ihm Clement a. a. O.

3, a) El *sexto* libro de Amadis de Gaula, en que se cuentan los grandes hechos de *Florisando*, Principe de Cantaria, su sobrino, fijo del Rey Don Florestan. Salamanca, Juan de Porras, 1510, Fol. In der Zueignung an den Herzog von Medina Cela nennt sich Paez de Ribera als Verfasser des Werks. Eine zweyte Ausgabe ist Sevilla 1526 fol. Ueber Paez (Pelagius) de Rib. finden wir weder bey N. Ant. noch bey andern irgend eine Auskunft. Auffallend ist gerade die Jahreszahl 1510 des Druckes dieses sechsten Buches, die älteste von allen Amadis-Büchern, bey Anton., Pellicer u. a. angeführten. Die fünf ersten Bücher mußten aber doch früher erschienen seyn. So ist selbst jede Nachricht von diesen älteren Ausgaben des Amadis v. Gall. und Esplandian verschwunden! Dafür scheint aber dieser Roman von Florisando selbst aus dem Gedächtnisse der Menschen bis auf den geretteten Titel vertilgt. Nach diesem Titel ist der Held Neffe des Am. v. Gall. und Sohn des Florestan. Die sonderbare Erzeugung und Geburt des Florestan, eines unehlichen Sohnes des Perion und der Tochter des Grafen von Seland, ist eine der naivsten Geschichten im alten Amadis von Gallien, B. 1, K. 42, f. 86. Nachher kömmt in demselben Roman häufig der tapfere Florestan vor in Gesellschaft seiner Halbbrüder Amadis und Galaor; aber seinen Sohn Florisando, den Helden unseres Romans, erwähnt weder Cervantes, noch haben ihn die französischen und deutschen Bearbeiter mit in ihren Cyklus aufgenommen. Und das ist die

Haupturſache, warum er in Vergeſſenheit gerathen. Wir haben aber am Schluſſe des achten Buches des franzöſiſchen Amadis (d. i. des zweyten und letzten Theiles des Amadis von Griechenland) f. 181, v. Paris 1548 ein Citat desſelben gefunden, worin er als unechter Auswuchs verworfen wird, mit den Worten: »Und damit endet ſich Alquifs des Weiſen Werk und die wahrhaftige Chronik Amadis, wiewohl etliche ſeine und des Kaiſers Esplandians Günſtige das Buch von Herrn Floriſando beſchrieben und verfaßt, welches, in Wahrheit zu reden, mehr Lügen denn wahrhaftig ſeyn ſcheinet; denn in der ganzen Hiſtorie dieſes großen Königs Amadis nicht gefunden wird, daß Floriſando (lies Floreſtan *) einige Kinder mit Coriſanda gehabt. Und was noch ärger iſt, eine Fabel auf die Lügen ſetzend, haben einige ein anderes Buch von Liſuarte verfaßt, worin ſie den König Amadis todt ſeyn laſſen. Dieß iſt offenbar falſch und erſonnen« u. ſ. w. Wir berufen uns hier auf das zum Schluſſe von Nr. 2 (Esplandian) Geſagte, und finden vollkommen beſtätigt, daß die Anknüpfung des neuen geſchichtlichen Fadens an den alten ſolche Rückweiſungen, wie hier und dort, nothwendig machte.

Bey Ebert B. L. 7663 leſen wir den Titel der italieniſchen Ueberſetzung unſeres von den Franzoſen ausgeſchloſſenen Buches, nach der Ausg. Ven. 1550, 8.

3, b) Statt deſſen hat Herberay als ſechstes Buch in das übrige Europa eingeführt:

Le *sixiesme* livre d'Amadis de Gaule, qui traicte amplement des grands faitz d'armes et aventures estranges tant de *Perion* son filz, que de *Lisuart de Grece*, filz d'Esplandian, Empereur de Constantinople. Paris, Est. Groulleau, 1557, Fol. 128 Blatt. Die wörtliche deutſche Ueberſ. davon Frankf. a. M. 1595, 8.

Wir finden zwey verſchiedene ſpaniſche Romane über Liſuarte bey Antonius und Clement angeführt, von denen der erſte das Vorbild der Franzoſen geweſen zu ſeyn ſcheint. Er führt, nach Ant., den Titel: El *septimo* libro de Am. en el qual se trata de los grandes fechos en armas de *Lisuarte de Grecia*, fijo de Esplandian, y de *Perion de Gaula*. Sevilla 1525, fol. Cromberger. Zugeeignet dem Erzbiſchofe von Sevilla, aber ohne Namen des Verfaſſers. Etwas anders

*) Ein grober Fehler der deutſchen Ueberſetzung von 1597. Im Franzöſiſchen ſteht richtig: Il ne se trouve point *Florestan* avoir eu enfans. Das Folgende iſt ſo falſch übertragen, daß wir es haben ändern müſſen.

gibt den Titel an Clement: Chronica de los famosos esforçados, Cavalleros *Lisuarte de Grecia*, hijo d'Esplandian, Emperador de Constantinopla, y de *Perion de Gaula*, hijo del valiente y esforçado Cavallero Amadis de Gaula, Rey de la gran Bretania; en la qual se hallava el estraño nascimiento del Cavallero del ardiente espada. Sevilla 1525, Toledo 1539, Lisboa 1587, Zaragoza 1587, fol. Der Verfasser des zweyten hat sich genannt; es ist Juan Diaz, Baccalaureus des Kirchenrechts. Die Zueignung ist gerichtet an den Prinzen Georg, Sohn des Königs von Portugal, Johann II. Diaz wußte, daß schon ein Anderer die Abenteuer des Lisuarte als das siebente Buch des Amadis habe drucken lassen (s. Clement a. a. O.), und gab deßhalb seinem Romane den Titel: El *octavo* libro de Amadis, que trata de las estrañas aventuras y grandes proezas de su nieto *Lisuarte, y de la muerte del Rey Amadis.* Sevilla 1826, Cromberger.

Da der Titel anzeigt, daß hier der Tod des Königs Amadis beschrieben wird, so hat Herberay ohne Zweifel mit dem »andern Buche von Lisuarte, worin der Verf. den König Am. todt seyn lassen,« diesen Roman des J. Diaz gemeint, und als unecht ausgestoßen.

Cervantes erwähnt nur ein Mal ganz beyläufig den Lisuarte, B. 2, K. 1: »Wer war feiner (mas galan) als Lisuarte von Grácia?« Da er gleich darauf Perion von Gallia nennt: »Wer unerschrockener als Perion von Gallia?« so ist unter diesem Perion wohl nicht der ältere, Vater des Amadis von Gallien, zu verstehen, wie die Ausleger des D. Quixote wollen, sondern der jüngere, und Cervantes meinte dasselbe spanische Original, welches durch Herberays Uebertragung auch jenseits der Pyrenäen populär geworden. Denn nur bey diesem verheißt der Titel die Großthaten des Lisuarte und die des Perion zu erzählen.

Einen sehr entstellten, modernisirten Lisuarte, in Tressanischer Manier, gab v. Mayer Lisuart de Grèce. Amst. et Paris 1788, 12. 5 Bde. Einen Auszug desselben s. Bibl. d. Rom. 1789, Mai p. 13 — 204. Kürzer in Paulmy's Chevalier du Soleil, t. 2, p. 261 — 277.

Alle wichtigen Charaktere, welche durch die vier ersten Bücher dieser Reihe eine Berühmtheit erlangt hatten, treffen wir hier wieder an; aber um die zwey Helden unseres Romanes zu heben, mußten natürlich die älteren sich gefallen lassen, in den Hintergrund zu treten. Konnte schon Esplandian Thaten verrichten, welche dem alten Amadis nicht gelungen waren,

so ist dieser graue Held hier noch mehr an Werth gesunken. So »wird K. 34, f. 76, v. Lisuarte, genannt der Einsame, in einem großen Saale gewahr des Königs Amadis, der Oriana u. a., wie unbarmherzig sie bey dem Halse mit großen Seilen angebunden liegen, welches ihn zu solchem Mitleiden beweget, daß ihm die Trähern in die Augen schossen, und schnell hinlief, sie zu entbinden.« Eine Mißhandlung, welche der alte Herr früher schwerlich würde haben über sich und seine Gemahlin ergehen lassen. In K. 48, f. 101, v. macht sich der Zauberer Alquif gar den Spaß, ihn im öffentlichen Turniere aus dem Sattel zu heben, was einem so alten, berühmten und unbesiegten Ritter doch etwas ärgerlich und unschicklich scheinen mußte, um so mehr, da »ein großes Gelächter daraus ward.« Dafür ist eine derbe Nachahmung des ersten Romans überall sichtbar. Unser Perion ist das Nachbild des dortigen Galaor, und Lisuarte soll durchweg den Amadis von Gallien vorstellen. Besonders sichtbar ist dieß in seiner Liebe zu Onolorie, K. 6, f. 12. Das Verhältniß ist von Anfang bis zu Ende zart und tief eindringend, wie dort zwischen Am. und Oriana. Onolories Brief, K. 30, f. 66, v., welcher mit den Worten beginnt: »Sintemal Euer namhafte Untreue, Ihr allerundankbarest Ritter unter allen lebendigen! also bey mir offenbar und klar ist u. s. w.;« kann für eine nicht schlechte Kopie des ähnlichen von Oriana (B. 2, K. 1, Schluß) gelten. Auch Lisuarte gibt darauf allerley wunderliche Streiche an, verbirgt seinen wahren Namen, und nennt sich der Einsame (le chevalier solitaire), wie dort Am. sich Schöndunkel nannte, versteckt sich in Gesträuch, hat »aber keine Ruh, von wegen schwerer Gedanken, die ihn seines Fräuleins Onolorie erinnerten« u. d. m.

Das Gegenbild dazu ist der muntere Perion, der Ritter von der Himmelskugel (chev. de l'esphere), weil sein Schild und Harnisch damit geziert sind, in seinem Verhältnisse zu Onolories Schwester, der harmlosen Gricilerie.

Noch ist merkwürdig, wie Urganda's Charakter im Lisuarte fortgeführt wird. Sie feyert hier sogar öffentlich im Beyseyn der hohen Herrschaften dieser Romane ihre späte Vermählung mit dem alten neckischen Zauberer Alquif, K. 49, f. 108, v., »nachdem er sie in vielen Stücken, so ihr bisher unerkannt, und zum Theil lästig, zum Theil schrecklich gewesen, erfahrener gemacht hat;« K. 44, f. 97, v., und das neue Ehepaar quält seine Günstlinge mit argen Zauberspäßen, K. 54. Im Amadis von Griechenland werden wir den Alquif wieder treffen, und ihn dort als angeblichen Urheber der Romane

von Lisuarte und Am. von Griechenland näher bezeichnen. Zwey Mal wird er im D. Quixote erwähnt. I. K. 43, wo der Held an die Dachluke gebunden auf Rozinante steht, und sich nach Hülfe sehnt: »Dann rief er die weisen Lirgandeo [1]) und Alquif an, daß sie ihm helfen möchten.« Zweytens II. K. 34 bey dem possenhaften Zuge mit der Maske hohen Ernstes, sagt der zweyte Greis von seinem Wagen herab: »Ich bin der weise Alquif, der große Freund Urgandas, der Unbekannten.«

Im Allgemeinen ist im Lisuarte die Zauberey gesunken, und frivoler geworden. Man merkt, daß der Verfasser sie nur als eine Würze gebraucht und beymischt. So macht Alquifs Tochter, nach ihrem Vater Alquifa genannt, eine Art von Schnellbotin auf ihrem mit Affen bemannten Schiff, K. 2, f. 3, r. und v. Die aus Nr. 2 bekannte böse Zauberin Melie stiftet nur noch wenig Unheil. K. 7, f. 14, v. bringt ihr Zwerg einen Brief mit sieben und sechzig Siegeln dem christlichen Helden, wodurch sie scharfsinniger Weise andeuten will, daß Konstantinopel binnen Kurzem von sieben und sechzig heidnischen Fürsten werde belagert werden. Aber ihr Reich währt nicht lange. Denn K. 21 muß »gedachte ungerahten Weib, die Hexenmeisterin Melie, ihr Leben enden, welches sie mehr durch abergläubisch Segen und teuflisch Unholdenwerk, dann durch der Natur ordentlichen Lauf die Zeit hero erhalten hette. Ihre Seel wird in des Lucifers Abgrund geführt.« Dafür erscheinen K. 20, f 39, r. in einem imposanten Aufzuge die aus dem Zauberschlafe erweckten alten Krieger, um Konstantinopel zu entsetzen. Die Schilderung ist lebhaft, bunt und reizend.

Noch treffen wir zwey ältere Bekannte, nämlich K. 10, f. 19, r. die Kriegerin Calafie; und K. 15, f. 28 und K. 17, f 32 den wüthenden Feind der Christenheit, Armato, in welchem Arkelaus wieder aufgewacht zu seyn scheint. Zuerst aber tritt hier auf, K. 20, f. 37, v., die berüchtigte Amazonen-Königin Pintiquiniestra. K. 22, f. 46, v. lesen wir den herzhaften Brief, worin sie ihre Rivalin Calafie zum Zweykampfe fordert. Er beginnt mit den Worten: »Pintiquiniestra, eine Königin des ungebrüsteten Volks [2]), schreib

---

[1]) Aus dem Sonnenritter.

[2]) Royne de la gent, *qui n'a nulles tettes.* Hiermit überbietet der Verfasser um das Doppelte die fabelhafte Nachricht von den Amazonen, quod unam mammam exustam habent, wovon einige verkehrt den Namen Amazones ableiteten, quasi ἄνευ μαζοῦ. S. Sérvius zu Virg. Aen. I. 494, und die Ausleger zu Aeneid. XI. 648:

— exultat *Amazon*,
Unum exerta latus pugnae —

dir Calafie einer Beherrscherin der fremden Inseln in Californien solchen Gruß, wie ich ihn dir gönne« u. s. w. K. 23, f. 51, r. geht sie durch die Taufe zum Christenthume über, und K. 49, f. 108, v. vermählt sie sich mit dem zweyten Perion, Galaors Sohn. Aber den grimmigen Haß des Pfarrers bey Cervantes (D. Quix. I. 6) ladet sie erst auf sich durch ihr Benehmen im Silvio de la Selva, Nr. 7 das. I. K. 46 u. folg., wo sie, wie alle Charaktere des Feliciano de Silva, fratzenhaft genug entstellt ist.

Lisuarte, der Held unseres Romans, erscheint in einigen Situationen, die zu den besten Stellen des Buches Anlaß geben. Z. B. K. 32, f. 70, v., wo er auf der Schlangeninsel gefangen ist; und besonders K. 18 bey der Probe seiner Tapferkeit und den Zaubereyen dabey, ehe er den Ritterschlag empfängt. Sonst verfällt der Styl, wie der Inhalt, zuweilen in das Platte, z. B. K. 17, f. 33, r.: »Sie vor Wunder verzuckt, als sie Hörner bekommen hätte, konnt eine Weil nit zu Sprach kommen« (Elle, plus esmerveillée, que si cornes luy fussent venues, demeura sans pouvoir respondre une seule parole). Dazu schickt sich das üppige und wollüstige Ausmahlen der geheimen Zusammenkünfte der beyden Helden mit ihren Prinzessinnen, Kap. 60. Von Auswüchsen der Art sind die fünf ersten Bücher frey.

4) Amadis von Griechenland. Höchst auffallend und unerklärlich ist es, daß Nik. Antonius in seinem Kataloge der Amadis-Bücher diesen im Don Quixote besonders lächerlich gemachten Sprößling der Familie ganz ausgelassen hat *). Die älteste Ausgabe des spanischen Originals erschien zu Burgos 1535 fol. (nach Clement, Dunlop, Ebert). Bekannter ist der Druck, Lisboa 1596, zwey Theile in Einem Folianten, mit dem Titel: Cronica del muy valiente y esforzado Principe y Caballero de la ardiente espada, Amadis de Grecia. S. Pellicer zu D. Q. I. 6. Herberay übersetzte ihn, und gab ihn heraus in zwey Bänden als siebenten und achten Theil des Amadis von Gallien. Folgende Ausgabe liegt davon vor uns.

*) Wenn Antonius bey dem Aufzählen dieser Reihenfolge durch Auslassen fehlt, so fehlt Clement dagegen durch doppeltes Ansetzen. Bey ihm kömmt Am. von Griechenland vor als achtes Buch, und dann noch Ein Mal als zwölftes Buch hinter seinen Enkeln Royel und Agesilaus. So wenig Verlaß ist in diesem Gebiete der Literatur selbst auf sorgfältige Bibliographen.

Le *septiesme* livre d'Amadis de Gaule, Histoire tres excellente *d'Amadis de Grece*, surnommé le Chevalier de l'ardante espée, filz de Lisuart de Grece et de la belle Onolorie de Trebisonde. Paris, 1546, fol. Jeanne Marnef.

Le *huitiesme* livre d'Amadis de Gaule, auquel sont recitées les hautes prouesses et faitz merveilleux *d'Amadis de Grece*, surnomme le Chevalier de l'ardante espée. Paris, 1548, fol. Est. Groulleau.

Von der deutschen Ueberſetzung in zwey ſtarken Oktavbänden lautet der Titel des zweyten Theils vollſtändig: »Das achte Buch vom Amadis auß Frankreich, Eine ſehr ſchöne und fürtreffliche History, in welcher allerhand Ritter und Kampffſpiel, wie die von Amadis auß Griechen, ſonſt der Ritter vom Brennenden Schwerdt genandt, deß Streitbaren Helden Liſuarts auß Griechen, und der ſchönen Onoloria von Trapezunt, Sohn, ſampt andern ſeines gleichen, gehalten, beſchrieben werden: Auß Frantzöſiſcher inn unſer allgemein Teutſche Sprach Tranßferiert ꝛc. Allen Ehrliebenden vom Adel, züchtigen Frawen und Jungfrawen, ſehr nützlich und kurtzweilig zu leſen. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn, Mit Röm. Keyſ. Mt. Freyheit. M.D.CXVII« *).

Eine Ueberſicht des Inhalts gibt Paulmy Hist. de Chevalier du Soleil, II. 277—317.

Namentlich citirt wird der jüngere Amadis im Don Quixote da, wo er mit allen ſpäteren Verwandten zum Feuer verdammt wird, I. 6: »Der nun kömmt, ſagte der Barbier, iſt Amadis von Grâcia, und alle auf dieſer Reihe ſind, wie ich glaube, von der Familie des Amadis. So können ſie alle in den Hof reiſen, ſagte der Pfarrer.« Ferner I. K. 19: »Denn ſo hieß Einer der Ritter vom brennenden Schwert« u. ſ. w. Endlich I. K. 49: »Ihr läugnet, daß es je in der Welt Amadiſſe gegeben, ſo wenig aus Gallia als aus Grâcia.« Aber I. K. 18 verwechſelt der ſonſt trefflich beleſene D. Quixote den ſpäteren mit dem früheren. Denn offenbar beziehen ſich die Worte: »Aber ich will von nun an ſtreben, mir ein Schwert von ſolcher Eigenſchaft zu erwerben, daß derjenige, welcher es führt, keiner Art von Verzauberung unterworfen iſt;

*) Die Jahreszahl iſt ein Druckfehler für M.D.XCVII; denn am Schluſſe des Buches ſteht mit arabiſchen Ziffern 1597, und ſo fordert es die ganze Folge der 24 Bände der zweyten Auflage der Oktavausgabe. Die Zueignung des Buchhändlers Feyerabend, aus der erſten Auflage aufgenommen, zu dieſem achten Bande iſt vom 4. Aug. 1573.

das gute Glück kann mir wohl gar das des Amadis in die Hände spielen, als er sich den Ritter des brennenden Schwertes nannte. Dieses Schwert war eines der trefflichsten« u. s. w. auf Amadis von Gallien, als er sich den Ritter vom grünen Schwert nannte. S. Pellicer zu dieser Stelle. Außerdem aber ist der Roman des Cervantes angefüllt mit Anspielungen und Seitenblicken auf unser Ritterbuch.

Der wirkliche Verfasser desselben ist, meines Wissens, bis jetzt unbekannt geblieben. Dieser hat indeß Sorge getragen, einen besseren, als sich, vorzuschieben, nämlich den Zauberer Alquif selbst, B. 8, letztes Kapitel, Schluß: »Und damit endet sich Alquifs des Weisen Werk, und die wahrhaftige Chronik Amadis.« Schon K. 54, f. 113, r. des Lisuarte hatte der gute Magus den Helden auf der Affeninsel versprochen, »die Abenteuren, so bis auf den heutigen Tag mit ihnen vorgangen, und sich nachgehends zukünftig schicken würden, in Schriften zu verfassen. Dann es sehr unvernünftig, solches in Finsterniß der Vergessenheit zu vergraben und zu verdunkeln. Gleichwohl zweifelt nur nicht, daß in tausend Jahren, nachdem ich sie in ein Chronik gebracht, ihnen kein Gedächtniß seyn wird. Aber nach abgelaufenen tausend, oder, daß ich nicht lüg, funfzehn hundert Jahren werden sie geoffenbart werden, und euerer Thaten Gedächtniß viel heller die Welt durchleuchten, als keines Menschen, so je gewesen, noch geboren mag werden *).« Man ersieht hieraus auch beyläufig, in welcher Zeit etwa der Verfasser seine Helden gedacht haben wollte. Da dieß zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts geschrieben, so fällt demnach ihre Lebenszeit bald nach Christi Geburt. Das Unüberlegte in dieser chronologischen Bestimmung des weisen Alquif, verbunden mit manchem anderen, worauf wir gleich kommen werden, nöthigt uns, über ihn als Schriftsteller kein günstigeres Urtheil zu fällen, als Cervantes gethan.

Der Anfang des Romans führt uns sogleich mitten in die Begebenheiten hinein. Erst K. 9, f. 16, v. knüpft den Amadis an den Schluß von Nr. 3. Jener Anfang leitet aber nur scheinbar hier unser Nr. 4 als ein abgesondertes Werk ein. Denn am Schlusse des Lisuarte wurde die heimliche Geburt unseres Amadis und seines Vetters Lucencio berichtet. Dafür wird im Amadis die Geschichte des Lisuarte noch immer fortge-

*) Diese etwas starke Prophezeyung ging offenbar hervor aus dem unerwarteten Glücke, das die ersten Bücher des Herberayschen Amadis in Europa gemacht.

führt, und erſt Th. 2, K. 43, f. 78, v. kömmt es zur öffentlichen Vermählungsfeyer der Eltern des Amadis, Liſuarte und Onoloria, ſo wie des Perion und der Gricilerie im Beyſeyn aller vom jungen Amadis entzauberten hohen Häupter. Vorher Th. 2, K. 27 hat Onoloria zum zweyten Mal von Liſuarte heimlich ein Kind geboren; dies Mal eine Tochter. Es iſt die Heldin im Floriſel von Nikäa (Nr. 5), die geprieſene Schäferin Silvia. Bald darauf K. 75, f. 139 ſtirbt Onoloria nebſt ihrem Vater, und Liſuarte bequemt ſich ſogar K. 90 f. 160, r. zu einer zweyten Heirat mit der kriegeriſchen Kaiſerin Abra. Ueberhaupt iſt die Sorgfalt recht ſichtbar, dieſe Fortſetzung als einen nothwendigen integrirenden Theil des urſprünglichen Werks gelten zu machen. So treffen wir die meiſten der alten Bekannten wieder friſch und munter hier an, wie den Stammvater Amadis von Gallien und Oriana I. K. 41, f. 84, r., die Königin Madaſima I. K. 38, f. 78, v., Floreſtan I. K. 50, f. 99, r. und viele andere. Der magiſche Schlaf, worein die Helden und Damen häufig verfallen, und woraus ſie bey ſchicklichen Gelegenheiten erſt wieder erwachen, iſt ein bequemes Mittel für die Dichter, die alten Perſonen bald einzuführen, bald wegzuſchaffen. Auch ſich ſelbſt und ſeine Gattin Urganda hat Alquif nicht vergeſſen: z. B. Th. I. K. 6, f. 8, v.; K. 12, f. 25, v.; K. 19, f. 38, v.; K. 24, f. 51, r. Dabey hat das alte Ehepaar ſeine neckiſche Laune nicht verloren. Als alte ehrwürdige Dame macht Urganda ſich den Spaß Th. II. K. 3, f. 5, v. die Frauen durch Schreckgeſtalten zu ängſtigen, u. Th. 2. K. 58, f. 109, r. vertreiben ſie und ihr Gemahl ſich und den älteren Herrſchaften die Zeit mit allerley Gaukeleyen. Früher aber Th. 2, K. 8, f. 12, v. iſt ſie von der zuerſt in unſerm Roman aufgeführten mächtigern Zauberin Cirfea überliſtet und gefangen worden; und erſt Th. 2, K. 51, f. 93, v. wo Liſuarte und Amadis als Vater und Sohn ſich erkennen, wird auch Urganda von ihrer Verzauberung erlöst, »wie Medea mehr dann vor zwey tauſend *) Jahren ſolches zuvor geſagt, welches man jetzo erſt erfüllet ſiehet.«

Außer dieſen bekannten Charakteren, führt der Verfaſſer auch zum erſten Mal ſolche ein, welche durch Neuheit reizen ſollen, indeß nur als Abarten der älteren anzuſehen ſind. Dahin

*) Comme Medée avoit bien predit plus de *deux mil ans* a ce que l'on void maintenant avenu et acomply. In der deutſchen Ueberſetzung fol. 270, v. iſt alſo: »200 Jahren« ein Druckfehler für »2000 Jahren.«

gehört vorzüglich eben jene Cirfea, eine Schülerin der Melia (I. K. 22, f. 45, v.; I. K. 25, f. 54, r.; I. K. 30 — 33) und Schweſter des babyloniſchen Sultans Zarzafiel, die »ungläubliche Ding im Schloß des Schatzes ins Werk brachte.« Sie iſt thätig und einflußreich, und tritt hier an Urganda's Stelle. Ihr zunächſt nennen wir den Helden ſelbſt, nebſt ſeinem Vetter Lucencio. Beyde ein ſolches Paar, wie der alte Amadis und Galaor, Liſuarte und Perion. Die ſeltſamen Umſtände ihrer Geburt, ihre Wahrzeichen und Erziehung ſind ſchon am Schluß des vorigen Romans Nr. 3 zu leſen. Lucencio nimmt unſere Aufmerkſamkeit nicht ſonderlich in Anſpruch; er iſt ein tapferer und verliebter Ritter, wie ſie alle ſind, hat aber nichts Auszeichnendes. Der Verfaſſer erwähnt ihn auch nur ſelten, z. B. I. K. 9 — 10 und K. 28. II. K. 81, f. 151. Amadis von Griechenland iſt aber keineswegs eine bloße Kopie ſeines gleichnamigen Ahnherrn. Wenig entſchieden in der Liebe erſcheint er erſt als feuriger Anbeter der ſicilianiſchen Prinzeſſin Lucelle I. K. 20. Später wendet er ſeinen Sinn von ihr zu Nikäa; nachher aber II. K. 47, f 86, r., »viel leichtfertiger und unbeſtändiger dann ein Windwirbel (une girouette), liebte er heut dieſe, morgen die andere.«

Hierauf gehen die Worte des Bedienten in Amigo, Amante y Leal von Calderon X, 72, 2:

Que vive el triste *Amadis*
En *Niquea* divertido
Tanto que el dia de ayer,
Acabado de comer,
Preguntó si avia comido.

V. Malsburg hat dieß recht gut frey verdeutſcht, II. p. 98:

Der betrübte Kavalier
Lebt ſo arg in böhmſchen Landen,
Um mich geſtern zu befragen,
Als den Tiſch ich abgetragen,
Ob vom Tiſch er aufgeſtanden?

Die berühmte Nikäa aber lernen wir zuerſt kennen II. K. 18, f. 31, v., wo ſie durch den Zwerg Buzando ihr Bild an Amadis ſendet, und ihm ſchriftlich unter andern zu wiſſen thut: »Wiſſe derohalben ſein Fürtrefflichkeit, daß ich noch nicht geſehen, noch von einigem lebendigen Mann angeſchauet worden. Denn meine Gegenwärtigkeit ihnen verboten; auch meine Schönheit nicht minder ſchädlich, denn das giftig Anſchauen des Baſiliſken; um welcher Urſachen willen man mich eingeſchloſſen hält in dieſem feſten Thurm, allein mit Jungfrauen, ſo meinem Va-

ter dem Könige mir zu zugeben gefallen, ungeben.« Die vergiftende Wirkung der Blicke erinnert an ähnliche Dichtungen der Orientalen, und hängt zusammen mit dem βασκαίνειν, βάσκανος ὀφθαλμός, Effascinare der Alten *). Die Sache ist der eleganten Welt bekannt durch die feine ironische Behandlung im Märchen des Grafen Hamilton Fleur d'épine. Selbst Nikäas Vater liebt seine Tochter, besiegt aber die unsinnige Leidenschaft. Aber gegen ihres Bruders Anastarax unnatürliche Liebe II. K. 23, f. 42, v. hilft nur Cirfeas gewaltsamer Zauber, II. K. 24, f. 45, die Hölle des Anastarax. Auch dieß ist morgenländisch. Amadis findet seine Prinzessin zuerst II. K. 33. f. 60, v., ohne sie entzaubern zu können. Th. 2 K. 66, f. 120 endlich läßt er sich verkleidet, unter dem Namen Nereide als Sklavin an sie verkaufen, und nimmt sich hier gegen Nikäa so, wie Achilles gegen Deidamia unter den Töchtern des Lykomedes. Die nachmals erfolgende Vermählung des Amadis mit Nikäa empfindet natürlich Lucelle sehr übel, und schreibt deßhalb dem treulosen Ritter einen Brief, welcher vielleicht oftmals den Damen sonst mag als Muster bey ähnlichen traurigen Gelegenheiten gedient haben. Er beginnt mit den Worten II. K. 93, f. 174, r: »Ich weiß nit aus weß Ursachen, falscher und untreuer Amadis, ich Feder, Dinten und Papier Euch diesen Brief zu schreiben für die Hand genommen, wo es nit unter der Hoffnung, die ich habe, beschehen, daß Ihr denen nit so bald gesehen, Ihr nit viel eher über dem Unrechten mir beweiset von Schaam erröthen werdet« u. s. w.

Wenn in einem so wesentlichen Stück unser Amadis seinem Vorfahren auch unähnlich ist, so sucht der Verfasser dieß dadurch zu ersetzen, daß der jüngere häufig unter verändertem Namen die Welt mit seinem Ruhme anfüllt, wie jener alte auch gethan. (S. D. Quixote I. K. 19.) So lange er seine Eltern noch nicht kennt und gefunden hat, und als Anbeter der heidni-

*) S. C. Plinius H. Nat. VII, 2 (Ed. Harduini, 4to, t. 2, c. 10) Feminas quidem omnes ubique visu nocere, quae *duplices pupillas habeant*, Cicero quoque apud nos auctor est. Adeo naturae — gignere etiam in toto corpore, et in quorundam *oculis* quoque *venena placuit* ne quid usquam mali esset, quod in homine non esset. Ausführlicher hierüber verbreitet sich nach Vorgang des Plinius A. Gellius Noct. Att. 9, 4: Traditurque esse homines in Illyriis, *qui interimant videndo*, quos diutius irati viderint, eosque ipsos mares feminasque, qui visu tam nocenti sunt, pupulas in singulis oculis binas habere.

schen Götzen, wie des Neptun und ähnlicher Idole, umherschweift, nennt ihn das staunende Europa den Ritter vom brennenden Schwert*). In Damaskus in Asien aber verwandelt er seinen Namen, II. K. 29, f. 53, v., in den des Ritters ohne Ruhe (Le chavalier sans repos), und gewinnt hiermit neuen Glanz. Endlich behält er auch bey großen Heldenthaten jenen Magdnamen Nereide bey II. K. 79, f. 148, r., wohl in der Absicht, gerade durch offenes zur Schau tragen jener Verkleidung in ein Weib, die daraus entstandene Schmach wieder gut zu machen.

In den Abenteuern selbst scheint unser Held seinem Großvater Esplandian häufig nacheifern zu wollen, z. B. I. K. 12, f. 23, v.; II. K. 29; und kömmt unter andern auch I. K. 7, f. 9, v. zum verbotenen Berg. — II. K. 3, f. 6, r., ist eine Wiederholung der Scenen am Schluß des Lisuarte.

Von den neu eingeführten Personen nennen wir noch den sicilischen König Alpatricie, den Vater der Lucelle I. K. 14, f. 30, v.; I. K. 20, f. 41, v.; dann den spanischen Prinzen Birmartes I. K. 54, f. 106, v.; II. K. 17, f. 28; endlich die zauberische Infantin Ariane I. K. 30.

Was uns noch im Inhalt als sonderbar und abweichend von dem Gebrauche in den früheren Ritterbüchern erschienen ist, das sind I. K. 4, f. 5, v., die wirklich trefflichen Lehren des heidnischen Eremiten an den jungen Amadis. Wem wir eine solche Toleranz hier plötzlich zu danken haben, darüber wissen wir keine Auskunft.

Styl, Manier und Geist der Darstellung müssen selbst den, welcher Ritterbücher mit Vorliebe zur Hand nimmt, abschrecken. Weitläuftiges und ermüdendes Geschwätz, wie II. K. 17, f. 29, r.; gezierte Exklamationen bey Abmalung von Liebesabenteuern, wie I. K. 21, f. 44, v. und I. K. 24, f. 50, r., die vielen großsprecherischen und gehaltlosen Briefe, die niedrigen Schilderungen, wie z. B. die Liebesversuche des alten Sultans gegen den als Magd Nereide gekleideten Amadis II. K. 67, f. 124, r.: dieß zusammen rechtfertigt das gering schätzende Urtheil des Cervantes, wogegen sich vergeblich jene Worte des Freundes von Herberay erheben:

Or il n'y manque rien,
Tant est parfait qu'il monte jusqu'aux cieux.

---

*) Er hatte von Mutterleib ein Schwert, feuerroth wie eine glühende Kohl, dessen Knopf am linken Kinn beginnend seine Spitze eben auf dem Herzen endet, gebracht.« Lisuarte, letztes Kap.

Auch Calderon führt unsere Helden nicht ohne Ironie noch ein Mal auf Saber del mal y del bien, II., 414, 1:

Cerré luego con aquel
Que era *él de la ardiente espada,*
Y tiré una cuchillada
Tan sobervia y tan cruel *et cet.*

Fuhr dicht auf den Menschen los
Der Vom Feuerschwert der Ritter
War, sieh da! und schwang so bitter
Einen solchen stolzen Stoß u. s. w.
(V. Malsburg 2, 208.)

Zum Schluß Kap. 96, f. 181, werden nach dem in diesen Romanen durchgeführten Herkommen alle Fürsten und Fürstinnen so fest bezaubert in dem Wunderthurm des Weltalls (l' esmerveillable tour de l'univers), »daß sie an keine andere Freude gedachten, denn an die, so ihnen gemein und gesellig war; sahen auch alles, was in der Welt beschah, daß sie kein Fünklein Beschwerniß gefühlet« u. s. w. Cirfea, Urganda und Alquif haben den Wunderthurm gebaut II. K. 59, f. 111, und eben sie sprechen auch den Zauberbann aus.

In der Zueignung des zweyten Theils (achten Buchs der Amadis-Reihe) versichert Herberay, er habe im Jahre 1524 im Innersten von Spanien den Ritter vom brennenden Schwert gefangen genommen, und setze ihn jetzt auf dringendes Verlangen mehrerer Fürsten und Herren, Frauen und Fräulein in Freyheit. Dann verspricht er noch das Leben des Sohnes von Amadis, des Florisel von Nikäa, zu liefern, womit er sich jetzt beschäftige *). Der Tod muß ihn an Erfüllung des Versprechens gehindert haben, denn sowohl der Florisel wie alle spätern Theile des französischen Amadis sind von andern Verfassern. Bemerkenswerth ist aber die Jahreszahl 1524, wo der Franzose in Spanien unsern Amadis gefangen nahm (je fu prendre prisonnier). Der Roman mußte also schon 1524 in Spanien im Umlaufe seyn. Der älteste von den Bibliographen erwähnte Druck ist aber erst von 1535.

Der Name des Verfassers des spanischen Originals wird unseres Wissens, nirgend angegeben, wie wir schon oben bemerkten. Wir möchten hierbey eine Vermuthung der weitern Prüfung anheim stellen. Recht geflissentlich wird in unserem Buch

*) Er drückt das nach seiner Weise bildlich so aus: J'ay encores aux Essars un sien filz, nommé *Don Florizel de Niquée; je le vous nourris*, pour vous en faire present ainsi que du pere, si l'avez agreable.

bey vielen Gelegenheiten auf die Fortsetzung desselben, den Florisel, hingewiesen, und das ganz in der Art, wie Theil I. des Amadis von Griechenland auf Theil II. desselben vertröstet (z. B. I. K. 30: »Durchzogen auch nachmals manches Land mit großer Mühe und Gefahr, wie im achten Buche wird angezogen werden.«). Die wichtigsten Ankündigungen, auf welche wir aufmerksam machen, sind: II. K. 18, f. 32, r., Cirfea erkennt »durch die Revolution und Zeichen von Nikäas Geburt, daß von ihr eine solche ritterliche Person [Florisel] kommen würde, daß, so man alles betrachtet, wohl billig Jupiter selbst sein Vater seyn möchte, denn ein sterblich Mensch zu gering wär, von wegen der Würdigkeit einer solchen schönen Kreatur.« Ferner II. K. 87, f. 165, r. Aus der plötzlichen und unfreywilligen Verbindung des Amadis und der Zahara, vermittelt durch die Kunststücke der drey Zaubernden, Cirfea, Urganda und Alquif, gehen hervor die Zwillinge Anaxartes, der Sohn, und Alastraxerea, die Tochter, »deren in der Historien Don Florisel von Nikäa vielfach gedacht werden wird (sera faite grande mention).« Diese Zwillinge werden dem Gott Mars als vermeintlichem Vater zugeschoben, II. K. 94, f. 177, r.: »wie dann ihr beyder Historie bezeugen thut« *). Ebendas. »Nikäa gebar einen Sohn, mit Namen Florisel von Nikäa, welcher, als er zu seinen Tagen kam, der schönste, mannhaftigste und hurtigste Ritter ward, als man einen finden mogte, zu dessen Geburt in dem ganzen Kaiserthume gar große Freude ward.« Hiermit verbinde man II. K. 93, f. 176, v. »Darum wir das übrige dieses Handels, waß auch deßhalben weiters sich zugetragen bis ins Buch und Historie Herrn Florisel von Nikäa, in dem weitläuftig davon gehandelt wird, aufziehen wollen.«

Wenn man nun alle diese ganz entschiedenen Ankündigungen des Florisel nicht für Zusätze des Uebersetzers Herberay halten will, was uns nicht wahrscheinlich vorkömmt, so wird man zu dem Gedanken getrieben, der Verfasser des Amadis von Griechenland sey eine und dieselbe Person mit dem Verfasser des Florisel. Diese Wahrscheinlichkeit wird zur Gewißheit durch die satyrischen Worte des Diego Hurtado de Mendoza gegen Feliciano de Silva (abgedruckt in den Anm. zu D. Qu. V. p. 17), wo diesem Autor vorgeworfen wird, »er sey aufgewachsen zwischen Daraiden und Nereiden, und habe ge-

*) Bis zum Widerwärtigen lächerlich ist der Stolz und die Verzagtheit dieses Geschwisterpaars darüber, daß sie Kinder eines Gottes sind, im Florisel (Nr. 5) Th. I. K. 64, f. 165 und K. 7 u. folg.

ſteckt in jenem ſeinem Thurme des Weltalls.« Die Nereide aber und der Thurm des Weltalls ſind aus dem Am. v. Gr.; die Daraide aus dem Ageſilaus v. Kolchos (Am. v. Gall. B. XI. K. 15 Schluß), Nr. 6, Am. v. Gr. verkleidet ſich als Weib, und nimmt den Namen Nereide an, Ageſilaus folgt ſeinen Beyſpiel unter dem Namen Daraide. Beyde ſchleichen ſich ſo zu ihren Geliebten. Die Berufungen im Floriſel auf den Amadis ſind freylich von gar keinem Gewicht, wie wir früher bey ähnlichen Gelegenheiten angaben; wohl aber laſſen umgekehrt die häufig wiederholten Hinweiſungen auf die Fortſetzung die Identität des Verfaſſers muthmaßen. Und warlich iſt der Amadis an Inhalt und Styl ganz würdig des Urhebers von

5) Floriſel von Nikäa, des von Cervantes ſo bitterer verſpotteten Feliciano de Silva. Der Titel des ſpaniſchen Buchs iſt nach Pellicer zu D. Quixote I., 1 La Cronica de los muy valientes caballeros Don *Florisel de Niquea*, y el fuerte *Anaxartes* [hijos del excelente Principe Amadis de Grecia]. Emendada, del estilo antiguo segun que la escribio *Zirfea*, Reyna de *Argines* por el noble Caballero *Feliciano de Silva*. Zaragoza 1584, fol. Clementa. a. O. nennt drey frühere Ausgaben: Valladolid, 1532; Lisboa, 1566; und Zaragoza, 1568.

Aus den bibliographiſchen Nachrichten des Nic. Antonius Bibl. nova I p 365, unter Felicianus de Silva, geſtehen wir uns nicht zurecht finden zu können. Offenbar nennt der Literator nur einzelne Theile, die er zufällig geſehen, und kaum eines Blicks auf das Titelblatt gewürdigt hat. Er ſelbſt geſteht aufrichtig Bibl. nova II. p. 395: Nec enim nobis aliqua *vel minima* olim cura fuit conquirendi aut legendi hujusmodi fabulas, quamquam *non prorsus inutilem earum lectionem* cum aliis existimemus.

Wir haben zur Hand die franzöſiſche, italieniſche und deutſche Bearbeitung, jede in zwey Theilen. Die franzöſiſche führt den Titel:

1) Le *neufiesme* livre d'Amadis de Gaule, auquel sont contenuz les Gestes de Dom *Florisel de Niquée* surnommé le Chevalier de la Bergere, qui fut filz d'Amadis de Grece et de la belle Niquée. Ensemble de deux autres filz et fille, engendrez insciemment par iceluy second Amadis en la tresexcellente royne *Zahara* de Caucase: lesquelz elle pensoit estre enfans du Dieu Mars, à cause de leur force supernaturelle, par laquelle ilz acheverent plusieurs avantu-

res et enchantemens impossibles à la commune puissance des hommes.

Reveu corrigé et rendu en nostre vulgaire Françoys mieux que par cy devant par *Claude Colet* Champenois. Paris, par Est. Groulleau, 1553. Fol.

2) Le *dixiesme* livre d'Amadis de Gaule, auquel (continuant les haultz faitz d'armes et prouesses admirables de *Dom Florisel de Niquée*, et des invincibles *Anaxartes* et la pucelle *Alastraxerée* sa soeur) est traité de la furieuse guerre qui fut entre les Princes Gaulois et Grecs pour le recouvrement de la belle Helene d'Apolonie. Et des aventures estranges qui survindrent durant ce temps.

Traduit nouvellement d'Hespagnol en Françoys. Paris, par Est. Groulleau, 1555. Fol.

Die italienische Ueberſetzung hat den Titel: La Historia degli strenui e valorosi Cavallieri *Don Florisello di Nichea, et Anassartes,* figliuoli del gran Principe Amadis di Grecia. Recata pur' hora da la lingua Spagnuola ne la nostra Italiana. In Venetia, appr. Camillo et Franc. *Franceschini* 1575, 8. 2 Bde.

Das Buch iſt von Michiele Tramezzino, welcher die Ueberſetzung aus dem Spaniſchen veranſtaltete (fatte da me tradurre in Italiano), der Lucretia Coga zugeeignet. Der Ueberſetzer wird nicht genannt.

Die Zueignung der deutſchen Ueberſetzung des neunten Buches iſt vom 28. Aug. 1573.

Das Titelblatt des zehnten Buches der vor uns liegenden Feyerabendſchen Ausgabe fehlt.

Feliciano de Silva, der Urheber dieſes Werks, wie der beyden folgenden (Nr. 6 und Nr. 7) und wohl auch des Amadis von Griechenland, iſt beſonders bekannt durch Don Quirotes Vorliebe für ihn, von der uns Cervantes I., K. 1 mit den Worten benachrichtigt: »Unter allen ſchienen ihm keine ſo trefflich, als die Werke, die der berühmte Feliciano de Silva verfertigt hat. Die Klarheit ſeiner Proſa und den Scharfſinn ſeiner Perioden hielt er für Perlen, fürnämlich wenn er auf Artigkeiten oder Ausforderungen ſtieß, als wenn an vielen Orten geſchrieben ſteht: Das Tiefſinnige des Unſinnlichen, das meinen Sinnen ſich darbeut, erſchüttert alſo meinen Sinn, daß ich über Eure Schönheit eine vielſinnige Klage führe. Oder wenn er las: Die hohen Himmel, die Eure Göttlichkeit göttlich mit den Geſtirnen bewehrt, haben Euch die Verehrung der Ehre erregt, womit Euer Hoheit geehrt iſt.

Mit diesen Sinnen verlor der arme Ritter seinen Verstand, und studirte die Meinung zu begreifen und zu entwickeln, die Aristoteles selbst nicht enthüllt und begriffen hätte, wenn er auch bloß darum auferstanden wäre.«

Die Ausleger des D. Quixote lassen uns hier im Stich. Die angegebenen Tiraden haben wir in der französischen Uebersetzung nicht aufgefunden, aber wohl genug ähnliche, z. B. Th. I. K. 52, f. 135, v. und Th. II. K. 65, f. 127, r. Cervantes mag sie wohl nach Analogie der angeführten selbst gebildet haben. Ueber Feliciano de Silva aber erfahren wir aus dem kümmerlichen Artikel des Nic. Antonius Bibl. nova I. p. 365 nur, daß er aus Ciudad Rodrigo von einer alt-adeligen Familie stamme, und daß sein Vater Tristan de Silva geheißen habe. Pellicer zu Don Quixote a. a. O. nennt ihn Historiograph Karls des Fünften und anonymen Verfasser der Segunda Comedia de la famosa *Celestina*, Venecia 1536, und theilt Stellen aus einer Satyre des Hurtado de Mendoza gegen ihn mit, worin eben so wenig seiner Erfindungen wie seines Styls geschont wird. »Während er in seinem ganzen Leben nicht weiter gekommen sey als von Ciudad Rodrigo nach Valladolid, hause er in erträumten Reichen seiner Phantasie, im Thurme des Weltalls u. s. w. (torre del universo. Florisel t. I. cap. 54).«

In der That ist der Verfall des Geschmacks bey dem großen Haufen der Lesenden in dieser Zeit daraus sichtbar, daß so geistloses, ungeschicktes und weitschweifiges Gemisch mit erborgtem Gut aufgeputzt ein zahlreiches Publikum sich zu gewinnen wußte.

Gleich zu Anfang K. 1 finden wir den Florisel in Gesellschaft des berüchtigten Schäfer Darinel, »welcher ein starker Jüngling war, auch auf der Sackpfeifen gar wohl spielen konnte.« Den Scherzen des Cervantes über ihn scheint halb Aerger halb Mitleid zum Grunde zu liegen D. Qu. I. K. 6: »Um nur die Königin Pintiquiniestra verbrennen zu können, und den Schäfer Darinel sammt seinen Eklogen, mit den verteufelten und verzwickten Bemerkungen des Verfassers, würde ich meinen leiblichen Vater zum Verbrennen hergeben, wenn er sich in Gestalt eines irrenden Ritters ertappen ließe.« I. K. 24. »Denn ich weiß, Donna Lucinde hätte sich sehr — gefreut über die Wohlredenheit des Schäfers Darinel, so wie über die wundernswürdigen Verse in seinen Eklogen, die er mit ungemeiner Anmuth, mit Witz und Freymüthigkeit singt.« Solche wundernswürdigen Eklogen liest man im Florisel Th. I. K. 22; Th. II. K. 6 und Th. II. K. 64, wo Darinel zu den Füßen seiner Gebieterin Silvia sein Lied singt, das den Refrain hat:

A Dieu ville vous command,
Il n'est plaisir que des champs.

Der Italiener hat die Verse in der Ueberſetzung ganz ausgelaſſen, und der Deutſche ſpäterhin auch, nachdem ihm der erſte Verſuch Th. I. K. 22. S. 354 ſo ſchrecklich mißlungen [1]).

Da die drey Hauptperſonen des Romans, Floriſel, Anaxartes und Alaſtraxerea ſchon im Amadis von Griech. oft angekündigt und eingeführt worden, ſo erſcheint Floriſel hier beym Beginn des Buches erwachſen, und auch die Erzählung von der Geburt der beyden andern K. 6, f. 13, v. iſt an den früheren Roman (Am. d. Gr. c. 94. fol. 177) geknüpft. Die erſten Kapitel führen uns ein in das ſtille und ſüßliche Schäferleben, wo die Unglücksgenoſſen, der Prinz Floriſel und der Bauer Darinel in unerwiederter Liebe zu der kaiſerlichen Hirtin Silvia dahin ſchmachten. Dieß gibt ein dauerhaftes Band zwiſchen beyden Männern, welches noch fort beſteht, K. 41, f. 100, als Floriſel ſchon längſt die ſchlichten idylliſchen Dinge, Hirtentaſche, Stab und Heerde (K. 3, fol. 6) von ſich gethan, und in die große Welt getreten iſt. Offenbar ſind dieſe Schäferſcenen hervorgegangen aus dem Bedürfniß einer Erholung und eines Gegenſatzes nach wilden, grotesken Abenteuern und tollkühnen Helden-Charakteren [2]); und hängen in ſofern zuſammen mit Sidney's Arkadia, mit d'Urfé's Aſtrée und Guarini's Pastor fido. Cervantes mußte daher auch etwas von dieſem Gegenſatz der Ritterwelt aufnehmen, und ſo finden wir D. Qu. II. K. 58 ſein neues Schäfer-Arkadien mehr entworfen als ausgeführt, nach dem Vorbilde des babyloniſchen Gebirgs im Floriſel. Noch fruchtbarer iſt die Vergleichung zwiſchen manchen Einzelnheiten in Shakſpeares: Wie es Euch gefällt, und dieſem Theil unſeres Romans. Darinel verhält ſich zu Silvia, wie Phöbe zu Roſalinde. Shak-

---

1) Folgende Verſe daſelbſt können es mit den ſchlechteſten unſerer Zeit aufnehmen:

Ach, mein göttliche Silvia,
Wollet doch einſt verlaſſen
Gen mir Eur groß Härtigkeit da;
Sonſt werdet Ihr ohn Maßen
In kurz enden das Leben mein.
Mein Dienſt von ganzem Herzen mein
Ich euch hab thun erzeigen.
Habt mein Freyheit mir genommen fein;
Wollts gen mir wieder neigen,
Die Strengkeit underwegen lan.

2) Aus ähnlichem Grunde gefallen jetzt Waſhington-Irwings Produktionen nach denen des Lord Byron.

speare hat übrigens hier auch nur den Stoff vorgefunden, welchem er Leben und Geist einzuhauchen wußte.

Bald werden wir aber aus den friedlichen Bergen in die Welt der Ritterschaft und Abenteuer versetzt, und vermissen hier selbst den armseligen Reiz des Ungewohnten. Vieles ist nur Wiederholung aus dem Amadis von Griechenland. Wie dieser hat Florisel eine doppelte gleich heftige Liebesneigung, nämlich zur Helena und zur Silvia. K. 35, f. 89, r. — Wie Am. steckt er sich in Weiberkleider, wobey es schlüpfrige Auftritte gibt K. 47, f. 118, v. Ganz gemein aber ist die Liebe geworden, was besonders bemerklich bey Arlanda, einer gutwilligen Prinzessin von Thracien K. 14, f. 37, v. und K. 31, f. 84, r. Abscheulich ist ihre wilde und liederliche Leidenschaft, verbunden mit der plumpsten Ziererey, K. 16, f. 45, r. Wir halten diese Erfindung des Dichters auch deßhalb für höchst ungeschickt, weil dadurch der Ruf und die Meinung Silvias gerade bey dem Helden gröblich gefährdet wird. Vergl. K. 47 und Th. II. K. 11 und 12. Hiegegen empörte sich sonst jedes Zartgefühl, und am meisten das der Spanier. Arlandas albernē Briefe werden noch übertroffen von ihren Monologen K. 15, f. 42, r. So besteht der Monolog des Prinzen Arpilior K. 19, f. 53, r. *) aus unzähligen Ausrufen und Fragen. Hiemit vergleichen wir das in seiner Art eben so närrische Zwiegespräch zwischen Timbria und Florisel K. 36, f. 91, v. Zur Probe des seltsamen Styls, welcher damals bald darauf ein zeitgemäßer wurde, mögen folgende Exklamationen aus Florisels Monolog K. 3, p. 40 hier Platz finden: »Ach Silvia, die Ihr durch ein einigen freundlichen Anblick Eurer brennenden Aeuglein den Bronnen meiner Zähren, in so großer Menge heraus fließende, verstellet; welchen, wie heiß es auch sey, die ganze Hitze des glänzenden Phöbi nicht austrocknen konnte! gefiele es der Gütigkeit der Götter« u. s. w. Nächst dem machen wir auf die köstlichen Briefe aufmerksam K.: 6, f. 13, v.; K. 10, f. 23, v. K. 14, f. 38, v.; auf ungebührlich lange Reden, nach dem Muster des Livius entstellt Th. II. K. 5, f. 12 u. folg.; II. K. 18, f. 43, v.; auf Inschriften, Motto's, Embleme, Figuren, Allegorien, wie z. B. der vier Engeltugenden K. 53, f. 135, r. Besser und ausführlicher im Silvis (Nr. 7.) Th. II. 33 u. folg. Wir deuten bey dieser Gelegenheit noch auf folgende Seltenheiten, wovon in unserem Roman ausführliche Nachrichten stehen: Das Schloß des Spiegels der Liebe K. 12, f. 31, r. und K. 46, f.

*) Im Deutschen p. 304, ist hier eine seltsame Verwechselung der Personen.

115. — Das Schloß der Grausamkeit K. 19, f. 51, r. — Das Schloß der Wunder der Liebe K. 43 und folg. f. 105 — Das Bild der Rache der Liebe auf der Insel der Rache Th. II. K. 8, f. 22. — Das Schloß der umgebenen Insel (Le chasteau de l'isle environnée) II. K. 11, f. 31, r. — Die Insel des bezauberten Bettes II. K. 54 und folg. — Die Hölle des Anastarax I. K. 5, f. 11, u. a. m. — Der Thurm des Weltalls I. K. 54 ist aus den früheren Büchern aufgenommen. Unter den neu eingeführten Personen erwähnen wir Falanges vom Stern K. 59, f. 155, r., Sohn der Iris, Königin von Kolchos, Kampfgenossen des Florisel II. K. 9, Gemahl der Alastrarea und Vater der Diana; dann Astibel der Wissenheit (Astibel des sciences) I. K. 50 und II. K. 12, ein entsetzlicher Meister der schwarzen Kunst. Sehr wichtig ist die in ihren eignen Zaubernetzen gefangene Armide I. K. 22, f. 60, v. und II. K. 375 folg. Der grausame Hohn gegen die sie liebenden Ritter, hervorgegangen aus Stolz und Eigenliebe; die gerechte Strafe, welche sie empfängt, indem sie den Amadis von Griechenland liebt, und von ihm verachtet und verlassen wird (II. K. 40); hieraus hat Torqu. Tasso Charakter, Namen und Sachen entlehnt. Namentlich ist das Verhältniß Rinaldos zu Tassos Armida Nachahmung des ähnlichen von Amadis zu unserer Armida. Die Ausleger des Tasso haben unseres Wissens dieß nirgend erwähnt. Eine ausführliche Vergleichung der Einzelnheiten würde bey der großen Celebrität der Gerusalemme lib. gewiß eben so fruchtbar als willkommen seyn. Wir dürfen uns hier nicht länger dabey verweilen.

Von alten bekannten Zauberern und Zauberinnen finden wir wieder Urganda, Alquif, Cirfea und den Meister Elisabad, I. K. 56, f. 145 u. folg.

Der zweyte Theil enthält hauptsächlich eine rohe Nachahmung der Geschichte des trojanischen Krieges. Florisel (Paris) raubt Helena; doch geht es dabey in sofern weniger anstößig zu, daß Helenas Ehe mit Lucidor (Menelaus) noch nicht wirklich vollzogen gewesen. Nun ertheilt sich Lucidor zuvörderst den Beynamen: Der Rächer (Luc. le Vengeur) K. 5; und »rennet alle Fürsten der Welt an um Beystand und Hülfe« K. 6, f. 18, r. Sein Gegner zeigt schon dadurch, wie wenig er ihm nachzugeben denkt, daß er den Beynamen des Rächers ihm mißgönnt, und in den des Rachsüchtigen (Le Vindicatif) vertauscht. Konstantinopel, wo Lucidor mit Flotte und Mannschaft landet, muß sich bequemen, das alte Troja vorzustellen. Hier gibt es große Schlachten, so wie Zweykämpfe,

Gefechte mit Riesen und Zaubereyen. Der alte Amadis von Griechenland, und selbst der uralte Amadis von Gallien fehlen bey so ernsten Angelegenheiten nicht. Neu dabey ist die Königin von Lemnos, Cleofile K. 25, f. 56, r. Sie bittet briefsich beyde Heerführer um die Erlaubniß in einem neutralen Zustande den Schlachten zusehn zu dürfen, um nach beendigtem Kampfe sich den tapfersten Ritter zum Gemahl auslesen zu können. Ihre seltsamen Abenteuer mit dem als Mädchen verkleideten Arlanges nehmen vielen Raum ein im folgenden Roman Nr. 6, Rogel I. K. 34, f. 60, v. bis K. 39, f. 66. Ferner I. K. 57 I. K. 88 bis zum Schluß. Th. II. K. 61. — K. 30 f. 62, v., hat der Verfasser den Einfall, den Amadis von Griechenland in seinen alten Tagen die Liebe zur sicilianischen Prinzessin Lucelle erneuen zu lassen, um bey dieser Gelegenheit ihn deßhalb derb tadeln zu können. Die Fortsetzung dieses Abenteuers steht im Rogel von Griechenland (Nr. 6) I. K. 46 und K. 62. Der Brief des Anaxartes an Oriana K. 6 kann als Muster betrachtet werden, wonach D. Qu. den berühmten an Dulcinea I. K. 25 stylisirt hat. Der Anfang im Florisel lautet p. 62: »Gnädige Frau! Der wünschet Euch Heil, dem Ihr's habt genommen, und gönnet alles Glücks dieser Welt derjenigen, so ihn in Abgrund alles Unglückes gestürzet hat; welches er gleichwohl geringer schätzt, dann, daß er Euer Gunst beraubet muß seyn und daran verzagen, von wegen, daß Ihre ihn letzlich so rauh angefahren habt« u. s. w. D. Quixote: »Monarchin! Erhabene Herrscherin! Der von der Trennung tief verwundete, der von den Pfeilen zerrissenen Herzens, sendet Dir, o süßeste Dulcinea von Toboso, das: Wohl sey Dir! welches ihm mangelt. Wenn Deine Schönheit mich ringschätzt, wenn Dein Adelsinn mir entgegen,« u. s. w. Wir sprechen hier nicht von einer direkten Nachahmung, sondern von dem Gepräge im Allgemeinen.

Wie im Roman des Amadis v. Griechenland ein weiser Zauberer als Historiograph den Begebenheiten und der Darstellung Glanz verleihen mußte: so hat auch hier Feliciano de Silva die Saiten noch höher gespannt, und erscheint darin mehr abgeschmackt als lächerlich. I. K. 59, f. 155, r. heißt es nämlich, die Königin Cirfea, welche alle Bücher von Amadis ans Licht bracht, habe eigentlich nur in das Griechische übersetzt was der Chronikschreiber Galersis früher chaldäisch mit seiner Feder niedergeschrieben habe. Galersis wird auch in den folgenden Büchern noch zuweilen als Gewährsmann aufgeführt, z. B. Nr. 6 Rogel und Agesilaus Th. II. K. 14, f. 44, v. »Welches Bulen der fürtreffliche Geschicht-

schreiber Galersis darum nach der Länge und so weitläuftig hat beschreiben wollen, daß ihn für gut angesehn hat (luy sembloient dignes), daß die schöne Gestalt und liebliche holdselige Gebehrd Marfirá wohl werth wären, daß man derselbigen in ewig Zeit eingedenk wäre.« Die darauf folgenden üppigen und liederlichen Scenen fallen also dem armen Galersis zur Last. Eben so derf. Th. II. K. 56, Ende. Ja noch im zweyten Theil des Silvis K. 15, p. 117 bezeichnet Galersis den unseligen Berg (la montagne desastrée), dessen Zauberkerker Silvis öffnet, als denselben, wo Amadis von Griechenland früher bezaubert worden.

Der erste Theil der französischen Uebersetzung rührt her von Claude Colet, welcher die Flüchtigkeit und Fehlerhaftigkeit seiner Arbeit mit allerley Umständen und der Eil entschuldigt. S. Clément Bibl. car. I., 242; den zweyten Theil bearbeitete Gohorry, und eignete ihn der Margaretha, Schwester König Heinrich des Zweyten von Frankreich, zu. Er spricht hier selbst ziemlich gering von seiner Arbeit, und versichert sie nur übernommen zu haben, um sich im Spanischen zu üben. Er fand aber ohne Zweifel Geschmack an dieser Beschäftigung, weil er noch mehrere Bände folgen ließ. Sonst ist noch in der Zueignung eine nicht ungelehrte, aber doch von falschem Gesichtspunkte ausgehende Vertheidigung der Amadis-Bücher merkwürdig. Unter den einleitenden Belobungsgedichten des zweyten Theils lesen wir eines von Colet an Gohorry. Colet mußte also gutwillig und freundschaftlich die Fortsetzung der Uebertragung dem Gohorry überlassen haben.

6) Rogel von Griechenland und Agesilaus von Kolchos. In zwey Theilen. Das spanische Original wird wohl die unter Feliciano de Silva v. Nik. Antonius Bibl. Hisp. n. I. p. 365 genannte Fortsetzung des Florisel seyn, mit dem Titel:

1) La primera Parte de la quarta de la Coronica del excelentisimo Principe D. Flor. d. N. que fue escrita en Griego por *Galersis*, y sacada en Latin por *Philastes Campanes*. Salamanca, 1551, fol. Im königlichen Privilegium heißt dies Buch nämlich kurz: Don Rogel de Grecia. Es ist der Kaiserin Maria zugeeignet.

2) Libro segundo de la quarta y gran Parte del excelente Principe D Flor. d. N. en que se trata principalmente de los amores del Principe *D. Rogel* y de la muy hermosa *Archisibea*. Salamanca, fol.

Die vor uns liegende französische Uebersetzung in zwey Folianten, gedruckt bey Est. Groulleau hat den Titel:

1) Onzieme livre d'Amadis de Gaule, traduit d'Espagnol en Françoys, contenant les entreprises chevalereuses et aventures estranges, tant de luy que des Princes de son sang: ou reluysent principalement les hautz faitz d'armes de *Rogel de Grece*, et ceux d'*Agesilan de Colchos*, au long pourchas de l'amour de *Diane*, la plus belle Princesse du monde. Paris 1559. Das königliche Privilegium aber vom Jahre 1552. Der Druck ward beendigt 1554.

2) Le douziesme livre d'Am. de Gaule, contenant quelle fin prindrent les loyalles amours d'*Agesilan de Colchos* et de la Princesse *Diane*, et par quel moyen la royne *Sidonie* se rapaisa, apres avoir longuement pourchassé la mort de Don Florisel de Niquée etc. — Traduyt nouvellement d'Espagnol, en Françoys. Paris 1556. Das Privilegium von 1552. Der Druck beendet 1556. Beyde Bände sind von den Uebersetzern der berühmten Diane von Poitiers, Herzogin von Valentinois zugeeignet. Die drey Dianen, die Göttin, die Heldin unseres Romans, und die Herzogin, welcher das Buch gewidmet ist, bieten den Zueignern reichlichen Stoff zu gekünstelten und übertriebenen Vergleichungen und Antitheſen. Gohorry bearbeitete das eilfte Buch, Aubert von Poitiers *) das zwölfte.

Die Vorrede des zwölften Buchs der deutschen Uebersetzung (das eilfte ist uns nicht zur Hand) ist von 1574; die Jahreszahl auf dem Titel der Frankfurter Ausgabe in 12. aber 1598.

Don Quixote bezeugt sein Wohlgefallen an diesem Romane, I. Kap 24: »Es würde mir zur Freude gereichen, wenn Ihr mit dem Amadis von Gallia zugleich den herrlichen Don Rogel von Grăcia übersandt hättet: denn ich weiß, Donna Lucinde hätte sich sehr über Daraida und Garaya gefreut. Agesilaus und Arlanges, als Sängerinnen verkleidet, nennen sich Daraida und Garaya, und gewinnen so Zugang bey Diana auf der Insel Guindaya, nach unserem Roman I. K. 15, f. 30 und folg. In den Ausgaben des D. Q. ist diese Stelle bis jetzt unerklärt geblieben.

Inhalt und Form weichen nicht ab von der hergebrachten Ordnung, und schließen sich an die vorigen Bücher. Im Florisel, II. K. 42, f. 81, wird erzählt, wie Florisel und Falanges, als sie den Am. v. Griechenland suchen, an der

*) Ueber Wilhelm Aubert, Parlements-Advokat von Paris, geb. um 1534 zu Poitiers, gest. vor 1602, s. Niceron Mémoires t. 35, p. 264 (Paris 1736), und Du Verdier Bibl. Franç. t. 4, p. 62 (ed. Paris 1773, 4.).

Insel Guindaya landen. Falanges soll daselbst die Königin Sidonia heirathen. Aber Florisel, unter dem Namen Moraizel, vertritt hierbey seine Stelle, II. K. 44: Er verläßt bald die Insel, II. K. 46, f. 89, und Sidonia wird Mutter der Diana, II. K. 46, f. 89, v., und K. 65, f. 126. Nun folgt in unserem Romane die Fortsetzung. Sidonia, von Florisel verlassen, wie Dido von Aeneas, zeigt im Gefühle ihrer Kränkung, mehr Muth und Entschlossenheit, als die Königin von Karthago. Sie übersendet durch Kouriere das Gemälde ihrer Tochter nach allen Weltgegenden, und dabey folgenden Brief, K. 1, Ende:

»Ich Sidonia, Königin von Guindaya, verspreche, meine Tochter Diana nebst der Nachfolge meiner Krone dem Ritter, welcher zum Angebinde das Haupt des Vaters der Tochter als Genugthuung der Mutter bringt« u. s. w.

Unsere Helden, Rogel, Sohn des Florisel und der Helena, und Agesilaus, Sohn des Falanges und der Alastraxerea, erhalten diesmal neben der ritterlichen auch eine wissenschaftliche und gelehrte Erziehung, K. 3, f. 6, r.; ja Agesilaus studiert sogar in Athen, »um sich in den Staatsangelegenheiten zu unterrichten, und bey menschlichen Unfällen sich trösten zu lernen.« Wir bemerken hier den Einfluß der veränderten Bestrebungen des hohen Adels in der neueren Geschichte auf die Werke der Dichtung. Die Bücher des Feliciano de Silva und seiner Kollegen würden dauernden Werth haben, wenn sie viele Züge der Art aufgenommen hätten, statt ein trübes Chaos verwirrter Gestalten bey uns vorüber gehen zu lassen. Auf der Hochschule zu Athen verliebt sich Agesilaus in Dianen bey dem Anblicke ihres Bildes, verkleidet sich dann auf oben erwähnte Weise u. s. w. In Amazonentracht besteht er noch manches Kriegs- und Liebesabenteuer, bleibt aber dabey in Gesinnung und That der Diana treu, wie Amadis von Gallien, während Rogel wie Galaor im ältesten Roman weder keusch noch beständig in der Liebe ist. Uebrigens tritt Rogel, der zweyte Held, erst handelnd ein, I. K. 67, f. 108, r., und scheint zu einer untergeordneten Rolle schon durch seine zügellose Wollust bestimmt. Auch im zweyten Theile bleibt der als Heldenweib verkleidete Agesilaus der Mittelpunkt. Nachdem alle von Sidonia gegen Florisel ausgesendeten Ritter besiegt zu ihr zurückkehren, bewegt sie, II. K. 21 und folg. die Danaide (Agesilaus), den verhaßten und geliebten Florisel zum Kampf zu fordern. Dieser folgt K. 29, f. 79, v. der vermeinten Amazone nach der Insel Guindaya, um vor Sidonias Augen das Duell zu beginnen. Indeß aber ist die Insel

belagert, der Feind wird durch gemeinschaftliche Anstrengung vertrieben, und Florisel, zur glücklichen Stunde für Sidonia Witwer geworden, reicht der versöhnten Freundin die Hand als Gemahl, K. 42 und folg., und Silvis (Nr. 7, I. K. 23, und K. 50. Wenn bey dieser ungeheuren Romanenreihe die Verfasser überhaupt jemals an einen Schluß gedacht hätten, so sollte man ihn mit II. K. 57 erwarten, wo die Verwicklungen so ziemlich gelöst sind. Statt dessen kommen jetzt noch mehrere Nachahmungen aus der griechischen Heroensage. Die Thaten des Agesilaus gleichen von da an denen des Perseus. Er gewinnt dem Vatermörder Patrisond den geflügelten Löwengreif (ein romantisirter Pegasus) ab, II. K. 85, f. 209 und folg.; befreyt dann den wegen seines Stolzes mit Blindheit geschlagenen Garamanten-König von einem ekelhaften Drachen, welcher ihm die Speisen besudelt, K. 94, worin Phineus und die Harpyien nicht zu verkennen sind. Zuletzt erblicken wir Diana ganz, wie Andromeda, nackt auf der wüsten Insel (l'isle désolée) an einer Klippe für den Gott Tervagant ausgesetzt, und von dem auf dem Grifaleon vorüberfliegenden Agesilaus befreyt, K. 95 u. folg. Berühmtere Dichter, als der unserige, haben diese Fabel aufgenommen, von denen wir jetzt nur auf den gleichzeitigen Arioste hinweisen. Sein und Bojardo's Hippogrif, durch Wieland bey uns eingeführt, Ruggiero, welcher von dem Hippogrifen aus Angelika gegen das von Proteus geschickte Meerungeheuer schützt (Orl. fur. c. 8 und folg.); und der Aethiopen-König Senapus, von Astolfo auf dem Flügelrosse befreyt (O. f. c. 33, 102 u. folg.) sind der eleganten Welt hinlänglich bekannt.

Uebrigens fehlen auch in dieser Fortsetzung Alquif und Urganda nicht, I. K. 79, f. 130, und II. K. 100. Auch Amadis von Gallien und Oriana, nebst Amadis von Griechenland und ihrer unermeßlichen, längst abgestorbenen Nachkommenschaft landen hier in Konstantinopel, II. K. 10, f. 32, zur Freude und Unterstützung der noch lebenden. Die beiden Amadis bestehen dann noch allerhand Abenteuer, II. K. 61, f. 157 u. folg., geben aber nicht immer gutes Beyspiel, wie man billig erwarten sollte. So gewaltsam knüpft der Dichter seine Erfindungen an die der vorigen Theile.

Zur Abwechslung gibt es noch eine neue Zauberin Cinistene, Herzogin von Baiern, I. K. 40, f. 68; und einen Zauberer Cinistide mit einer Wundertruhe, II. K. 5. Wichtig für den Kenner solcher Gegenstände mag die alchemisch astrologische Schilderung des Pallastes des Phöbus und der Diana seyn, I. K. 2, f. 3 u. folg., welche ein großer Holzschnitt erläu-

tert. Vergl. Silvis (Nr. 7) Th. II. K. 31. Alberne Briefe und Reden, wie schlechte Deklamations-Uebungen, sind im Ueberflusse vorhanden. Endlich steht II. K. 66, f. 169, r. ein spöttisches Gedicht, worin Bibelstellen und Indulgenzen lächerlich gemacht werden sollen. So verbindet sich, wie fast immer, mit Geschmacklosigkeit und Liederlichkeit der Hohn gegen das, was, indem es vielen trostreich und unantastbar ist, allen ehrwürdig seyn sollte.

7) Silvis de la Selva. In zwey Theilen. Nach Nik. Antonius. B. n. II., p. 395.

Libro *decimo tercio* de *Amadis de Gaula*, que contiene los altos hechos de *Silvis de la Selva*, hijo de Amadis de Grecia. Weiter reicht der Katalog des Antonius über die spanischen Fortsetzungen des Amadis nicht. Auch Clement ist, wie sein Vorgänger, hier stecken geblieben. Noch ein Mal aber nennt Ant. La Historia de Don Selvis de la Selva unter den Werken des Fel. de Silva, Bibl. n. I. p. 365. Von diesem dreyzehnten Buche haben wir nur die deutsche Uebersetzung vor uns in zwey Oktav-Ausgaben, die erste Frankfurt a. M. 1575, nicht paginirt, die zweyte das. 1598, mit gleichlautendem Titel.

Das dreyzehndte Buch vom Amadis aus Frankreich, darinnen die Streytbaren thaten deß Gestrengen und Edlen Ritter Sylves (Sylvis Ausg. 1598) vom Wald, Keysers Amadis auß Griechen und Königin Finistea von Thebes Son (Finistee von Thebis Sohn, Ausg. 1598), beneben u. s. w.

Den Titel des Französischen s. bey Clement, I. p. 244, welcher die Uebersetzung des Gohorry, wornach die deutsche verfaßt ist, vor sich hatte. Auffallend aber ist, daß er vom zweyten Theile des Silvis nur die vom Uebersetzer Ant. Tyron selbst besorgte Ausgabe anführt. Wir haben hier eine von Gohorry mit Zueignung und Vorrede ausgestattete vor uns. Sie führt folgenden, von dem früheren ganz verschiedenen Titel:

Le quartorzieme livre d'*Amadis de Gaule*, traittant les hauts faits d'armes et amours extremes du prince *Sylves de la Selve*, et les estranges aventures etc. Am Schlusse des langen Titels: Avecques la naissance des deux princes *Spheramonde* et *Amadis d'Astre*. Chambery, 1575. 16.

Das deutsche vor uns liegende vierzehnte Buch ist, wie die früheren, nach Gohorry's, nicht nach Tyron's Ausgabe übersetzt.

In der Zueignung an die Prinzessin Henriette von Cleve, Herzogin von Nevers, datirt Paris 13. Dez. 1547,

berichtet Gohorry, er habe das zehnte, eilfte und dreyzehnte Buch des Amadis früher überſetzt, das kaſtilianiſche Original ſey ſchon ſeit zehn Jahren ſowohl in Spanien als in Flandern nicht mehr zu haben geweſen. Alſo gehörten die ſpäteren Theile des ſpaniſchen Amadis von Feliciano de Silva ſchon 1547 zu den Seltenheiten, und fallen nach der Wahrſcheinlichkeitsrechnung in den Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts: ſo daß bey auffallenden Aehnlichkeiten mit dem Orlando furioso, Arioſto auch hier ohne Unbilligkeit für den Nachahmer gelten muß. Clement a. a. O. nennt einen Druck der Tyron'ſchen Ueberſetzung von 1543. Gohorry's Zueignung iſt vier Jahre ſpäter. Am Schluſſe ſeiner Vorrede ſteht mit Kurſivlettern:

Le Rommant traduit nouvellement de vulgaire Castillan en françois par A. T. Dieſe zwey Buchſtaben bezeichnen offenbar Antoine Tyron. Gohorry hat alſo wohl Tyrons Arbeit nur mit Zueignung und Vorrede verſehen, und mit neuem Titel herausgegeben. S. Niceron Mémoires t. 39, p. 210.

Dieſe Vorrede Gohorry's iſt aber eine der ſeltſamſten Arbeiten. Der Vorredner, welcher ſich auch hier, wie gewöhnlich, unterzeichnet J. G. P., d. i. Jacques Gohorry Parisien, war Lector der Mathematik zu Paris, Chemiker und Naturphiloſoph. Später ertheilte er ſich auch den Beynamen Le Solitaire. Er ſucht in dieſer Vorrede den myſtiſchen Sinn einer Menge von Fabeln und Dichtungen in den damals gangbaren Romanen zu entwickeln, nach dem Muſter des Fr. Columna im Poliphilus *). Wir halten dieſe Mühe aber für vergeblich, weil eine jede Deutung der Art da gewaltſam iſt, wo der Dichter einen ſolchen zweyten höheren Sinn nicht wirklich beabſichtigt hat, oder, wenn er ihm durch Inſpiration gekommen, wo das Gedicht nicht klarer wird durch die Deutung, als es uns vorher geweſen. Etwas ganz anderes iſt die einfache Nutzanwendung, welche ſich freylich nöthigen Falls an alles knüpfen läßt, in der Art, wie am Schluſſe der äſopiſchen Fabeln mit Haec fabula docet etc., oder, wie im Mittelalter unter der Rubrik: Moralisatio. Uns ſcheint die ſpitzfindige Erklärung der gemeinſten Fabeln hier nur ausgegangen von dem Hochmuthe eines Gelehrten, welcher es eigentlich unter ſeiner Würde hielt, für das Amuſement des großen, ſehr gemiſchten Publikums zu ſchreiben, oder zu überſetzen, und ſich dennoch veranlaßt ſah, es

*) S. über die Hypnerotomachia außer den von Ebert B. L. N. 17609 angeführten Stellen noch Bibl. d. Rom. 1785. Dec. p. 82.

zu thun. Aber nur sehr leichtgläubige und kurzsichtige Leser könnten sich durch solche vornehm-thuende und dunkle Andeutungen blenden lassen.

Uebrigens ist der Roman Silvis nur durch einen neuen Titel von den früheren Bänden des Feliciano de Silva abgesondert. Sonst schließt sich der Inhalt unmittelbar an Buch 12, und man sieht keine Nothwendigkeit, hier auch nur den geringsten Abschnitt zu machen. So wurde denn nicht allein am Schlusse von Buch 12 die Fortsetzung angekündigt mit den Worten: »Und wollte Galersis auch dieses Ortes an dem gegenwärtigen Theil dieser Historien ein Ende machen, die nachfolgende anzufahen, und so vielen denkwürdigen Sachen, an denen allen Prinzen in der Christenheit so viel und groß gelegen ist.« Wir lesen auch schon B. 12, K. 59, f. 152, v. die Andeutung auf die in unserem Romane erzählten Kämpfe: »Und hätten diese zwey Liebhabende (Agesilaus und Diana) auch ihren Willen nicht mit einander vollbringen können, von wegen großer und wunderbarlichen Sachen, so sich hernach zugetragen haben, wie auch im dreyzehnten Buche dieser Historien soll angezeigt werden.«

Die Hindernisse gehen hervor aus dem Vertilgungskriege, womit der große heidnische König Balthasar aus Reussen nebst hundert und sechzig gekrönten Königen, ohne die Kalifen, Soldane und Tamberlane, und unzählbarem Heere, die beyden Amadis und ihr ganzes Geschlecht überziehen. Der vorzügliche Schauplatz der unendlichen, stets erneuten Kämpfe ist Konstantinopel. Dieß steht offenbar in Verbindung mit den heftigen Türkenkriegen zur Zeit der Abfassung unseres Romans.

K. 8 erwähnt die Geburt und Erziehung des Helden Sylvis, Sohn des Am. v. Gr. und der Finistea, in der Wildniß, wo er nackt dem Waidwerke nachging. K. 21 entbietet der Vater ihn und seine Mutter nach Konstantinopel. Hier fängt der rechte Krieg zwischen Christen und Heiden an. Unter letzteren erwähnen wir Mondragon den Unflätigen (vgl. Th. II. K. 59), dessen Tod im Zweykampfe mit Rogel der Chronikbeschreiber Galersis K. 28 berichtet. K. 38 treffen wir »die Königin Calpendra mit ihrer Tochter, der schönen Pentheſilea in Rüstungen auf großen Einhornen, mit gülden Stück bedecket und von köstlichem Edelgestein gezieret. Sie kamen aber als Richter in die Schranken mit tausend ausbündigen Amazonen.« Hier also ist nicht mehr eine bloße Nachahmung, sondern eine förmliche Aufnahme der Amazonenfabel des trojanischen Kriegs. Die kriegerische Pentheſilea wird dann die Herzenskönigin des treuen und keuschen Silvis, II.

K. 26. Dagegen ist die amazonische Prinzessin Fortuna (K. 43), »deren Schönheit sich so hoch erstrecket, daß sie ein Basilisk menschlichs Geschlechts benamet ward,« unbestreitbares Eigenthum des Spaniers. Als nach glücklich beendigtem Kriege Turnier und Hochzeit gehalten werden soll, K. 57, verbreitet sich plötzlich ein Dunkel über den Gerüsten der Zuschauer, und alle vornehmen Frauen und Fräulein werden durch die Lüfte entführt. »Jetzunder ist es Zeit, sagt Galersis, daß wir die Anker eines mals auswerfen, in diesem ungestümen Meer, darin wir lang gnug geseglet haben.«

Erst im vierzehnten Buche weicht die Finsterniß. Die Fürsten setzen in verschiedenen Richtungen den unbekannten Räubern nach. Selbst der Ahnherr Amadis von Gallien nebst seinem Sohne Esplandian irren wieder durch Land und Meer, K. 5; eben so Lisuart mit seinem Sohne Am. v. Gr. K. 12 u. folg. Das Ende dieser Versuche ist aber, daß auch die Männer auf der Insel, wo die Frauen sich bezaubert befinden, in gleichen Zustand gerathen, K. 24. Nur unser Held Silvis macht eine Ausnahme, K. 26. Auf einer Zauberbarke umherschwimmend gelingt ihm jedes Abenteuer. Besonders ist er glücklich im Entzaubern, K. 20. Nichts widersteht seinem Muthe, seiner Ehrlichkeit und Keuschheit. Nach einem Zweykampfe, K. 29, wird er Freund und Gefährte des Lucendos, eines Sohnes der verlassenen Lucelle und des Am. v. Gr. S. über Nr. 4. Nun gelingt es ihm, K. 33 u. folg., auf der abenteuerlichen Insel in die vier Schlösser der vier Angeltugenden einzugehen. — K. 39, p. 330 lesen wir zuerst die Schilderung der Wunderschlange, welche als Schiff dient. Ihr Schweif ist der Mastbaum, und auf ihrem Rückgrade ruht die Weltkugel mit den Planeten und Himmelszeichen, auch Sonne und Mond. Dadurch war dieses Schiff auf dem Meere bey Nacht so hell, wie am Tage. In den folgenden Theilen bleibt dies Thierschiff das unermüdliche Gelegenheitsfuhrwerk der irrenden Gesellschaft. Ueberhaupt stoßen wir auf viele hier eingeleitete neue Wunderdinge, deren Erfindung sich wesentlich und vortheilhaft unterscheidet von der früheren des Feliciano de Silva. Der Styl ist lebhafter, weniger gezwungen und geziert. Keine pomphaften Armseligkeiten, keine hochtrabenden Reden und Briefe. Die wollüstigen Nuditäten und Unflätereyen, womit der nächste Vorgänger die Blätter besudelt, fallen hier und im Sphäramund gänzlich weg. Dagegen ist ein feiner sittlicher Takt unverkennbar. Die verschlungenen Abenteuer haben etwas anmuthiges, anziehendes und unterhaltendes, und wir müssen die Phantasie des Dichters bewundern, wenn wir uns auch nicht in den uner-

meßlichen Gängen seines Labyrinths zurecht finden können. Da in unserem Cyklus in jeder neuen Fortsetzung auch immer neue Helden und Frauen hinzukommen, und die alten dabey nicht aussterben, so lebt und webt in den letzten Theilen eine Ueberfülle von Personen, wo selbst das beste Gedächtniß ermattet und sich verwirrt. Die angeführten Ergebnisse bey der Vergleichung des zweyten Theils des Silvis mit den Werken des Fel. de Silva scheinen uns zu beweisen, daß dieser zweyte Theil von einem anderen Verfasser herrühre, und, wenn uns unser Gefühl nicht trügt, von dem Urheber der folgenden Bücher. Vielleicht ward Fel. de Silva endlich durch den Tod von weiteren Fortsetzungen abgehalten. Hierzu kömmt, daß Nik. Antonius an den zwey Stellen, wo er vom Don Silvis de la Selva des Fel. de Silva spricht, nur Einen Theil erwähnt, und sein Verzeichniß der Amadisbücher namentlich nur bis zu Libro *decimo tercio* geht. Wäre unser vierzehntes Buch nicht später von einem anderen hinzugefügt, würde dem Literator die Notiz desselben wohl nicht plötzlich fremd geblieben seyn. Die Fortsetzung des hier hinzugekommenen neuen Anwuchses ist:

Nr. 8) Spharamund und Amadis vom Gestirn. Das spanische Original hat sich so selten gemacht, daß mehrere Bibliographen sogar das Daseyn eines solchen geläugnet haben*). Selbst der belesene Don Quixote citirt diese Sprößlinge des alten Geschlechts nirgends. Aber die oben angeführten Worte des Lope de Vega sind entscheidend für den spanischen Ursprung. Wir lassen sie jetzt im Originale folgen: **Fueron en esto los Españoles ingeniosissimos, porque en la invencion ninguna nacion del mundo les ha hecho ventaja, como se vé en tantos *Esplandianes, Phebos, Palmerines, Lisuartes,***

*) Z. B. Clement, Bibl. cur. I. 241: »Ich finde sogar Niemand, der Zeit und Ort kennt, wo die eilf letzten Bücher im Spanischen gedruckt sind. Die französischen Schriftsteller, welche uns 24 Bände von diesem Romane gegeben haben, sagen freylich, daß sie sie aus dem Spanischen übersetzt; aber man kann sich nicht auf das Wort dieser Schriftsteller verlassen, welche von Erdichtungen leben; sie gewöhnen sich unmerklich daran, und glauben, es sey ihre Pflicht, neue zu ersinnen, um die Gleichförmigkeit ihres Werks besser aufrecht zu erhalten.« Schon Paulmy, Hist. du Chev. du Sol. I. Avert. p. 14, widerspricht dieser Behauptung. Leider verhinderte ihn die Absicht, für ein Romanenpublikum zu schreiben, uns bestimmte bibliographische Angaben mitzutheilen.

Florambeles *), *Espheramundos*, y el celebrado *Amadis*, padre de toda esta machina etc. Auch ohne dieses ausdrückliche Zeugniß war dem rüstigsten französischen Uebersetzer des sechzehnten Jahrhunderts im Gebiete der schönen Literatur, dem Gabriel Chappuys, wohl nicht zuzutrauen, daß er sieben gewaltige Bände des Amadis mit Einem Male aus eigener Kraft sollte erfunden und ausgestattet haben, und sodann sie einem erlogenen Vater untergeschoben.

Wir wollen jetzt die einzelnen Bücher aufzählen.

Vom funfzehnten kennen wir nur die im Thresor de tous les livres d'Amadis de Gaule, Lyon 1605, t. II. f. 299 — f. 373 ausgehobenen Stellen. Chappuys Vorrede ist datirt: Lyon, 1. Febr. 1577.

Von Buch 16 an aber ist uns die deutsche Uebersetzung zur Hand. Ueber die französische s. außer den angeführten Hülfsmitteln besonders den Artikel: Gabr. Chappuys in Niceron's Mém. t. 39, p. 97 u. folg., und der Artikel: Herberay, ebend. p 211. Das Deutsche ist unseres Wissens noch nirgends näher beschrieben. Hier folgen die Titel:

Das sechtzehende Buch der Historien vom Amadis auß Frankreich. Tractierend von der Ehelichen keuschen Lieb, Hohen Ritterlichen, unnd Mannhafften thatten, der Durchleuchtigsten, Tugentreichen Printzen, Spheramondis, unnd Amadis vom Gestirn, auch anderer darinn benanter tapfferer Fürsten, unnd unverzagten berümbten Rittern, selbiger Zeit.

Allen Ehrliebenden vom Adel, züchtigen Frawen und Jungfrawen, zu Ehre und nützlicher Kurtzweiliger zeitvertreibung. Auß Frantzösischer in die Teutsche sprach vertiert. Durch J. R. V. S. Frankfort, Sigm. Feyerabends erben 1591. 8. 1521 Seiten.

Die Vorrede datirt Mumbelgart 25. Dez. 1591. — Chappuys Vorrede aus Lyon, 25. Jan. 1578.

Das Sibenzehende Buch v. Am. a. Fr. Darinnen die züchtige, keusche Lieb — der durchl. Printzen Spheramondes und Amadis vom Gestirn — continuirt werden.

Die Vorrede desselben Uebersetzers J. R. V. S. ist sonderbar schon datirt Mumpelgart, 24. Junii Anno 91; so daß das siebzehnte Buch ein halb Jahr früher als das sechzehnte bearbeitet scheint. Es mochte wohl damals um die Amadis ein

*) Florambel scheint gänzlich verschollen. Wir muthmaßen, Lope habe bey seinem unglaublich schnellen Schreiben sich hier verschrieben, und gemeint Floriseles.

solches Gedränge seyn, wie jetzt um die Verdeutschungen des Walter Scott. — Das französische Original erschien Lyon 1578.

Das achtzehende Buch der Hist. v. Am. a. Fr. In welchem die züchtige Liebe — beyder fürtreffenlicher Printzen Spheramonts und Amadis von Gestirn — continuirt und beschrieben worden. — Auß Frantz. in die Teutsche spr. gebracht, durch J. R. V. S. Frankf. a. M. 1617. In Verl. Gottfrid Tampachs. 8. 1132 Seiten. Hat keine Vorrede. — Chappuys Epître aus Lyon, 1. Jan. 1579.

Das neunzehende Buch V. Am. a. Fr. Darinnen die — Spheramund und Amadis vom Gestirn — continuirt und beschrieben werden. Frankf. a. M. 1593. 8. 1415 S. Die Vorrede, datirt Mümpelgart 12 Febr. 1593, ist vom Buchhändler Jakobus Foilletus, welcher dies Buch für seinen Verlag hat »transferiren« lassen. Die französische, von Niceron angeführte Uebersetzung Chappuys erschien Lyon 1582. Nic. fügt hinzu: Es muß eine frühere Ausgabe geben.

Der innige Zusammenhang des zweyten Theils des Silvis, oder vierzehnten Buch des Am. v. Gall. mit dem Spháramund geht nicht allein aus der gleichförmigen Behandlung hervor, sondern auch aus dem Zusammenhange der Fabel. Im Silvis II. K. 1, p. 10 befinden sich die nach der »unglückhaften Insel verzückten« Fürstinnen sämmtlich »groß Leibs;« K. 25, p. 203 gebären sie daselbst. »Die Prinzessin Diana genas eines Sohnes, welcher übermäßiger Schöne war: deßgleichen die Prinzessin Leonide eines andern, welcher dem vorigen nichts bevor gab. Nun nenneten sie des Prinzen Rogels (und Leonides) Sohn Sphára-mundi, von wegen einer Sphäre oder runden Weltkugel, so er auf der linken Seiten an der Brust mit sich auf die Welt bracht hat, dergestalt so schneeweiß, daß es die Schöne seiner überaus zarten und weißen Haut weit übertraf. Agesilaus (und Dianas) Sohn — nenneten sie Amadis vom Gestirn, von wegen seines Großvattern, des streitbaren und Rittermäßigen Königs Don Falangis vom Gestirn.« Falanges erhielt aber diesen Beynamen, nach Florisel von Nikäa, I. K. 59 (K. 9, f. 155, r.), »von wegen eines Zeichens, so er auf seiner Brust in Gestalt eines Sternes an die Welt bracht. — Ganz irrig ist demnach die gelehrte Ableitung Paulmy's, Le Chev. du Sol. II. 370. »Wir haben dem Amadis den Beynamen von Asträä gegeben, in der Hoffnung, daß seine Tugenden in den Ländern, über die er einst herrschen soll, das Reich der Asträä oder das goldene Zeitalter einführen werden.« K. 38, p. 324 erblicken die Väter

zuerſt, durch Silvis Tapferkeit befreyt, ihre Kinder. K. 71, p. 633. Sie wachſen auf, durch Jagd zum Krieg ſich vorbereitend, und begehren den Ritterſchlag; erhalten ihn aber auf beſondere Weiſe auf dem Schlangenſchiff, nach Veranſtaltung der vier in der ſchwarzen Kunſt erfahrenen Alquif und Urgande, Sirfeno und Sirena, K. 73. p. 664.

Unter allen Nachkommen ſcheint uns keiner ſo ſtreng den Tugenden und Sitten des Ahnherrn, Amadis v. Gallien, gefolgt zu ſeyn, als Silvis, wie nämlich dieſer Charakter geſchildert wird im zweyten Theil des Silvis, und im erſten des Sphäramund. Vornämlich loben wir ſeine Keuſchheit in Gedanken und Werken. Denſelben Vorzug haben die beyden Prinzen Sphäramund und Amadis vom Geſtirn. Und gern ſtimmen wir darin bey dem, was »Galerſis erzählt, und Alquif beſtätigt in ſeiner uralten Hiſtorie« (Buch 16, K. 71, p. 1513).

Wir zeichnen aus als bemerkenswerth im Sphäramund Th. I. (Amadis B. 15), K. 44 u. folg. den Kampf mit Worten und dem Degen zwiſchen drey irrenden Rittern, von denen der eine ein Chriſt (Silvis) iſt, der zweyte ein Mahomedaner, der dritte ein Jude. Sie ſcheinen ſich in allen Dingen nichts anhaben zu können. Ein chriſtlicher Einſiedler überführt die beyden Ungläubigen. Dies Stück iſt mit Sorgfalt ausgearbeitet. Man ſollte es für eine Widerlegung der berühmten Geſchichte des Mittelalters Von den drey Ringen halten *).

Das ſechzehnte Buch (Sphäramund Th. II.) ſchließt ſich dem Inhalt nach unmittelbar an das vierzehnte (Silvis Th. II.). Deßhalb hat auch noch außer Chappuys der frühere Bearbeiter des vierzehnten Buchs, Antonio Tyron, dies ſechzehnte Buch überſetzt, unter dem Titel: Le *quinzieme* livre d'Am. de Gaule, nouvellement mis en François par *Ant. Tyron.* Paris, Jean Parant. 1577, 16°. Dieß enthält nur drey und dreyßig Kapitel, gerade die drey und dreyßig erſten Kapitel des ſechzehnten Buchs der Chappuyſchen Bearbeitung: doch in anderer Ueberſetzung. Dieß zuſammen erregt den Verdacht, daß Buch 15 irgend wie eingeſchoben ſey, oder von einem andern ſpaniſchen Verfaſſer herrühre. Konnte nicht einmal Cervantes mit dem D. Quixote der Einmiſchung eines unbefugten Fortſetzers entgehen, wie dürfte ein anonymer Fortſetzer der Amadis erwarten, daß man ihm das Feld, worauf er nicht mehr Anrecht hatte als jeder andere, nicht ſtreitig machen ſollte?

*) Ueber frühere Verſuche ſ. Anm. zu den Märchen des Straparola, S. 356.

Ausgemacht kann darüber erst etwas werden, wenn das spanische Original aufgefunden ist.

B. 16, K. 2, erhalten erst Spharamund und Amadis vom Gestirn den Ritterschlag durch den mächtigen Kaiser der Parther. Helden, deren Thaten die der Prinzen durchkreuzen, sind Fortunian der schöne (bekannt aus B. 14, K. 65), und Astrapol (S. ebendas.), Söhne Pentheſileas und Fortunias; und Argantes, Sohn des Rogel und der Fuſilea (S. B. 13 Kap. 52). Das böſe Prinzip wird besonders durch eine Unzahl von »ungehobelten« Riesen [1]) repräsentirt. Es werden deren nach und nach so viele erlegt, daß wir uns nicht wundern können, dieſe Repräsentanten jetzt in der Wirklichkeit wie in der Romanenwelt ausgerottet zu sehen. Eigenthümlicher ist der Charakter des Betrügers (le fraudeur). In dieſer Gestalt sollte gewiß der Teufel selbst dargestellt werden, in wiefern er durch List und Ränke die Kräftigen und Wohlwollenden zu verführen sucht, denen unregelmäßige Leidenschaften nichts anhaben können.

Die erschrecklichen Abenteuer und starken Bezauberungen der feurigen Insel, bestanden von Spharamund und Am. v. Gest. K. 38—43, entsprechen in ihrer allegoriſchen Bezeichnung den Abenteuern des Silvis auf der abenteuerlichen Insel, B. 14, K. 32 u. folg., und können füglich zusammengestellt werden mit den letzten Prüfungen des Tamino in der Zauberflöte. Wenn sie aber den Amadis von Gallia, den Esplandian und andere ihrer Vorfahren aus dem finstern Gefängniß der Zauberin Dragoſina [2]) erlösen, K. 49, p. 1028: so ist dieß nur Wiederholung einer den Nachkommen stets als Pflicht auferlegten Dankbarkeit. Den unſichtbar machenden Schild glauben wir in den Amadis-Romanen zuerst hier, K. 70, im Beſitze des Spharamund, gefunden zu haben.

Das ſiebzehnte Buch (Spharamund Th. 3) beginnt mit sehr ausführlicher Schilderung der Thaten und Abenteuer des Lucendus, Sohn des Lucidor (S. Silvis Th. II. K. 14, K. 28, K. 59), welche er besteht um Fortunia, die schon im vierzehnten Jahre durch ihn Mutter Fortunian des Schönen geworden, aus dem verzauberten Zustande bey Dragoſina zu erlösen. Erst K. 20, p. 352 fügt sich die Geschichte, vermittelt durch den Sohn Fortunian (d. Ritter vom lichten Stern), wieder an das Frühere, und breitet sich immer weiter in das Un-

---

[1]) Buch 16, K. 31, p. 705.

[2]) Dragoſina, schon erwähnt B. 14, K. 60, K. 65 und K. 68, ist gewiß Bojardos Dragontina.

ermeßliche. Das Abenteuer vom brennenden Berg, zu welchem man, über den gefrornen See schreitend, gelangt, bietet Vergleichungspunkte dar mit ähnlichen Mythen in andern Dichtern; aber der Schwur der Kaiserin von Taurika, ihre Tochter Clareſtoile nur demjenigen zu vermählen, der ſie an dem Prinzen Don Rogel rächte, K. 22, p. 403, iſt mit allen ſeinen Umſtänden eine Nachahmung des Benehmens der Sidonia im Rogel v. Gr. Nr. 6. Eine komiſche Würze gibt die Liebe des drolligen Zwerges Mikonel zu einer holdſeligen Rieſin, Guariſſa, K. 23. p. 409. Von dem einen der beyden Helden, von Am. v. Geſt. (genannt der Ritter des Feuers) hören wir in dieſem Theil zuerſt K. 28, p. 491, wo er ſeine »herzliebſte Infantin Roſalina (ſ. B. 16, p. 12, deſ. Kap. 50, p. 1067 und p. 1241)« verläßt, um dem räuberiſchen Rieſen, welcher des Sphäramund Braut Richarda geſtohlen (B. 16, K. 68), nachzuſetzen. Sphäramund aber wird gar erſt erwähnt K. 43, p. 739, und verrichtet ſeinem Stand gemäße Thathandlungen. — K. 59, p. 1015 hält er Heerſchau, deren Schilderung lebhaft an jene Schafherden erinnert, welche D. Quixote I. K. 18, zu ſeinem und ihrem Unglücke für zwey einander feindlich entgegen rückende Heere hält. — K. 77 u. folg. Roſalinas Eiferſucht und des Am. v. Geſt. verzweifelte Flucht deßhalb, ſind Wiederholungen des Verhältniſſes des Am. v. Gall. zur Oriana (B. 2, K. 1 u. folg.). Bey dieſer Gelegenheit nennt ſich unſer Amadis den Ritter der Traurigkeit (K. 81), und trifft auch darin wider Willen zuſammen mit dem Ritter von der traurigen Geſtalt. — Die Verwandlung des Drachen in eine ſchöne Jungfrau (K. 85, p. 1368) beym Berühren ſeines Angeſichts durch Amadis mag aufgenommen ſeyn aus der verbreiteten Sage: Von der Schlangen-Jungfrau (Grimms deutſche Sagen I. Nr. 13) *). Zur Veränderung muß der alte Alquif wieder, wie im Amadis von Griechenland Nr. 4, als Hiſtoriograph die Laſt des Beweiſes auf ſich nehmen, hat ſich aber zu dieſem ſchwierigen Geſchäft einen jungen Gehilfen erleſen, nämlich den Schwarzkünſtler Zireneus. S. z. B. K. 53, p. 915: »Alquif erzählt in ſeiner Chronik, wie zugleich der Schwarzkünſtler Zireneus in ſeinen Annalibus u. ſ. w. — K. 20, p. 352, »der weiſe Alquif und Zireneus können in ihren Chroniken die Gütigkeit und aufrecht Gemüth des Rieſen Giraffers, Riſalde, ſeiner Mutter, und der

*) S. außer den von den Br. Grimm angeführten Gewährsmännern, die aus Stumpfs Schweizer-Chronik ausgehobnen Stellen im Buche De spectr. et Apparition. spirit. (Isleb. 1597) p. 15, und v. Dobeneck d. deutſch. Mittelalt. Volksgl. I. p. 18.

schönen holdseligen Riesin Guariſſe, seiner Schwester, nicht hoch und genugsam loben.« — K. 21, p. 383 verspricht, »der Schwarzkünstler und Historikus Zireneus« etwas im folgenden achtzehnden Buche zu melden. Wir gehn jetzt zu diesem fort.

Das achtzehnte Buch berichtet in hergebrachter Art zuvörderst von K. 1 bis 19 die Begebenheiten des Aſtrapol (S. Th. 16, K. 13 und K. 27), des Ritters der Weißroſe (Rosalva, Blancherose); dann von K. 20 bis K. 28 die des Argaſta ehe er zu dem Besitze seiner Sclarimena gelangt (vergl. B. 13, K. 52. Buch 14, K. 74. Buch 16, K. 3). Jetzt kömmt auch Amadis v. Geſt. an die Reihe, noch immer als Ritter der Traurigkeit. Er trifft zufällig mit einem zweyten Ritter der Traurigkeit zusammen, und nun gibt es Irrungen, Verwechselungen und Mummereyen. Dieß geht bis zu K. 39; wo ihn Spharamund ablöst; K. 39 bis K. 47. Dann treten jene beyden wieder ein, aber jetzt unter dem Namen der Ritter der Fröhlichkeit. Ihre Thaten schließen sich an Argantes Schicksal, K. 70 bis K. 88, wo Sclarimena ihm vermählt wird. — K. 90 u. folg. p. 789 nimmt die Abenteuer des Lucendus und Fortunian, aus Anfang des siebzehnten Buches auf, und führt sie fort. Hier treffen wir leider auf wollüstige Schilderung. Sie unterscheidet sich aber durch einen dunkeln Hintergrund vortheilhaft von denen des Felician de Silva. So heißt es K. 93, p. 815,« Ginolda fand doch in ihren höchsten Freuden und Wollüsten nichts denn Ungleichheit und Plag, und ihr war doch unmöglich wieder hinter sich zu weichen.« Im hunderten Kapitel erkennt Silvis, von dem bis dahin noch nicht die Rede gewesen, in Aſtrapol seinen Sohn. Wenn aber so ein Knoten gelöst wird, so schürzen sich dafür zehn neue. Die allegorischen Partieen am Schluß dieses Buches, angestellt zur Ergötzlichkeit der jungen Ehepaare, sind leicht zu deuten, und ganz im Geschmack solcher Festlichkeiten und Schauspiele, wie sie im funfzehnten Jahrhundert bey großen Vermählungsfeyerlichkeiten wirklich gegeben wurden.

In den 124 Kapiteln des neunzehnten Buchs haben wir nichts Hervorstechendes gefunden. Mit bequemer Weitschweifigkeit läßt sich der Verfasser über die herkömmlichen Abenteuer in herkömmlicher Form hören. Nur drey Damen von Rang, Roſalva K. 37, p. 428, Leonida K. 48, p. 535 und Leonorina ebendaſ. scheidet der Tod aus. Sie müssen andern Ehefrauen der Heldenmänner Platz machen. Aber noch immer wächst das ungeheure Geschlecht des allerfruchtbarsten Stammvaters.

Außer den Uebersetzungen dieser Theile des Amadis von Chappuys gibt es noch andere. S. Clement und Ebert a.

a. O. Ueber Nicol. de Montreux ſ. Niceron Mém. t. 39, 196 u. folg. Der Titel des auch von Ebert angeführten Buchs iſt: Le seizieme livre d'Amadis de Gaule, traduit [1]) par Nicolas de Montreux, Paris, Jean Parent 1577, 16°.

Hierüber lautet die Notiz in der Histoire de la philosophie hermêtique, Paris, 1742, t. 3, p. 88:

»Uebrigens muß man wiſſen, daß es zwey ſechzehnte [2]) Theile des Amadis gibt. Der eine aus dem Spaniſchen überſetzt, und der andere von der Erfindung des Nicol. de Motreu [sic!], und dieſer letzte iſt ſelten, und von ihm behauptet man, daß die vollſtändige Praxis der hermetiſchen Philoſophie darin enthalten ſey.«

Nr. 9) Die ſpätern Helden aus dem Stamme des Amadis.

Wir ſondern Buch 20 und B. 21 deßhalb von der vorigen Nummer ab, weil Spháramund und Amadis vom Geſtirn nicht mehr auf dem Titel noch im Werke ſelbſt beſonders hervorgehoben werden. »Immer breiter wird der Strom,« heißt es auch hier. Kein einzelner Held kann ſich im Gedränge und Gewühle mehr hervorthun, und wir bemerken, daß die Geſchichte ſo nicht auf gewöhnliche Art zu einem Schluß gelangen kann. Der franzöſiſche Ueberſetzer, Chappuys, datirt die Vorrede von Theil I. aus Lyon, 20. Nov. 1580, und ſetzte auf den Titel: Le vingtième et *pénultième* Livre d'Amadis de Gaule, mis d'Espagnol en François. Dieſes Buch war alſo das vorletzte des ſpaniſchen Amadis, und mit Buch 21 hörte das ſpaniſche Original und Chappuys Ueberſetzung auf. Die Vorrede der letztern iſt aus Lyon, vom 20. Febr. 1581. Es iſt uns nicht unwahrſcheinlich, daß die ſpätern Theile des Spháramund und dieſe zwey letzten Bücher von demſelben ſpaniſchen Urheber herrühren.

Vom zwanzigſten Buch gibt es noch eine andere franzöſiſche Uebertragung von Jean Boyron, datirt 6. Jän. 1582. Mit dem Titel: Le vingtième Livre d'Amadis fait d'Espagnol en François. Lyon, Ant. Tardif, 1582, 16°. 540 Blatt.

Die deutſche Ueberſetzung hat zum Titel: Das zwentzigſte Buch der Hiſtorien vom Amadis auß Frankreich. Von züchtiger Lieb, mannlichen und ritterlichen Thaten und Tugenden, vieler namhaffter, von dem geblüt und Stammen Amadis ab-

---

[1]) Traduction *à sa façon*. Niceron l. c. p. 97.

[2]) Im Franzöſiſchen ſteht zwey Mal quatorzièmes. Ein Verſehn, denn Montreux hat nur den ſechzehnten Theil überſetzt, vielleicht entſtanden aus Verwirrung mit Gohorrys Vorrede zu Th. 14.

kommender Fürsten und Helden, auch anderer weitberümpter Herrn und Rittern, deren in der gantzen History meldung geschicht. Allen adelichen und Tugendreichen, der Zucht und Tugend liebhabenden Personen zu nutz und ehrlicher ergetzung und belüstigung in form einer lieblichen History auß dem Frantzösischen newlich in Teutsch gebracht, durch F. C. V. B. Frankfort a. M. 1593. Die Vorrede des Uebersetzers datirt

Geben auff Fastenacht,
Da man viel Küchlein bacht,
Und Weyn trinkt daß es kracht.
1593,

Enthält 96 Kapitel und 1447 Seiten.

Das Ein und zwentzigste Buch der Historien v. Am. a. Fr. u. s. w. — in Teutsch gebracht, durch F. C. V. B. Frankf. a. M. 1593. Vorrede geben zu B. am 6. Junii 1593. 122 Kap.

Der augenblickliche Einfluß und Erfolg eines Buches, wenn auch nicht sein wahrer Werth, läßt sich am leichtesten aus der Menge von Auflagen abnehmen, die es erlebt. Von der seltsamen Chrestomathie auserlesener Stellen des aus dem Spanischen übersetzten französischen Amadis haben wir die dritte Ausgabe, Lyon, Rigaud, 1605, 16°, 2 Bde, vor uns. Sie enthält von den ein und zwanzig Büchern gerade die Stellen wörtlich abgedruckt, welche jetzt als besonders lächerlich und abgeschmackt erscheinen würden, nämlich die Reden, Briefe und Monologe. Und damals mußten gerade diese für Muster des Styls gelten. Der Titel lautet:

Thresor de tous les livres d'Amadis de Gaule, Contenant les Harangues, Epistres, Concions, Lettres missives, Demandes, Responses, Repliques, Sentences, Cartels, Complaintes, et autres choses les plus excellentes: tresutile pour instruire la Noblesse Françoise à l'éloquence, grace, vertu et generosité. Derniere edition.

Schon in den früheren Büchern hatte die Prinzessin Sestiliana und der spanische Prinz Arlanges, genannt der Ritter ohne Geist, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. S. B. 17, K. 48, p. 839; B. 19, K. 1 u. folg. Hier im Anfange des zwanzigsten Buchs sehen wir die Prinzessin durch einen Zauberer in ein heidnisches Kloster entrückt, wo sie allerley Göttern, unter andern der Cybele dienen muß, und endlich von Arlanges entführt wird, K. 1 bis 12. — Fortunian der schöne und Klarenstern (Clarastella, Clairestoile) K. 13 bis K. 19. — Von K. 20 an bis K. 35 wieder Abenteuer des Arlanges, wobey wollüstige Schilderungen an den Wust des Fel. de Silva erinnern. Dabey wird der Name Dario-

Ietta gemißbraucht, eine gemeine und ehrlose Kupplerin zu bezeichnen, K. 21, p. 318. — K. 38 u. folg. führt eine neue Unterabtheilung ein, nämlich die schöne Cilinda und ihren Bruder den König Galard, verbunden mit schon bekannten Leuten, dem Prinzen Dorigel, B. 18, K. 73 und K. 81, und der großen Wilden (Selvagia) B. 19, K. 116. — K. 45, p. 672 Astrapol und Oroncia schließt sich an B. 19, K. 38. — K. 61 erhalten wir nähere Nachricht von einem neuen Sprößling des alten Stammbaumes, von Don Silvan, Sohn des Silvis und der Penthesilea. Seine Liebe zur Infantin Licinia wird, wie es in der Ordnung ist, nach unglaublichen Heldenthaten und Leiden belohnt. — K. 65, p. 1017 erwähnen wir die aus den geographischen Fabeln der Alten herüber geholten Cynocephalen, »welche halbe Hundsköpf und halbe Menschenköpfe hatten,« und sich durch treue Anhänglichkeit an Spharamund und Am. v. Gest., nachdem diese sie besiegt, auszeichnen, »wie Hunde dem Herrn anhangen, der es versteht sie zu züchtigen.«

Das ein und zwanzigste Buch nimmt zuerst wieder den Prinzen Dorigel vor, wie er die schöne große Silvagia sucht und auf die Zauberin Celiana trifft, K. 1 bis K. 17. Die Fortsetzung von K. 21 an. Dazwischen fallen die Abenteuer der Prinzen Anaxander und Fioradin (Söhne des Florarban, des Ritters vom Phönix. S. Florisel v. Nik. II. K. 36 und II. K. 58; und Rogel v. Gr. I. 5, 9 und II. K. 25), und der Infantinnen Grosonia und Corinna (S. B. 19, K. 75 und K. 79). —

Bey der Taufe des Riesen und aller der Seinigen auf der starken Insel K. 38, p. 482, wird eine Lebensgeschichte Mahomeds zum Besten gegeben, die aus derselben Quelle geflossen zu seyn scheint, mit dem in der goldnen Legende c. 176, S. Pelagius. — Gegen alle hergebrachte Sitte dieser Romane vermählt sich aber K. 44, p. 559 nicht mit ihrem geliebten und sie unsäglich liebenden Ritter Dorigel, sondern mit dem König von Lydien. Solche Verstöße gegen die Observanz deuten auf baldige Auflösung. Damit stimmt auch die Nachricht K. 44, p. 564, daß der weise Alquif und die unbekannte weise Urganda beyde sehr betagt waren, und sich in ein einsam eingezogen Leben begeben. — Von K. 50 an aber bricht wieder ein allgemeiner Krieg aller heidnischen Völker gegen alle christlichen aus *). —

*) K. 52, p. 657 ist in der deutschen Uebersetzung ein unerklärlicher Widerspruch gegen das »dafür halten etlicher.« Hiemit muß irgend eine andere Fortsetzung der Amadis-Romane gemeint seyn. Es bezieht sich dieß auf die Liebe der Infantin Cilinda und der weisen Celiana zu Dorigel. Die Vergleichung des spanischen Originals ist hier unentbehrlich.

Schließlich erwähnen wir des Kap. 114: »Wie der Prinz Melinda und die Königin Cassiana bey dem See der Zauberin Galiana ankommen seyen, und der Prinz dieselbige Zauberey zu Ende richtet.« Diese Zauberin Galiana ist nicht im Hirngespinst des Dichters, sie gehört der spanischen Volkssage an. Nach dieser war sie eine morische Prinzessin, Tochter des Gadalfe. Ihr Vater erbaute ihr reizende Paläste zu Toledo, am Gestade des Tajo. Noch jetzt zeigt man die Ruinen derselben in der Huerta del Rey. Die Pracht und Bequemlichkeit dieser Gebäude ist im Spanischen sprichwörtlich geworden. So sagt Sancho, D. Quixote II. K. 55, als er nach unglücklich beendeter Statthalterey mit seinem Esel in den unterirdischen Gang gefallen. »Mein Herr würde diese Tiefen und Schlünde für blühende Gärten und für Paläste der Galiana haben.« Lope de Vega aber hat aus dieser Sage ein eignes Schauspiel verfaßt: Los Palacios de *Galiana*, gedruckt, Band 23 der Comedias de Lope de Vega, Madrid, 1638. Wenn noch ein Zweifel über den echt spanischen Ursprung des ein und zwanzigsten Buchs des Amadis obwalten könnte, so müßte die Aufnahme dieser spanischen Sage, an die gewiß kein Franzose gedacht hätte, ihn beseitigen.

Hiemit schließt aber auch die echte Fortsetzung der Amadis-Romane. Die Konkurrenz der Bearbeiter war so heftig, daß jede Art von Reihenfolge aufgehoben wurde. Wie ein großer Strom gegen Ende seiner Laufbahn sich nach vielen Richtungen hin in Arme vereinzelt, eben so ging es diesem Buch der Bücher. Wenn uns die Hülfsmittel zugänglich seyn werden, können wir in der Folge eine Uebersicht der hierher gehörigen Werke geben. Dahin rechnen wir: 1) Flores von Griechenland; 2) Belianis; 3) der Sonnenritter, alle drey spanische Originalerzeugnisse; 4) Buch 22, B. 23 und B. 24 des Amadis von Gallien, eine französische Fortsetzung, worin aber keineswegs die Fabel geschlossen wird, vielmehr am Ende von Buch 24 auf einen Anhang verwiesen; 5) Le Roman des Romans. In diesem Werk hat Gilbert Saunier, Sieur Duverdier einen wirklichen Schluß aller in dem ganzen Sagenkreis begonnenen Abenteuer zu Stande gebracht, und in sieben gewaltigen Bänden mitgetheilt. Der Roman des Romans also macht den völligen Beschluß der romantischen Produkte, welche den Uebergang bildeten vom Mittelalter in die neue Zeit, und es trifft in den Anfang des dreyßigjährigen Kriegs. Wir bemühen uns jetzt, sie aus der literarischen Polterkammer in die Antiquitäten-Sammlungen hinüber zu schaffen.

Art. III. De l'origine des sociétés, par l'abbé *Thorel*. 3ème édit, *Paris*, 1821. 3 Bände.

Die beyden ersten Ausgaben des vorliegenden Werkes sind dem Ref. unbekannt, und er kann deßhalb nicht mit Zuversicht darüber urtheilen, ob sie von dieser dritten wesentlich verschieden sind. Es ist indessen nicht zu vermuthen, daß sich der Verfasser in der Entwicklung der Grundsätze bedeutende Abänderungen erlaubt haben sollte, weil sonst wegen der ihm eigenthümlichen Konsequenz nothwendig ein in allen Beziehungen ganz verschiedenes Werk daraus hätte werden müssen. In dieser Voraussetzung darf man sich allerdings wundern, daß eine von so vielen Seiten ausgezeichnete Darstellung der Staatswissenschaft nicht im ersten Augenblicke die allgemeine Aufmerksamkeit der literarischen und politischen Welt erregt hat. Weder eine Uebersetzung, noch eine ausführliche Beurtheilung desselben in deutschen Zeitschriften ist uns zu Gesicht gekommen, und selbst unter den Wohlgesinnten scheint der Name Thorel, der schon seit zwanzig Jahren mit Ruhm genannt zu werden verdiente, kaum bekannt zu seyn. Ein ganz anderes Schicksal hat Hallers »Restauration der Staatswissenschaft« betroffen; von den Guten gepriesen, von den Schlechtgesinnten verdammt, ist ihm sein volles Recht widerfahren. Woraus kann man diese entgegengesetzte Aufnahme, welche zwey so verwandten Schriften geworden ist, anders erklären, als aus den freylich sehr verschiedenen Zeitpunkten, in denen jedes derselben zuerst erschienen ist? Das Werk von Thorel in dem Augenblicke, wo ganz Europa, fast ohne Ausnahme, wenigstens den Grundsätzen, wenn auch nicht der praktischen Entwicklung der französischen Revolution huldigte. Hallers Restauration der Staatswissenschaft hingegen in einer Zeit, wo zwar das große Publikum noch immer den nämlichen Lehren ergeben ist, wo aber doch schon mächtige Stimmen für die alte Ordnung der Dinge, für das christliche, für das monarchische Enropa gehört worden sind, und unter den jüngern Männern von Talent, namentlich der höheren Stände, die Tendenz zu den Prinzipien der gründlichen Restauration herrschend zu werden anfängt. Diesen Anhängern Hallers, deren Zahl besonders im nördlichen Deutschland sehr groß ist, glauben wir das vorliegende Werk, vorzüglich den zweyten Band, nicht besser empfehlen zu können, als durch die Erklärung, daß es eine wünschenswerthe und befriedigende Ergänzung der »Restauration der Staatswissenschaft« genannt werden darf. Wenn gleich in diesem letzteren Werke eine viel größere Gelehrsamkeit entwickelt und verwendet, wenn namentlich die Widerlegung der falschen Theo-

rien (welcher in beyden Werken der erste Band vorzugsweise gewidmet ist) von Haller weit mehr im Detail durchgeführt ist, so läugnen wir dagegen nicht, daß die Darstellung, welche Thorel von dem gegenseitigen Verhältnisse der einzelnen Stände gegeben hat, befriedigender im Einzelnen, selbst konsequenter und feindseligen Angriffen oder gehässigen Interpretationen weniger ausgesetzt ist. Wir sind vollkommen überzeugt, daß Haller nach bestem Wissen und Willen, und mit der redlichsten Absicht sein System des allgemeinen Staatsrechts dem Publikum vorgelegt hat; wir sind weit entfernt, dem großen Verdienste, welches er sich um die Wissenschaft und um die politische Bekehrung sehr vieler Menschen erworben hat, unsere Anerkennung zu versagen. Auch ist die Ursache der zwischen Haller und Thorel obwaltenden Verschiedenheit leicht zu ergründen. Haller wußte in der Zeit, wo er die weit aussehende Arbeit begann, sich noch nicht auf die erste Frage, welche aller konsequenten religiös-politischen Untersuchung vorangehen muß, eine entscheidende Antwort zu geben. Erst der Fortgang des Werkes führte ihn zu der wissenschaftlichen Ueberzeugung, dann zu dem Bekenntnisse der Wahrheit; da hingegen Thorel, schon ehe er die Grundlinien zog, nicht nur unter dem Schutze und Segen der Kirche stand, sondern selbst zu den auserwählten Dienern derselben gehörte.

In der Untersuchung über die Gleichheit der Menschen, mit welcher der Verfasser den ersten Band beginnt, bekämpft er vor allem andern den Irrthum, daß es im Anfange der Welt eine Zeit gegeben habe, wo die Menschen ohne Herrn und Obrigkeit lebten; er betrachtet zu dem Ende den ersten Vater und die erste Familie nach der Schöpfung, also eine Zeit, die der Existenz von Völkern lange voran geht. Der Vater war schon vor der Familie da, und die Familie hatte in dem Vater ihren Herrn, ihren Beschützer, dem die Autorität über sie, das Recht der Herrschaft bloß deßhalb zustand, weil er ihr Vater war. Demnach gab es also schon in der ersten Generation Ungleichheit der Rechte. Der Vater war das Haupt der Familie, die Kinder waren die Glieder derselben; der Vater hatte eine Autorität, die Kinder hatten keine; der Vater hatte das Recht, zu regieren, die Kinder nicht. Und was der Verfasser hier von dem ersten Vater der Menschen sagt, gilt von jedem Stammvater; was er von der ersten Familie auf der Erde sagt, gilt von der ersten Familie in jedem Lande. Der Verfasser zeigt noch ausführlicher, wie der Schöpfer der Welt von Anfang an die Menschen nicht in gleiche, sondern in auf- und absteigende Linie gestellt hat, indem sie nicht alle auf Ein Mal in die Welt gesetzt, sondern

nach und nach einer von dem anderen erzeugt worden sind. Eine andere Behauptung, welche man gewöhnlich für die Lehre von der Gleichheit der Rechte anführt, nämlich daß es im Anfange der Welt kein Eigenthum gegeben, und daß alles den Menschen gemeinschaftlich gehört habe, wird ebenfalls widerlegt. Da die Menschen einer von dem anderen abstammen, so war in jedem Lande der Stammvater vor den Kindern da; und dieser hatte Arme und körperliche Kräfte zum Arbeiten, ehe die Kinder existirten, und was er damit erwarb, gehörte ihm selbst ganz allein. Und wie der Stammvater, so konnte auch die erste Generation sagen: »das gehört uns,« ehe noch die zweyte auf der Welt war. Eben so entschieden erklärt sich Thorel (p. 35) gegen die dritte Behauptung, welche man für die Gleichheit der Rechte anzuführen pflegt, nämlich daß im Anfange alles nach der einzigen Regel des persönlichen Verdienstes vertheilt worden sey. Wenn in jedem Lande, sagt er, der Stammvater früher Eigenthum besaß, als seine Kinder, so war dieß keineswegs deßhalb der Fall, weil er größeres persönliches Verdienst hatte, sondern weil er früher als seine Kinder existirte. Wenn er über die Kinder väterliche Gewalt hatte, so lag der Grund davon nicht in seinem größeren Verdienste, sondern in dem Umstande, daß er ihr Vater war. Wenn er das Haupt seines Stammes wurde, so geschah das nicht wegen seiner Verdienste, sondern weil er der gemeinsame Vater seiner ganzen Nachkommenschaft war. Hätte der Stammvater auch viel weniger persönliches Verdienst gehabt, als der Geringste seiner Kinder und Enkel, so würde er dennoch Eigenthum, Autorität und Herrschaft besessen haben, ehe sie nur existirten. Die Gleichheit der Rechte würde aber auch unmöglich seyn, selbst wenn das persönliche Verdienst zum Maßstabe derselben dienen könnte, da nicht alle Menschen Talente besitzen, und diese nur, in sofern sie angewendet werden, zur Erwerbung von Verdiensten führen. Ueberdieß wird der Werth der Talente durch die Grundsätze bedingt, nach denen sie angewendet werden; die Talente im Dienste der Leidenschaften sind je glänzender, desto furchtbarer. Sie sind ganz dazu geeignet, große Unternehmungen auszuführen, aber unter der Leitung der Autorität; und wie groß sie immer seyn mögen, nie sind sie die Autorität. Sollte sich alles nach den Verdiensten richten, sagt der Verfasser, so sieht man in der That nicht ein, wie es mit den Autoritäten werden soll. Denn die Kinder haben oft mehr Verdienste, als die Eltern; die Diener mehr, als die Herren; die Unterthanen mehr, als die Könige. Eben so wenig begreift man, wie es den Eigenthümern ergehen wird? Denn diejenigen, welche nichts besitzen, haben oft mehr Verdienste,

als sie. Auch sieht man nicht, wie eine Erbschaft, eine Besitzung vom Vater auf den Sohn übergehen, oder wie jemand sein Amt, seinen Stand nur einen einzigen Tag behalten könnte, weil es in jedem Augenblicke Menschen gibt, die mehr Verdienste haben, als der Besitzer.

Der dritte Abschnitt des ersten Bandes handelt von dem Ursprunge der Autoritäten, worüber der Verfasser sich auf folgende Weise ausspricht. Er nennt Autorität, auctoritas, das Recht, welches dem Auctor über die Personen, die er geschaffen oder erzeugt hat, bloß deßhalb zusteht, weil er ihr Auctor ist. Dem ersten Besitzer eines Landes gehören zwar die Ländereyen, welche er bebauet, das Vieh, welches er aufgezogen hat. Dennoch sind diese Rechte bey weitem nicht so groß, wie die Rechte der auctoritas, weil der erste Besitzer, wenn gleich Auctor der Arbeit, welcher er dieses Eigenthum verdankt, doch die Gegenstände selbst nicht hervorgebracht hat, auf die seine Arbeit verwendet wurde. Hingegen über seine Kinder, seine Nachkommen, über alle, die von ihm abstammen, deren Urheber, deren Vater er ist, hat er die Rechte der auctoritas (der väterlichen Gewalt), weil er sie nicht nur mit dem Ertrage seiner Arbeit ernährt hat, sondern sie aus seinem Blute, aus ihm selbst genommen sind, weil er der unmittelbare Grund ihrer Existenz, weil er physisch und körperlich ihr Urheber ist: pater auctor est existendi. Steht dem Familienvater das Recht der auctoritas über seine Kinder bloß deßhalb zu, weil er ihr Vater ist, so muß ihm nothwendig ebenfalls dieses Recht über alle diejenigen Personen gehören, welche, aus seinem Blute erzeugt, ihm ursprünglich das Leben verdanken. Wenn er als Urheber der Existenz seiner Kinder über sie die auctoritas specialis, die väterliche Gewalt hat, so muß der gemeinschaftliche Stammvater die auctoritas universalis (die stammväterliche Gewalt) über alle seine Nachkommen besitzen. Dieß ist der Ursprung der souveränen Autorität. Offenbar wurde Adam, heißt es S. 115, durch die Erzeugung der auctor universalis des menschlichen Geschlechts; jeder seiner Söhne der auctor universalis eines Stammes. Diese oberste Gewalt erhielt er, nicht von seinen Nachkommen, die noch nicht existirten, sondern von Gott allein durch die Erzeugung; und er besaß sie vollständig, ehe seine Nachkommen ein Volk bilden konnten.

Der Verfasser geht dann von dem Ursprunge der Autorität im Allgemeinen, die er vorzugsweise mit Rücksicht auf die weltliche höchste Gewalt erläutert, zur Darstellung des Verhältnisses über, welches zwischen dem Ursprunge der weltlichen und der geistlichen Autorität existirt. Werden durch die Erzeu-

gung allein, sagt er S. 122, Rechte der Autorität (der väterlichen Gewalt) über alle diejenigen erworben, deren Vater jemand ist, so hat offenbar der Schöpfer der Natur über alle Geschöpfe unendlich größere und ausgedehntere Rechte. Gott ist durch die Schöpfung allein schon die höchste Quelle aller Autoritäten, aller Rechte, aller Macht. Er hat schon als auctor universalis aller Dinge die Rechte der auctoritas über sie, und so paßt die vom Verfasser gegebene Definition derselben nicht bloß auf die menschlichen Autoritäten, sondern ebenfalls auf die Autorität des allmächtigen Gottes. »Diese Definition ist so allgemein, daß sie sich nicht auf die Ordnung der Natur beschränkt, sondern auch für die übersinnliche Welt gilt. Wenn der Adler der christlichen Beredsamkeit, der große Bossuet, sich zur unbegreiflichen Erzeugung des Wortes erhebt, so sagt er ausdrücklich: que le fils est une personne distinguée, envoyée, qui reçoit tout de son père, dans lequel réside la source de l'autorité, parcequ'il est en effet le principe et l'auteur de son verbe, d'où vient aussi le mot d'autorité. Weil aber dieser große Mann die Quelle der übersinnlichen Autorität in dem auctor aeternus des Wortes sucht, darf man daraus schließen, daß er in die Erzeugung des Wortes den Ursprung aller menschlichen Autoritäten gesetzt hat? Keineswegs. Alle Schriftsteller, die, wie Bossuet auch, die irdische oberste Gewalt, die natürliche, die weltliche Autorität von der Gottheit herabkommen lassen, leiten sie ganz einfach von Gott ab, als dem Schöpfer der Natur, auctor naturae, dahingegen sie die übersinnliche Autorität von Gott ableiten, als dem auctor supernaturalis der drey göttlichen Personen, und der unsterblichen Seelen.

Die Autorität kann demnach, wie der Verfasser es darstellt, zwey ganz verschiedene Quellen haben, eine im Himmel, die andere auf der Erde; die eine in der Schöpfung, die andere in der Erzeugung. Durch die Schöpfung ist Gott der Urheber, der Vater von allem, was existirt, und hat Autorität über die ganze Welt. Durch die Erzeugung ist der Mensch supremus auctor aller seiner Nachkommen. Und wie die Autorität zwey verschiedene Quellen hat, so gibt es auch zwey verschiedene Inhaber derselben. Untergeordnet dem Allmächtigen, und unter seinen Gesetzen ist der auctor supremus eines Stammes, zufolge der Erzeugung in seinem Umkreise der Inhaber der Souveränität; er kann regieren, über die Rechte der Autorität verfügen, welche ihm in Hinsicht seiner Nachkommen zusteht; ihm hat Gott es überlassen, für die Fortdauer der weltlichen Herrschaft Sorge zu tragen. Aber Gott allein konnte die Welt erschaffen, er allein

kann Seelen erschaffen. Eben daher kann die geistliche und übernatürliche Autorität, auctoritas spiritualis et supernaturalis, nur von Gott unmittelbar abstammen.

Der Verfasser fügt dieser Entwicklung des wahren Ursprungs der Autorität einige Bemerkungen über die falschen Quellen derselben hinzu. »Glaubt man,« sagt er S. 129, »daß der Familienvater über die Seinigen deßhalb Autorität hat, weil er stark ist, geistreich, vermögend, mächtig, ein großer Eroberer, oder weil er ausgedehnte Herrschaften besitzt? Nein, denn man hat alle Tage Familienväter vor Augen, welche sehr arm, sehr schwach sind an Körper und Geist, und denen dennoch die väterliche Gewalt zusteht. Glaubt man auf der andern Seite, daß Gott über die Menschen, und ein Vater über seine Kinder deßhalb Autorität habe, weil sie unterwürfig, nachgiebig, dankbar, ihm ergeben und ehrfurchtsvoll sind? Nein! und wenn das Universum sich gegen den Schöpfer empören sollte, oder eine ganze Familie gegen den Vater, so würde dessen Autorität dennoch bestehen.« Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, wie der Verfasser in dem Vergleiche der göttlichen und der menschlichen Autorität zu weit geht, und gänzlich übersieht, daß sich niemand der göttlichen, sehr häufig aber, wenn auch unrechtmäßiger Weise, der menschlichen Autorität entziehen kann. Man gewinnt nie dabey, wenn man einen Grundsatz auf die Spitze stellt, und von den Bedingungen abstrahirt, welche in allen menschlichen Angelegenheiten durch Raum und Zeit gegeben werden. Dieser Mangel straft sich auch bey dem Verfasser, wie wir sehen werden, in der nicht vollkommen befriedigenden Darstellung der Lehre von den Usurpationen; und es würde überhaupt das System des Verfassers mit den praktisch geltenden Grundsätzen des öffentlichen Rechts viel genauer übereinstimmen, wenn er auf die allen menschlichen Verhältnissen inwohnende Unvollkommenheit Rücksicht genommen, und nie vergessen hätte, daß schon aus diesem Grunde allein vom Anfange der Welt an die weltliche Autorität nicht eine vollkommen konsequente Entwicklung nach dem Prinzipe der Legitimität gefunden hat, oder finden konnte.

Sobald der Urvater der Menschen, und eben so der Stammvater in jedem Lande einige verheiratete Kinder hatte, bildeten diese um ihn einen kleinen Staat, der in dem nämlichen Maße größer ward, wie die diesem Stamme angehörigen Familien sich vermehrten. Die Staatsgewalt ist die allgemeine Autorität, welche sich über alle Väter, über alle Familien, und über alle untergeordnete Autoritäten erstreckt; sie ist die Autorität des gemeinschaftlichen Stammvaters. Jeder Familienvater hat nur

Gewalt in seinem Hause, und diese hört bey der Emancipation der Kinder auf; die gemeinschaftliche Autorität des Oberhauptes dauert aber fort. Dieß ist ganz so, wie zur Zeit des Anfangs der einzelnen Völker die Autorität des obersten Stammvaters über einen einzelnen Zweig aufhört, wenn der Chef desselben von dem Hauptstamme getrennt wird, d. h. wenn er in ein anderes Land auswandert, nichts desto weniger aber die Autorität des obersten Herrn, des allmächtigen Gottes fortdauert, weil, wer auch das Haus oder Land seines Stammvaters verläßt, doch auf den Besitzungen und Herrschaften des Schöpfers bleibt. Um Staatsgewalten zu gründen, braucht nicht erst die Existenz der Völker erwartet zu werden (wie bey der Lehre vom contrat social, der die Gewalt von der Gesammtheit der Unterthanen herkommen läßt), weil, ehe sie sich vermehren, für alle Menschen die autoritas universalis in dem Urvater des Menschengeschlechts, und für die damaligen und künftigen Bewohner jedes Landes in dem Stammvater derselben gegeben ist. Wenn Ismael, sagt der Verfasser, ein Feld in der Wüste bebauet hatte, so war er dessen Eigenthümer, und wenn er seine zwölf Kinder in verschiedenen Gegenden dieser Wüste etablirt hatte, so wurden sie, ganz wie er selbst, die unumschränkten Herren des Landes, das sie bebaueten. Jeder dieser kleinen Souverains konnte seine Besitzungen vertheilen, wie er wollte; er war von niemanden, als von Gott abhängig. Alles gehörte ihm; jedes Zelt, jedes Maß Getreide, jedes zahme Thier war sein Eigenthum, und wer es zu haben wünschte, konnte es nur durch seinen Willen erhalten. Auf diesem seinem Willen beruhete das Eigenthum der einzelnen Unterthanen. Gab der Stammherr seinen Kindern einen Theil seiner Besitzungen, so sagte er ihnen zugleich ipso facto: »wenn euch jemand fragt, weßhalb ihr dieses Stück Land besitzt, so antwortet, weil ich es euch gegeben habe; und wenn euch jemand in euren Besitzungen angreift, so vertheidige ich euch. Ist er ein Fremder, so erkläre ich ihm den Krieg; ist er einer meiner Unterthanen, so bestrafe ich ihn, wie er es verdient.« Er verbot seinen Unterthanen, die von ihm bestellten Eigenthümer in ihrem Besitz zu stören, er verbot dieß aber auch seinen Nachfolgern, und jedem, den es anging. Auf diese Weise entstanden die Grundgesetze eines Staates. Sie sind keineswegs die gemeinschaftlichen Beschlüsse des Volks; vielmehr sind sie die ersten Willenserklärungen der Stammväter, die über das Ihrige und ihre Nachkommen nach Gutdünken verfügten. Daher kommt die große Verschiedenheit der Gesetze und Einrichtungen in den einzelnen Ländern, indem die Stammväter, die Stifter und ersten Gesetzgeber der Staaten sich, namentlich bey der Vertheilung

des Eigenthums, von den verschiedensten Beweggründen leiten ließen. Der eine gab das Ganze dem ältesten Sohne, der andere zwey Drittheile; andere machten gleiche Theile, oder überließen dem jedesmaligen Herrn die Wahl unter seinen Kindern. Einige ließen die Töchter Theil nehmen, andere nicht. Die Hauptsache dabey ist aber immer, daß der Stammvater seinem Willen allein folgte, und von niemanden bey diesen ersten Bestimmungen abhängig war, am wenigsten von seinen Kindern und Unterthanen. Allerdings aber hatte, nach dem ersten Herrn, niemand mehr eine so ausgedehnte Gewalt. Die Grundgesetze, als Willenserklärungen des ersten Herrn, sind für den Nachfolger unveränderlich, der Wille des Stammvaters beugt vor sich den Willen aller künftigen Gesetzgeber. Hat er jemanden ein Stück Land z. B. unter der Bedingung gegeben, daß es auf dessen ältesten Sohn übergehen soll, so verbietet er ihm dadurch, es dem jüngeren zu hinterlassen.

Was von dem Rechte des Stammvaters, das Grundeigenthum zu übertragen, an wen er will, gesagt ist, gilt noch viel mehr von der Souverainetät. Ihm, dem Stifter, dem auctor supremus des Staates, gehört die höchste Gewalt, die auctoritas suprema; nie wird jemand diese Gewalt, so wie er, durch das Recht der Natur besitzen. Niemand hat einen Anspruch darauf, nicht der älteste, nicht der jüngste Sohn, nicht Verwandte, nicht Freunde. Er ist in der Disposition über dieses Recht vollkommen unabhängig. Er verdankt die Souverainetät niemanden auf der Welt, er besitzt sie ohne alle Bedingung, und kann sie deßhalb, wem er will, überlassen. Die Autorität des Vaters geht keineswegs durch die Erzeugung auf die Kinder über. Denn so lange sie unverheiratet sind, haben sie gar keine Autorität, und diejenige, welche sie dann über ihre Kinder erhalten, ist eine ganz andere, ist nicht die Autorität des Stammvaters, sondern eine diesem untergeordnete. Die gemeinsame Autorität über alle Zweige seines Stammes bleibt dem Vater bis an den Tod, ohne daß irgend jemand sie ihm nehmen könnte; und er selbst überträgt sie andern nur kraft seines Willens. Die Kinder des Stammvaters können sehr wohl die Stammherren ihrer Nachkommen werden; aber alle diese partielle Autoritäten behalten die höhere Autorität des Vaters über sich. Dem Gesetze der Natur nach ist der älteste Sohn das Haupt der ersten Linie, jeder jüngere Sohn das Haupt einer jüngeren Linie; aber keiner unter ihnen hat Gewalt über seine Brüder, und eben so wenig über deren Nachkommen. Die höchste Gewalt konnten die Urväter überlassen, wem und unter welchen Bedingungen sie wollten, und eben daher die Verschieden-

heit der Verfassungen. Gewöhnlich überließen sie ihren Kindern oder einem derselben die Oberherrschaft; auch trafen sie wohl Anordnungen für den Fall des Aussterbens ihres Hauses. Es wurde wohl auch das Recht der Souverainetät an irgend eine Korporation überlassen; und es erklären sich auf diese Art alle, die republikanischen so gut wie die monarchischen, Formen der Verfassung. Nur muß man nie vergessen, daß diese Versammlungen die Souverainetät von den alten Souverains und unter den von diesen vorgeschriebenen Bedingungen, aber nie vom Volke erhalten haben. In den Demokratien, so gut wie in allen andern Regierungsformen, kommt immer die auctoritas universalis von dem auctor universalis; ohne diesen gibt es keine Legitimität, sondern nur Usurpation, bis etwa eine solche neue Verfassung von den alten Souverains legitimirt ist. Man glaubt, sagt der Verfasser, um Souverains zu machen, braucht man sie nur zu ernennen. Gott bewahre! Wenn alle Völker der Erde Einen Menschen dazu ernennen wollten, so würde er doch die Souverainität nicht ohne die Zustimmung der alten Souverains besitzen, weil die Völker nicht geben können, was sie nicht haben, und was sie nie haben werden: die höchste Gewalt über sich selbst. Um eine Verfassung zu geben, waren nicht große Versammlungen erforderlich. Ein Mensch war dazu vollkommen hinreichend. Der Stammvater übertrug seinem Nachfolger unter gewissen Bedingungen oder ohne Bedingungen das ihm gehörende Recht, seine Descendenz zu beherrschen; und der Stammvater braucht, um dieß zu thun, nicht die Geburt seiner Descendenz zu erwarten, sondern er kann schon im voraus die Verfassung bestimmen. Der Verfasser bemerkt übrigens sehr richtig, daß die Gewalt des Stammvaters, wie ausgedehnt sie auch ist, doch ihre Grenzen in den göttlichen Gesetzen findet. Für alle späteren Zeiten aber sind die im ersten Anfange oder auch später festgesetzten Bedingungen, die in den einzelnen Ländern ganz verschiedenen Grundgesetze des Reiches selbst die Norm, nach welchen, zunächst den göttlichen Gesetzen, die Gewalt des Souverains beurtheilt werden muß. Die große und wesentliche Verschiedenheit kann nicht genug hervorgehoben werden, welche vom Anfange der Welt an zwischen den Verfassungen der Staaten gefunden wird; und stehen wir keinen Augenblick an, zu erklären, daß es geradezu unmöglich ist, ein System des allgemeinen Staatsrechts zu entwerfen, in welchem theoretisch die nothwendige Grenze zwischen den Rechten des Souverains und den mehr oder minder großen Privilegien der Unterthanen gezogen würde.

Den Unterschied zwischen der väterlichen Gewalt und der Staatsgewalt, der auctoritas naturalis und civilis, entwickelt der Verfasser noch näher. Der erste Stammvater in jedem Lande hatte nur eine Autorität. Wenn sich aber seine Kinder verheirateten, so entstanden zwey verschiedene Autoritäten, die Autorität des Stammvaters über alle anderen Familienhäupter, und die Autorität jedes einzelnen Hausvaters über die seinigen. Nach dem Tode des Stammvaters ward der Unterschied noch augenscheinlicher; der Nachfolger desselben in der Souveränetät besaß diese auctoritas universalis nur kraft der Uebertragung des ersten Souveräns, und außerdem die väterliche Gewalt über sein Haus, über diejenige Linie des Stammes, welche von ihm gegründet ist. In jedem Staate gibt es diese beyden sehr verschiedenen Autoritäten, die auctoritas des Hausvaters, welche mit der Emancipation der Kinder aufhört ausgeübt zu werden, und die auctoritas universalis, welche immer fortdauert. Wegen dieser Verschiedenheit hat man jeder einen eigenen Namen gegeben, auctoritas civilis, und naturalis, Staatsgewalt und väterliche Gewalt; und daraus ist, nach der Meinung des Verfasser, die allgemeine Verwirrung in der Ansicht entstanden. Anfangs erinnerten sich die Völker ihres Stammvaters und zugleich des Ursprungs der Staatsgewalt. Als aber die Zeit nach Jahrhunderten von Umwälzungen die Spuren der ursprünglichen Einrichtungen verwischt, man den Stammvater ganz aus den Augen verloren hatte, und nun in jedem Staate zwey Autoritäten mit ganz unähnlichen Namen sah, so wurden sie als zwey wesentlich verschiedene Dinge betrachtet, und ihr naher Zusammenhang vergessen. Erinnerte man sich vielleicht noch zuweilen, daß die Väter von Anfang an ihre Kinder regierten, und erwähnte so der patriarchalischen Herrschaft, so dachte doch niemand daran, wie diese patriarchalische Herrschaft sich nicht bloß über die Kinder, sondern über alle von diesen abstammenden Familien, über alle Städte und Dörfer ausdehnen konnte; und nun lag die Vorstellung sehr nahe, daß es nach der väterlichen Herrschaft der Patriarchen einer andern, neuen Autorität bedurft haben müsse, um den ganzen Staat in sich zu fassen. Bey der Untersuchung, woher sie stamme, sah man, daß sie, um allen gemein zu seyn, in ihrer Entstehung eine auctoritas universalis seyn müsse, und einige leiteten sie daher von der universitas der Unterthanen ab; andere leiteten sie unmittelbar vom Himmel ab, und machten sie, im Gegensatze der Volkssouveranetat zu einer unmittelbar göttlichen Autorität.

Der Verfasser bekämpft (im fünften Abschnitte des ersten Bandes) die auf der Geschichte nicht begründete, dennoch immer

noch sehr verbreitete Meinung, daß das Nomadenleben, oder gar das Leben der Wilden, der allgemeine und ursprüngliche Zustand der Menschen gewesen sey. In Asien, sagte er, waren schon eine Menge Staaten, als die übrigen Welttheile noch keine Bevölkerung hatten. Allmälich verbreiteten sich die Menschen bis an das Meer, und ein großer Theil der Erde war schon von civilisirten Völkern bewohnt, ehe es noch einen einzigen Wilden gab. Aus Bedürfniß oder Neugier wagten sich einzelne auf das Meer. So wurden die Küsten von Griechenland, von Italien, viel später Amerika bevölkert. Manche wurden auf Küsten, auf Inseln verschlagen, und traten dort ans Land, ohne Getreide, ohne Arbeitszeug, ohne Hausthiere, ohne Ackergeräth und Vorräthe irgend einer Art. Von den civilisirten Völkern in Asien durch Meere oder Wüsten getrennt, konnten sie von denselben keine Unterstützung erhalten; sie mußten bald in Elend, in Unwissenheit, in Rohheit und Barbarey verfallen. So entstanden die ersten Wilden. Am schlimmsten erging es natürlich denjenigen, welche nach entfernten Inseln verschlagen wurden, und deßhalb gar keine Verbindung mit den Stammvölkern haben konnten. Gingen diese Wilden nackend, so geschah es deßhalb, weil sie keine Kleider hatten; aßen sie Eicheln, so thaten sie es, weil sie kein Korn hatten, und lebten sie bloß von der Jagd und Fischerey, so war dieß deßhalb der Fall, weil ihnen die zahmen Thiere fehlten. Das Leben der Wilden war also keineswegs der ursprüngliche, nicht der sogenannte Naturzustand der Menschen, sondern ein Zustand der Entartung.

Der Stammvater konnte die ihm über seine Nachkommen zustehende Autorität ohne irgend eine Schwierigkeit seinem Nachfolger übertragen. Allein seit der Begründung eines jeden Reiches sind eine größere oder geringere Anzahl Menschen, die ihrer Geburt nach nicht zu dem nämlichen Stamme gehören, ja oft ganze Völker dem Souverän unterworfen worden. Die Frage, woher der jetzige Souverän die Autorität über alle diese Fremden und über die eroberten Länder erhält, beantwortet der Verfasser mit vieler Geschicklichkeit, wenn auch nicht in aller Beziehung vollkommen befriedigend, im sechsten Abschnitte. Zuerst spricht er von den Fremden, deren Unterwerfung allerdings am leichtesten zu begründen ist. Es haben sich vom Anfange der Welt an die Familien und Stämme vermischt, und dieß hat mit der Zeit immer zugenommen. Es traf sich z. B., daß Abkömmlinge Japhets mit Nemrod in Babylon blieben. Durch Kolonisation, durch den Handel, durch Auswanderungen, durch Eroberung wurden Vermischungen der Aegypter mit den Griechen veranlaßt, der Syrier mit den Afrikanern, der Fremden mit den

Galliern, der Europäer mit den Amerikanern. Nemrod oder sein Nachfolger hatte an sich keine persönlichen Rechte über die Kinder des Japhet, oder irgend ein Souverän über die einem fremden Stamme angehörigen Menschen. Nur durch Uebertragung der Autoritätsrechte von Seiten des Stammvaters oder dessen Nachfolger an denjenigen, in dessen Gebiet sich die jenem Stamme angehörigen Fremden ansiedelten, erlangt der neue Souverän die Autorität über sie. Es bedarf dazu nicht gerade einer ausdrücklichen Cession; sondern so lange jemand seine Unterthanen nicht reklamirt, wird die Autorität über sie an denjenigen übertragen betrachtet, der sie in seinem Reiche aufnimmt. Der Verfasser setzt noch ausdrücklich hinzu, wie manche Publicisten diese Autorität des Souveräns über die Fremden nicht anders als aus der Zustimmung der Fremden selbst zu erklären gewußt haben, daß dieß aber ganz falsch ist, weil diese Unterthanen nicht etwas abtreten können, was sie selbst nicht besitzen, die Autorität über sich selbst.

Viel schwieriger ist die Lehre von Uebertragung der Autorität bey Eroberungen und Usurpationen. Wir glauben nicht, daß irgend eine Theorie allen Einwürfen begegne, welche aus dem Grunde des anerkannten faktischen lange dauernden Besitzstandes gegen das strenge Prinzip der Legitimität gemacht werden können; und betrachten auch die Darstellung des Verfassers, wenn sie gleich konsequenter und befriedigender als viele andere ist, noch immer als mangelhaft. Wir zweifeln, daß je alle Ansprüche der Praxis an die Doktrin in dieser Hinsicht befriedigt werden können. Bey Eroberungen kann die Autorität nur durch Uebertragung von Seiten des vorigen Besitzers übergehen. Es kommt dabey, wie der Verfasser mit vielem Scharfsinn entwickelt, immer auf den Willen des Besiegten an. Hat der Besiegte den Krieg gewollt, indem er entweder den Gegner unrechtmäßiger Weise angriff, oder indem beyde Theile die Entscheidung dem Ausgange überließen, welcher Fall in einem von beyden Seiten gerechten Kriege eintritt, so geht das Recht durch den Sieg über. Hat der Besiegte den Krieg nicht gewollt, sondern ist unrechtmäßiger Weise dazu gezwungen worden, so kann man die Eroberung nur dann für rechtmäßig halten, wenn die Resultate des Krieges durch Verträge ratificirt sind. Der Verfasser macht besonders auf die Verkehrtheit und das Verderbliche der lange Zeit hindurch sehr verbreiteten Lehre aufmerksam: »daß ein Usurpator legitimirt sey, sobald ihn die andern Mächte anerkannt haben, und daß ein legitimer Souverän seine Rechte verliere, so bald er nicht mehr im Stande sey, seine Unterthanen zu schützen.« Die einzige Regel der Beurtheilung liegt auch hier, nach der Rei-

nung des Verfassers, in dem Willen des alten Besitzers, des rechtmäßigen Souveräns. Die Souveränetät kann zwar an sich, wie anderes Eigenthum, durch den Willen des Eigenthümers übertragen werden ; allein in erblichen Monarchien liegt für die Cession der Souveränetätsrechte eine große Schwierigkeit darin, daß sie überall grundgesetzlich, nach dem Willen des Stifters und langjährigem Herkommen, einer ganzen Dynastie nach gewissen Regeln der Succession gehören, und also die Erben nicht durch eine unrechtmäßige Cession des heutigen Besitzers gebunden und ihrer Rechte beraubt werden können. Sehr viele Publicisten sind der Meinung, daß nur nach dem Aussterben der alten Dynastie die jetzt herrschende legitimirt werde, ein Fall, der z. B. in England längst eingetreten ist, und wodurch alle, wohl begründeten oder nicht gegründeten, Einwendungen selbst der strengsten Vertheidiger des Hauses Stuart gänzlich beseitigt worden sind. Manche Publicisten nehmen, sehr willkürlich, die hundertjährige Präscription an, aber possessio continuata et non interrupta, welche also erst nach dem Ende der Successionskriege anfangen würde. Der Willen der Unterthanen an sich kann, in sofern nicht entgegengesetzte grundgesetzliche Bestimmungen existiren, was in einigen Ländern für gewisse Klassen derselben der Fall ist, bey dieser Uebertragung nichts bewirken, weil sie nicht geben können, was sie selbst nicht haben, die Souveränetät; und die Maxime, »daß jeder in seinem Hause der Herr sey,« ihre natürlichen Beschränkungen hat, die kaum einer besondern Auseinandersetzung bedürfen, da die Praxis so wenig, wie die Theorie je eine solche Lehre in ihrer vollen Ausdehnung hat gelten lassen. Für die Unterthanen ist die wichtigste Frage, wie sie sich gegen den Usurpator betragen sollen. Der Verfasser billigt den passiven Gehorsam in allem, was nicht offenbar unrecht, und namentlich was nicht unmittelbar gegen den legitimen Souverän gerichtet ist; und stellt die analoge Regel für die fremden Souveräns auf, daß sie, so lange sie nicht im Stande sind, sich der Usurpation zu widersetzen, neutral und unthätig bleiben, daß sie sich aber nicht mit dem Usurpator gegen den rechtmäßigen Souverän verbinden dürfen, vielmehr verpflichtet sind, so bald sie es können, zu dessen Wiederherstellung beyzutragen. Der Verfasser deutet hier auf die Verschiedenheit zweyer Verhältnisse hin, welche bey der ganzen Lehre von den Usurpationen nicht genug hervorgehoben werden kann, nämlich des Verhältnisses, welches zwischen dem Usurpator und dem legitimen Besitzer Statt findet, und des ganz andern, das sich auf dritte Personen, d. h. auf die Unterthanen und die fremden Souveräns bezieht. Die Entscheidung der Rechtsfrage über die Validität der Ansprüche und über

die Legitimation des Usurpators kann gar nicht von diesen dritten Personen ausgehen; der Streit existirt allein zwischen dem Usurpator und dem legitimen Souverän, und kann nur von dem Richter entschieden werden, der über beyden steht. Wann und unter welchen Umständen aber dieses Urtheil rechtskräftig ist, d. h. nach wie langer Zeit und unter welchen Bedingungen der faktische Besitzstand als Legitimation der neuen Dynastie angesehen werden soll, darüber einen theoretischen Grundsatz aufzustellen, ist nach unserer Ueberzeugung ganz unausführbar. Für dritte Personen ist, wie im bürgerlichen Leben, der faktische Besitzstand ein Moment von der größten Wichtigkeit, wenn er gleich an sich weder dem wahren Eigenthümer sein Recht nimmt, noch den Usurpator vor dem höchsten Richter rechtfertigt. Nicht alles geht in der Geschichte immer nach den strengen Regeln der Gerechtigkeit; der Satz: »Unrecht kann durch die Zeit nicht zum Recht werden,« leidet nach dem bürgerlichen Rechte Ausnahmen, besonders wenn der Besitz bona fide war; und überhaupt ist im bürgerlichen Recht die Lehre vom Besitze eine sehr wichtige und verwickelte Lehre. Wie sollte im öffentlichen Rechte, wo es für die Entscheidung so vieler Fragen keinen andern als den unsichtbaren höchsten Richter gibt, im voraus jeder Zweifel durch die Theorie gehoben werden können? Man darf dabey nicht vergessen, daß in der öffentlichen Meinung für die Beurtheilung dritter Personen sehr oft der rechtmäßige Besitzer zweifelhaft ist; und daß dieser Zweifel also in den Augen der Personen, welche selbst Ansprüche erheben, noch viel größer seyn muß, da sich, wie niemand läugnen kann, die individuelle Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit einer Sache oft bis auf einen gewissen Grad nach dem Interesse gestaltet, ohne daß gerade jedes Mal der Vorwurf böser Absicht an seinem Platze wäre. Eben so wenig darf man übersehen, daß der Nachfolger des ersten Usurpators, ganz evidente Fälle der unrechtmäßigen Erwerbung abgerechnet, sich schon in einer etwas andern, etwas vortheilhaftern Lage befindet, daß namentlich die öffentliche Meinung, welche zwar nie über die Rechtmäßigkeit entscheiden kann, aber doch in den Augen des von ihr Begünstigten nicht ohne Gewicht ist, nie gegen den Nachfolger des ersten Usurpators mit der nämlichen Strenge verfährt, wie gegen diesen selbst. Die sich allmälich verändernden Verhältnisse der alten Dynastie tragen auch, wenn die Entfernung derselben sehr lange dauert, oft viel dazu bey, den neuen Beherrscher in einem gewissen Umfange zu legitimiren. Die Bande, welche die rechtmäßige Dynastie an ihr angestammtes Reich fesselten, werden oft allmälich durch die lange Abwesenheit gelöset. Sie treten in neue Verhältnisse, welche sich nicht mit der Würde des Souveräns vereinigen lassen. Besonders die Prinzen, welche schon im Exil geboren und erzogen sind, werden dem Lande, das

ihnen eigentlich gehörte, fremd, die persönlichen Verhältnisse mit den Großen des Reiches lösen sich durch den Tod der vertriebenen Souveräns auf, und die neue Generation wird vielleicht durch gar keine anderen Bande, als die Geburt, die Abstammung an das Reich der Väter gefesselt, ein starkes Band, das aber doch nicht allein, wenn es mit allen übrigen Verhältnissen unglücklicher Weise in Widerspruch geräth, den ursprünglich-rechtmäßigen Zustand der Dinge wieder herzustellen vermag. Wir wiederholen aber noch einmal den Satz, daß die streitige Frage eigentlich nur zwischen dem rechtmäßigen Souverän und dem Usurpator existirt, und daß an sich die Rechte des alten Besitzers durch die Anerkennung, welche dem neuen Souverän von Seiten der Unterthanen und der andern Souveräns zu Theil wird, nicht an ihrer ursprünglichen Validität, wenn auch an praktischer Bedeutung verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

Art. IV. A Dissertation on the Nature and Extent of the Jurisdiction of the Courts of the United States, being a valedictory Address delivered to the students of the Law Academy of Philadelphia, at the close of the academical Year, on the 22. April 1824. By Peter S. *du Ponceau* LL. D. Provost of the Academy. To which are added a brief sketch of the national judiciary powers exercised in the United States prior to the adoption of the present Federal Constitution, by Thomas Sergeant Esq. Vice-Provost, and the Author's Discourse on legal education, delivered at the opening of the Law Academy in February 1821, with an appendix and notes. Philadelphia published by Abraham Small, 1824.

Die Absicht des Verfassers der vorliegenden Schrift ist, den Streit seiner Entscheidung näher zu bringen, welcher sich in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika über die Frage erhoben hat, »ob und in wiefern es für sie ein gemeines Recht, ein common law gebe, und in wiefern den Bundesgerichten (federal courts) die common law jurisdiction zustehe.« In diesem Streite, an welchem nicht bloß die Rechtswissenschaft Theil genommen hat, sondern der, wie dort jede die Politik von fern berührende Frage, bald zu einer Parteysache geworden ist, haben sich manche Darstellungen und Erörterungen wiederholt, welche wir in früherer Zeit auch in unserm Vaterlande über einen ganz ähnlichen Gegenstand haben ans Licht treten sehen. Bey uns wird nun wohl, weder in publicistischer, noch in privat-, lehns- und kirchenrechtlicher Hinsicht eine bedeutende Meinungsverschiedenheit mehr über die Frage gefunden, ob es überhaupt ein gemeines deutsches Recht gebe, oder nicht. Besonders die neuere historische Rechtsschule, die ohne Bedenken jetzt als die herrschende betrach-

tet werden darf, behauptet mit größter Bestimmtheit den Grundsatz, daß das deutsche Recht einen gemeinsamen Ursprung hat, und behandelt es als fortwährend allen Provinzen von Deutschland gemeinschaftlich. Die gegenseitigen Verhältnisse der Nordamerikanischen Staaten sind, von ihrer republikanischen Verfassung ganz abgesehen, allerdings in sehr vielen Beziehungen immer von denjenigen verschieden gewesen, welche zwischen den einzelnen deutschen Ländern bestanden und bestehen; und man könnte wegen der gar zu verschiedenartigen und entgegengesetzten Elemente, aus denen sich die Nordamerikaner allmälich gebildet haben, Bedenken tragen, die Gesammtheit oder auch nur die Hauptbestandtheile derselben von dem Anfange ihrer Geschichte an als Eine Nation, als Ein Ganzes anzuerkennen. Nicht einmal die Abstammung aus England oder die Abhängigkeit von der Regierung dieses Landes war ihnen bey ihrer Entstehung gemeinschaftlich, wenn gleich beydes vorherrschend und für die ganze spätere Zeit, selbst in der von den Holländern begründeten, aber bald von England eroberten Kolonie New-York durchaus entscheidend. Erzeugt durch ein allmäliches Zusammentreten einer unzähligen Masse von Elementen, welche in der alten Welt keinen Platz fanden, gestalteten sich die englischen Kolonien in Nordamerika erst nach und nach zu einem Ganzen; sie sind als solches sich selbst, England und der übrigen Welt erst in dem Augenblicke bekannt geworden, wo ein gemeinschaftliches Interesse und gleiche Prinzipien sie in der Empörung gegen das Mutterland vereinigten und bald zur gänzlichen Trennung von demselben führten. Das Einzige, was allen vom ersten Anfange an gemeinschaftlich war, und wodurch sie sich wesentlich von dem ganzen spanischen Amerika unterscheiden, besteht darin, daß die Vorfahren der jetzigen Einwohner sich ohne Ausnahme als Ankömmlinge in einem fremden Lande ansiedelten, indem die Eingebornen allmälich fast ganz von ihnen vertilgt wurden, und diese also nicht den mindesten positiven Antheil an der historischen Entwicklung dieses Volkes haben. Diese ganz allgemeine Eigenschaft der Nordamerikanischen Freystaaten wiederholt sich natürlich in allen einzelnen Seiten ihrer Geschichte, mithin auch in ihrer Rechtsgeschichte. Daß die Nordamerikaner Kolonisten waren, und zwar vorzugsweise Englische Kolonisten waren, oder doch in dem Augenblicke ihrer Ansiedelung (mit wenigen Ausnahmen) englische Unterthanen wurden, sind die beyden entscheidenden Momente für die historische Begründung der streitigen Frage, ob die vereinigten Staaten ein gemeines Recht, ein common law haben; die Frage hingegen, in wiefern sie ein gemeines Recht haben, kann nur mit Berücksichtigung eines dritten entscheidenden Moments ihrer allge-

meinen Geschichte, nämlich ihrer Trennung von Großbritannien oder der Unabhängigkeit beantwortet werden.

Das römische Recht ist, wie der Verfasser sehr richtig bemerkt, das jus commune der meisten europäischen Reiche. In jedem Lande ist es allmalich, mehr oder weniger nach den Bedürfnissen des Orts und der Zeitumstände, verändert worden; aber dennoch bleibt es in Europa die Grundlage aller neueren Gesetzgebung. In dem nämlichen Sinne, aber in noch größerer Ausdehnung betrachtet er (S. 86) das common law von England als das jus commune der Vereinigten Staaten. Bis zum amerikanischen Revolutionskriege bildeten diese damaligen englischen Kolonien, wenn sie gleich ihre eigene abgesonderte Verwaltung hatten, doch immer ein Ganzes mit den übrigen Theilen des brittischen Reiches. Die Einwohner waren ein Theil des englischen Volkes, und sie brachten, wie Blackstone sagt, in dieses neue Land so viel von dem common law mit, wie ihrem jetzigen Verhältnisse, als Kolonisten, angemessen war; sie brachten es als ein ihnen angebornes Recht mit. In den meisten Provinzen hatten sie in dem nämlichen Augenblicke, wo ihnen eine Kolonie zu begründen erlaubt wurde, zugleich die Verpflichtung übernommen, den englischen Gesetzen zu gehorchen; in allen war aber das Recht des Mutterlandes die Grundlage ihrer ganzen Gesetzgebung, und galt als entscheidende Norm in den Fällen, welche das Partikular-Recht unentschieden ließ. Mehrere Provinzen, namentlich die Kolonien von Neu-England, wollten zwar nicht zugeben, daß sie verpflichtet wären, das System des englischen Rechtes anzuerkennen; indessen folgten sie demselben doch freywillig, indem sie es als ihr eigenes Kolonialrecht betrachteten. Und selbst diese Ansicht der Kolonien von Neu-England beschränkte sich auf ihre Lokal-Verhältnisse; denn übrigens mußten sie, unter dem Schutze des common law lebend, eben so, wie alle andern Kolonisten, sich auch den entsprechenden Verbindlichkeiten unterwerfen, und thaten dieß wirklich. Dieses allgemeine Rechtssystem, welches in allen, jetzt den Vereinigten Staaten angehörenden englischen Kolonien galt, ist weder ausdrücklich, noch stillschweigend aufgehoben worden; es ist bey allen Veränderungen, welche die Central-Regierung von Zeit zu Zeit betroffen haben, in Kraft geblieben, und nur die Anwendung desselben hat, dem Wechsel der Umstände gemäß, nicht immer die nämliche seyn können. Dabey ist nicht zu übersehen, daß es immer, ohne Unterbrechung, eine Centralregierung dieser Provinzen gegeben hat. Vor der Revolution war die oberste Gewalt in den Händen des Königs und zum Theil des Parlaments von Großbritannien, deren Autorität über die einzelnen Provinzen aber beschränkt

war; und nach der Revolution erhielt der Kongreß im Wesentlichen die Befugnisse, welche bis dahin dem Könige von England zustanden. Der Verfasser begründet so ganz richtig die Behauptung (S. 89), daß das common law von England, wie es in dem Augenblicke der (später von dem Könige von England anerkannten) Unabhängigkeitserklärung war, fortwährend das gemeine Recht der Vereinigten Staaten ist, in sofern die Anwendung desselben sich mit dem gegenwärtigen Zustande des Landes verträgt, und mit Vorbehalt der Modifikationen, die in Amerika seit jenem Zeitpunkte in diesem Rechtssysteme eingetreten sind. Die wichtigsten dieser Modifikationen beruhen auf gleichmäßigen Grundsätzen, welche durch die Verfassung und die Gesetze des Bundes, so wie durch die Verfassung der Staaten veranlaßt sind; denn die Veränderungen, welche etwa von den einzelnen Staaten aus individuellen Rücksichten damit vorgenommen worden sind, gehören nicht hieher, sondern in das Partikular-Recht.

Bis zur Revolution war das englische common law zugleich auch das amerikanische common law; und alle Veränderungen, oder jede nähere Bestimmung des ersteren, seine ganze weitere Entwicklung und Ausbildung war auch für die Kolonien in Nordamerika von unmittelbar praktischer Bedeutung, wenn gleich in den Provinzen, welche eine privilegirte oder eine erbeigenthümliche Regierung hatten (charter and proprietary governments), das englische System immer viel mehr nach den Lokalverhältnissen modificirt worden ist, als dieß in den unmittelbar der Krone unterworfenen Provinzen (royal governments) der Fall war. Dieß hat seit der Revolution aufgehört; das nordamerikanische common law mußte seit der Revolution von dem englischen common law getrennt werden. Für eine Menge der wichtigsten Verhältnisse, welche bis dahin durch das englische common law, in der weiteren Bedeutung des Wortes die ganze englische Verfassung in sich schließend, bestimmt wurden, trat seitdem in Nordamerika eine ganz andere Norm der Entscheidung ein. Namentlich für alle publicistischen Fragen wurden die Bundesverfassung und die Verfassungen der Staaten die nächste Quelle des Rechts. Die große Wichtigkeit dieser durch die Revolution in dem Verhältnisse des englischen und des nordamerikanischen common law hervorgerufenen Aenderung wurde indessen nicht gleich anfangs allgemein anerkannt; im Gegentheil bemerkt der Verfasser, daß nach Annahme der Unions-Verfassung eine größere Neigung, als vor der Revolution, bey den amerikanischen Rechtsgelehrten hervortrat, sich an die Fortschritte des englischen common law anzuschließen. Es wurde damals ein oberster Gerichtshof errichtet, und die Mitglieder

desselben ohne Unterschied aus den Staaten genommen, die früher unmittelbar unter der Krone standen, und aus denjenigen, welche eine privilegirte oder eine erbeigenthümliche Regierung gehabt hatten. Seit dieser Zeit, sagt der Verfasser (S. XXII), sah man sowohl in den Gerichtshöfen der einzelnen Staaten, als in den Bundesgerichten eine viel genauere Berücksichtigung der englischen Rechtswissenschaft und Praxis. Dieses Bestreben, welches vielleicht zum Theil durch den Wunsch hervorgerufen wurde, größere Einheit in das Recht der Vereinigten Staaten zu bringen, veranlaßte bald entgegengesetzte Bemühungen; und die Folge war, daß einige Staaten gesetzlich verboten, sich in den Gerichten auf solche englische Autoritäten zu berufen, die aus der Zeit nach der Revolution sind. Wir dürfen dabey nicht unbemerkt lassen, daß jenes, besonders von den Gerichtshöfen des Bundes damals befolgte, System genau mit den allgemeinen politischen Grundsätzen zusammenhängt, welche George Washington während der ganzen Dauer seiner Administration als Präsident der Vereinigten Staaten befolgte. Das Bestreben dieses Mannes, der an Charakter und Gesinnung weit über allen Vergleich mit Franklin, Jefferson und John Adams erhaben ist, und der an Lebendigkeit und Tiefe des Geistes unter den Nordamerikanern nur von Alexander Hamilton übertroffen wird, war darauf berechnet, die Vereinigten Staaten durch die enge Verbindung mit Großbritannien vor dem Einflusse der französischen Revolution möglichst zu bewahren, und eben daher suchte er, so weit dieß unter den veränderten Umständen möglich war, hierin von Alex. Hamilton unterstützt und großen Theils geleitet, sich nicht nur diplomatisch und kommerziell immer näher an England anzuschließen, sondern auch in jeder andern Beziehung den indirekten Einfluß der dort herrschenden Grundsätze, Lehren und Einrichtungen möglichst wieder herzustellen. Daß die Gewalt der Umstände mächtiger war, als er, und daß er sich deßhalb von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zurückzog, darf ihm nicht angerechnet werden; und noch weniger, daß sein Nachfolger, John Adams, sich gegen das Ende seiner Verwaltung ganz von Jefferson beherrschen ließ, so wie, daß durch dieses letzteren Ernennung zum Präsidenten der Vereinigten Staaten dem ganzen politischen Systeme Washingtons leider ein Ende gemacht wurde.

Die Opposition, welche die fortwährende Anerkennung des common law zuerst in Virginien (1799 und 1800), dann in mehreren Staaten erfuhr, fällt auch der Zeit nach mit der Veränderung des politischen Systems der Bundesregierung zusammen; und diese einmal aufgeregte Feindseligkeit beschränkte sich gar nicht allein auf die aus England herkommenden rich-

terlichen Entscheidungen und juristischen Werke, sondern traf das common law überhaupt, so daß in Pennsylvanien eine Zeit lang von dem unpraktischen Projekte die Rede war, das common law ganz aufzuheben. Viele Rechtsgelehrte sind seit dem Anfange dieses Jahrhunderts öffentlich gegen dasselbe aufgetreten, namentlich in Ohio und New-York; und wider alle diese Angriffe vertheidigt es der Verfasser in einer Weise, die jeden Augenblick an den, besonders in den Jahren 1813, 1814 u. s. f. mit großer Lebhaftigkeit bey uns über die neuen Gesetzbücher und über die fortwährende Anerkennung des römischen Rechts zwischen Hugo, Savigny, Rehberg (viel früher Schlosser) und Thibaut geführten Streit erinnert. Es würde sehr überflüssig seyn, hier eine Reihe von Sätzen zu wiederholen, welche der Verfasser zwar klar und bestimmt vorgetragen hat, denen aber, selbst in ihrer Anwendung auf das nordamerikanische Recht, kaum das Verdienst zusteht, für Europa, und namentlich für Deutschland, neu zu erscheinen. Die Darstellung des Verfassers ist im Wesentlichen sehr gut; nur wollen wir ihm, so wenig, wie den meisten seiner Landsleute, einzelne Aeußerungen nordamerikanischer Eitelkeit hoch anrechnen, welche fast immer aus einer mehr als mangelhaften Kenntniß der europäischen Verhältnisse herrührt. Wir dürfen es zuversichtlich den englischen Reviews und überhaupt der englischen Literatur überlassen, über die kleinen Kapricen und Anmaßungen ihrer heranwachsenden Tochter, deren Erziehung indessen noch nicht vollendet ist, die Geißel der Satyre zu schwingen. Dieß letztere bezieht sich jedoch, wie wir ausdrücklich bemerken, nicht auf den Verfasser der vorliegenden Schrift, sondern vielmehr auf andere, minder bedeutende Literatoren der neuen Welt.

Wir wollen diese Anzeige eines für die Rechtsgeschichte von Nordamerika so interessanten Buches mit einer allgemeinen Bezeichnung der Grenzen schließen, innerhalb welcher die Gerichtshöfe des Bundes ihre Jurisdiction ausüben. In England beruhet, sagt der Verfasser S. 6, die Jurisdiction fast aller Gerichtshöfe auf dem common law, d. h. hier, auf dem Herkommen. Zugleich entspringt aus der nämlichen Quelle fast die ganze englische Jurisprudenz. Die Befugniß der Gerichtshöfe, die Gerichtsbarkeit auszuüben, und das Recht, nach welchem sie sprechen, fließen zusammen, und es ist dort kein Bedürfniß vorhanden, dieß näher zu analysiren. In Nordamerika ist aber die Lage der Dinge ganz anders, indem die Jurisdiction der Bundesgerichte und das Recht, welches ihren Entscheidungen zum Grunde liegt, nicht den nämlichen Ursprung haben. Die Gerichtsbarkeit dieser Bundesgerichte wird allein durch die Bundesverfassung und durch die Gesetze

des Bundes begründet, aber keineswegs durch das common law; dahingegen das common law allerdings, eben so gut, wie in andern Fällen das Partikularrecht, das Seerecht, das Völkerrecht u. s. w. bey den verschiedenen Entscheidungen der Bundesgerichte als Norm gelten muß. Der Verfasser bezeichnet diesen Unterschied sehr gut, indem er sagt, daß die Bundesgerichte zwar keine Jurisdiktion *from* the common law, aber wohl *of* the common law haben (S. 19).

Die Gerichtsbarkeit, welche von den Bundesgerichten in den einzelnen Staaten ausgeübt wird, ist von derjenigen ganz verschieden, welche sich auf die dem Bunde gehörigen Territorien erstreckt. Die letztere ist unbeschränkt, in sofern nicht gesetzliche Ausnahmen gemacht sind, dahingegen die Unionsakte für die erstere bestimmte Grenzen gezogen hat. Diese Beschränkungen wurden ausdrücklich in der Absicht ausgesprochen, um die Unabhängigkeit der einzelnen Staaten in dem von ihnen selbst gewählten Umfange aufrecht zu erhalten. Wo hingegen der Bundesregierung verfassungsmäßig die ausschließende Herrschaft über gewisse Distrikte und Territorien zusteht, konnte der Bund nicht die Absicht haben, seine Gerichtshöfe zu beschränken, da hier von keiner anderen Souveränetät, als der des Bundes selbst, die Rede ist. In der That sind die Bundesgerichte, wenn sie in den einzelnen Staaten und für dieselben thätig sind, etwas ganz anderes, als wenn sie ihre Gewalt über Distrikte ausüben, die keinem einzelnen Staate, sondern dem Bunde angehören. Urtheilt z. B. der oberste Gerichtshof in einer Appellationssache von Pennsylvanien, so übt er die Gerichtsbarkeit über einen der Vereinigten Staaten aus, und handelt deßhalb als der oberste Gerichtshof eines aus unabhängigen Staaten bestehenden Bundes, beschränkt durch die von demselben vorbehaltenen Rechte; sitzt er im Gegentheil zu Gericht über eine den Distrikt von Columbia betreffende Sache, wo es keine vorbehaltenen Rechte gibt, auf die ein Eingriff geschehen könnte, so übt der Gerichtshof, wenn gleich unter der Autorität des Bundes handelnd, die einem obersten Gerichtshofe dieses Distriktes zustehenden Befugnisse aus, welche die Bundesverfassung niemals beschränken wollte. Innerhalb des Territoriums der einzelnen Staaten im engeren Sinne (wozu mithin Festungen u. s. w. nicht gehören) steht den Bundesgerichten an sich keine jurisdictio in locum zu; sondern bloß in sofern sie derselben zur Ausübung der jurisdictio in personam und in subjectam materiam bedürfen, worüber die gesetzlichen Bestimmungen in dem dritten Artikel der Bundesverfassung enthalten sind. J. G. Hülsemann.

Art. V. 1. A Journey trough Albania and other provinces of Turkey in Europe and Asia, to Constantinople, during the years 1809 and 1810. By J. C. *Hobhouse*. London: printed for James Cawthorn, Cockspur street; and sold by Sharpe and Hailes, Piccadilly; Bell and Bradfute Edinburgh; and N. Mahon, Dublin. 4. 1813. — 1152 Seiten.

2. Travels in various countries of Europe, Asia and Africa, by Edward Daniel *Clarke*, LL. D. Part the second: Greece, Egypt and the Holy Land. Section the second. Printed for T. Cadell and W. Davies, strand London by R. Watts Broxbourn Herts. 1814. 4. 822 Seiten.

3. Travels in the jonian Isles, Albania, Thessaly, Macedonia etc. During the years 1812 and 1813. By Henry *Holland*, M. D. F. R. S. etc. etc. London printed for Longman, Hurst, Rees, Orme, and Brown, Paternoster-row. 1815. 4. 551 Seiten.

4. Memoirs on the jonian Islands, considered in a Commercial, Political, and Military, point of view; in which their advantages of position are described, as well as their relations with the Greek Continent: including the life and character of Ali Pacha, the present Ruler of Greece; together with a comparative display of the ancient and modern Geography of the Epirus, Thessaly, Morea, part of Macedonia etc. etc. By Gen. Guillaume de *Vaudoncourt*, late of the Italian service. Translated from the Original inedited MS. By William *Walton*, Esq. London: printed for Baldwin, Cradock, and Joi 47, Paternoster-row. 1816. 8. 502 Seiten.

5. Itinerary of the Morea: being a Description of the routes of that Peninsula. By Sir William *Gell*, M. A. F. B. S. F. S. A. London: printed for Rodwell and Martin (Successors to MR. Faulder), New Bond Street, by S. Hamilton, Weybridge, Surrey 1817. 8. 248 Seiten.

6. The itinerary of Greece; containing one hunderd routes in Attica, Beotia, Phocis, Locris, and Thessaly. By Sir William *Gell*, K. M. A. F. R. S. F. A. S. Member of the royal academy of Berlin, and of the Society of Dilettanti. London: printed for Rodwell and Martin, New Bond Street. 1819. 8. 315 Seiten.

7. Memoires relating to European and Asiatic Turkey; edited from manuscript journals, by Robert *Walpole*, M. A. London, printed for Longman, Hurst, Rees, Orme, and Brown, Paternoster-row. 1817. 4. 607 S.

8. Mémoire annexé à la Carte de la Turquie d'Europe à la droite du Danube, ou des Beglerbegliks de Roum-ili, de Bosnie et de Morée, en quatre feuilles, par le Général Guillaume de *Vaudoncourt*. De l'Imprimerie de J. G. J. Seybold. A. Munic. Au Depôt des Cartes géo-

graphiques de Ch. Reinhard, et chez les principaux libraires et marchands de cartes de l'Europe. 1818. 8. 85 Seiten.

9. A classical and topographical tour through Greece, during the years 1801, 1805 and 1806. By Edward *Dodwell*, Esq. F. S. A. and member of several foreign academies. In two volumes. London, printed for Rodwell and Martin, new Bondstreet. 1819. 4. Erster Theil 587, zweyter Theil 537 Seiten.

10. Voyage dans la Grèce, comprenant la description ancienne et moderne de l'Epire, de l'Illyrie grecque, de la Macédoine Cisaxienne, d'une partie de la Triballie, de la Thessalie, de l'Acarnanie, de l'Étolie ancienne et Épictète, de la Locride Hespérienne, de la Doride, et du Péloponèse; avec des considérations sur l'archéologie, la numismatique, les moeurs, les arts, l'industrie et le commerce des habitants de ces provinces; par F. C. H. L. *Pouqueville*, ancien consul-général de France près d'Ali, Pacha de Janina; correspondant de l'Académie royale des inscriptions et belles-lettres de l'Institut de France; l'Académie Jonienne de Corcyre etc. Ouvrage orné de figures, et enrichi de cartes géographiques dressées par M. Barbié du Bocage de l'Institut de France. A Paris, chez Firmin Didot, Père et Fils, libraires, rue Jacob, Nro. 24. Fünf Theile. 1820. 8. Erster Theil 510, zweyter 624, dritter 576, vierter 462 und fünfter 630 Seiten.

11. Voyage pittoresque de la Grèce; tome second, I. livraison. Paris 1809. II. livraison 1820.

12. Journal of a tour in the Levant, by William *Turner*, Esq. In three volumes. London. John Murray, Albemarle-street 1820. 8. Erster Theil 480, zweyter 608, dritter 546 Seiten.

13. Travels in various countries of the East; being a continuation of Memoires relating to European and Asiatic Turkey etc. edited by the Rev. Robert *Walpole*, M. A. London: printed for Longman, Hurst, Rees, Orme, and Brown, Paternoster-row. 1820. 4. 603 Seiten und drey Kupfertafeln.

14. Hellas, oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlandes und seiner Kolonien, mit steter Rücksicht auf die neueren Entdeckungen. Von D. Friedrich Karl Hermann Kruse, Professor der Geschichte und Geographie ꝛc. Mit Kupfern und Karten. Erster, allgemeiner Theil. Leipzig, bey Leopold Voß, 1825. 626 Seiten Oktav *).

---

*) Die Anzeige der obigen Werke (das vierzehnte ausgenommen) lag seit fünf Jahren zum Drucke für die Jahrbücher bereit. Da dieselbe nicht sowohl auf diejenigen, welche diese Werke schon besitzen und kennen, Rücksicht nimmt, als auf solche Leser, denen

Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist die Levante von mehreren europäischen Reisenden besucht und beschrieben worden, als deren früher über dieses Land mit namhaften Reisebeschreibungen aufgetreten waren. Die Lebhaftigkeit und das Interesse des levantinischen Handels, der häufige Wechsel des diplomatischen Verkehrs an der Pforte, die in England einreißende Mode, eine Tour nach der Levante, wie ehemals eine Tour nach Paris oder nach Rom zu betrachten, haben die Zahl der Reisenden nach dieser Land- und Seegegend (dem triplex confinium von Asia, Afrika und Europa im weitesten Sinne) ungemein vermehrt, und zehen derselben (worunter sieben Engländer, nur drey Franzosen, und sonst kein Reisender irgend einer andern Nation sich befindet) haben in dem letzten Jahrzehend die vorstehenden Werke, welche diese Uebersicht zusammenfaßt, geliefert. Unter denselben ist der Name des Grafen von Choiseul Gouffier noch aus dem verflossenen Jahrhunderte durch den ersten Theil des Prachtwerkes seiner malerischen Reise durch Griechenland rühmlichst bekannt, und die (leider durch seinen Tod unterbrochene) Fortsetzung desselben übertrifft den ersten Theil bey weitem an gründlicher Gelehrsamkeit (wozu auch der verdienstvolle französische Geograph, Herr Barbier du Bocage, sein Scherflein beygetragen), wiewohl es demselben sowohl an der Vollendung der Kupferstiche, als an Schönheit des Papieres um etwas nachsteht. Es zeichnet sich besonders durch einige ganz vortreffliche Karten und Pläne aus, welche für den Verfasser durch geschickte Offiziers der französischen Marine aufgenommen und geliefert wurden. Durch diese Karten erhält das Ufer des oberen Endes des Archipels unter den Dardanellen sowohl auf der europäischen als auf der asiatischen Seite erst wahre Gestalt und Bildung. Der hier in vergrößerter Ausgabe und mit größerer Genauigkeit erscheinende Plan der Ebene von Troja, vom deutschen Ingenieur Kaufer aufgenommen und verfertigt, ist durch Chevalier's Werk über die Ebene von Troja längst

---

sie zum Theil der hohen Preise wegen ganz unbekannt bleiben dürften, und da sich bis jetzt kein anderer Anzeiger die Mühe gegeben hat, die in den verschiedenen Werken einen und denselben Ort betreffenden neuen Angaben, wie es hier geschieht, mit den Citaten zusammenzustellen, so erscheint diese Anzeige auch jetzt noch nicht zu spät. Ein anderes ist mit dem vierzehnten, jüngst erschienenen, dem ersten Bande des Kruse'schen Werkes, welcher zu großen Erwartungen für die folgenden berechtigt, von welchem aber erst, nachdem die übrigen vier erschienen seyn werden, Bericht erstattet werden soll.

7000904

bekannt, und selbst der Text der Topographie dieser Ebene ist (einige Berichtigungen abgerechnet) meistens nur eine Wiederholung des Werkes Chevalier's, dessen Inhalt der Graf als aus seinen Papieren entwendet, für seine Arbeit reklamiren zu wollen scheint, wiewohl er weder den Namen Herrn Chevalier's ausdrücklich nennt, noch irgendwo sich darüber deutlich erkläret, wie viel von dieser Arbeit ihm selbst, wie viel dem damals in seinem Gefolge befindlichen und in seinem Dienste verwendeten Herrn Chevalier gehören möge. Selbst als Prachtwerk wird die malerische Reise des Grafen Choiseul Gouffier von dem Prachtwerke Dodwell's übertroffen, welcher außer seiner vortrefflichen Reisebeschreibung in zwey Quartbänden (von einem halben Hundert der niedlichsten Kupferstiche und eben so vielen schönen Holzstichen bereichert) eine herrliche Sammlung von sechzig farbigen Kupferstichen im größten Folio mit aller Pracht englischer Chalkographie ausgestattet ans Licht gefördert, und durch die Vollendung der Ausführung selbst den frühern Prachtwerken seiner Landsleute, wie Stuart's Athenian und Jonian antiquities, Wood's Palmyra u. s. w. den Rang abgewonnen hat. Der in brittischen Reisewerken vorherrschenden Bilderliebe haben auch Holland, Turner, Clarke und Hobhouse durch Ausstattung ihrer Werke mit Bildern gehuldigt, wodurch dieselben zwar verschönert, aber auch um ein Merkliches vertheuert worden sind. Die den Werken Clarke's und Hollands beygegebenen Kupferstiche wetteifern fast an Schönheit mit denen Dodwell's; aber Turner und Hobhouse haben nur in Farben geätzte Bilder (der erste auch ungefärbte) geliefert, an denen wenig das Verdienst der Vollendung, doch das neuer Originalzeichnungen zu loben ist. Die Werke der beyden anderen französischen Reisebeschreiber, nämlich Pouqueville's und Vaudoncourt's, entbehren zwar des Schmuckes der Kupfer, haben aber dafür mit dem des Grafen Choiseul Gouffier das Verdienst gemein, brauchbare Karten geliefert zu haben, Pouqueville nämlich vom Epirus und von Griechenland, Vaudoncourt eine Generalkarte von Rumili, Bosnien und Morea in vier Blättern, zu deren Erläuterung er das unter Nr. 8 aufgeführte Memoire schrieb. Dasselbe enthält die erste vergleichende Uebersicht der osmanischen Ländereintheilung (nach Hadschi Chalfa) mit der gewöhnlichen Eintheilung der türkischen Geographen, und 52 Marschrouten französischer Stabsoffiziere und anderer Reisenden durch die europäische Türkey, wodurch der Verfasser in den Stand gesetzt ward, seiner Karte vor anderen wesentlichen Vorzug zu geben. Diese Karte, sammt der Morea's von Barbier du Bocage,

die beyden Itinerarien Gell's durch Morea und Griechenland sind durch ihre zweckmaßige Einrichtung und kleinen Umfang zum Vademecum aller levantinischen Reisenden geeignet; denn welcher derselben möchte wohl nur die fünf und die drey starken Oktavbände von Pouqueville's und Turner's Werken, oder gar erst Dodwell's, Clarke's und Hobhouse's dickleibige Quartanten als Reisegepäcke mit sich nehmen? Die griechische Reise des Ersten besteht aus dreyen, die des Zweyten aus zweyen, die des Letzten freylich nur aus einem, aber aus was für einem! von nicht weniger als zwölfhundert Seiten! Wenn den Reiseliebhaber, welcher einen Theil seines Vermögens auf eine Reise in die Levante, und folglich auch auf die dazu nöthigen Bücher verwenden kann, bloß der ungeheure Umfang und nicht auch der ungeheure Preis dieser englischen Quartanten abschreckt, so bleibt dieser noch immer abschreckend genug für den gewöhnlichen Bücherliebhaber des Kontinents, und vollends für den deutschen Gelehrten von Profession, der es weit leichter erschwingen kann, einen solchen Quartanten zu schreiben, als zu kaufen. Dieser durch die Pracht des Papiers und der Kupfer zum Nachtheile gemeinnütziger Kenntniß so hoch getriebene Kaufpreis englischer Reisebeschreibungen ist Ursache, daß die meisten derselben auf dem Kontinente nur durch Uebersetzungen, und von den unübersetzten einige in Deutschland gar nicht bekannt sind. Dieß ist der Fall z. B. mit Gell's Topographie von Troja, welche den ungeheuern Preis von zehn Pfund Sterling kostet, und von welcher vielleicht in ganz Deutschland kaum ein Paar Exemplare existiren; wenn dieselbe, wiewohl sie ihrem Inhalte nach in den Kreis der in dem letzten Jahrzehende erschienenen levantischen Reisebeschreibungen und topographischen Werke gehört, dennoch in dieser Uebersicht derselben nicht aufgeführt ist, so ist bloß dieser ungeheure Preis daran Schuld, welcher es dem Verfasser dieser Uebersicht noch weit weniger, als fürstlichen und öffentlichen Bibliotheken Deutschlands erlaubt, sich dasselbe anzuschaffen. Auch die oben angeführten zwey Quartbände von Walpole's Memoiren und Reisen sind, da dieselben keine Kupferwerke sind, für eine Sammlung geographischer Denkschriften viel zu theuer, wiewohl sonst ihrem Inhalte nach äußerst schätzbar; der Herausgeber derselben hat nämlich die zerstreuten Aufsätze und Reisejournale mehrerer levantischen Reisenden, welche ihre Bemerkungen vielleicht nie besonders herausgegeben haben würden, gesammelt, und sich dadurch ein unstreitiges Recht auf den Dank sowohl der Verfasser, als der Leser erworben. Die schätzbarsten Beyträge dieser Sammlung gehören den allen Philellenen längst rühmlich bekannten

Herren Sibthorp und Hawkins; dem afrikanischen Reisenden Brown; den beyden äußerst unterrichteten englischen Obersten Squire und Leake; den Herren Raike und Davison an. Minder bedeutend sind die von den englischen Geistlichen, dem Gesandtschaftskaplane Doktor Hunt und dem Dechant Dr. Carlysle, den Herren Cockerell und Morrith gelieferten Beyträge. Der Sammler Herr Walpole selbst hat aus dem Schatze seiner eigenen Reisebemerkungen (wovon in Clarke's Reisen mehrere gediegene Proben als Noten eingeschaltet sind) nur hier und da einige belehrende, durchaus mit der gründlichsten Gelehrsamkeit ausgestattete Worte als Einführung, Schlußrede oder Note beygetragen, der Sammlung der Memoires aber eine äußerst tüchtige Abhandlung über die Ursachen der Schwäche und des Verfalls der türkischen Monarchie mit einigen Bemerkungen über das in den europäischen und asiatischen Provinzen des Reichs befolgte Regierungssystem vorausgeschickt.

Nebst Walpole ist Pouqueville der einzige der hier aufgeführten Reisebeschreiber, welcher auch über die Türken, ihren Charakter, ihre Regierung und Politik ausführlich abspricht. Bey der großen (aber oft schwankenden) geographischen Gelehrsamkeit, welche das Werk Hrn. Pouqueville's übrigens verräth, bey der großen Mühe, die er auf wissenschaftliche Forschungen und Beobachtungen anderer Art verwendet hat, und bey dem langen Aufenthalte, den derselbe früher als Reisender, später als französischer Generalkonsul sowohl im Epirus als im Peloponnesus gemacht, hätten sich von ihm doch einiger Maßen gründlichere Nachrichten und richtigere Ansichten, als die durch ihn mitgetheilten, erwarten lassen. So oft von den Türken die Rede ist, sind die wider den Despotismus, die Raubsucht und die Unterdrückung türkischer Regierung gerichteten Ausfälle mit der größten Unrichtigkeit in Allem, was ihre Geschichte, Gesetzgebung und Literatur betrifft, verknüpfet. Eben weil Herr P. von der ersten nichts wissen will, und sogar das Daseyn gründlicher türkischer Geschichtswerke läugnet, ist es sehr natürlich, daß er auch türkischer Gesetzgebung und Literatur das Daseyn abspricht. Damit die Leser selbst hierüber urtheilen können, mögen sie seine eigenen Worte vernehmen. Vierter Theil, S. 364: L'histoire turque, écrite avec l'emphase et l'exagération orientale, n'est qu'un tissu de folies devant lesquelles pâliraient la chronique des quatre fils Aymon, et les merveilles de la Bibliothèque-bleue. So spricht Hr. P. von den Osmanen, dem einzigen Volke in Europa, welches außer den besoldeten Reichshistoriographen seit der Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts unter seinen Staatsmännern eine Reihe von Geschichtschrei-

bern aufzuweisen hat, welche, nachdem sie die ersten Würden des Staates als Staatssekretäre (Reis-Efendis, Defterdare, Rischandschis), als oberste Richter (Muftis, Kasiaskere), als Statthalter (Pascha's und Sandschakbege) bekleidet hatten, noch während ihres Geschäftslebens oder nach dem Verlaufe desselben die Begebenheiten ihrer Zeit einfach und wahr beschrieben haben. So spricht H. P., ohne von der Centurie osmanischer Geschichtschreiber auch nur einen einzigen nicht einmal dem Namen, geschweige dem Inhalte nach zu kennen. Diese Vernachläßigung des nöthigen Unterrichts in der Geschichte des Volkes, worüber Hr. P. auf diese Art abzuurtheilen sich herausnimmt, rächt sich durch Beweise der größten Unwissenheit in diesem Fache, indem er europäischen Geschichtschreibern, welche bisher so viele Unwahrheiten in die türkische Geschichte gemenget haben, dieselben nachbetet. So geschieht es denn, daß er, B. IV. S. 234, den Stifter des Reichs Osman, den Sohn Ertoghruls als den Sohn von Zichius aufführt, und diesen für einen Kesselflicker erklärt; daß er dem osmanischen Reiche Verfassungsgesetze abspricht, während der größte seiner Fürsten, Suleiman der Große, davon den Namen Kanuni, d. i. des Gesetzgebers, trägt; daß er, B. IV. S. 37, die Grundsteuer (Charadschi muwasaf) und die Erträgnißsteuer (Charadschi mukaseme) verkehrt erklärt, und überall, wo er von türkischen Einrichtungen sprechen will, in gleiche Irrthümer verfällt. So spricht er, B. IV. S. 365, von einer Eintheilung in fünf Staatskasten, wovon nicht das Geringste wahr ist. Hr. P. scheint etwas von der siebenfachen Eintheilung der Bewohner jedes moslimischen Staates aus sieben verschiedenen Gesichtspunkten, wie dieselbe in den Werken ihres Staatsrechtes aufgeführt ist, gehöret, aber keineswegs begriffen zu haben. Nach dem Inhalte der Quellen des Staatsrechtes des Islams sind die Bewohner eines moslimischen Staates erstens aus dem Gesichtspunkte der Religion betrachtet, Rechtgläubige (Moslim) oder Ungläubige (Kafir). Zweytens aus dem Gesichtspunkte der Nationalität des Volkes des Propheten in Araber (Areb) und Nichtaraber (Adschem). Drittens aus dem Gesichtspunkte politischer Behandlung. a) Rechtgläubige, welche aller Vortheile eines islamitischen Staatsbürgers genießen; b) unterjochte Unterthanen (Simmi), d. i. alle Kopfsteuer zahlende Nichtmoslimen; c) befreyte Fremde (Mustemen), welche, kraft abgeschlossener Kapitulationen und Traktaten, der Kopfsteuer und anderer Abgaben enthoben sind; d) die Feinde, mit denen der Staat wirklich im Kriege begriffen ist. Viertens aus dem Gesichtspunkte

der verschiedenen Religionen, a) die Anhänger der ersten orthodoxen Sekte (Hanefi); b) die Anhänger der drey anderen orthodoxen Sekten, nämlich, Maleki, Hanbeli, Schafii, zusammen begriffen unter dem Namen Sunni; c) die Ketzer (Schii), welche in 72 Sekten untergetheilt sind; d) die Juden und Christen, begriffen unter der allgemeinen Benennung Ehli kitab, d. i. Anhänger des Buches, nämlich der heiligen Schrift des alten oder neuen Testamentes; e) die Magier (Medschusi), f) die arabischen Götzendiener; g) die nicht arabischen Götzendiener; h) die Abtrünnigen. Fünftens aus dem Gesichtspunkte der bürgerlichen Freyheit sind die Bürger des islamitischen Staates entweder Freye (Hurr), oder Sklaven (Abd), oder Freygesprochene (Muatak), wovon jede Klasse ihre besonderen Unterabtheilungen hat. Sechstens, aus dem Gesichtspunkte der bürgerlichen Verhältnisse werden die Staatsbürger eingetheilt a) in Verwandte des Propheten (Scherif) und Rechtsgelehrte (Fakih); b) Staatsbeamte (Ruesa); c) Kaufleute oder Mittelstand (Ewsat sukije); d) das Volk (Hasas). Siebentens endlich aus dem moralischen Gesichtspunkte, tugendhafte Menschen (Ssalih), deren Zeugenschaft angenommen wird, und Lasterhafte (Fasik), deren Zeugenschaft ungültig ist. Von dieser siebenfachen Eintheilung hat Hr. P. nur die sechste, und diese ganz falsch als die von fünf indischen Kasten, aufgegriffen, aus den Ruesa (der Plural von Reis) macht er Rououka, aus Ewsat Evvrath, und trennt von den Hasas die Simmis, aus denen er Zimény s macht. Mit demselben Rechte, wie Hr. P. die ganze osmanische Geschichte (ungeachtet einer Centurie von Geschichtschreibern) für ein Unding erklärt, erklärt er auch die türkische Druckerey für eine Fabel: l'Imprimerie n'est qu'un être idéal parmi les Turcs, B. IV. S. 389, ungeachtet einer Centurie von Bänden, zu welcher die osmanischen Druckwerke herangewachsen sind. Mit der Gründlichkeit dieser beyden Angaben über die osmanische Geschichte und Druckerey hält Hrn. P q's. Ausspruch von dem Dichterhasse der ersten Chalifen gleichen Schritt. Er meint, daß wenn Hafis oder Saadi zu ihrer Zeit gelebt hätten, dieselben von ihren Jüngern in Stücke zerrissen worden wären. Er scheint also nie das Geringste von den großen arabischen Dichtern jener Zeit, nie von den Belohnungen, womit der Prophet die Dichter auszeichnete, gehört, nie gewußt zu haben, daß nicht nur der Prophet selbst, sondern auch Ali, der Vierte seiner Nachfolger, Dichter war.

Gleiche Unkunde historischer Wahrheit wird (B. IV. S. 393) die Herabwürdigung der Frauen zu Dienerinnen des Hauses und der Lüste dem Stifter des Islams zugeschrieben, und den

Türken auch die Möglichkeit, Liebe zu fühlen, abgesprochen, ohne zu bedenken, daß Mohammed die Sklaverey des weiblichen Geschlechtes im ganzen Oriente vorgefunden, und daß er den Zustand der Frauen bey den Arabern im Gegentheile verbessert, und ihnen durch den Koran bürgerliche Rechte, deren sie ehemals entbehrten, zugestanden hat; ohne zu bedenken, daß die Frauen der alten Griechen nicht besser, als die heutigen Gebieterinnen der Hareme gehalten wurden, wiewohl Griechenland die Wiege republikanischer Verfassung und politischer Freyheit war, welche sich nicht hätte entwickeln können, wenn der irgendwo anders aufgestellte Satz, daß der Despotismus des Orients hauptsächlich aus der Entwürdigung der Frauen abzuleiten sey, wirklich wahr wäre. Es ist aber so pragmatisch unrichtig, den Despotismus östlicher Regierungen aus dem häuslichen Zustande der Frauen, als mit Hrn. P. daraus den stolzen, verstellten, schwermüthigen Charakter, welcher hier den Türken beygelegt wird, und den Verfall der Sittlichkeit herleiten zu wollen. B. IV. S. 394: Les Turcs ont ôté aux femmes leur influence, et ils sont devenus sombres, altiers, dissimulés et féroces. Ils les ont séparées de la société, et la société est tombée parmi eux dans la barbarie; parce que la morale est et sera à jamais l'ouvrage de la beauté, qui a reçu du ciel l'auguste mission de rendre les hommes généreux, compatissants, et d'en faire des braves, non comme les héros d'Homère ou les farouches Romains, mais à la manière des personnages illustres que l'Europe chrétienne compte dans ses fastes. Wenn der Mangel des Einflusses der Frauen bey den Türken diese Charakterzüge hervorbrächte, warum denn nicht auch bey den übrigen Morgenländern? und ist die Moral französischer Romanhelden etwa mehr werth, als die der großen Männer der Griechen und Römer? B. IV. S. 380 gesteht Hr. P. von selbst zu, daß die alten Griechen die Heiraten ihrer Töchter eben so willkürlich abschlossen, als die Türken: les Turcs, sagt er, n'ont pas la priorité dans ce genre d'abus, warum sollen also gerade bey ihnen alle möglichen üblen Eigenschaften des Charakters aus dem Mangel der bürgerlichen Freyheiten der Frauen herzuleiten seyn? Nicht richtiger, als diese Folgerung, ist die der schlechten Staatsverwaltung aus der Verleihung der Aemter ohne Rücksicht auf Geburt und Stand. B. IV. S. 377: *Les titres*, disent les Turcs, *conférent les talents*, comme ailleurs la naissance fait le mérite. Ist etwa das Sprichwort: Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch den Verstand, nicht eben sowohl ein deutsches, als ein türkisches? Nachdem Hr. P. den Türken die Großmuth, die Gastfreundlich-

keit, die Galanterie und sogar das Gefühl abgesprochen hat (B. IV. S. 374), stellt er sie in Hinsicht des Launenwechsels mit den Engländern zusammen, die sich durch die Ehre dieser Vergleichung nicht mehr geschmeichelt finden dürften, als die Griechen durch das Urtheil, welches Hr. P. über die großen Männer des Alterthums fällt. Statt alles Recensentenurtheils ist es am besten, denselben hier zur Unterhaltung der Leser mit seinen eigenen Worten faseln zu lassen. B. IV. S. 399: Parmi tous les sages de l'antiquité, on ne peut pas en citer un seul comme modèle de perfection. Le levain des passions humaines entachait leur morale et la plupart de leurs actions. Pythagore ne fut qu'un visionnaire rigide et imposteur, dont la morale était peut-être plus dangereuse que celle d'Epicure. Aristide-le-Juste fut adonné aux vices réprouvés par la nature; Socrate, déclaré le plus sage des hommes par l'oracle de Delphes, était superstitieux, et l'ami des plus cyniques débauchés d'Athènes; Platon, qui raisonne parfois comme un fanatique, fut entaché des vices de son maitre; Xénophon n'était pas exempt du même reproche; Aristote ne passa jamais pour vertueux; Dion était l'ami et le conseiller de Denis-le-Tyran; Timoléon fut accusé de cruauté; et Phocion se présente presque seul dans l'histoire pour *réhabiliter* les grands hommes de l'antiquité. Durch diese Ansicht wird sich Hr. P. in der Meinung der Leser schwerlich als ein Mann von richtigem historischen Urtheile rehabilitiren, und dieselben müssen den nicht ungegründeten Verdacht schöpfen, daß, so oft es sich in seinem Werke um etwas anderes, als geographische Namen und statistische Angaben handelt, sein Urtheil nicht selten durch Einseitigkeit oder Uebertreibung, durch Leidenschaftlichkeit oder Mangel an gehörigen Vorkenntnissen von der Wahrheit abweiche. Dieses ist, wie schon gesagt, immer der Fall, wo von Türken und türkischen Gegenständen, von der Zurückstellung Parga's an die Türken, oder auch von Alipascha die Rede ist, welcher zweifelsohne ein zu verabscheuender Tyrann, doch vielleicht in dem durch Holland und Hughes von ihm entworfenen Gemälde richtiger, wenn gleich weniger schwarz gezeichnet ist. Mehr hier über die Geschichte und den Charakter Alipascha's, dessen Schilderung einen der anziehendsten Abschnitte der genannten Werke ausmacht, sagen zu wollen, ist um so überflüssiger, als das musivische Gemälde von Alipascha's Charakter und Geschichte, welches Malte Brun in seinen geographischen Annalen aus diesen Werken zusammengesetzt hat, den meisten Lesern dieser Blätter ohnedieß zu Gesicht gekommen seyn dürfte. Wir haben unserer Recensentenpflicht genug

gethan, indem wir auf die schiefe Einseitigkeit des Urtheils des Hrn. P. in türkischen Sachen aufmerksam gemacht haben. Wie sich unter den obgenannten Reisebeschreibungen die französische Einseitigkeit in Pouqueville charakteristisch herauswirft, so springt die englische in Turner's oberflächlichen Urtheilen bedeutend hervor, und ist meistens noch belustigender als die erste, weil diese einen Anstrich von grämlichem Alter, jene aber von lebensfroher Jugend hat. Auch spricht Turner ohne alle Anmaßung historischer Kenntniß des Orients, und wenn er über die Türken abspricht, so geschieht es nur im Vorbeygehen mit ein Paar Hieben, die, ohne viele Vorsicht und Bedacht geführt, anderen Nationen des Kontinents eben sowohl als den Türken gemeint sind. Wer erkennt nicht sogleich beym ersten Anblicke den Stockengländer, wenn Hr. T. von türkischen Gentlemen sprechend sich (B. I. S. 259) sogleich selbst mit den Worten korrigirt (if one does not wrong the name by bestowing it on a Turk), eine Einschaltung, die um so überflüssiger ist, als die türkische Sprache in dem Worte Tschelebi ein dem englischen Gentleman entsprechendes Wort hat, und der türkische Tschelebi sich auf die Feinheit seiner Sitte nicht weniger zu Gute thut, als der englische Gentleman auf die seinige. Eben so gut als dieß der Türke, muß sich's der Deutsche gefallen lassen, wenn (B. III. S. 329) Wielands Meisterstück: der Agathon, a stupid novel heißt. Nach solchen Vorkenntnissen und Vorurtheilen darf es auch Niemand Wunder nehmen, wenn Hr. T. das ganze Resultat der Frucht seiner Reisen mit wenigen und klaren Worten (B. III. S. 344) so ausspricht: If, indeed, I have learned any thing by my Travels, it is that England is the only country for an Englishman to live in, und auf der folgenden Seite seine Reisebeschreibung mit einem Gedichte beschließt, an dessen Ende ihn seine schöne Fee Magellone als Cherub über die Barbarey der Türken tröstet: B. IV. S. 347.

The sons of old Stamboul were barb'rous and wild,
Their mirth was but madness, their anger was death;
But a cherub was there on my exile who smil'd
With the fondest affection that woman can breathe.

Die darauf folgenden Addenda enthalten abgerissene Bemerkungen über Türken und Perser, über Araber und Griechen, über Armenier und Konstantinopel, worin einiges Neue und Seltene, aber auch mehreres Bekannte und Unrichtige vorkömmt. Unter das erste gehört die Erzählung des wie H. T. sagt, auf Befehl des Sultans an seinem Wundarzte, dem wackeren Florentiner Lorenzo Roccioli verübten Mordes, die getreue Abzeichnung eines türkischen Galgens und der eisernen Werkzeuge

der Taschenspielerkünste der Derwische, der Bericht über die Expedition gegen den Beg von Satalia im Jahre 1813, und der Janitscharen Aufruhr im Jahre 1815, der Preis der vorzüglichsten Lebensmittel zu Konstantinopel, die Tabelle der Kopfsteuer des Archipels, die das Verhältniß Dschesar Paschas mit Sir Sidney Smith betreffenden Anekdoten, die Inschriften neugriechischer Gräber, das Recept für die Schminke des Haars und der Augenbraunen, und endlich die vollständige Abschrift des Heiratskontraktes des englischen Dolmetschers Hrn. Anton Pisani's mit der vollen Ausstattungsliste des Trousseau. Unter die Unrichtigkeiten gehört die Uebersetzung der hundert Eigenschaftswörter Gottes (die richtige siehe in den Fundgruben des Orients B. V. S. 161), die Zahl der Söhne des Königs von Persien, welche (B. III. S. 456) nur auf acht angegeben wird, während im Schehinschahnameh deren allein vierzig mit Namen und ihrem Lobpreis aufgeführt sind, endlich mehrere Unrichtigkeiten der Aussprache und Schreibart türkischer Wörter, welche fast durchaus gefehlt ist, indem H. T. fast immer einen Buchstaben zu wenig oder zu viel gewählt hat. So schreibt er (B. III. S. 444) Saart statt Saat, d. i. die Stunde oder die Uhr; eben da (S. 445) nennt er den allen Gesandtschaften von Konstantinopel wohlbekannten Chodscha, Sali Efendi statt Ssalih. Aus dem Mihmandar macht er einen Mehranda, und aus dem Mubaschir (Kommissär) einen Mubashee (B. I. S. 406). Das Tughra (der Name des Sultans) verwandelt er (B. I. S. 383) in Tourah (welches der Psalter heißt), und den Bulukbaschi (eben da S. 384) in einen Beloubashi. Das Salz, das auf arabisch Melah heißt, nennt er (B. II. S. 180) Malka, und dem Sitzerker, welcher Schahnischin, d. i. Königssitz heißt, nimmt er den letzten Buchstaben, indem er Shachnisee schreibt (B. III. S. 301). Die Moschee Osmanije, d. i. die von Osman erbaute, heißt er (B. III. S. 501) Osmanlie, indem er den türkischen Namen des Volkes der Osmanen mit dem arabischen der von dem letzten Sultan Osman erbauten Moschee vermengt, u. s. w. H. T. hat aber nicht nur allein die türkischen, sondern auch öfters die griechischen Worte falsch gehört und falsch geschrieben, z. B. I. B. S. 118, die Namen der Dörfer *Διδημητρης* für *Αγιοδημητριος* und *Πευτελιμονας* für *Παντελεημονος*, und die Begrüßung des Osterfestes *Χριστος ἀνέλθη*, für *χριστὸς ἀνέστη*. Dergleichen türkische und griechische blunders finden sich auch, aber weit seltener in den übrigen obgenannten Werken (z. B. in Walpole's Reisen), in Brown's hinterlassenen Papieren, S. 159, wird der Name des grünen Porzellans, welches kein Gift halten

soll, als Mir taban angegeben, während es Martabani heißt, von dem in der Nähe Haleb's gelegenen Dorfe Martaban, welches ehemals (wie Ewlia bezeuget) durch eine Fabrik dieses Porzellans nicht minder berühmt war, als es heute durch die Sitte seiner Einwohner, den Reisenden ihre Töchter und Weiber aufzudringen, verrufen ist. Was auf dem folgenden Blatte von der Sitte des Schnupftuchwerfens gesagt wird, ist dahin zu berichtigen, daß diese europäische Sage auf das in ein gesticktes Musselintuch eingeschlagene Geschenk von Shawlen und reichen Stoffen gegründet ist, welches der Bräutigam der Braut, und der Sultan der Schönen des Harems, bey welcher er die Nacht zubringen will, sendet. Clarke begeht den Fehler, statt Harem Charem zu schreiben, was für den englischen Leser um so mehr gefehlt ist, weil dieser Tscharem aussprechen muß. B. II. Sect. II. S. 641 bemerkt er mit Recht, daß der Ursprung des griechischen Namens Παλη und folglich auch der davon abgeleiteten Palästra unbekannt sey, gibt denselben aber nicht an, wiewohl er ihm in den noch heut gewöhnlichen orientalischen Namen der Ringer und Ringspiele nahe genug lag; diese heißen Pehliban vom persischen Pehlui, d. i. Kraft, Stärke, woraus das griechische Παλη nur wenig verändert ist. Am wenigsten kann die Kritik wider Dodwell's durchaus mit klassischer gründlicher Gelehrsamkeit vollendetes Werk zu erinnern finden. Seine Reise ist noch durch den besonderen Umstand ausgezeichnet, daß er dieselbe als französischer Kriegsgefangener durch Verwendung H. Chevalier's von Paris, und unter Verbürgung des Grafen Anoni von Mailand, auf sein Ehrenwort zu bestimmter Zeit wieder zurück zu seyn, unternahm, und dieses Ehrenwort mit einer Genauigkeit löfete, welche dem französischen Befehlshaber von Civita vecchia so unglaublich schien, daß er ihn Anfangs vermuthlich aus Verdacht, er sey ein Kundschafter, in den Kerker werfen ließ, bis ihn daraus die Freundschaft und Bürgschaft des französischen Malers, des vortrefflichen Mr. Granet, von Neuem befreyte (B. II. S. 468). Dodwell bezeuget an mehreren Stellen die Genauigkeit Clarkes und die Ungenauigkeit Pococke's, und Turner gibt wie alle andere Reisende, welche in der letzten Zeit über Aegypten geschrieben haben, das schönste Zeugniß der größten Wahrheitsliebe und gründlichsten Kenntniß des Landes und seiner Bewohner, welche er anderen Reisenden gerne und gefällig mittheilte. Turner lobt sich zu wiederholten malen der ihm von Clarke über Aegypten gemachten Mittheilungen.

Wiewohl wir die Uebersicht der seit der französischen Expedition in Aegypten über dieses Land sowohl als über Syrien

erschienenen Reisewerke bereits zu einer besonderen Anzeige für die Jahrbücher der Literatur bestimmt *) geliefert, und dahin selbst Clarke's Werk, in so weit es Syrien und Aegypten betrifft, eingeschlossen haben, so führen wir dasselbe, in so weit es Griechenland betrifft (wovon des zweyten Theiles dritte Abtheilung ausschließlich handelt) hier wieder auf, und so gerne wir uns in dieser Uebersicht auf Griechenland allein beschränket hätten, so legt uns doch der Inhalt der oben genannten Werke, namentlich der beyden Quartanten Walpole's und der drey Bände Turner's, welche das Gebiet der ganzen Levante umfassen, die Nothwendigkeit auf, in dieser Uebersicht die ganze Levante, d. i. Aegypten, Syrien, Kleinasien, Griechenland, Epirus, den Peloponnes und Archipel, in so weit diese Länder von den oben genannten Reisenden besuchet worden sind, zu durchwandern, und wegen des Reichthums des Stoffes, mit Uebergehung des Bekannten und von Allen Wiederholten, nur die nöthigsten Winke über das in diesen Werken zu Tage geförderte Neue und Merkwürdige auszuwerfen.

Wir beginnen demnach unsere Wanderung von den Pyramiden, bis wohin Turner gekommen, und über welche Walpole aus Davison's hinterlassenen Papieren merkwürdige Nachrichten mitgetheilt hat, ziehen längs des Niles nördlich herauf durch die Wüste von Sinai, und immer nördlich durch das gelobte Land, durch Syrien und Kleinasien und längs der jonischen Küste bis an die Mündung des Hellesponts, setzen über denselben bey den Dardanellen, und beginnen die Wanderung durch Griechenland in umgekehrter Richtung von Norden nach Süden, von Salonik bis nach Kap Matapan, wenden uns dann abermalen gegen Norden, um den Epirus zu überschauen, begeben uns von diesem auf die jonischen Eilande, von diesen auf die anderen des Archipels, und wandern in diesen von einer Insel zur andern, bis wir wieder an die Mündung des Hellesponts gelanget sind. An denselben stecken wir die nördlichste Grenze unserer Wanderung und Uebersicht, denn wiewohl in Turner's, Clarke's, Hobhouse's, Walpole's Werken von Konstantinopel gehandelt wird, so nehmen wir hier davon keine Kenntniß, theils weil alle diese Nachrichten fast nichts als Wiederholungen des schon Bekannten sind, und theils weil vielleicht bey der Anzeige anderer jüngst über Konstantinopel erschienenen Werke jener Nachrichten zu erwähnen, schicklichere Gelegenheit seyn wird. So beginnen wir un-

*) Dieselbe wird in einem der folgenden Bände erscheinen.

sere Wanderung denn mit den Worten des erdumwandelnden Dionysios [1]).

Ich beginne die Erd' und den weiten Pontos zu singen,
Und die Flüß' und Städt' und der Menschen vermischte Geschlechter.

I. Aegypten.

Das Maß der Pyramiden von Dschisa und die Entdeckung eines von anderen Reisenden nicht beobachteten Gemaches in der größten Pyramide, so wie die Beschreibung des Brunnens, in so weit derselbe vor Caviglia's Eindringen von unten erforscht werden konnte, fand sich in den interessanten hinterlassenen Schriften Dr. Davison's [2]), welcher auch in den Katakomben von Alexandrien Gemälde entdeckte, und dieselben mit sachkundigen Bemerkungen über die Gewohnheit der Alten, ihre Tempel und Statuen zu malen, so wie über die vielseitige Bedeutung des Wortes γραφω, welches auch von Bildwerken des Meißels gebraucht wird, begleitete [3]). Die Farbe ägyptischer Götterbilder war grün oder roth; den Ursprung der letzten Farbe leitet Clarke [4]) nicht unwahrscheinlich von dem überall bey Wilden angetroffenen Gebrauch ab, ihre Körper so wie ihre Idole mit dem Blute der erschlagenen Feinde anzustreichen. Weniger wahrscheinlicher ist die in demselben Aufsatze geäußerte Vermuthung, daß die einer Art von Abraxasidol eingegrabene Innschrift ΠΑΓΤΔ für Baalgad stehe, und den ägyptischen Merkur (!) bedeuten soll. Indessen scheint dieses Idol doch ein echtes zu seyn, was bey der Isisbüste, deren apocryphe Inschrift aus Davisons Nachlaß mitgetheilt wird [5]), gewiß nicht der Fall ist. Eine leichter zu entziffernde Inschrift ist die arabische, in der durch Belzoni geöffneten Pyramide des Cephrenes gefundene, welche der Professor der arabischen Sprache von Cambridge gegeben, welche aber von der, welche Belzoni in seinem Werke selbst liefert, am Ende abweicht, so, daß sie nicht für ganz richtig gelten kann [6]).

Die Bevölkerung von Cairo wird auf 350,000 Einwohner, wovon 20,000 Kopten, 3,000 syrische Christen, 3,000 Juden und 500 Armenier sind, und die Bevölkerung des ganzen Landes auf beyläufig 3,000,000, wovon 60,000 Türken sind, angegeben [7]). Mohammed Ali, der Statthalter, hat 18,000

---

[1]) Διονυσιου οικουμενης περιηγησις.

[2]) Walpole's Memoirs. S. 345. [3]) Ebendas. S. 381. [4]) Walpole's Travels, S. 360. [5]) Ebendas. S. 430. [6]) Ebendas. S. 452. [7]) Turner II. S. 361.

Mann Truppen in wirklichem Solde, wiewohl auf dem Papiere 30,000; sein jahrliches Einkommen beläuft sich auf 200,000 Beutel (vierthalb Millionen Pfund Sterling), davon wirft ihm die Münze jährlich 14,000 Beutel, die Mauth zu Damiat 6,000 und die von Alexandrien eben so viel ab [1]). Er schwang sich zu dem erhabenen Posten, den er bekleidet, von dem niedrigen eines Fischers und gemeinen Soldaten auf, und kann weder lesen noch schreiben [2]). Gegen Europäer nimmt er den Titel eines Vicekönigs an, wiewohl er dazu kein größeres Recht hat, als jeder andere türkische Pascha. In dem Schlosse von Cairo, dessen Wälle er durch den Mord der Mamluken mit Blut bespritzte, sind über hundert arabische Knaben, Söhne der Scheiche der Wüste, als Geißel für die Treue ihrer Väter eingesperrt; wenn sie älter werden, wechselt man sie für jüngere aus [3]). Turner gibt eine genauere Beschreibung, als irgend ein anderer Reisender von den durch viele Mausoleen und Grabkapellen verherrlichten Begräbnißstätten Cairo's, und liefert im Kupfer die dem Architekten merkwürdigen Verzierungen von sechs verschiedenen Kuppeln der Chalifengräber [4]), auf denen sich die Lilie häufig findet. Auch erwähnt er der schönen stalaktitischen Thorverzierung der Moschee von Sitti Seineb in der Stadt [5]).

Als Turner den Sklavenmarkt von Cairo besuchte, waren keine da, denn die Pest hatte in den letzten vier Monaten deren 11,000 getödtet. Sklaven kommen durch dreyerley Karawanen nach Cairo; erstens durch die von Darfur, welche auch Elfenbein und Straußenfedern bringen; zweytens durch die von Sennaar, deren Sklaven mehr geschätzt sind als die von Darfur; drittens von Suez abyssinische Sklaven, welche über Dschedda kommen. Ehemals wurden jährlich zwischen 20 und 30,000 zu Markte gebracht, heute kaum 6000, wegen der großen, vom Pascha auf die Einfuhr gelegten Taxen. Ein männlicher Sklave kostet zu Cairo gegen 75, ein weiblicher gegen 100 spanische Thaler [6]). Vom heißesten Wüstenwinde Chamsin wird gesagt, daß er keineswegs, wie die Reisenden gewöhnlich versichern, immer in einer Richtung, sondern bald von Osten, bald von Westen und bald von Süden blase [7]); und von der Augenentzündung, daß dieselbe ausschließlich an die Ufer des Nils gebunden sey; die Beduinen sind nie damit behaftet; sie wüthet zu Cairo und Rosette und mehr noch in Oberägypten, kurz überall

---

[1]) Turner, II. S. 487. [2]) Ebendas. S. 388. [3]) Ebendas. S. 369. [4]) Ebendas. S. 491. [5]) Ebendas. S. 492. [6]) Ebendas. S. 366. [7]) Ebendas. S. 412.

am Ufer des Flusses, während der Bewohner der Wüste davon verschont bleibt [1]). Nahe den Ruinen von Fostat zwischen Alt- und Neucairo besteht eine Kavallerie-Kaserne, vom jetzigen Statthalter eingerichtet [2]). Der sogenannte Brunnen Josephs in der Cidatelle soll über 500 Fuß tief seyn, auf die Hälfte der Tiefe, nämlich 260 Fuß tief, kann man hinunter steigen. Den Namen hat dieser Brunnen sowohl als die Kornmagazine zu Altcairo von Jusuf Ssalahaddin, während die Volkssage daraus den Brunnen und die Kornmagazine des ägyptischen Joseph macht [3]).

Alexandrias Bewohner gibt der englische Konsul Maltas, der zwischen den Jahren 1810 und 1813 an Konsulatsgebühren von Kornschiffen 30,000 Pfund Sterling gewann, auf 9,000 Araber, 3,000 Türken, 1,000 Griechen, 250 Juden und 200 Franken an [4]). Am Ufer des alten Hafens baute der jetzige Pascha ein herrliches Kornmagazin von Trümmern alter Monumente, 16 Säulen in der Länge und 8 in der Breite, in Allem 128, die meisten von rothem und grauem Granit, 12 Schuh hoch und sehr dick, einige von Marmor und verdantic [5]). Die sogenannte Nadel Cleopatra's, d. i. der unter dem Namen der Nadel Cleopatras bekannte Obelisk wurde von den Engländern, welche die Wahl hatten, denselben oder die sogenannte Pompejussäule nach England zu führen, der Hieroglyphen wegen, mit Recht vorgezogen [6]). Rosette enthält 25 bis 30,000 Einwohner, von denen 2 bis 300 Kopten und Griechen und nur 7 bis 8 europäische Häuser sind [7]). Damiat hat vier bis fünfthalbtausend Häuser, und gegen 22,000 Seelen, worunter 1,000 Griechen [8]). Suez besteht aus nicht mehr als 500 steinernen Häusern, wovon die Hälfte durch die Franzosen gänzlich zerstört und seitdem nicht wieder hergestellt ward; davon sind nur sechs christliche und diese griechische; übrigens ist der Hafen durch die Pilger, welche nach und von Mecca ziehen, immer belebt [9]).

Wir verlassen nun Aegypten, um durch die Wüste der Kinder Israels und über den Berg Sinai nach Palästina und Syrien zu ziehen. Diese Reise haben nach den französischen Gelehrten die Deutschen Burckhardt und Seetzen, nach diesen die Engländer Fazakerley und Turner gemacht, von deren Tagebuch hier die Rede ist, und in deren Fußstapfen seitdem ihre Landsleute Bankes, Sir Frederic Henniker und andere getreten sind. Turners Werk enthält eine Abbil-

---

[1]) Turner, II. S. 370. [2]) Ebendas. S. 372. [3]) Ebendas. S. 369. [4]) Ebendas. S. 315. [5]) Ebendas. S. 521. [6]) Ebendas. S. 319. [7]) Ebendas. S. 345. [8]) Ebendas. S. 300. [9]) Ebendas. S. 413.

dung des Klosters auf Sinai [1]), dessen Kirche Pococke umständlich beschrieben, und unter deren Gemälden ein heiliger Christoph mit einem Hundskopfe [2]) merkwürdig ist, weil derselbe an den ägyptischen Annubis, welcher auch wie St. Christoph Leiter und Führer war, erinnert. Die Pilger werden hier wie in den Klöstern Meteora (dem alten Ithome) auf Stricken aufgezogen. Man zeigt hier die Gebeine der heiligen Katharina, deren Leben und Thaten überall in Gemälden vorgestellt sind, und auf Horeb, welcher viel niederer als Sinai, die Kapelle und Höhle des Elias [3]). Nahe dem Gipfel des Sinai die Kapelle des brennenden Busches, wo der Herr zuerst dem Moises erschien [4]), und die Fußstapfe von Mohammeds Kamehl, welches in der Nacht der Himmelfahrt mit einem Fuße zu Cairo, mit dem zweyten hier, mit dem dritten zu Damascus und mit dem vierten zu Jerusalem stand [5]). Man zeigt auf Sinai noch die Quelle des Repphuhns, den Felsen, aus welchem Moses Wasser schlug, die Stelle, wo die Erde Korah, Dathan und Abiram verschlang [6]), das Kloster der heiligen Vierzig [7]) und die Abschrift des Schutzbriefes, welchen Mohammed den Klöstern auf Sinai gab, und dessen Original sich zu Konstantinopel befinden soll, wo aber ebenfalls nur eine vidimirte Abschrift bewahret wird [8]).

Das ganze Gebirge des Sinai heißen die Araber den Berg des Moses [9]) (Dschebel Musa); im Koran heißt er aber Tor (verwandt mit dem steyermärkischen Taurn). Die von den Pilgern besuchten Berge sind die von Horeb, Sinai und der heiligen Katharina, der höchste Gipfel von wo man die Meere von Akaba und Suez, die Berge gleiches Namens, die Insel Tiraan und das Dorf von Tor überschaut [10]). Im Thale Faraan wächst häufig der Baum Tarfa, auf dessen Blättern das Manna gefunden wird, welches bis zum Ekel süß ist, und von den Arabern statt Zucker gebrauchet wird [11]). Den aus Niebuhr unter dem Namen Dschebel Mokkateb, d. i. der beschriebene Berg, bekannten Inschriftberg nennt Turner El Chuttel, hat aber Unrecht, diese Inschriften für altarabische zu halten [12]), und den tönenden Wunderberg, welcher wie Memnons Statue klingt, wenn man auf dem Sande hinabrutscht, hat Fazakerley wie Seetzen beschrieben [13]). Die Araber

---

[1]) Turner, II. S. 428 und Walpole's Travels, S. 370. [2]) Turner, II. S. 431. [3]) Ebendas. S. 435. [4]) Walpole's Travels, S. 370. [5]) Ebendas. S. 372 und Turner, II. S. 437. [6]) Turner, II. S. 439. [7]) Walpole's Travels, S. 373. [8]) Ebendas. S. 375 und Turner, II. S. 442. [9]) Turner, II. S. 448. [10]) Walpole's Travels, S. 375. [11]) Turner, II. S. 451. [12]) Ebendas. S. 455. [13]) Wolpole's Travels, S. 383.

des Gebirges Sinai tragen den Gesammtnamen Tor, wie das Gebirge selbst; sie theilen sich in die Suwallah Allahat und Misaani (bey Niebuhr Sawalha, Leghat und Said) [1]); sie sind mit den Mönchen des Klosters auf Sinai in beständigem Kriege begriffen, und zwingen dieselben bey großer Trockene um Regen zu beten, indem sie so lange auf das Kloster feuern, bis die Mönche zu beten versprechen; als einst nach einer solchen Aufforderung so starker Regen kam, daß ein Paar Araber und einige Kamehle in einem Bergstrome ertranken, kam der ganze Stamm, auf das Kloster zu feuern, um dasselbe für die Bosheit des übertriebenen Gebetes zu strafen [2]).

Sowohl Turner als Fazakerley können die Wüste nicht verlassen, ohne der nützlichsten Thiere derselben, nämlich des Kamehls und des Dromedars zu erwähnen. Sie bestätigen beyde, was schon Burckhardt gesagt, daß das Kamehl und das Dromedar nicht zwey verschiedene Arten, sondern nur zwey verschiedene Rassen derselben Art sind, und daß sich jenes zu diesem wie ein Karrengaul zu einem edlen Reitrosse verhält [3]).

II. Syrien.

Ein sehr schätzbares Tagebuch durch das hintere und Koilo-Syrien sammt einer dazu gehörigen Karte enthalten Walpole's Reisen aus den hinterlassenen Schriften des schon aus Hrn. Hamiltons Werke vortheilhaft bekannten englischen Obersten Squire. Er beschreibt Damascus mit seinen herrlichen Umgebungen am Flusse Barradi (dem Abana der Schrift, dem Chrysorrhoas der Griechen) [4]). Die meisten Moscheen scheinen ehmals Kirchen gewesen zu seyn, in der Mitte der Stadt ist eine mit grünen Ziegeln gedeckt [5]). Die Basare wetteifern mit denen von Konstantinopel, und Damascus ist berühmt durch seine Fabriken von Seife, Glas, Lampen, Seiden- und Wollenzeug, Zelten und Messer [6]). Fast vor jedem Thore ist eine Grabstätte und in jedem Grabe ein irdener Topf mit frischen Myrtenzweigen eingesenkt, welche, von den Verwandten mit Wasser besprengt, stets frisch und rein erhalten werden. Es sind hier drey katholische Klöster, eines der spanischen Franziskaner, de terra santa, das zweyte von Kapuzinern und das dritte von Lazaristen [7]).

---

[1]) Walpole's Travels, S. 377. [2]) Turner, II. S. 448. [3]) Walpole's Travels, S. 384 und Turner, II. S. 469. [4]) Walpole's Travels, S. 314. [5]) Ebendas. S. 315. [6]) Ebendas. S. 316. [7]) Ebendas. S. 317.

Von der Beschreibung des Sonnentempels zu Baalbek am Fuße des Antilibanon bemerken wir nur, daß der Adler über dem Eingange mit ausgespreiteten Flügeln eine Art von Caduceus in den Klauen hält, als Zeichen der Majestät [1]). Er vertritt ganz die Stelle des ägyptischen Königsgeyers, welcher über dem Eingange ägyptischer Königspaläste und Gräber (S. Belzonis zweyte Tafel) den Ring und den Federstab als Zeichen der Herrschaft in den Klauen führt. Die Stadt Hems oder Homs (das alte Emessa) ist in einer unermeßlichen Ebene gelegen, die Cidatelle steht auf einer luftigen Höhe, die in allem Ansehen künstlich ist, wie der Hügel, auf dem das Schloß von Haleb steht [2]). Hamah (das alte Epiphania) liegt in einem eyrunden Thale am Ufer des Orontes, welcher Aaßi (nicht Asser) heißt. Drey Brücken verbinden die Stadt; auf der Nordseite der mittleren ist ein Stein, fünf Fuß lang und zwey hoch, mit sonderbaren Charakteren bedeckt, deren Abschreibung künftigen Reisenden vorbehalten bleibt [3]). Hier ist das größte bekannte persische Wasserrad, dessen Durchmesser 65 Fuß mißt [4]). Von hier setzte Squire seinen Weg über Marrah und Serakiw nach Haleb fort, statt die gewöhnliche Straße über Sermin, welches östlich von Serakiw liegt, einzuschlagen [5]). Haleb liegt am Koik, der drey Tage von Haleb zu Aintab entspringt. Die Grenze des Paschaliks von Haleb wird von den Turcomanen nicht überschritten, deren Zahl in Syrien selten 5,000 übersteigt; auch die Kurden welche wie die Turcomanen ein Hirtenleben führen, und die Berge zwischen Haleb und der See besetzen, ziehen selten südlicher als Antiochien herab [6]).

Jerusalem ist jüngst durch den Grafen Chateaubriand und Forbin, durch Clarke's und Burckhardts Reisebeschreibungen so bekannt geworden, daß Turnern nichts übrig blieb, als in ihre Fußstapfen zu treten und das von ihnen Gesagte zu wiederholen. Die Bevölkerung gibt er auf 3,000 türkische, 1,000 griechische, 350 katholische und 12 oder 13 armenische Familien an; die Juden belaufen sich auf 4 bis 5,000. In Betreff der Stelle des heiligen Grabes neigt er sich mit Burckhardt zu Clarke's Meinung, daß das heilige Grab wo anders gewesen seyn dürfe, als wo es heute gezeigt wird [7]). Er beschreibt mit großer Lebendigkeit die seit Jahrhunderten jährlich am Charsonnabende in der Kirche des heiligen Grabes wie-

---

[1]) Walpole's Travels, S. 304. [2]) Ebendas. S. 321. [3]) Ebendas. S. 324. [4]) Ebendas. 324. [5]) Ebendas. S. 328. [6]) Ebendas. S. 340, [7]) Turner, II. S. 169.

derholte Ceremonie des vom Himmel fallenden heiligen Feuers, und seiner Versendung durch Kouriere an die übrigen Klöster des gelobten Landes [1]). Das Verlangen der Pilger nach dem ersten Besitze des heiligen Feuers übersteigt allen Begriff, die reichsten nehmen die dem Orte wo es erscheint nächsten Plätze ein, und zahlen dafür den Griechen und Türken 200 bis 300 Dukaten ein jeder. T. beschreibt die bey dieser Gelegenheit Statt habende Prozession der Auferstehung sehr umständlich; der armenische, syrische und koptische Bischof tragen jeder ein besonderes, von T. im Texte nachgestochenes Ehrenzeichen ihrer Würde, welches aus einem oben mit einer Silberplatte bedeckten Stabe besteht, von welcher Glöckchen herabhangen. Dieser Glockenscepter erinnert durch seine Gestalt an das Bild eines ähnlichen Ehrenzeichens, welches auf den Skulpturen von Makschi Rustem ein Begleiter hinter dem Helden emporhebt [2]).

T. besuchte nebst dem heiligen Grabe auch alle übrigen heiligen Stätten der heiligen Stadt, die Quelle Siloe [3]) und den Brunn des Nehemias, das Thal Josaphat und das der Terebinthen [4]), die Grotte des Jeremias [5]) und der Makkabäer [6]), die sogenannten Gräber der Könige [7]), die von Zacharias und Absalon [8]), von Hesekias und Lazarus [9]), von Joachim, Maria und Anna [10]) sammt allen Klöstern, die ehmals jährlich von Europa mit 30 bis 40,000 Piastern unterstützet wurden [11]). Zwischen Jerusalem und Jafa liegt Rama, wo die Cisterne Helenens und der Thurm eines Tempelklosters das Sehenswertheste sind [12]); die Stadt hat 1,000 türkische und 150 griechische Häuser. Jafa hat 1,200 Häuser, wovon 1,000 türkische, 170 griechische und 30 katholische [13]). Ueber das Niederschießen der türkischen Gefangenen nach der Uebergabe Jafa's bringt T. die Uebersetzung eines vom Dolmetsche des gelobten Landes ausgefertigten Zeugnisses bey, welches diese bekannte Mordgeschichte, deren Wahrheit von allen Reisenden nur Hr. Clarke zu bezweifeln sich erlaubte, vollkommen bestätigt [14]). Betlehem hat 1216 Katholiken, 900 Griechen, 400 Türken, einige Armenier und Juden zu Einwohnern. T. schätzt die Zahl der Häuser nicht über 400 [15]). Er besuchte das Grab der Rachel unmittelbar vor dem Eingange von Betlehem [16]), anderthalb Stunden südwestlich das sogenannte

---

1) Turner, I. S. 196. 2) Morier's Journey through Persia. S. 128. 3) Turner, II. S. 250 und 249. 4) Ebendas. S. 184. 5) Ebendas. S. 267. 6) Ebendas. S. 182. 7) Ebendas. S. 209 8) Ebendas. S. 252. 9) Ebendas. S. 254. 10) Ebendas. S. 258, 11) Ebendas. S. 265. 12) Ebendas S. 283. 13) Ebendas. S. 292. 14) Ebendas. S. 291. 15) Ebendas, S. 239. 16) Ebendas. S. 235.

Labyrinth, oder die Höhle, wo David das Kleid des Saul abschnitt, und in der Entfernung einer Stunde davon das fruchtbare Thal, welches der Garten Salamons heißt [1])

T. besuchte auch das todte Meer, dessen Wasser er bitter und beißend wie Pfeffer fand [2]), doch besuchte er nicht Hebron [3]). Nazareth hat 430 Häuser, wovon 200 griechische, 100 katholische, 25 maronitische, 25 griechische unirte und 80 türkische. Hier ist eine römischkatholische, eine griechisch unirte, eine maronitische, eine griechische nicht unirte Kirche und eine Moschee. Die Wallfahrtsstätten sind: Josephs des Zimmermanns Werkstätte, der steinerne Tisch des Abendmahls, die Synagoge, wo Christus die Priester lehrte, der Hügel des Erdbebens und eine Grotte [4]). Die Ebene von Esdralon heißt auf arabisch Merdschi Ibn Haimer, d. i. die Wüste des Sohnes Haimer's. Nain und Endor am Fuße des Hermon haben ihren alten Namen behalten. Südlich wird die Ebene von Esdralon durch die Berge von Samaria und Engaddi begrenzt, westlich durch die von Gilboa, östlich vom Berge Tabor [5]). Zwischen Jerusalem und Nazareth ist Nablus, die Hauptstadt der Samariter, zwischen den Bergen Garizim und Ebal [6]), die Stadt hat 1200 Häuser, welche fast alle türkische sind, indem die Zahl der hier wohnenden Samariter sehr klein ist. Oestlich von Nazareth liegt die Stadt Taberije, d. i. Tiberias am See gleiches Namens; sie hat 550 Häuser, wovon 400 türkische, 100 jüdische, 50 christliche; ihr Handel besteht in 30,000 Karraras von Korn, 500 Zentner Baumwolle, 30,000 Karrara Calambochio, 30 oder 40 Karrara von Sesam und 100 Armut von Indigo [7]) (sechs Okkas machen einen Armut und siebenzig Armut einen Karrara).

Nordwestlich von Tiberias ist der Flecken Ssafed, welchen einige irrig für Bethulia halten, 1,000 bis 1,500 Häuser, wovon 300 bis 350 jüdische, die andern türkische, auch zeigt man nördlich von Tiberias den trockenen Brunnen, worein Joseph von seinen Brüdern geworfen worden seyn soll [8]). Von Bethsaida und Genneſaret sind keine Spuren mehr vorhanden [9]). An der Küste besuchte T. noch Jafa, die Häfen von Akri, Tyrus, Sidon, Bairut bis Tripolis. Die Bevölkerung von Akri ist 7 bis 8,000 Seelen, wovon die Türken ein Drittheil ausmachen, die Maroniten, Katholiken und Juden, betragen insgesammt nicht über 500, außerdem werden 2,000

---

[1]) Turner, II. S. 241. [2]) Ebendas. S. 229. [3]) Ebendas. S. 261. [4]) Ebendas. S. 129. [5]) Ebendas. S. 134. [6]) Ebendas. S. 156. [7]) Ebendas. S. 141. [8]) Ebendas. S. 141. [9]) Ebendas. S. 143.

bis 2,500 Soldaten im Dienste des Pascha gerechnet, und 500 Fremde, welche den Platz des Handels wegen besuchen [1]). Die Ausfuhr besteht in 400 — 500,000 Killos Korn, in 100 — 150,000 Killos Gerste, und eben so vielen weißen Calambochio, in 3 — 4,000 Zentner Baumwolle, der Zentner zu 300 Piaster; in 20 — 30,000 Killos Bohnen und 8 — 10,000 Killos Sesam. Die Umgegend erzeugt 10 — 12,000 Fässer Oel, welches aber nicht ausgeführt werden darf, da es kaum für die Bedürfnisse einer Seifenfabrik des Pascha hinreicht. Die Stadt ist mit Gärten umgeben, und hat vortreffliche Viehzucht. Es wimmelt von Insekten aller Art, so, daß es hierin keiner andern Stadt in Syrien nachsteht, wenn nicht vielleicht der Stadt Tiberias, wo nach der Landessage der König der Flöhe seinen Hof hält. Akri hat 5 Moscheen und 4 Kirchen, eine katholische, maronitische, griechisch unirte und eine nicht unirte [2]).

Die Stadt Tripolis liegt an der Mündung des Kadischa und ist sowohl durch ihre schöne romantische Lage, als durch die Seidenpflanzungen der Ebene berühmt [3]). T. welcher dieselbe nicht besuchte, machte dafür einen Ausflug auf den Berg Libanon, der von Maroniten und Drusen, von Mutawelis und Roßairis bewohnt ist. Wird einer der letzten zum Tode verurtheilt, so bestechen sie die Obrigkeiten, damit die Todesstrafe des Hängens oder Köpfens in die des Spießens verändert werde, denn da nach ihrer Meinung die Seele entweder von oben durch den Mund nach dem Himmel, oder von unten nach der Hölle fliegt, so glauben sie, daß, da der Pfahl den unteren Ausgang verhindert, die Seele nothwendig durch den Mund in den Himmel fliegen müsse [4]). Den Libanon besuchte auch Oberst Squire. Dschebail, wo Fischversteinerungen gefunden werden, soll das alte Byblus seyn [5]). Zu Baitrun haben die Maroniten statt der Glocke die Toake (Tocsin) [6]). Die schönste Ebene welche das nördliche Syrien begrenzt, ist die von Antiochien, welche fast ein Viereck bildet, dessen jegliche Seite zwölf engliche Meilen lang ist, der See mit mehreren Eilanden hat 35 englische Meilen im Umfange. Das Haupterzeugniß von Antiochien ist Seide, welche in vier Sorten zerfällt, in die von Antiochia, Suadia, Libanon und Belan. Der Zentner von Antiochien hat 100 Okka, der von Haleb nur 90, der Ballen Seide wiegt 50 Okka; der Rottel dieser Stadt hat 800 Drachmen [8]). Laodicea ist berühmt durch Weizen, Tabak,

---

[1]) Turner, II. S. 111. [2]) Ebendas. S. 125. [3]) Walpole's Travels, S. 295. [4]) Turner, II. S. 71. [5]) Walpole's Travels, S. 300. [6]) Ebendas. [7]) Ebendas. S. 133. [8]) Ebendas. S. 138.

durch versteinerte Pistazen und durch eine Pechquelle, welche Fontaine de l'amour heißt [1]). Das heutige Tyrus hat nicht mehr als zweyhundert Häuser, wovon zwey Drittel Mutewelis, der größere Theil des Restes unirte Griechen sind, nur 12 maronitische Häuser, und kein einziger Jude. Die Ausfuhr besteht in tausend Zentner Tabak, von 300 — 350 Piaster der Zentner, tausend Zentner Kohlen, der Zentner von 30 — 40 Para, nach Cairo und Damiate, in einer großen Menge getrockneter Feigen und Holzbündeln. Die Töpferey und Fischerey ist jede für vierzehnhundert Piaster jährlich in Pacht gegeben [2]). Said, das alte Sidon, hat funfzehntausend Einwohner, wovon zwey Drittel Türken, der größere Theil des Restes unirte Griechen und fünfhundert Juden; in den Gärten um die Stadt wohnen achttausend Menschen mehr. Der Handel besteht in Seide, Baumwolle, Glas, Galläpfeln und Arzneypflanzen, welche ausgeführt werden, wofür Reiß und Kaffeh von Damiat und Seidenstoffe von Damascus eingeführt werden [3]). Turner theilt auch einen Rechnungsausweis der Mautheinkünfte mit. Bairut zählt sechzehntausend Einwohner in der Stadt, und achttausend außer derselben. An Ausfuhr wiegt man jährlich auf der Mauth fünfhundert Zentner Seide (der Zentner wie zu Cypern 180 Okka), zweytausend Zentner Oliven und tausend bis funfzehnhundert Centner Feigen. Die fünfhundert Zentner Seide gehen nach Algier und Damiat, fünfhundert andere, welche die Umgegend erzeugt, nach Haleb [4]). Zwischen Bairut und Said, am Flusse Damur (Tamyras) sind die Ruinen des alten Cleontium zu suchen [5]).

III. Kleinasien.

Vortreffliche Reisebemerkungen sowohl über die Küste von Kleinasien, d. i. sowohl über die von Itschil (Cilicia), welche man gewöhnlich die karamanische nennt (irrig, weil Karaman ein Binnenland ist, welches nirgends mit dem Meere in Berührung steht); als über die von dem eigentlichen Anatoli und dem Inneren des Landes enthält der den Reisen Walpole's eingeschaltete Aufsatz des Obersten Leake. Ohne uns daran zu kehren, daß sein Weg von Norden gegen Süden, von Konstantinopel gegen Syrien lief, treten wir in umgekehrter Richtung in seine Fußstapfen, indem wir von Syrien aus gegen Konstantinopel die von ihm, Clarke und Turner

---

[1]) Walpole's Travels, S. 350. [2]) Turner, II. S. 101. [3]) Eben da, S. 86, 88, 92. [4]). Eben da, S. 77. [5]). Eben da, S. 83.

sowohl an der Küste, als im Inneren des Landes berührten vorzüglichsten Oerter erwähnen.

Kalenderi (Calendris), auf türkisch Gülnar, d. i. Granatapfel, am Vorgebirge der ciliciſchen Küſte, wo ſie ſich dem gegenüber gelegenen Cypern auf ſechzig Seemeilen nähert, hat nur römiſche und byzantiniſche Ruinen, in der Mitte der Küſte von Itſchil, welche ganz dem Cilicia tracheia entſpricht. Von den inner Landes gelegenen Städten vermuthet Leake, daß Claudiopolis, dasſelbe mit Olbaſa, in den Ruinen von Mut zu ſuchen ſey. Von Korgos, wo nach Hadſchi Chalfa's Angabe die coryceyſche Grotte zu ſuchen iſt, geſchieht keine Erwähnung [1]). Alaje (Coracesium), in den alten Karten Castel Ubaldo genannt, der feſteſte Platz der ikoniſchen Seldſchugiden und ſpäter der Dynaſtie Karaman, welcher dieſe Stadt mit anderen Plätzen der Küſte i. J. 1471 eingeräumt ward [2]). Satalia oder Adalia, eine große bevölkerte Stadt, deren alte Wichtigkeit durch Granitſäulen, Fragmente alter Sculptur und eine Waſſerleitung bezeugt wird [3]). Die Stadt hat zehntauſend Einwohner, wovon kaum dreytauſend ſtreitbar, ungeachtet deſſen hielt ſie im Jahre 1813 eine Armee von 66000 Mann und die ganze türkiſche Flotte von 34 Schiffen faſt zwey Jahre lang auf [4]). Unmittelbar nach dem heiligen Vorgebirge, vor welchem die chelidoniſchen Inſeln liegen, iſt der Hafen von Phenika, das alte Limyra, wo der Limyrus mündet [5]). Zu Kakava (Dolichiste) ſind die Ruinen eines ſchönen Theaters [6]). Die Inſel Caſtel Orizo (Megiste oder Clisthene), gewöhnlich Caſtel Roſſo genannt, mit den Ruinen eines faſt ganz erhaltenen Theaters und einer großen Anzahl von Sarkophagen, gegenüber auf dem feſten Lande, wo Antiphellos ſtand [7]). Makri, die Ruinen des alten Telmiſſus in der Bucht des Glaukus, deſſen Felſengräber in des Grafen Choiſeul-Gouffiers erſtem Theile abgebildet ſind. Clarke beſchreibt das Theater und die Ruinen der Metropolis, welche vor ihm der Rec. in ſeinen topographiſchen Anſichten der Levante beſchrieben hat. Mehrere der vom Rec. gelieferten Inſchriften hat Clarke ganz anders geleſen [8]).

---

[1]) Walpole's Travels, S. 248. [2]) Eben da, S. 250. [3]) Eben da, S. 257. [4]) Turner, S. 388. [5]) Clarke, S. 315. [6]) Walpole's Travels, S. 251. [7]) Eben da.

[8]) Clarke II. Sect I. S. 231 — 263. Z. B. die Inſchrift bey Clarke, S. 246 in der ſiebenten Zeile, heißt augenſcheinlich falſch ΕΑΤΤΙΗΚΑΙΟΦΕΑΤΤΗΝ in den topogr. Anſichten: ΕΑΤΤΗ ΚΑΙ ΤΟΙΣ ΑΤΤΗΣ, in der dreyzehnten Zeile bey Clarke:

Die merkwürdigsten Inschriften der Felsengräber von Telmissus sind ganz gewiß die in einem dem Griechischen ähnlichen, aber noch nicht entzifferten Alphabete, wovon bey Clarke (S. 253) und in den topogr. Ansichten Nr. 65 u. 66 Proben gegeben sind, und welche, nach Münters Vermuthung [1]), die cilicische Schrift des Nikolaus Myrepsius seyn dürfte. Die vollständigsten Proben aber der Inschriften dieser Art, welche nicht nur zu Telmissus, sondern auch zu Myra und Kakava angetroffen werden, hat Cockerell in Walpole's Reisen geliefert [2]), und der Herausgeber mit gelehrten Bemerkungen begleitet, in welchen die Stellen der Alten, welche für die verderbte und mit asiatischen Wörtern vermischte Sprache der cilicischen und karischen Küste zeugen, gesammelt sind. Diese Bemerkungen umfassen auch die lydophrygische Inschrift eines sehr merkwürdigen Felsengrabes, welches Leake in der Nähe von Sidghasi in Kleinasien fand, und welche, so viel sich davon entziffern läßt, der Dynastie der Nachfolger des Midas angehörten. Da diese Charaktere nicht nur die größte Aehnlichkeit mit den etruskischen haben, sondern in denselben sogar etruskische Wörter vorkommen, wie *ΠΑΠΑ* (ein gewöhnlicher etruskischer Name), wie *ΚΦΙΣΑΝ* für *ΕΠΟΙΗΣΕΝ* fieri curabat, so zieht Hr. Walpole daraus den richtigen, und für die unlängst bestrittene asiatische Abkunft der Etrusker äußerst wichtigen Schluß der ursprünglichen Einheit etruskischer und lydischer Sprache und Kultur [3]).

Ueber die Bay von Marmaris, welche, so wie die Bucht von Makri, vor Sir Sidney Smith's Erscheinung in diesen Seen kaum dem Namen nach bekannt war, gibt eine lange Note Leake's genugthuende Auskunft [4]). Nach den Buchten von Phenika, Makri, Marmaris ist die von Budrun, wo die Ruinen von Halicarnassus zu sehen sind, die beträchtlichste. Die Stadt, welche ihren heutigen Namen von dem Castellum sancti Petri der Johanniterritter erhalten hat [5]), enthält 2000 türkische Häuser und 110 griechische, alle an der See gelegen; im Hafen wird immer ein Kriegsschiff auf

---

ΠΤΣΓΙΣΚΩΤΕ ΘΗΝΑΙ, in den topographischen Ansichten: ΠΥΡΓΙΣΚΩΙ ΕΝΘΗΝΑΙ, wo man sieht, daß Clarke das Jota subscriptum für T gelesen. In der funfzehnten Zeile bey Clarke: ΕΙΤΙΣΘΕΙΠΤΙΝΑ, in den topogr. Ansichten: ΕΠΕΙ Ο ΘΕΙΣ ΤΙΝΑ. Dasselbe gilt auch von der Inschrift Clarke's, S. 250, in den topogr. Ansichten Nr. 35.

1) Antiquarische Abhandlungen, S. 138. 2) Walpole's Travels, S. 524. 3) Eben da, S. 528. 4) Eben da, S. 252. 5) Clarke II. Sect. I. S. 204.

Rechnung irgend eines asiatischen Statthalters für die Pforte gebaut [1]). Beym Dorfe Sari, sieben Stunden von Budrun, sind ebenfalls Ruinen [2]). Zwischen den Buchten von Budrun und Marmaris liegt Milasso, eine Stadt von 2000 Häusern, wovon etwa 130 griechische, 30 armenische, 10 jüdische, die übrigen alle türkisch. Der Mutesellim (nicht Mussellim, wie Turner schreibt) hängt vom Pascha von Moghla (nicht Maoula) ab, unter welchem auch Marmaris und Makri steht. Das schon von Choiseul-Gouffier und auch von Turner gezeichnete schöne Grab ist nach dem Tempel des Theseus das besterhaltene Monument griechischer Architektur [3]). Turner konnte die Ruinen von Myndus (zwischen Halicarnassus und Miletus gelegen) nicht erfragen [4]), aber Walpole besuchte dieselben, und theilte den Auszug seines Tagebuches Clarke mit [5]), so wie ihm Morritt die Beschreibung der Ruinen und der Häfen von Knidos sammt dem Plane derselben mitgetheilt [6]). Dieser Plan zeigt nur zwey Häfen, der Umriß bey Turner aber deren gar drey [7]). Turner gibt auf dieselbe Weise in Holzschnitt den Plan des Hafens von Yassos, und die Beschreibung seiner Ruinen, so wie deren des Tempels der Branchiden im Dorfe Joran [8]), und deren von Milet [9]).

Nachdem wir der Küste entlang bis gegen Smyrna gekommen sind, wollen wir durch die Mitte des Landes die von Leake beschriebenen Straßen über Karaman, Konia und Kutaja bis gegen Nicäa verfolgen, dann aber wieder an die Küste nach Ephesus zurückkehren, und unseren Weg längs derselben bis an die Dardanellen fortsetzen. Von Kalendri (Celendris), dem Hafen der cilicischen Küste, führt die Straße über den Fluß Ermenak (den Calycadnus [10]) nach Karaman, der Hauptstadt des gleichnamigen Landes, das alte Laranda, eine Stadt von beyläufig tausend, durch Gärten weitschichtig auseinander getrennten Häusern, von Bajasid II. i. J. 1486 erobert. Die einzigen Manufakturen sind die von groben Baumwoll- und Wollenzeugen [11]). Zwischen Laranda und Ikonium lagen ehemals Lystra und Derbe. L. vermuthet, das erste in dem heutigen Illisera [12]) und das zweyte in den Ruinen bey Karatagh, welche Bin bir kili-

---

1) Turner, III. S. 52. 2) Eben da, S. 63. 3) Eben da, S. 67. 4) Eben da, S. 88. 5) Clarke II. Sect. I. S. 208. 6) Eben da, S. 214 u. 219. 7) Turner, III. S. 31. 8) Eben da, S. 82. 9) Eben da, S. 89 und 94. 10) Walpoles Travels, S. 239. 11) Eben da, S. 232. 12) Eben da, S. 231.

sey, d. i. die Tausend und Eine Kirchen heißen [1]). Karatagh, d. i. Schwarzberg, heißt der ganz vereinzelte Berg bey Karaman, von wo aus man auch die schneeigen Gipfel des Ardschisch (Argeus) erblickt, welcher der höchste Berg von Kleinasien, 6500 Fuß über der Oberfläche des Meeres erhöht, geschätzt wird. Von Kaßaba über Tschumra [2]) nach Konia ist eine weit ausgedehnte Ebene, welche außer der größten wagerechten Gleichheit mit mehreren anderen asiatischen Ebenen das Besondere gemein hat, daß sie sich ohne langsames Aufsteigen bis an den Fuß der Berge erstreckt, welche auf einmal wie Inseln aus dem Ocean aufsteigen [3]).

Gegen Karaman wechselt die Ebene mit kleinen Erhöhungen ab [4]), und ist daher weit malerischer, als die von Konia, welche für die größte von Kleinasien gilt. Die Hügel, welche dieselbe nördlich von Konia begränzen, sind vermuthlich Strabo's lycaonische Höhen [5]), deren heutiger Namen Fodul Baba ist; auch von Konia aus sieht man die schneeigen Gipfel des Argeus, welcher von hier 150 Meilen in gerader Richtung entfernt ist [6]). Die Gebirge von Karaman (Bedlerintag) strecken sich nordwärts durch Isaurien, und verbinden sich mit der nordwestlich von Konia laufenden Bergkette, welche Sultantagh heißt [7]). Die Thürme von Konia tragen alte arabische, noch unabgeschriebene Inschriften, die Gärten haben Ueberfluß an den schönsten Früchten, von ihren Manufakturen sind die der Teppiche und des gelben und blauen Saffians berühmt [8]), am berühmtesten ist Konia als Grabstätte des großen mystischen Dichters Dschelaleddin, dem Stifter der Derwische Mewlewi, und Verfasser des Mesnewi [9]). Ladik (Laodicea combusta) ist seiner Teppichfabriken wegen berühmt, und heißt insgemein Ladik-ol tschausch, was nichts, als eine Verstümmlung des alten lateinischen Namens ist [10]). Drey Stunden nördlich ist der große Flecken von Kadünchan, welches MacKinneir für Philomelium hält, wofür Leake wahrscheinlicher Ilghun, Bulawadin aber (welches Mannert als Philomelium annimmt, wahrscheinlicher für das Polybotum der Anna Comnena hält [11]).

Die Ebene von Bulawadin wird südlich durch die Bergkette von Sultantagh und nördlich durch die von Emirtagh begränzt [12]). Akschehr liegt an dem Fuße des Gebirges Sul-

---

[1]) Walpoles Travels, S. 233. [2]) Eben da, S. 299. [3]) Eben da. [4]) Eben da, S. 231. [5]) Eben da, S. 228. [6]) Eben da, S. 222. [7]) Eben da. [8]) Eben da, S. 225. [9]) Eben da, S. 121 u. 124. [10]) Eben da, S. 220. [11]) Eben da, S. 226 u. 227. [12]) Eben da.

tantagh, und ist durch das Grabmal des türkischen Eulenspiegels Naßreddin Chodscha's ausgezeichnet; der See ist nicht hart an der Stadt, wie auf Danville's Karte, sondern sechs oder acht englische Meilen entfernt; wenn, wie wahrscheinlich, das Gebiet von Sultantagh das Phrygia paroreia Strabo's ist, so kann auch Akschehr nicht, wie Danville will, Antiochia ad Pisidium seyn, welches südlich in dieser Gebirgskette lag, während Akschehr nördlich liegt; Mac Kinneir glaubt, es sey Thymbrium [1]). Afiun karahißar (Apamea) hat seinen heutigen Namen von dem großen Handel mit Opium; wiewohl etwas kleiner, als Kutaja, steht es dieser Stadt an Bevölkerung nicht nach; die Häuser sind, wie die in Arabien, terrassenartig gedeckt. Die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers sind beyde außerordentlich stark [2]). Drey Stunden südlich von Karahißar ist Ishakli, ein großer Flecken in der Mitte von Gärten, und mit Strömen, die von Sultantagh kommen, wohl bewässert [3]). Westlich von der Hauptstraße geht der Weg vom Salzsee Burdur über das Thal von Dombai, Ssandükli am Mäander, Sitschanli und Altuntasch am Pursak (der Thymbrius, ein Arm des Sangarius [4]) nach Kutaja, der eigentlichen Hauptstadt Kleinasiens. Sidghasi, nördlich von Kutaja gelegen, die berühmte Grabstätte des arabischen Cid, hält Leake für das Santabaris der Anna Comnena [5]). Auf dem Wege von Sidghasi nach Chosrewpascha fand Leake die oben erwähnten merkwürdigen phrygischen Felsengräber im Thale von Doghanly, welches er für Strabo's Nacoleia hält [6]). Nächst Chosrewpascha sind die Steingruben des berühmten Marmors von Synada, welches sowohl als Docimia nicht weit von Bulwadin zu suchen ist [7]). Die Lage von Doryläum ist bekannt durch die von Eskischehr, welches heut durch seine heißen Bäder berühmt ist, so wie die Ebene von Doryläum aus den Kreuzzügen durch die vielfältigen hier gefochtenen Schlachten [8]). Die Stadt ist beyläufig von derselben Größe, wie das ihr nördlich gelegene Sogut (das Σηγγασια der Byzantiner und Ssiffsaf der Araber) nämlich neunhundert Häuser; hier ist wohl das Grab Ertoghruls, des Großvaters Osman's, des Stifters der osmanischen Dynastie, aber keineswegs das des Sohnes zu suchen, welches zu Brusa zu schauen ist, wo Turner dasselbe beschreibt, aber

1) Walpole's Travels, S. 218. 2) Eben da, S. 117. 3) Eben da, S. 217. 4) Eben da, S. 261. 5) Eben da, S. 227. 6) Eben da, S. 209. 7) Eben da, S. 207. 8) Eben da, S. 205.

zugleich den Mißgriff begeht, den Sultan Osman als den Vater Sultan Urchan's (der sein Vater war) anzugeben [1]); eben so irrig gibt er die große, von dem Sultan Murad I. erbaute Moschee für das Werk Sultan Osman's an. In der Nähe von Brusa beschreibt Turner die Ruinen der Fläche von Ulubad (welches er Ooliabat schreibt, so wie Mohalitch für Michalidsch). Die letztgenannte Stadt ist als Durchgangsstadt des Handels zwischen Konstantinopel und Smyrna sehr bevölkert, sie hat 1200 Häuser, wovon 600 griechische, 450 türkische und 150 armenische [2]). Die Bewohner von Brusa gibt Brown auf 60000 Seelen an [3]). Bendramo (auf dem Wege von Michalidsch nach den Dardanellen) ist das alte Panormus mit der gleichnamigen Bucht, es hat 1000 Häuser, wovon 600 armenische, 250 türkische und 150 griechische [4]).

Die Halbinseln von Cyzicus haben sowohl Turner, als Clarke beschrieben [5]). Der letzte sagt, dieses ehemalige Eiland sey durch die Ruinen zweyer Brücken, die ehemals nach dem festen Lande hinüberführten, mit demselben nun gänzlich als Halbinsel verbunden. Die Halbinsel enthält vierzehn Dörfer, und die zwey Städte von Artaki und Paramo, wovon jenes beyläufig von derselben Größe, wie Bendramo, etwa tausend Häuser enthält [6]). Turner machte den Granikus zu dem Hauptgegenstande seiner Untersuchungen, er bezeichnet sieben Ströme, die er auf dem Wege von Artaki nach den Dardanellen übersetzte [7]), und hält dafür, daß dem Strome, welcher heut Djol Su (Göl ßu?) heißt, die Ehre gebühre, der Granikus zu seyn, an dessen morastiger Mündung die berühmte Schlacht zwischen Darius und Alexander gefochten ward. Mit größerer Bestimmtheit, als diese Schlachtebene, läßt sich der Schauplatz der entscheidenden Schlacht zwisches Timur und Bajasid angeben, welche, nach den umständlichsten Berichten aller türkischen Geschichtschreiber, in der Ebene von Angora Statt hatte, und welche, nur Chevalier, ganz irrig in der Ebene von Brusa verlegt [8]), in welcher wohl die Schlachten der Gallier wider die Römer gefochten wurden, nicht aber die Timur's und Bajasid's. Die Ruinen von Priapus sind heute zu Karaboa zu suchen [9]). Wir umgehen nun von rückwärts die Ebene von Troja und dem Berge Ida, erreichen

---

[1]) Walpoles Travels, S. 203 und Turner, III. S. 177. [2]) Turner, III. S. 192. [3]) Walpole Travels, S. 111. [4]) Turner, III. S. 194. [5]) Eben da, S. 195. [6]) Eben da, S. 196. [7]) Eben da, S. 202. [8]) Eben da, [9]) Eben da, S. 207.

die Ebene von Magnesia und Smyrna, und beginnen von hier unsere Wanderung aufwärts nach den Dardanellen längs der Küste. Südlich von Smyrna sind die Ruinen von Ephesus zu Ajaßuluk, und noch südlicher der Hafen von Scala nuova [1]). Scala nuova hat dreytausend Häuser, wovon zweyhundert türkische, achthundert griechische, die übrigen jüdische und armenische. Der türkische Namen der Stadt heißt von dem gegenüber gelegenen Eilande Kuschadasi, d. i. Vogeleiland (nicht Kons adassi, wie es bey Turner heißt [2]). Den Plan von Ephesus mit der Lage der Berge Coriſſus, Priom, Pactyas und Galleſus theilt Turner im Holzſtiche mit [3]). Die Bevölkerung von Smyrna gibt er auf hunderttausend Seelen an, wovon funfzig- bis sechzigtausend Türken, dreyßigtausend Armenier, achttausend Juden, zweybis dreytausend Franken; die Peſt von 1813—1814 fraß allein funfzig bis sechzigtausend Seelen [4]). Hobhouſe gibt die Bevölkerung auf hundertfunfzigtausend Seelen [5]), er findet auch, daß die Frösche um Smyrna lauter, als irgend anderswo, schreyen [6]). Das südlich von Smyrna am Mäander gelegene Magneſia (Güſelhißar) hat keiner unserer Reisenden besucht, wohl aber das nördlich gelegene (Magnesia ad Sipylum); es enthält siebzehnhundert Häuser, achthundert türkische, sechshundert griechische, die übrigen armenische und jüdische. Turner irrt, wenn er sagt, daß es vor Brusa die Residenz der osmanischen Sultane gewesen sey, was Nicea war. Eine Stunde vor Magneſia fließt der Hermus, welcher, nach Turner, auf türkisch Jeddiſ heißt, während derselbe auf allen andern Karten Sarabat heißt [7]). So heißt auch das alte Thyatira auf anderen Karten Althißar, bey T. aber (wahrscheinlicher) Akhißar. Dasselbe hat beyläufig dreytausend Häuser, wovon fünfhundert griechische und funfzig armenische, welche vorzüglich mit Baumwolle und Wein handeln [8]). Zwölf Stunden von Akhißar sind die Ruinen von Sardes, welche T. aber nicht besuchte. Der Hafen von Magneſia ist Phocäa, die Stadt von fünfhundert Häusern ist aber eben so schlecht, als die Häfen herrlich [9]), die heutige Lage entspricht noch ganz der von Livius (XXXVII. 31) beschriebenen [10]).

Nördlich von Tyatira liegt Pergamos, dessen Alter-

---

1) Turner, III. S. 125. 2) Eben da, S. 126. 3) Eben da, S. 129. 4) Eben da, S. 139. 5) Hobhouse, S. 615. 6) Eben da, S. 648. 7) Turner III. S. 143. 8) Eben da, S. 144. 9) Eben da, S. 293. 10) Choiseul Gouffier, S. 70.

thümer sowohl Turner, als der Graf Choiseul-Gouffier beschrieben haben. Die Stadt hat 2500 Häuser, wovon nur 500 griechische, 20 armenische, 20 jüdische, die übrigen türkisch sind; liegt in einer Ebene, ausgenommen die Akropolis, welche am Abhange des Berges Tmolus gebaut ist; die Baumwolle, welche in großer Menge in der Nähe wächst, wird nach einem Gewichte von tausend Drachmen, welches Petra heißt, verkauft; auf einem Berge nächst der Stadt ist die Kirche Johannes des Evangelisten; die schönste der zwanzig Moscheen der Stadt war die ehemalige griechische Kirche St. Sophia. Das Haupt der griechischen Kirche ist der Bischof von Ephesus, zu dessen Diöcese die Bisthümer von Krines (bey Tschesch-meh), von Heliopolis (d. i. von Magnesia am Mäander), von Myrinnes (bey Magnesia am Sipylus), und von Helias (Scala nuova) gehören. Pergamos ist nach Smyrna die blühendste der sieben Kirchen, die Regierung wird durch einen Mutesellim im Namen Kara Osman oghli's verwaltet [1]). Pergamos war ehemals durch seine reichen Stoffe und durch die Erfindung des Pergamentes berühmt, und noch heute werden hier Pergament, Teppiche und reiche Stoffe verfertiget [2]). Unter den hier gefundenen Inschriften ist besonders eine lange mathematische merkwürdig, welche Turner zwar abgeschrieben, Choiseul-Gouffier aber auch übersetzt, und mit den gehörigen mathematischen Erläuterungen ausgestattet hat [3]).

Choiseul-Gouffier bringt auch bey Pergamos, wie überall, die alte Geschichte der vorigen Könige bey [4]), hier vorzüglich die der Attaliden, als der großen Beschützer der Wissenschaften [5]). Nebst dem Amphitheater und einem Stadtthore ist das besterhaltene Denkmal das berühmte Marmorgefäß von vier Fuß Höhe und sechzehn im Umfange mit Basreliefs [6]). Ch. G. bestimmte hier das Grab der Avge, wie zu Sardes das Grab des Alyattes, im Hügel Bindepe, nach den vom Herodot angegebenen Maßen, und das des Tantalus bey Smyrna mit geöffneten Zimmern und Gallerien [7]). Die sechs Tumuli in der Nachbarschaft von Pergamos, welche Ch. G. für die Gräber der Könige von Pergamos hält, erwähnt auch Turner [8]). Der Hauptort des Distriktes am Sipylos ist Menemen, das alte Temnos, und das zwischen

---

1) Turner, III. S. 278 und 279. 2) Choiseul Gouffier, S. 23 und 24. 3) Eben da. 4) Eben da, S. 20. 5) Eben da, S. 25. 6) Turner, III. S. 276. 7) Choiseul Gouffier, S. 29. 8) Turner, III. S. 280.

hier und Smyrna gelegene Güselhißar [1]) ist mit der südlich gelegenen Stadt gleichen Namens nicht zu vermengen. Ch. G. bemerkt, daß Pergamos viele Aehnlichkeit mit Athen habe. Wie dort auf der Akropolis das Parthenon, stand hier der Tempel der siegbringenden Athene ebenfalls auf der Akropolis, und der hiesige Tempel des Aesculaps [2]) erinnert an den von Epidaurus. Die Säulen des letzten würden zu der Moschee Sultan Ahmed I. verwendet [3]). Die Lampenfeste (Λαμπαδηφοριαι) und Lampenwettrennen (Λαμπαδηδρομιαι), welche ehemals hier zu Ehren Aesculaps gefeyert wurden, finden sich noch auf mehreren Münzen von Pergamos, von denen Ch. G. neunzehn gestochen mittheilt, vorgestellt [4]). Bey Gelegenheit der Medaillen wird Cousineri's Meinung ausgeführt, daß die Medaillen mit Diadem und Ammonshorn nicht des Lysimachus seyen, dessen Umschrift sie tragen, sondern Alexanders [5]). Pergamos war die Geburtsstadt des Galenus, des vielschreibendsten aller Aerzte, dessen Werke in allen Fächern der Wissenschaften zweyhundert Bände überstiegen, wovon uns nur sechs Foliobände übrig geblieben sind [6]). Unter den Ruinen von Pergamos sucht Ch. G. die des Theaters, Amphitheaters, Stadions, Prytaneons, Gymnasiums und Odeons auf [7]). Bey Gelegenheit des Karawanserai schweift er in ein langes Lob der Gastfreundschaft bey den Griechen und Römern, nach den christlichen Institutionen und nach denen des Islams ab, welches mit einer dankbaren Erwähnung der gastfreundlichen Aufnahme endet, die er selbst während der Stürme der Revolution in Rußland genoß. Die Beschreibung der Karawanserais setzen wir mit seinen Worten hieher: Les karawanserais sont presque toujours formés de quatre bâtimens, qui renferment une vaste cour: au rez-de-chaussée sont des écuries et des magasins, l'étage supérieur est divisé en un grand nombre de chambres, elles ont presque toutes une cheminée, et communiquent par une galerie extérieure. Au milieu de la cour est une fontaine abondante et richement décorée; de magnifiques platanes en ombragent le pourtour et présentent leur abri aux voyageurs fatigués. C'est un spectacle intéressant que celui d'un Chan, lorsque vers la fin du jour plusieurs caravanes arrivent de différens endroits pour y passer la nuit; de longues files de chameaux viennent y déposer leurs charges

---

[1]) Turner III. S. 283. [2]) Choiseul-Gouffier, S. 32. [3]) Eben da, S. 42. [4]) Eben da, S. 53 u. 54. [5]) Eben da, S. 41. [6]) Eben da, S. 36. [7]) Eben da, S. 34.

précieuses; une foule de cavaliers les accompagnent et les suivent; ils ont des vêtemens variés, des armes, des figures différentes; le mouvement est général; on parle à la fois plusieurs langues, on se retrouve avec surprise, on se reconnoit avec joie; les uns proposent des marches, les autres s'interrogent sur les dangers de la route; toutes les nations, toutes les religions se rapprochent pour leur interêt commun [1]).

In der Nähe von Pergamos findet sich die Stelle des alten Elăa und seiner Ruinen im Dorfe Kasle, der Hafen ward durch den Schlamm des Kaikus verschlemmt [2]). Das Dorf Famakalli steht auf der Stelle von Grynium, dessen Ruinen man auf einer kleinen Halbinsel findet [3]); von dem alten Cyme sind nur einige wenige Ruinen, ohne alles Interesse, übrig [4]). Die Stadt Edremid (das alte Adramytos) liegt in der Tiefe des gleichnamigen Busens; die Stadt hat beyläufig hundert elende kleine Häuser, wovon nur vierzig griechische sind; die Herrschaft des Aga von Adramyt erstreckt sich bis Papaslik gegen Norden, vier Stunden gegen Süden und fünf landeinwärts; der ganze Distrikt gehört der Witwe des berühmten Kapudanpascha Hassanpascha, welcher auch der Meierhof auf der Ebene von Troja nächst dem Grabhügel Aesietes gehört [5]).

Armudlu, Tschutschuglik sind zwey Dörfer, und Kimair und Aiwalli sind zwey kleine Städte in der Nähe von Adramyt, auf dem Wege nach Pergamos. Kimair hat funf- bis sechshundert Häuser, Aiwalli fünf- bis sechstausend; die Galgen in dieser Gegend stehen unmittelbar über den Brücken, so daß die Füße der Aufgehenkten die Köpfe der durchziehenden Reisenden berühren. In der Gegend der letzteren Richtung, d. i. auf dem Wege von Adramyt nach den Dardanellen, liegt Bairamidsch, welches fünf- bis sechshundert Häuser und eine außerordentlich liebliche Lage hat, ganz das Miniaturgemälde von Brusa [6]), die Straßen sind mit Trümmern von Sarcophagen gefüllt, die warme Quelle heißt Bunarbaschi (wie die zu Troja). Zwey Stunden von Bairamidsch, am Fuße des Gargarus und am Ufer des Mendere (Simois), erhebt sich der Hügel von Kurschunlüdepe mit den von Clarke zuerst beschriebenen und abgebil-

---

[1]) Choiseul-Gouffier, S. 57. [2]) Eben da, S. 18. [3]) Eben da. [4]) Eben da, S. 17. [5]) Turner III. S. 263. [6]) Eben da, S. 251; Walpole's Travels, S. 117; Clarke II. Sect. I. S. 128.

deten Ruinen eines Tempels Zevs des Befreyers [1]). Von hier über das Dorf Evgilah (bey Turner Evjilleh [2]) führt der Weg nach der außerordentlich schönen Quelle des Simois [3]), welche Choiseul, Clarke und Turner besuchten. Den Mendere nahmen schon Strabo und Demetrius von Scepsis für den Mäander Homer's, dessen Quellen in der Ebene von Troja vor den Thoren Ilions waren. In ihre Fußstapfen traten Clarke und andere englische Reisende, welche die Meinung Choiseul's und Chevalier's hauptsächlich deßhalb, weil sie von Franzosen vorgebracht ward, angefeindet zu haben scheinen.

Auf der dem Werke Choiseuls beygegebenen, sehr schön ausgeführten Karte wird das Flüßchen Kamarßui ganz richtig für den Simois des Demetrius und Strabo angegeben, diesen nahmen auch Clarke, Carlysle und Rennel für den Simois, und um seine Meinung zu behaupten, geht Clarke so weit, daß er das Paradox aufstellt, die Beschreibung der warmen und kalten Quelle im Homer sey gar nicht von den Quellen des Skamanders, sondern von irgend einer andern warmen und kalten Quelle zu verstehen [4]). Die Meinung Choiseul's und Chevalier's, daß der Mendere der Simois und der Skamander der aus der kalten und warmen Quelle zusammenströmende Fluß sey, haben nach ihnen Dallaway, Gell, Morrit und der Schreiber dieser Zeilen aus Selbstansicht des Grundes, mit Vergleichung des Homer'schen Textes, bestätiget, und in Choiseul's vorliegendem Werke ist dieselbe bis zur Augenscheinlichkeit dargethan; nur der Einwendung der Gegner, daß dem aus den zwey Quellen entspringenden Skamander das Homer'sche Epithet βαθυδινης nicht gebühre, begegnet Ch. G. mit unrechten Waffen, indem er will, daß dieses Wort nicht tiefwirblicht, sondern tiefbusicht bedeute [5]); hätte er aber, wie der Rec., die Quellen und den Lauf des Skamander an einem kalten Tage mitten unter Schneegestöber beobachtet, so würde er gesehen haben, daß nicht nur von der warmen Quelle selbst, sondern auch in größerer Entfernung davon an einigen Orten des Flußbettes, wo nämlich von unten Quellen aufgehen, Rauch aufwirble. Wo aber Quellen in der Tiefe aufgehen, wirbelt auch von oben das Wasser,

---

1) Clarke II. Sect. I. S. 130. 2) Turner III. S. 253 und Clarke II. Sect. I. S. 132. 3) Turner III. S. 257 und Clarke II. Sect. I. S. 144. 4) Clarke II. Sect. I. S. 115. 5) Choiseul, S. 268.

und das Homer'sche Epithet, tiefwirblicht, könnte also nicht richtiger angebracht seyn.

Wenn verschiedene Reisende die Quellen des Skamander bald von gleicher Temperatur, bald die vereinzelte wärmer gefunden haben, so lag dieß wohl an der Verschiedenheit der Jahreszeit, zu welcher sie ihre Beobachtungen anstellten. Wer dieselben, wie Recensent, bey kaltem Wetter besucht, wird die unter Bunarbaschi aufquellende mit Rauch bedeckt, und die andere ohne Rauch und kälter finden. Choiseul-Gouffier hat daher Recht, der Angabe Clarke's von der immer gleichen Temperatur beyder Quellen zu widersprechen [1]). Nach dem von Ch. G. genugthuend geführten Beweise, daß der aus diesen beyden Quellen entstehende Fluß der Skamander, der Mendere aber der Simois ist, scheint über die Lage von Ilion auf der Anhöhe ober Bunarbaschi kein Zweifel zu seyn. Einiger, als über die Lage des alten Ilion, sind unsere Reisenden über die des neuen, welches sowohl Ch. G. als Hobhouse [2]), Carlysle [3]) und Clarke [4]) in den bey alt Kalifatlü gelegenen Ruinen suchen. Den Pagus Iliensium sucht Clarke in den Ruinen beym Dorfe Tschiblak, und die von Thymbrek hält er für die von Skamandria. Carlysle, der, wiewohl Professor des Arabischen, für die Aussprache morgenländischer Wörter kein glückliches Gehör hatte, verhörte Thymbrek für Ghaeumbrek und Halileli für Chali-leui [5]), so wie Clarke statt Kalifat Aßmak, Kalifat Oßmak schreibt [6]). Daß der Thymbrek der Thymbrius sey, ist wohl kein Zweifel; aber Hobhouse bemerkt mit Recht [7]), daß die Ruine von Halileli nicht die des Tempels des Apollo seyn könne, welcher an der Mündung des Thymbrius stand.

Es würde uns zu weit führen, hier unseren Topographen in den Untersuchungen der übrigen Oertlichkeiten zu folgen, und mit Hobhouse wider Chevalier den Throsmos von dem Grabe des Ilos, und wider Bryant den Hügel Batyna's von dem von Kallikolone zu unterscheiden [8]), oder die einzelnen Grabhügel des Hektor, des Assarakus [9]), des Aesietes u. s. w. zu bestimmen. Für das letzte gilt der Grabhügel Udschek Depe, und die Lage des Ajanteion und der Gräber

---

1) Choiseul-Gouffier, S. 270. 2) Hobhouse, S. 751. 3) Walpole's Memoirs, S. 104. 4) Clarke, II. Sect. I. S. 88. 5) Walpole's Memoirs, S. 105. 6) Clarke, II. Sect. I. S. 96. 7) Hobhouse, S. 748. 8) Eben da, S. 756. 9) Choiseul-Gouffier, S. 243.

des Achilles und Patroklos ist durch die Lage der beyden Vorgebirge des rhöteischen und sigäischen außer Zweifel gesetzt; da aber an dem letzten sich drey Grabhügel befinden, deren einer von Choiseul geöffnet, bisher für das Grab des Achilles galt, so muß der vom Grafen selbst gemachten Berichtigung erwähnet werden, daß die darin gefundenen Alterthümer sich aus römischer Zeit herschreiben, und nicht aus trojanischer, und daß dieses eröffnete Grab also allem Anscheine nach das Grab des Festus gewesen sey. Auf dem Grabhügel des Achilles ist, so wie auf dem der Myrinna, heute zufällig eine türkische Grabstätte [1]). Wenn Reisende das δυο δεπε der heutigen Bewohner der Ebene von Troja für δίο δεπε verhöret, und also in der Bezeichnung der zwey Grabhügel das Grab des divus Achilles bezeichnet glaubten, so war dieß freylich ein sonderbarer philologischer Irrthum, der zu einem topographischen führte; mehr hat des Grafen Choiseul Bemerkung für sich, daß der Grabhügel des Ilos heute dem heiligen Elias geweiht ist, und daß jährlich am 20. Julius sein Fest durch einen Jahrmarkt auf diesem Hügel gefeyert wird.

Sehr anziehend und belehrend ist, was Clarke, Hobhouse und Choiseul-Gouffier über die Grabhügel überhaupt, und über diese älteste Begräbnißweise bey den Thraciern, Phrygiern und Celten sagen. Seitdem hat Burckhardt dieselben auch in Nubien gefunden, wo sie den Pyramiden vorausgingen, welche eigentlich nichts als bekleidete Grabhügel sind. Das morgenländische Wort Depe ist dasselbe mit dem griechischen ταφος [2]). Choiseul leitet die Sitte der Grabhügel von den Scythen her [3]); aber eben so gut kann dieselbe von den Aethiopiern hergeleitet werden; auf der Ebene von Troja, zwischen Alexandria Troas und Ilion, sind deren nicht weniger als zwölf. Der Umfang des alten Ilion hatte dreyßig Stadien, und es mochte nach Choiseuls Berechnung [4]) 150 — 160000 Menschen enthalten haben. Choiseul's von ihm selbst vollendeter Text endet mit der Beschreibung der Eiche Sarpedons vor dem skäischen Thore [5]), das Weitere des unter seinem Namen erschienenen Werkes gehört ihm nur zum Theil an, indem sich nach seinem Tode nur Fragmente vorfanden, welche mit den Resultaten gelehrter Untersuchungen des verdienten Geographen Herrn Barbié du Bocage zusammengereiht, aber nicht verschmolzen, den Rest dieses schönen Werkes

---

1) Choiseul-Gouffier, S. 255. 2) Hobhouse, S. 717. 3) Choiseul, S. 245. 4) Ebenda, S. 263 und Walpole's Memoirs, S. 231. 5) Eben da, S. 261.

ausmachen. Durch seine Bemühungen ist die Lage mehrerer alter Städte in der Gegend von Ilion und Alexandria troas bestimmt worden. Was aber Skeptschi betrifft, welches Chevalier, Hobhouse [1]), Clarke [2]) und Turner für παλαια σκηψις angenommen, mögen dieselben eher Recht haben, als Choiseul, der es für κεγχρειαι hält, das die Türken i. J. 1306 eroberten [3]); dieses ist das heutige Kanghri.

Unmittelbar hinter Ilion ist der Ort Ene, vier Stunden von Bunarbaschi, das alte Ainea an dem Einflusse des Wassers von Enedere in den Mendere. Ene ist eine Stadt von beyläufig 800, meistens türkischen Familien [4]), welche größtentheils gelben Saffian bereiten. Turner gibt die Zahl der Häuser nur auf 200 an, worunter 25 armenische und eben so viele griechische [5]). Von dem in der Nähe derselben befindlichen Grabhügel bemerkt Hobhouse, daß er Sovran (Sobran) depesi heiße, oder Ene Depe, wovon wir das letzte lieber für das Grab des Aeneas halten möchten, als das erste für the Sovereign's tomb [6]).

Das westlichste Ende der Kette des Gargarus oder Ida heißt Tusla, d. i. der Salzberg, an dessen Fuße aus Salzquellen jährlich hunderttausend Stöcke feines Salz erzeugt werden [7]). In der Nähe davon, an dem Ufer des Meeres, sind die Ruinen von Assos, wo die sehr ansehnlichen Ruinen eines griechischen Theaters und eines genuesischen Schlosses [8]), sammt denen dreyer Tempel, welche Choiseul aus ihren Ruinen auf dem beygegebenen Kupferstiche aufbaut, und dadurch einen Begriff von dem herrlichen Eindrucke hervorbringt, mit welchem diese auf der Anhöhe gesehenen Monumente den Schiffer auf der See ergreifen mußten. In derselben Entfernung vom Meere, wie Adramid, liegt Karlikŏi (das alte Chrysa), wo der Tempel des Apollo Smintheus stand [9]). Seileli ist das alte Cella, wo der Tempel des Apollo Cellaeus stand [10]). Kidonia, das alte Heraklea, erhebt sich von neuem durch die Vorsorge der Familie Kara Osman [11]). Der Gargarus heißt heute Kastaghi, d. i. der Gänseberg, was vielleicht bloß eine Verstümmelung des alten Namens ist, wiewohl die Benennung Kartaghi, d. i. Schneeberg, weit näher ge-

---

[1]) Hobhouse, S. 770. [2]) Clarke, S. 123. [3]) Choiseul, S. 306. [4]) Walpole's Memoirs, S. 116 und Clarke II. Sect. I. S. 122. [5]) Turner III. S. 249. [6]) Hobhouse, S. 769. [7]) Walpole's Memoirs, S. 124, 126, 132. [8]) Eben da, S. 126. [9]) Choiseul, S. 78. [10]) Eben da. [11]) Eben da, S. 73.

legen wäre, ja es ist sogar möglich, daß der Name Gargarus wirklich ursprünglich nichts als einen Schneeberg bedeute, wie die Benennungen von Himalaia, Imaus und Hämus; vielleicht dürfte aber auch Kastaghi ursprünglich derselbe Bergname, wie Kaukasus seyn. Hobhouse glaubt, daß ungeachtet der Entscheidungen des Hesychius, Vibius Sequester und Makrobius der Gargara und Cotylus von einander unterschieden werden müssen [1]). Das gargarische Gefilde gehörte bekannter Maßen unter die fruchtbarsten. Die Ebene von Troja und ihre Umgebungen geben jährlich drey- bis viertausend Okka Wolle, die Okka von zwölf zu vierzehn Para werth [2]), auch wird einige Baumwolle erzeugt. Der Weg von Tusla gegen die See durch das Thal Olimisch Owasi führt durch einen Eichenwald der Quercus Valonea, deren Knoppern ein so wichtiger Handelsartikel sind [3]). Neochori oder Jenikŏi ist ein Dorf von etwa hundert griechischen Familien [4]) in der Nähe von Alexandria Troas, dasselbe ist nicht zu verwechseln mit Jenischehr (jenes Neudorf, dieses Neustadt). Der zwischen beyden gelegene Grabhügel, welchen man für den des Antilochos hält, wird heute nach dem heiligen Demetrius genannt, der hier an die Stelle von Antilochos getreten ist, wie oben Elias an die Stelle von Ilos. Die Ruinen von Alexandria Troas, die Wasserleitung des Herodes Atticus, das Theater, das Bad, die Särge und Säulen haben Turner [5]), Hobhouse [6]) und Clarke [7]) beschrieben.

Den Namen des heißen Bades Ilidsche Hamam hat Clarke als Lydia Hamam verhört; in der Nähe desselben liegt die, nach der alexandrinischen Pompejussäule, größte Granitsäule, 37 Schuh lang [8]). Die Ruinen der herrlichen Bäder in der alten Stadt selbst heißen Balikserai, welches weder, wie Hobhouse nach Pococke erwähnt [9]), der Honigpallast, noch, wie Bryant will, der Baalspallast heißt, indem Balik ein Fisch heißt, ein Wort, das weder mit Bal (Honig), noch mit Baal (Belus) etwas gemein hat, das aber hier nichts, als eine Verstümmlung des lateinischen Balneum seyn dürfte. Clarke hat zuerst [10]), und nach ihm Turner [11]) bemerkt, daß der von den Bauern auf der Ebene von Troja gebrauchte Karren mit ungespeichten Rädern ganz die Gestalt des

---

[1]) Hobhouse, S. 775. [2]) Walpole's Mémoirs, S. 99. [3]) Eben da, S. 134. [4]) Eben da, S. 137. [5]) Turner III. S. 246. [6]) Hobhouse, S. 680. [7]) Clarke II. Sect. I. S. 152, 155, 160. [8]) Eben da, S. 141. [9]) Hobhouse, S. 680. [10]) Clarke, II. Sect. I. S. 106. [11]) Turner III. S. 248.

alten δίφρος habe. Eben so richtig bemerkt der letzte, daß das Vorgebirge der Dardanellen (heute Capo Berberi, ehemals Dardanus) in der alten und jüngsten Geschichte durch zwey hier unterzeichnete Friedensschlüsse berühmt geworden sey, durch den zwischen Sylla und Mithridates geschlossenen, und durch den zwischen England und der Pforte i. J. 1808 hier unterzeichneten [1]). Die Zahl der Häuser der asiatischen Dardanellenstadt gibt Turner auf 2000 an, wovon 80 jüdische, 300 griechische und 150 armenische sind [2]): er sah hier die Ceremonie einer Schusterfreysprechung, und fällt dabey in den Irrthum, daß Mohammed der Patron der Schuster und daß er selbst ein Schuster gewesen sey [3]). So sind wir nun bis an die Mündung des Hellesponts, d. i. an die unserer hodegetischen Wanderung durch die Levante gesteckte nördlichste Gränze gelangt, und indem wir über die Meerenge setzen, sagen wir der asiatischen Küste des Archipels Lebewohl, und beginnen auf der europäischen Seite unsere Wanderung von den Dardanellen abwärts durch Griechenland.

(Beschluß im nächsten Bande.)

Art. VI. Psychologie zur Erklärung der Seelenerscheinungen, von Ernst Stiedenroth. Berlin, bey Ferd. Dümmler. Erster Theil (VI u. 282 S.) 1824. Zweyter Theil (VI u. 281 S. gr. 8.) 1825.

Rec. hat schon mehrmals Gelegenheit gehabt, in diesen Blättern seine Freude auszusprechen über das freundliche Morgenroth, welches für die Lehre von der menschlichen Seele einen neuen Tag heraufzuführen verheißt, nachdem diese so überaus wichtige und einflußreiche Wissenschaft durch eine in dem hyperspekulativen Zeitgeiste begründete Vernachläßigung mehr als vierzig Jahre in einem beklagenswerthen Halbdunkel gelegen hat. Aus den zahlreichen, zum Theil das Ganze der Seelenentwicklung, zum Theil einzelne bedeutende Theile derselben, erläuternden Schriften zu schließen, fangen endlich wenigstens die Philosophen an, ein ernstliches Studium auf die menschliche Seele zu wenden; vielleicht werden bald die Pfleger der Naturwissenschaften, diesem Beyspiele folgend, die Psychologie nicht mehr aus ihrem Erkenntnißkreise ausschließen; und auch die Aerzte sich gewöhnen, in den Seelenentwicklungen mehr als bloße Gehirnfunktionen zu sehen. Auch den Verfasser des oben genannten

---

[1]) Turner III. S. 219. [2]) Eben da, S. 215. [3]) Eben da, S. 216.

Werkes heißt Rec. als Mitarbeiter an dieser großen Aufgabe herzlich willkommen. Schließt sich derselbe auch in seinen Grundbegriffen (nicht aber immer zum Vortheile seiner wissenschaftlichen Entwickelungen) zu sehr an Herbart an: so hat er doch überall selbst gedacht, und einen reichen Schatz von Bemerkungen über die allgemeinen, so wie über die individuellen Erscheinungen der menschlichen Seelenbildung gesammelt, deren vollendetere Durcharbeitung zu bedeutenden Resultaten führen kann; und man sieht überall seiner Darstellung an, mit welchem Ernste es ihm um eine vollendetere Durcharbeitung zu thun ist.

Wenn die Behandlung einer Wissenschaft, wie jetzt die der Psychologie, einen höheren Schwung gewinnt: so ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß die, von verschiedenen Seiten und von verschiedenen Bedürfnissen aus, von dem früher betretenen Wege ab und zu einem neuen hingedrängten Forscher über das Ziel ihrer Bestrebungen sich mit einander verständigen. Stellt man sich unlösbare Aufgaben, oder wendet man seinen Scharfsinn auf kleinliche Spitzfindigkeiten: so gehn (wie das Zeitalter der scholastischen Philosophie und, leider! von Neuem unser Zeitalter nur zu augenscheinlich zeigt) die ausgezeichnetsten Talente ohne bleibenden Gewinn für die Wissenschaft verloren. Die neu aufgestellten Grundbegriffe also müssen, ohne Einmischung von idiosynkratischen oder von Schulvorurtheilen, und mit selbstverläugnender Unparteylichkeit, gegenseitig geprüft, und so eine, auf klare Einsicht begründete Uebereinkunft herbeygeführt werden über die Aufgaben, auf deren Lösung die gemeinsame Anspannung der Kräfte zu richten ist. Hiezu nun soll die folgende Beurtheilung einen Beytrag zu liefern versuchen. — Vor Allem kommt es dabey auf die Bestimmung der richtigen wissenschaftlichen Methode an. Denn war es nicht die Umwandlung der wissenschaftlichen Methode, wodurch es Bako gelang, über den Trümmern der unwissenschaftlichen Träumereyen des Mittelalters eine fest begründete Naturwissenschaft aufzuführen? so wie allein die veränderte Methode in unserer Zeit, durch Ausscheidung der noch zurückgebliebenen Schlacken, die Chemie aus einer Sammlung von schwankenden Meinungen zu einem klar bestimmten Wissen umgestaltet hat, von dessen Erweiterung und tieferer Ausbildung wir die erstaunenswerthesten Wirkungen für alle Zweige des menschlichen Lebens zu erwarten haben.

Der Verfasser des angezeigten Werkes erklärt sich mit Herbart gegen die Begründung der Psychologie durch die gewöhnliche Vermögenlehre. Schon die Vorrede nennt als seine Absicht, »die Psychologie von der Verbildung, die sie in neuerer

Zeit erfahren habe, zu befreyen, und sie auf den Weg zu führen, auf dem sie nach seiner Ueberzeugung werden könne, was sie wolle.« Die gewöhnliche Vermögentheorie (die Vermögen als ursprüngliche Seelenprinzipe genommen) sey schon, durch das vergebene Suchen nach einem Vereinigungpunkte, durch verschiedenartige Bestimmungen und durch ausdrückliche Anfechtung, ihrem Sturze entgegengeführt; und es scheine nur darauf anzukommen, eine der Aufgabe der Psychologie besser entsprechende Methode aufzuzeigen. Noch deutlicher tritt diese Absicht in der Einleitung (Thl. I., S. 1—45) hervor. Von S. 11 — 30 entwickelt hier der Verf. die mancherley Widersprüche und Unbestimmtheiten, welche in der Theorie Wolfs und seiner Anhänger bey der Klassifikation der verschiedenen Vermögen und bey der Erklärung der Art, wie dieselben auf einander einwirken sollen, jedem Unparteyischen entgegenleuchten; S. 30 ff. richtet er seinen Angriff gegen die Vermögenlehre im Allgemeinen. Hier schadet er nur seiner guten Sache durch die Einmischung mancher Vorwürfe, denen diese Lehre durch bisher schon vielfach angewandte Hypothesen leicht ausweichen kann. Klagt er dieselbe z. B. wegen der, durch sie gesetzten abspringenden Wirksamkeit der Vermögen an, in Folge deren dasselbe Vermögen jetzt thätig und scharf, ein anderes Mal höchst schläfrig und stumpf seyn solle: so kann man sich auf die Angemessenheit oder Unangemessenheit der Anregung, oder auch im Allgemeinen auf die Veränderlichkeit alles Irdischen berufen, der ja die Seelenvermögen auf keine Weise entnommen seyn sollen. Eben so leicht ist die Rechtfertigung gegen die bald darauf folgende Anklage. Wenn Vermögen angenommen werden, sagt er, so sollte man denken, Gedächtniß sey Gedächtniß, Verstand sey Verstand; durch das eine werde es im Namen aller geübt, es habe eine Gewalt überhaupt, und zeige seine Macht in allen Dingen, die nur in seinen Bereich fallen können. Wie stimmt es also damit, daß das Gedächtniß nur für gewisse Gegenstände stark seyn soll (etwa nur für Geschichte, oder Sprachen, oder Musik), das Urtheil nur über diese Klasse von Gegenständen fertig urtheilen, das Gefühl nur für solche Dinge fein seyn, für andere aber höchst roh? — Was hindert aber die Vertheidiger jener Ansicht, wenn sie einmal überhaupt solche Kräfte angenommen, wie die allgemeinen Ausdrücke: »Verstand, Gedächtniß« ꝛc. bezeichnen, dieselben zugleich so organisirt zu denken, daß sie im Verhältnisse zu verschiedenen Gegenständen verschiedene Beschaffenheiten annehmen, und für die Auffassung des einen sich wirksamer, als für die des anderen, zeigen können? Mehr trifft den wahren Punkt, was er S. 32 über den Mangel an Anschaulichkeit erinnert, an wel-

chem die gewöhnliche Lehre überall leide, wo es eine Erklärung der Wirksamkeit der Vermögen gelte. »Es soll etwas gegeben werden, welches Gegenstand des Denkens wird. Auf welche Weise regt dieß den Verstand aus seinem Schlummer auf? Für die Begierde soll die Phantasie operiren; wie wirkt nun das Begehrungvermögen auf das Vermögen der Phantasie, um es in Thätigkeit zu setzen, und zwar in eine genau entsprechende Thätigkeit? Man bedarf einer Notiz, die im Gedächtniß aufbewahrt ist; wie wird die Erinnerung als Vermögen bestimmt, und so bestimmt, daß sie das Gesuchte finde, obgleich es jetzt völlig verdunkelt ist?« Auf alle diese Fragen weiß man nichts, oder nur in bildlichen, und also unwissenschaftlichen Ausdrücken zu antworten; und »was man für Gesetze ausgegeben hat, sind roh und tumultuarisch aufgelesene, zum Theil mißverstandene empirische Bestimmtheiten, über deren Zusammenhang, ja über deren Eigenthümlichkeit für ein gewisses Vermögen man nicht das Geringste weiß.« Auch deutet der Verfasser (S. 31) richtig auf das Falsche in der Hypostasirung des allgemeinen Begriffes einer Masse von Erscheinungen hin, den man dann zum Quell derselben mache: eine Hindeutung, die wohl eine genauere Ausführung verdient hätte. Aber alle diese Anklagen treffen (wie man leicht einsieht) nicht die Lehre von inneren Vermögen, als Grundlagen der bewußten Seelenentwickelung, im Allgemeinen, sondern nur die bisherige Vermögenlehre, welche zahlreichen Gruppen gleichartiger Erscheinungen Ein gemeinsames Vermögen zum Grunde legt. Dabey hätte immer noch jede einzelne Seelenthätigkeit aus einem einzelnen Vermögen abgeleitet werden müssen. Das Einzige, was die Vermögenlehre im Allgemeinen treffen würde, ist die Anklage (S. 34), daß sie der Einheit der Seele widerspreche. »Die Seele ist eine Einheit, nicht ein System, eine Vielheit von Wesen... Soll sie nun eine Einheit bleiben, so dürfen nicht verschiedene Prinzipe in ihrer Unvereinbarkeit in ihr bestehen, sonst ist sie eine Vielheit. Verschiedene Prinzipe bilden ein eben so vielfaches Wesen« ꝛc. Aber würde dieß etwa bey des Verfassers Hypothese vermieden werden, nach welcher alle Thätigkeiten der Seele Vorstellungen sind, und bey ihrem Entschwinden aus dem Bewußtseyn als verdunkelte, künftig reproduzirbare Vorstellungen in ihr verharren? Sind die vielen Vorstellungen weniger viele, als die vielen Vermögen? Und wer sagt denn, daß die vielen Vermögen als unvereinbare Prinzipe in der Seele bestehen, daß sie nicht vielmehr bewußt oder unbewußt, in dem innigsten Verbande mit einander stehn, und zu Einem Seyn sich durchdringen sollen; welches wir dann einfach nennen in der Bedeutung, in welcher

dies Wort dem Materiellen entgegen steht. Daß der Begriff »einfach« hier keine andere Bedeutung haben könne, lehrt einem Jeden die Erfahrung jedes Augenblickes auf das Augenscheinlichste *).

Die Hauptgesichtspunkte für die, auf dem jetzigen Entwickelungspunkte der Psychologie, so außerordentlich wichtige Streitfrage über die Vermögenlehre sind ganz einfach folgende. Die Psychologie, als Wissenschaft, soll (wie jede wissenschaftliche Naturlehre) nicht bloß Erscheinungen sammeln, sondern auch erklären. Hiezu nun ist es unumgänglich nothwendig, daß sie die gesammelten Erscheinungen in einen stätigen Zusammenhang setze: denn an und für sich findet sich ein solcher stätiger Zusammenhang unter den Erscheinungen unseres Seelenseyns nicht: indem ja die bewußten, und das heißt doch die allein für uns wahrnehmbaren, Seelenentwickelungen in jedem Augenblicke mit dem Unbewußtseyn wechseln, und also ihr Zusammenhang in jedem Augenblicke unterbrochen wird. Die fehlenden Glieder dieser großen Kette muß demnach die Psychologie ergänzen; und das Verfahren der Vermögenlehre ist daher im Allgemeinen durchaus nicht zu tadeln, wie es von dem Verfasser (Thl. I. S. 12) charakterisirt wird: »Indem Erscheinungen zwar zu einer Zeit sich vorfinden, zu einer anderen aber nicht, substituirte man ihnen ein Vermögen, gleichsam eine schlummernde Kraft, die der Erregung bedürfe, und sich alsdann in ihren Wirkungen offenbare. Die Erscheinungen scheinen eine Ungleichartigkeit darzustellen, und sich durch diese in verschiedene Massen zu vertheilen; daher hielt man sich überzeugt, mehrere Vermögen annehmen zu müssen.« — Diese Vermögen, diese schlummernden Kräfte sind freylich nur Hypothesen, und müssen dieß stets bleiben: denn das unbewußte Seelenseyn kann nie von uns wahrgenommen, nie also diese Hypothese durch die Erfahrung bestätigt werden. Aber sie sind nothwendige Hypothesen (denn aus nichts kann nun einmal in der Natur nichts werden); und durch diese Nothwendigkeit ist uns ihre wirkliche Existenz vollständig verbürgt. Die Frage ist nur in jedem einzelnen Falle: was, und in welcher Beschaffenheit man als schlummernde Kraft zu setzen habe; und dieß kann allein aus der genauesten Vergleichung der Erscheinungen erhellen; und nur denjenigen Hypothesen, welche durchaus nichts, als das durch diese nothwendig Bedingte annehmen, können wir eine wissenschaftliche Gültigkeit zugestehen.

*) M. vgl. das hierüber in diesen Jahrbüchern Band XXVIII. S. 58 Erinnerte.

In dieser Beziehung ist denn allerdings die bisherige Vermögenlehre zu verwerfen, vorzüglich zweyer Erschleichungen wegen, welche sie sich in ihrem ganzen Umfange ohne alles Bedenken erlaubt hat. Einmal nimmt sie für große Massen gleichartiger Seelenthätigkeiten ein gemeinsames Vermögen an. Aber die Erfahrung zeigt uns durchaus nicht alle Seelenthätigkeiten, die eine Einbildung, oder die ein Verstehn, oder die ein Fühlen ꝛc. in sich enthalten, in so unmittelbarer Verbindung, daß wir dadurch berechtigt wären, dieselben aus Einem Vermögen (Einbildungskraft, Verstand, Gefühl ꝛc. genannt) abzuleiten; vielmehr sind Seelenthätigkeiten von allen diesen Gattungen eben sowohl mit Seelenthätigkeiten anderer Gattungen, als unter sich, unmittelbar verbunden. Zweytens ist es durchaus nicht der Erfahrung gemäß, die so oder anders angenommenen Vermögen rein deßhalb, weil sie einmal in der Seelenentwickelung sich äußern, als ursprünglich angeboren zu setzen. Nach der Erfahrung kann der Säugling nichts verstehn, über nichts urtheilen oder vernünftig denken, ja nicht einmal irgend etwas wahrnehmen (in der Bedeutung, wie wir bey Erwachsenen von Wahrnehmungen sprechen): was berechtigt uns also, dem zum Leben erwachenden Kinde, weil es künftig einmal verstehen, urtheilen, vernünftig denken, wahrnehmen wird, Verstand, Urtheilskraft, Vernunft und Wahrnehmungvermögen als ursprünglich angeboren beyzulegen? — In diesen beyden Punkten also, ist die bisherige Vermögenlehre einer Korrektion bedürftig. Was den ersten betrifft: so darf man nur für die einzelnen Seelenthätigkeiten, und für die Verbindungen, welche die unmittelbare Erfahrung augenscheinlich nachweist, Vermögen oder schlummernde Kräfte annehmen. Und was der Seele ursprünglich angeboren sey (denn, daß ihr überhaupt ursprünglich angeborene Vermögen zukommen, ist keinem Zweifel unterworfen, da sie ja sonst ein leeres Nichts seyn würde), bedarf einer genaueren und sorgfältigeren Untersuchung, als man bisher darauf gewandt hat. Durch rückgängige Konstruktionen, von dem in der Erfahrung unmittelbar Gegebenen aus, und nach den aus der Erfahrung klar erkannten Gesetzen, muß man zu denjenigen Entwickelungen vorzudringen suchen, von welchen uns alle unmittelbare Erfahrung versagt ist: auf dieselbe Weise, wie der Astronom bestimmen kann, um welche Zeit die Sonne an diesem oder jenem bestimmten Tage 500 Jahre vor Christi Geburt aufgegangen ist, auch wo ihm keine Ueberlieferung darüber Aufschluß ertheilt. Ist aber auch aus diesen Gründen die bisherige Vermögenlehre zu verwerfen: so bleibt doch die Vermögenlehre im Allgemeinen dadurch unangefochten. Wir

haben vorher gezeigt, wie die Psychologie, als Wissenschaft, sie durchaus nicht entbehren kann; und auch der Verfasser kann sich ihrer in seinen Entwickelungen nicht entschlagen. Oder bezeichnet wohl, wenn er Thl. I. S. 4 die Psychologie erklärt, als »die Wissenschaft vom Wesen und Ursprung der inneren Erscheinungwelt, sofern sie allgemein ist, und ihres Substrats,« das Wort »Substrat« etwas Anderes, als was man allgemein »Vermögen« nennt? Wozu der neue Ausdruck, wo wir einen passenden alten besitzen? In vielen Fällen zwar kann es zweckmäßig, ja zur Vermeidung von Mißverständnissen nothwendig seyn, für einen Begriff, der durch eine nöthige Korrektion gewissermaßen ein neuer geworden ist, auch ein neues Wort zu bilden. Aber hier sind, nach gehöriger Verständigung über die Korrektion, keine Mißverständnisse zu besorgen; und der zu bezeichnende Begriff wird gerade durch das Wort »Vermögen« (ein, als unbewußt wirkliches Seelenseyn, welches die Möglichkeit zur Ausbildung eines bestimmten bewußten Seelenseyns in sich enthält) sehr passend ausgedrückt: indem dieses Wort unmittelbar auf die innige Beziehung hindeutet, welche sich in jedem Augenblicke zwischen dem bewußten und dem unbewußten Seelenseyn geltend macht. Die Erklärung nämlich, welche wir von der Psychologie, als Wissenschaft fordern, besteht ja vornehmlich darin, daß sie uns auf der einen Seite für jede bewußte Seelenentwickelung das Vermögen, oder das unbewußte Seelenseyn, aus welchem, und die Art wie, jene hervorgegangen ist; und auf der anderen Seite für jedes unbewußte Seelenseyn, oder Vermögen, entweder seine Ursprünglichkeit, oder die bewußte Seelenentwickelung nachweise, von welcher es bey ihrem Unbewußtwerden zurückgeblieben ist. Diese innige Beziehung tritt in dem Ausdrucke »Substrat« nicht so klar hervor: ein Mangel, welcher sich nicht nur im Sprachgebrauche, sondern auch in der Theorie des Verfassers zeigt, indem er bey weitem nicht so viel zur Erklärung der Seelenerscheinungen beybringt, als ihm die stete Verfolgung jener innigen Beziehung dargeboten haben würde. Aber das hängt mit andern Eigenthümlichkeiten seiner Ansicht zusammen, welche wir erst später charakterisiren können.

An die Stelle der verworfenen Methode will nun der Verfasser eine neue setzen. Was er in der Einleitung zur Bezeichnung derselben, im Gegensatze gegen die frühere beybringt, ist leider in einer großen Dunkelheit gehalten. Zuvörderst verlangt er S. 4. ff.. daß »die ganze Psychologie rationell sey.« In der empirischen Psychologie, wenn sie sich nicht überschreiten wolle, könne das Vorhandene, sofern es allgemein angenommen werde, nur nach seinem Erscheinungscharakter aufgefaßt, und in

seinen Erscheinungbeziehungen dargestellt werden. Das aber sey nicht Philosophiren. Die Erkenntniß des Wesens und des Ursprunges der Erscheinungen entzögen sich beyde der Empirie, »weil diese nur im Zusammengesetzten und Verschlungenen wohne, und nie zu den Elementen hinabsteigen könne.« Nun aber gehöre nicht allein das vorausgesetzte Substrat, sondern auch die Erscheinungen selbst der Lehre vom realen Wesen an; die Lehre vom realen Wesen überhaupt aber sey die Metaphysik, der demnach die Psychologie als integrirender Theil angehöre, dergestalt, daß sie mit den übrigen metaphysischen Wissenschaften zum Ganzen der Metaphysik sich vereinige. — Die Ausdrücke »rationell« und »empirisch« sind in den verschiedenen Wissenschaften, für welche dieser Gegensatz Statt findet, und von verschiedenen Forschern, so verschieden gebraucht worden, daß der Streit darüber nur zu leicht in einen bloßen Wortstreit ausartet. Rec. aber sieht durchaus nicht ein, warum die höhere Empirie, welche man auch wohl, mit einem vermittelnden Ausdrucke, rationelle Empirie genannt hat, nicht solle über die Erscheinungen hinaus zu gehn, nicht das Zusammengesetzte in seine einfachen Elemente zu zerlegen, und so das Wesen und den Ursprung desselben zu erkennen im Stande seyn. Die Hauptfrage ist nur, wobey die Forschung beginne, und was für dieselbe entscheidende Gewalt haben solle; und da ist denn Rec. der festen Ueberzeugung, daß Anfang und entscheidende Gewalt für die Psychologie durchaus nur der Erfahrung gebühren. Jede nicht auf das Zeugniß dieser gegründete, sondern aus der Metaphysik, oder, wie Rec. lieber sagen will, aus einer von der Erfahrung unabhängigen Spekulation entlehnte Entscheidung muß die psychologische Forschung, so wie überhaupt jede Naturforschung, nothwendig verwirren und verfälschen *). Die Wahrheit dieses Urtheils werden wir bey der genaueren Charakteristik der vom Verfasser aufgestellten Lehre nur zu deutlich bestätigt finden.

Zur spezielleren Bezeichnung der vom Verfasser erwählten Methode findet sich in der Einleitung nichts, als S. 43 (nach der Erinnerung, daß bey einer sich erst bildenden Wissenschaft die analytische Methode vorzuziehen sey, weil sie mehr Ueberzeugung gewähre) die Worte: »Bey dem Zusammengesetzteren anzufangen, wäre verkehrt, denn das Zusammengesetztere ist gegründet in dem Einfacheren. Also mit den einfachsten Erscheinungen, die keine anderen voraussetzen, muß begonnen werden.

*) Dieß findet man ausführlich erörtert in der Vorrede zu des Rec. »Beyträgen zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde.«

Diese einfachsten Erscheinungen haben eine gewisse Bestimmtheit. Diese Bestimmtheit bildet eine nothwendige Voraussetzung für sich selbst, die sich in jeder Erfahrung bestätigen muß. Diese nothwendige Voraussetzung ist der Erklärungsgrund für die Erscheinnng. Beydes, die Erscheinung und ihr Erklärungsgrund, führen hin zu einer nächsteinfachen Erscheinung, deren Voraussetzung durch die gewonnene erste schon Hülfe erhält, und so fort, bis auf diesem heuristisch-analytischen Wege der Cyklus der inneren Erscheinungen durchlaufen ist.« Rec. kann in dieser Erklärung nichts finden, was nicht von den Vertheidigern der Vermögenlehre, ja selbst von den Anhängern der gewöhnlichen Vermögenlehre, unbedingt unterschrieben werden könnte. Von den einfachsten Erscheinungen, von den sinnlichen Wahrnehmungen, fing man an, schritt dann zu den Einbildungvorstellungen, welche Reproduktionen jener sind, dann zu den aus diesen gebildeten Begriffen fort, und so immer weiter von jeder Erscheinungsgruppe zu der nächst einfachen; und die Vermögen sollten nichts anders seyn, als was der Verfasser »nothwendige Voraussetzungen« nennt. Von dieser Erklärung im Stiche gelassen, müssen wir also das Eigenthümliche der vom Verfasser aufgestellten Theorie in dieser selbst aufsuchen.

Die gesammte Untersuchung zerfällt ihm in sieben Hauptabtheilungen. Die erste (Thl. I., S. 46 — 79) handelt von den »allgemeinen Bestimmungen der Vorstellungen,« die zweyte (S. 80 — 134) von der Reproduktion, die dritte (S. 135 — 235) vom Denken, die vierte (S. 236 — 282) von der »äußeren und inneren Anschauung durch Anschauungbegriffe.« Im zweyten Theile werden in der fünften Abtheilung (S. 1 — 167) das Gefühl und der Affekt, in der sechsten (S. 168 — 261) das Begehren und die Freyheit, in der siebenten endlich (S. 262 — 281) die Zustände erläutert. — Wir heben, ehe wir den Inhalt dieser Abschnitte im Einzelnen angeben, einiges Allgemeine zur Charakteristik der Ansicht des Verfassers hervor; und zwar dasjenige, was für ihren wissenschaftlichen Charakter, und demgemäß für das Gelingen oder Mißlingen der behandelten Aufgabe von besonderer Wichtigkeit ist.

Zwey Klippen sind es besonders, vor denen auf dem jetzigen Entwickelungspunkte der Psychologie ein Forscher sich zu hüten hat, welcher durch eine klare Einsicht des Ungenügens der bisher befolgten Methode zu einer Bearbeitung dieser Wissenschaft nach einer neuen geführt worden ist. Die eine, daß er unwillkürlich zu der bisherigen Denk- und Anschauungweise zurückgezogen werde, die uns nun einmal von der frühesten Jugend an so anklebt, daß es überaus schwer hält, sich ganz von

ihr loszumachen. Die andere, daß er sich durch den Einfluß der in der neueren Zeit aufgestellten spekulativen Systeme zu Annahmen verleiten lasse, welche nur in dem zeitlich-beschränkten Gedankengange ihrer Urheber, nicht in der Natur des darzustellenden Gegenstandes begründet sind.

Die erste dieser Klippen hat unser Verfasser größtentheils glücklich umschifft. Nicht abstrakte Massen oder Vermögen, sondern einzelne oder mit einander verbundene Vorstellungen läßt er mit und gegen einander wirken. Zuweilen freylich finden sich Ausdruckweisen, wie Thl. II., S. 68: »Das Alte setzt die Phantasie nicht sonderlich in Bewegung; es werde ein besonderer Drang erfordert, es sich gefallen zu lassen. Das Neue dagegen regt die Phantasie an« ꝛc.; und Thl. I., S. 122: »Wie nämlich bey der größeren Gleichförmigkeit der Dinge so manches nicht mehr die Aufmerksamkeit erregen kann.« Aber dieß sind Einzelheiten, welche wir dem Verfasser nicht anrechnen wollen. Weit mehr kann man ihn eines anderen Fehlers der bisherigen Vermögenlehre anklagen, daß uns nämlich seine Erklärungen keine rechte Anschaulichkeit für dasjenige geben, was in den psychischen Entwickelungen eigentlich geschieht. Wenn er z. B. Thl. I., S. 157 bey der Erläuterung der Denkentwickelungen sagt: »Aber das Vorangehende hat seine Bestimmtheit, oder die ganze Reihe hat ein bestimmtes Ziel. Das Folgende muß also, je wie die Bestimmtheit und Bedürftigkeit des Vorangehenden war, ein dieser angemessenes Verhältniß geben, oder dem Ziele zuführen«: so wird uns aus diesen Worten, so wie aus dem Vorangehenden und Folgenden nicht klar, worin dieses »bestimmte Ziel« der Gedankenreihe in den gegenwärtigen Gedanken sich ausdrücke, durch deren Beschaffenheit doch der Charakter der Entwickelung bestimmt wird. Thl. II., S. 31 heißt es: »Die Verstimmung hat oft zu viel mit ihren Beziehungen zu thun, um zu dem Streben, sich aufzuheben, gelangen zu können. Wären aber jene erschöpft, und auf sich selbst hingewiesen, so würde sie sich auch aufheben wollen, sofern sie noch rein unangenehm wäre.« Wie aber sollen wir uns wohl ein Streben irgend eines Seyenden, sich selber aufzuheben, denken? Muß nicht vielmehr, für die Aufhebung jedes Seyns, stets ein anderes, ihm irgendwie entgegen strebendes angenommen werden? Und müßten nicht wenigstens, wenn in dem Zustande, welchen wir Verstimmung nennen, Aufhebendes und Aufzuhebendes mit einander verbunden wären, diese zwey von einander verschiedene, und in gewissem Maße außer einander existirende Seelenthätigkeiten ausmachen? — Eben so, wenn der Verfasser Thl. II., S. 49 die Jovialität erklärt, als eine in

Gesellschaft mit Anderen so vorherrschende Heiterkeit, »daß sie die geistige Thätigkeit zu ihrer eigenen Verstärkung determinirt, aber mit Bewußtseyn, und ohne in der Vorstellungweise, die sie herbeyführt, gefangen zu seyn, es sey in der Ansicht oder im Gefühle:« so haben wir keine Anschaulichung dafür, wie ein Seelenzustand sich selber zu seiner eigenen Verstärkung determiniren könne: die doch, als Steigerung seines Seyns, nothwendig das Hinzukommen und die Aneignung eines anderen Seyns voraussetzt. Thl. I., S. 91 lesen wir bey der Erläuterung des Satzes, daß die Aehnlichkeit der Vorstellungen für ihre Reproduktion wirke: »Ueberhaupt kommt es immer auf die gegenwärtige Fassung an, welches als ein ähnliches gelten werde. Wird ein Thurm vorzugsweise nach seiner Höhe gefaßt, so werden dadurch die Vorstellungen von gleich hohen, oder beynahe gleich hohen Thürmen reproduzirt werden.« Aber was ist dies Fassen in dem Seyn der Vorstellung? Dieser und ähnliche Ausdrücke sind bildliche, und als solche in der Sprache des gesellschaftlichen Lebens sehr wohl zu verstatten nnd vollkommen richtig; die Wissenschaft aber muß, die bildliche Parallele fallen lassend, zu der Sache selbst vordringen, und bey der Entwickelung der psychischen Erscheinungen unmittelbar das seelenartige Geschehen uns vor Augen legen. Für die von ihr anzuwendenden Prädikatbegriffe eine eben so unverbrüchliche Regel, als für ihre Subjektbegriffe die Regel, nur das wirklich als Substanz in der Seele Gegebene unter dieser Kategorie aufzuführen.

Weit weniger, als vor der erstgenannten Klippe, hat unser Verfasser vor der zweyten, vor dem Einflusse der neueren spekulativen Ansichten, sich bewahrt. Vielmehr greifen diese sehr nachtheilig in seine Theorie ein, was wir nun zunächst ausführlicher in Betracht ziehen müssen.

Unser Verfasser hat von Herbart den diesem von Fichte vererbten Idealismus *) angenommen. Er beginnt die erste der oben bezeichneten Hauptabtheilungen mit einer ausführlichen Untersuchung über die Natur des Bewußtseyns: in welcher er, nach manchen dialektischen Bewegungen, zu dem Satze kommt, das Bewußtseyn sey die wirkliche Vorstellung selbst, in wiefern dieselbe unterscheidbar gegeben, und der organischen Begleitung theilhaftig sey. Außer Vorstellungen also gibt es in der Seele nichts Bewußtes; das gesammte Seelenseyn geht in bewußten oder unbewußten Vorstellungen auf; daher denn auch der Verfasser (Thl. II., S. 2) alle Gefühle für Vorstellungen,

*) Vgl. den XXVIII. Band dieser Jahrbücher, S. 48. ff. u. S. 60. f.

und (ebendaſ. S. 169) die Begierde als »ein Vorgeſtelltes erklärt, welches ſich gegen die Verdrängung wehre, bis es ſeine Ergänzung an ſich genommen habe.« — Wir laſſen die Richtigkeit und Unrichtigkeit dieſer Behauptung für jetzt dahin geſtellt, da dieſelbe ſchon an einem anderen Orte *) unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch genommen hat. Hier heben wir einen anderen wichtigen Punkt hervor. Nach dem Bewußtſeyn der geſunden Menſchenvernunft nämlich, ſo wie nach den meiſten pſychologiſchen Theorien, ſind die rein innerlich erzeugten Vorſtellungen keine urſprünglichen Seelenthätigkeiten, ſondern Reproduktionen der Wahrnehmungen, welche der menſchlichen Seele durch die Aufnahme und Aneignung äußerer Reize entſtehen. Davon aber will unſer Verfaſſer nichts wiſſen. Nach ihm »nimmt der äußere Sinn bekanntlich nichts wahr (Thl. I., S. 48); wir ſind (ſo viel Mühe es auch koſten mag, dieſe Anſicht »gegen den ſteten, nicht weichenden Schein an jeder Betrachtung feſt zu halten«) »ganz und gar in unſeren Vorſtellungskreis eingeſchloſſen« (ebendaſ. S. 270); und unſer Bewußtſeyn wächſt extenſiv durch philoſophiſche Beſinnung, »ſofern wir erkennen, daß die ganze Außenwelt nur unſere Vorſtellung iſt« (ebendaſ. S. 277). Daher denn auch der Verfaſſer die Wahrnehmung (ebendaſ. S. 281), ſubjektiver Weiſe, als die Aufnahme und Anknüpfung der Beſtimmtheit gewiſſer Vorſtellungen durch andere Vorſtellungen, objektiver Weiſe, als die Vorſtellung erklärt, welche gegeben ſcheint, deren Beſtimmtheit zu verändern alſo nicht in unſer Gewalt ſey; weßhalb die Traumvorſtellungen nur ſo lange Wahrnehmungen ſchienen, als der Traum dauere, dann aber dieſer Schein zerſtört werde, indem die Vorſtellungen des Wachens durch die Reproduktionen größere Hülfen hätten. Ueberall werden demnach zur Unterſcheidung der Wahrnehmungen von den Einbildungvorſtellungen rein innere Merkmale angegeben: die Aufnahme äußerer Reize durch ein urſprüngliches Wahrnehmungsvermögen, als durchaus unzuläßig, ausgeſchloſſen. — Dieſe idealiſtiſche Anſicht aber iſt keineswegs gleichgültig für die pſychologiſche Erklärung; vielmehr wird die letztere ſchon hiedurch allein in ihrem innerſten Nerv abgeſchnitten. Denn den urſprünglichen Wahrnehmungsvermögen kommt eine (ſowohl bey einem und demſelben Menſchen in dem Verhältniſſe der verſchiedenen Sinne zu einander, als bey verſchiedenen Menſchen) individuell beſtimmte Kraft, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit zu; und theils durch dieſe, theils

*) In der Recenſion von Herbarts Lehrbuch der Pſychologie, im XVIII. Bande dieſer Jahrbücher, ſo wie in der Rec. der Schriften von Krug und Richter über das Gefühlvermögen.

durch ihr Verhältniß zu den aufgenommenen Sinnenreizen, wird der Charakter der sinnlichen Wahrnehmungen und sinnlichen Empfindungen bestimmt: der sich dann über die gesammte Seelenentwickelung fortpflanzt, indem ja aus der Reproduktion der Wahrnehmungen die Einbildungvorstellungen und die gewöhnlichen Vorstellungen, aus diesen die Begriffe, und so weiter fort eine große Anzahl von zusammengesetzteren Seelenbildungen, hervorgehen. Auf alle diese Erklärungen muß der idealistische Psychologe verzichten: die einzelnen Vorstellungen sind ihm an und für sich qualitätlose Seelenbildungen, über deren Ursprung er weiter keine Aufklärung suchen und geben kann. Diese Mangelhaftigkeit muß sich dann auch auf die Erläuterung aller übrigen Seelenentwickelungen ausbreiten. Die einfachen Gefühlunterschiede beruhen ja ganz auf den angegebenen Verschiedenheiten der Uranlagen und auf den verschiedenen Verhältnissen der Reize zu denselben *); fallen also diese Momente weg, so kann es überhaupt keine Gefühlbeschaffenheiten einzelner Seelenthätigkeiten geben, sondern das Gefühl muß ganz auf äußere Verhältnisse und auf die Modifikationen der Zusammengesetztheit der Thätigkeitmassen zurückgeführt werden: wie dieß auch in dem vorliegenden Werke geschieht. Noch verwirrender und verfälschender muß der Idealismus in die Lehre von den Begehrungen eingreifen. Denn das Verhältniß der Lustbegehrung zu dem Zustande der Befriedigung besteht ja nach dem Bewußtseyn der gesunden Menschenvernunft darin, daß der letztere Zustand die Erfüllung mit den Reizen enthält, die in jenem mangeln, und also von ihm erstrebt werden; für den Idealisten aber gibt es solche Reize, und eine solche Erfüllung, gar nicht; Mangel und Ergänzung demnach können nur innerlich bedingt seyn. Dem aber widersprechen die augenscheinlichsten Erfahrungen: an welchen mithin so lange gedreht und gedeutet werden muß, bis sie sich der idealistischen Annahme fügen. Die Erklärung, welche unser Verfasser über die Natur der Begierde gibt, haben wir schon früher angeführt. Die Bewegung der Begierde (heißt es dann in der weiteren Entwickelung) ist die Reproduktion und Produktion der Mittel, durch welche die Hindernisse zwischen ihr und ihrer Ergänzung, oder ihrem vollkommenen Hervortreten zum Weichen gebracht werden. Thl. II., S. 170 führt er dieß in einem einzelnen Beyspiele aus. »Es soll die bestimmte Begierde des Durstes entstehen, der Durst ruft die Vorstellung des Tranks; dieses Vorgestellte bedarf noch eine Ergänzung, die es im Gefühle des Genusses hat. Die Vor-

*) Dieß findet man ausgeführt in des Rec. »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle,« S. 63. ff.

stellung des Tranks wird also durch das Verhältniß der Ergänzung zu dem unangenehmen Gefühle, welches gegenwärtig ist, getragen; sie reproduzirt die Mittel, wie man zu dem Trank gelange, und bewegt sich so gegen die Ergänzung, nämlich den Genuß. Hat man die Ergänzung gefunden, wird das tragende unangenehme Gefühl gestillt, so ist die Befriedigung gegeben.« Aber bedarf es wohl, um zu diesem Ziele zu gelangen, bloß einer Reproduktion des in der Seele Festgehaltenen? nicht einer neuen Aufnahme der Reize, welche, durch ihr Entschwinden, die Lustempfindung in eine Lustbegierde verwandelt haben? Wie oft wird die Befriedigung einer Begierde mit der höchsten Gewißheit von uns erwartet, in uns selbst also finden sich durchaus keine Hindernisse für die vollkommenste Reproduktion des irgend in uns reproduzirbar Gegebenen, und dennoch bleibt diese Befriedigung aus; so wie sie auf der anderen Seite nicht selten ganz unerwartet eintritt, also bey großer Unvollkommenheit der für sie geeigneten Reproduktionen. Bey jedem Schritte also geräth hier der Idealismus mit den augenscheinlich vorliegenden Erfahrungen in Widerspruch. — Gleich unbrauchbar zeigt er sich endlich (um unter Vielem nur noch Eines anzuführen) für die Erklärung der verschiedenartigen Anlagen und Talente, inwiefern dieselben nicht erst durch spätere Entwickelungen geworden, sondern ursprünglich angeboren sind. Denn ursprüngliche Seelenvermögen kennt er ja nicht, außer den, in dieser Beziehung qualitätlosen, einzelnen Vorstellungen. Alle jene Anlagen also muß unser Verfasser, so wie Herbart, entweder gezwungen auf gewisse Eigenthümlichkeiten der Entwickelung, oder auf Körperbeschaffenheiten zurückführen: wie er denn z. B. die Natur der Dummheit (Thl. I., S. 218) nicht aus einer psychischen Unvollkommenheit, sondern aus »physiologischen Ursachen« ableitet, nämlich aus »einer so matten organischen Begleitung, daß die Vorstellungen dadurch an bestimmter Gestaltung und Wirksamkeit gehindert werden.«

Man kann den Grundirrthum dieser idealistischen Behandlung der Psychologie nicht unpassend in eine Verwechselung des logischen Standpunktes mit dem psychologischen setzen. Auf jenem freylich betrachten wie die Vorstellungen als rein innerliche Bildungen; nur die zwischen ihnen, als solchen, Statt findenden Verhältnisse interessiren uns; und es ist uns gleichgültig, ob sie aus Elementen stammen, für welche die Mitwirkung eines äußern Seyns nöthig war. Auf dem psychologischen oder naturwissenschaftlichen Standpunkte aber ist uns dieß keineswegs gleichgültig: denn hier gilt es ja ein Ableiten und Begreifen der zusammengesetzteren Seelenbildungen aus ihren einfachsten Ele-

menten, und wir müssen uns also dieser, so wie ihrer eigenthümlichen Beschaffenheiten, auf das Bestimmteste bewußt zu werden suchen. So nachdrücklich sich aber auch unser Verfasser selber, in der Vorrede und an mehren anderen Stellen, gegen die Verwechselung dieser beyden Standpunkte erklärt: so geht dieselbe doch durch die ganze Grundlage seiner Wissenschaft hindurch. Für die logischen Verhältnisse ist es gleichgültig, wenn eines und dasselbe Denken mehrfach in der Seele gegeben ist; denn logisch ist es eben in diesen mehrfachen Bildungen nur eines und dasselbe. Daher denn, wenn wir uns, nach idealistischer Ansicht, die Vorstellungen als ursprünglich fertig gegeben denken, eines und dasselbe Vorstellungselement nur einmal in der Seele vorhanden seyn, und, da die Vorstellungen durch alle Seelenentwickelungen, an und für sich keine Veränderung erleiden, auch nicht öfter entstehn kann *). Wird also eine Wahrnehmung zum zweyten Male in uns erzeugt, so ist dieß keine neue Vorstellung, sondern eben die bey der ersten Wahrnehmung in uns hervorgetretene. Daher es der Verfasser (Thl. I., S. 90) »seltsam« finden muß, »daß dieselbe Vorstellung, die noch nie von uns reproduzirt seyn, sondern gleich wieder als Wahrnehmung gegeben werden soll, uns bekannt sey,« oder vielmehr (denn das meint der Verfasser eigentlich) die alte neben der neuen als eine andere uns bewußt werden könne; und weiß sich nur dadurch zu helfen, daß er sich auf Nebenbestimmungen beruft, die damals anders, als jetzt, hätten gegeben seyn können. Aber demungeachtet begreift man nicht, wie diese beyden (doch überwiegend, und in manchen Fällen unstreitig völlig) gleichartigen Vorstellungen, als zwey von einander gesonderte Seyende dem Bewußtseyn unzweifelbar sich kund geben können. In noch größere Verlegenheit geräth der Verfasser bey der Erklärung des Denkens, wo ja z. B. in einem Schlusse drey gleiche Vorstellungselemente in drey verschiedenen Seelenbildungen (dem Oberbegriffe, dem Mittelbegriffe und dem Unterbegriffe) sich finden Da heißt es denn Thl. I., S. 147) *): »Betrachtet man die Vorstellungen näher, auf denen das Schlußurtheil ruht, so findet sich, daß sie in der Regel nur drey sind für die Reflexion, in der That aber entweder nur zwey, oder gar nur eine. Nämlich entweder ist die vermittelnde Bestimmung in der einen, dergestalt, daß ihre Merkmale sich in dieser finden, oder ein Theil der Merkmale der einen findet sich in der vermittelnden. Oft aber findet sich die vermittelnde, sammt der anderen, in der dritten« ꝛc. —

*) M. vgl hiezu die parallele Ansicht Herbarts in diesen Jahrbüchern Band XXVIII., S. 81. ff.

Der Wahrheit nach möchte es sich wohl umgekehrt verhalten: die Vorstellungen nämlich nur für die Reflexion Eine seyn, in der That aber drey: so wie überhaupt der nach dem Bewußtseyn der gesunden Menschenvernunft gebildete Realismus hier gar keine Schwierigkeiten findet. Denn nach ihm kann ja, durch wiederholte sinnliche Anregung, das gleiche Vorstellungselement öfter entstehen; und wenn also auch eine gewisse Gruppe gleichartiger Vorstellungselemente zur Begriffbildung zusammengeflossen, und auf diese Weise in einen Begriff verwandelt worden sind, so können doch noch andere Vorstellungselemente von demselben Inhalte daneben existirt, oder später sich gebildet haben, so daß also drey oder noch mehrere zum Theil gleiche Begriffe oder Vorstellungen in der Seele angelegt sind.

Die Verwechselung des logischen Standpunktes mit dem psychologischen zeigt sich endlich noch in der, ebenfalls von Herbart entlehnten Behauptung, daß die Vorstellungen durch ihren Gegensatz einander verdunkeln. Logisch freylich können entgegengesetzte Vorstellungen nicht neben einander bestehen; für ihr psychologisches Nebeneinanderbestehen, oder ihr Nebeneinanderbestehen in der bewußten Seelenentwickelung aber bietet der Gegensatz, an und für sich, kein Hinderniß dar. Der Verfasser sucht seine Behauptung S. 56. ff. ausführlich zu begründen. »Die Bewegung der Vorstellungen (sagt er) ist ihre Erhellung und Verdunkelung, welche gleich ist ihrer Verwirklichung und Vernichtung, als wirklicher Vorstellungen nämlich.« Worin haben wir nun die Ursache der Verdunkelung einer Vorstellung zu suchen? Offenbar kann sich eine Vorstellung nicht selber verdunkeln: sie kann nur als Einheit wirken, und ist also selbst außer dem Bereiche ihres Wirkens. Sie muß also durch eine andere verdunkelt werden. Aber nicht durch eine andere als solche: denn wir sehen nicht allein mehrere Vorstellungen zusammen, sondern bey der Erinnerung wirkt selbst eine Vorstellung zur Erhellung einer anderen. Durch eine lange Reihe dialektischer Bewegungen, und durch eine ausführliche Entwickelung der mannigfachen Grade der Aehnlichkeit und Verschiedenheit, welche sich zwischen Vorstellungen finden können, gelangt dann der Verfasser S. 65 zu dem Ergebnisse, daß, wenn nicht die ähnlichen, sofern sie ähnlich sind, einander verdunkeln, die verschiedenen es seyn müssen. »Aber bey den durchaus verschiedenen ist ebenfalls nicht abzusehen, wodurch die Anfechtung geschehen sollte. Sie sind zwar verschieden, aber keine ist gegen die andere gerichtet; keine will sich an die Stelle der andern setzen, wie eine Geschmacksempfindung und eine Empfindung des Tastsinnes sehr wohl zusammenbestehen. Also müßte es bey denen seyn, die nicht bloß ver-

schieden sind, sondern auch gegen einander gerichtet, oder von denen die eine sich an die Stelle der anderen setzen will; denn ist dieses, so findet jede in der anderen ihr Aufzuhebendes. Dieses sind aber die konträren Vorstellungen, die in Einem Gegenstande nicht in derselben Hinsicht zusammentreffen können« ꝛc. — Rec. hat sich entbunden geglaubt, die dieser Beweisführung vorangehenden dialektischen Bewegungen im Auszuge zu geben, da er mit dem besten Gewissen versichern kann, daß dieselben keine weitere Unterstützung für den vorliegenden Beweis enthalten. Aber worauf gründet sich nun dieser? Offenbar auf nichts Anderes, als auf das »Gegen-einander-gerichtet-seyn,« und das war es gerade, was bewiesen werden sollte. Daß zwey konträre Vorstellungen nicht in Einem Gegenstande in derselben Hinsicht zusammentreffen können, ist freylich wahr; aber dieß ist nur ein logisches Gegeneinandergerichtetseyn, kein psychisches oder reelles. Eine Widerlegung der Behauptung, an und für sich betrachtet, hat Rec. schon an einem anderen Orte *) gegeben. Unser Verfasser aber mußte bey der Aufgabe, alle psychischen Erscheinungen zu erläutern, auf eine sehr große Anzahl solcher stoßen, die seiner Theorie geradezu widersprechen. Schon mit dem Vorigen tritt die angeführte Entwickelung in einen augenscheinlichen Widerspruch; denn für das Bewußtseyn der Vorstellungen hatte der Verfasser (Thl. I., S. 50) durchaus gefordert, daß neben einer Vorstellung andere vorhanden seyen, die irgend eine Verschiedenheit gegen sie zeigten (also konträre). »Denn eine ganz einfache Vorstellung würde ebenfalls nicht Bewußtseyn seyn, weil sie keine Grenze und Scheidung hätte, wodurch sie sich als Vorstellung kund gäbe..... Folglich wird das Bewußtseyn heller werden müssen, je bestimmter die Scheidung wird.« Dasselbe Prinzip also, durch welches das Bewußtseyn geschaffen wird, soll es auch zerstören; durch den Gegensatz werden die Vorstellungen erhellt und verdunkelt, und zwar beydes nach Maßgabe des Gegensatzes: ein Gegensatz der Ansichten, welcher unstreitig hier, wo es logische Verhältnisse gibt, auf eine Dunkelheit des Bewußtseyns, wo nicht hinwirkt, doch hindeutet. — Noch auffallender treten diese Widersprüche in der Lehre von den Gefühlen hervor. Thl. II., S. 69 sagt der Verfasser selber, indem er das Gefühl des Kontrastes entwickelt: »So entsteht Kontrast, wenn das Belebteste und Todte, das Heftige und Phlegmatische, das Zarte und Rohe, das Erhabene und Niedrige beysammen sind, oder sich unmittel-

*) Im XXVIII. Bande dieser Jahrbücher, S. 67. f.

bar folgen. Der Kontrast bringt theils durch ein Auseinanderhalten größere Faßlichkeit hervor, theils hebt ein Gegensatz den anderen, und läßt ihn in stärkerem Lichte erscheinen.« Aber sind dieß andere Gegensätze, als die einander verdunkeln sollen? Eben so wäre bey dieser Theorie durchaus nicht zu begreifen, wie Seelenbildungen vom entgegengesetzten Gefühlcharakter sich gegen einander messen, und z. B. durch das Nebeneinandertreten des sittlichen Gesetzes und einer unsittlichen Begierde ein Gefühl der moralischen Mißbilligung entstehen könnte. Die gegenseitige Verdunkelung würde es ja nicht zu einem solchen kommen lassen. — Auch die Lehre von den Bestrebungen endlich widerspricht dieser Verdunkelungtheorie in manchen, nicht unwichtigen, Punkten augenscheinlich. Wie ließe sich z. B. als möglich denken, daß, wie der Verfasser Thl. II., S. 197, im Allgemeinen richtig, bemerkt, die Leidenschaft anschwillt, wenn sie Widerstand findet, oder »die scheinbare Entfernung ihres Zieles durch das eintretende Hinderniß die Begierde nach ihm, oder das Streben, die Hindernisse zu überwältigen, desto heftiger macht?« Das eintretende Hinderniß kann sich ja doch im Inneren der Seele unstreitig nicht anders, als durch konträre Vorstellungen abspiegeln; und diese also müßten, weit entfernt, die Vorstellungen der Leidenschaft zu verstärken, vielmehr eine Verdunkelung oder Schwächung für dieselben herbeyführen.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die spekulativen Grundansichten, welche den Verfasser an einer vollständigen Lösung seiner Aufgabe hindern mußten, gehn wir nun zur Darstellung der in den einzelnen Abschnitten mitgetheilten psychologischen Entwickelungen über. Nur das ihm Eigenthümliche können wir dabey ausführlicher in Betracht ziehen, das Uebrige müssen wir uns begnügen kurz anzudeuten.

Daß die erste Abtheilung mit einer Untersuchung über die Natur des Bewußtseyns beginne, ist schon früher erwähnt worden; auch daß der Verfasser das Bewußtseyn auf das Vorstellen beschränkt, und für dasselbe eine gewisse Begrenzung der Vorstellungen durch verschiedenartige erfordert. Außerdem verlangt er, daß die bewußte Vorstellung die wirkliche, und der organischen Begleitung theilhaftig sey. Was die erstere Bedingung betrifft, so ist sie doch wohl dahin einzuschränken, daß die Vorstellung als bewußte wirklich seyn müsse (wo denn freylich die ganze Bedingung nichtssagend wird): denn wenn der Verfasser zuweilen (z. B S. 57) die Verdunkelung der Vorstellungen ihrer Vernichtung gleich zu setzen scheint, so möchte sich dem schwerlich beypflichten lassen. Die unbewußte Vorstellung

ist eben so wohl wirklich, nämlich als unbewußte; und als solche nur für unser beschränktes Wahrnehmungsvermögen nicht wirklich. Wunderlich genug, daß der eifrige Gegner der Vermögenlehre hinzufügt: »die vergangene Vorstellung ist die nur mögliche, und zwar bedingt mögliche.« — Die organische Begleitung setzt der Verfasser darin (S. 52), daß die wirkliche Vorstellung auf den Körper wirke, und in diesem gewisse Zustände hervorrufe. Sobald sie dieß durch den Zustand, in welchen der Körper geräth, nicht mehr könne, höre sie auf wirklich zu seyn, auch ohne geistige Verdrängung. Im tiefsten Schlaf und in der Ohnmacht sey zu derselben Zeit, zu welcher das Bewußtseyn entschwinde, der Körper gebunden. — Unstreitig liegt dem etwas Wahres zum Grunde; nur hätte genauer bestimmt werden sollen, wodurch denn eigentlich die organische Begleitung etwas an der Vorstellung werde, und unter welchen Verhältnissen sie mit denselben in Verbindung trete. Dann würden auch die im Folgenden darauf gestützten Erklärungen bestimmter und anschaulicher geworden seyn. Denn die Natur des Schlafes z. B. wird ja beynahe allgemein gerade darin gesetzt, daß die organische Begleitung zu stark ist, und das geistige Tönen übertönt; und auch im Wachen treten nicht selten die geistigen Thätigkeiten unvollkommen hervor, weil eine zu starke Anregung der thierischen (z. B. bey der Verdauung, bey Krankheitschmerzen ꝛc.) sie behindert. Auch die fehlende Erinnerung aus der Kindheit, die der Verfasser zunächst erläutert, möchte in dieser Theorie schwerlich ihre Stütze finden: denn bey den Kindern ist unstreitig die organische Begleitung sehr lebhaft, und läßt zugleich die verschiedenen Vorstellungen in sehr augenscheinlichen Unterschieden neben einander hervortreten.

Es folgt nun die oben kritisirte Lehre von der Verdunkelung der Vorstellungen durch ihren Gegensatz. Treffend ist die Bemerkung (S. 67), daß bey dem Hervorrufen einer Vorstellung durch den Kontrast, nicht der Gegensatz, sondern das Gemeinsame neben dem Gegensatze (der höhere Begriff, unter welchem sie zusammengehören) das Rufende sey. »Sonst würde eine blaue Uniform eben so gut an die Morgenröthe, als an eine rothe Uniform erinnern können.« — Den Grund für den, in jedem Augenblicke so beschränkten Umfang des Bewußtseyns findet der Verfasser darin, daß »bey der Verdunkelung durch die Gegensätze die Summe des wirklichen Vorstellens gegen die Summe des möglichen Vorstellens nur sehr gering seyn könne.« Nach Rec. Meinung würde diese Verdunkelung nothwendig noch weiter, nämlich zu völligem Dunkel, führen. Nach dem Folgenden ist freylich die Verdunkelung zunächst nicht eine totale Verfinste-

rung, sondern nur eine Abnahme der Helle; und der Verfasser nimmt mit Herbart an, daß zwey konträre Vorstellungen nie einander völlig verdunkeln können. Aber er fügt doch hinzu, mehre neue auf einmal kommende Vorstellungen könnten eine völlige Verdunkelung der bisherigen herbeyführen, »indem sie gemeinschaftlich gegen die bisherige Kontrarietät wirkten, und so, was die eine unverdunkelt ließe, von der anderen mit desto größerem Erfolge übernommen würde.« In diesem Verhältnisse aber steht ja die Gesammtheit der Vorstellungen auf das Vielfachste unter einander; und man sieht durchaus nicht, was unter diesem Gedränge der Gegensätze so weit den Ausschlag geben sollte, daß eine Vorstellung ganz hell, oder auch nur heller, als die übrigen würde. Nach S. 88 wird die Reproduktion im Ganzen und Großen durch die Wahrnehmung dirigirt, obgleich allerdings auch ohne Wahrnehmung durch den Lauf der Geistesthätigkeit. Aber nach dem früher Bemerkten hat ja die Wahrnehmung keinen andern Vorzug, als daß sie eine in besonderer Bestimmtheit hervortretende Vorstellung ist; und dieser hängt ja eben wieder von der Vollkommenheit ihres durch keinen Gegensatz gehinderten Hervortretens ab. So drehen wir uns im Kreise herum, ohne ein ursprünglich bestimmendes Moment. — Nach des Rec. Dafürhalten ist dieser Lehre nicht zu helfen, ehe man nicht von der Meinung abgeht, daß die bewußte Vorstellung, äußere Verhältnisse abgerechnet, völlig dieselbe sey, wie die unbewußte. Dieß wird schon durch das unmittelbare Gefühl klar genug widerlegt. Wenn eine bewußte Vorstellung zu einer unbewußten wird, so muß sie ein gewisses geistiges Element verlieren; wird sie wieder zu einer bewußten, so muß ihr irgend wie ein neues geistiges Element mitgetheilt werden. Diese Herabstimmung oder Steigerung ihres Seyns durch das Entschwinden oder Hinzukommen gewisser Elemente vermag allein eine so bedeutende Veränderung in diesem Seyn hervorzubringen; und auf eine genaue Bestimmung dieser Elemente und der Art ihrer Aneignung und ihres Verlustes müssen sich daher alle Bemühungen zur Aufklärung dieser wichtigen Lehre richten *).

Im Folgenden unterscheidet der Verfasser zwey Arten von verdunkelten Vorstellungen. Ist eine Vorstellung, abgesehen von irgend welchen Verbindungen, völlig verdunkelt und unwirksam gemacht (wo sie dann nur durch eine andere wieder gehoben werden kann): so nennt er sie eine beruhigte (S. 71). Aber

*) Rec. hat dieß ausführlicher entwickelt in seinen »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle, S. 389. ff.

eine Vorstellung kann eine ihr zugehörige Stimmung haben, indem sie auf den Körper, und dieser entsprechend zurückwirkt: ein Gefühl, welches dann, als zu ihr gehörig, als Qualität von ihr betrachtet werden kann. So lange nun diese Stimmung noch nicht überwältigt ist, werden die Vorstellungen, auch wenn sie von anderen verdunkelt werden, von ihr getragen; sie harren an der Grenze des Bewußtseyns, um sich zu heben, sobald ihnen Raum gegeben wird, und können in sofern unberuhigte heißen (S. 78). Dringen in diesem Falle andere gegen sie an, so sind sie in Spannung. Unstreitig nur mit anderen Worten, was von Herbart mit dem Unterschiede der statischen und mechanischen Schwelle *) bezeichnet wird. — Zugleich ist schon in dieser Abtheilung vorläufig von der Verbindung der Vorstellungen die Rede. Der Verfasser bemerkt sehr richtig, daß die allgemeine Bedingung der Verknüpfung das Zugleichseyn im Bewußtseyn, oder das Zugleich-wirklich-seyn ist. »Was zugleich bewußt ist, bildet, bis das Bewußtseyn sich ändert, einen Vorstellungsakt.« Wenn er aber demgemäß den Unterschied der totalen und partialen Verbindung darin setzt, daß sich jene bey völliger Unverdunkeltheit durch Gegensätze, diese bey theilweiser Verdunkelung bilde, wo sich dann nur das Unverdunkelte verbinden könne: so widerspricht dieß augenscheinlich der Erfahrung; da sich ja unstreitig die in demselben Gegenstande zugleich oder nach einander gegebenen konträren Vorstellungen noch inniger, als die, vermöge ihrer Abstammung aus verschiedenen Sinnen, gegeneinander gleichgültigen, verbinden (die verschiedenen Farben eines Gegenstandes, oder die auf einander folgenden Töne einer Melodie inniger, als Geschmack und Geruch einer Blume oder die mit jenen Tönen zugleich erzeugten Gesichtsvorstellungen von den Umgebungen, unter welchen wir sie hörten ꝛc). Alle übrigen Gründe der Schwäche einer Verbindung will der Verfasser darauf zurückführen, daß die Vorstellungen, welche sich hätten verbinden sollen, zu sehr und zu schnell verdunkelt wurden; als Gründe der Stärke der Verbindung führt er ihre öftere Wiederholung, gespannte Aufmerksamkeit, lebendiges Interesse, Begierde, größere Weile des Zugleichseyns an. Sehr richtige Bemerkungen: nur daß er es wieder an Anschaulichkeit fehlen läßt, auf welche Weise denn nun alles dieses die Verbindung verstärke, und worin diese Verstärkung das Seyn der Vorstellungen verändere. Wir verlangen nach der Nachweisung eines verbindenden geistigen Elementes, welches, indem es von jenen verstärken-

*) Vgl. den XXVIII. Band dieser Jahrbücher, S. 72 u. 77. f.

den Momenten auf die zugleich gegebenen Vorstellungen übertragen wird, eben dadurch die in der Verstärkung ihres Bandes bestehende Veränderung hervorbringt.

Die zweyte Abtheilung, »die Reproduktion« überschrieben, ist im Allgemeinen weit gründlicher, als die erste, gearbeitet, und enthält viele treffliche Bemerkungen. Nach einer Polemik gegen das Gedächtniß, als Vermögen (welche Rec., wie überhaupt die polemischen Abschnitte dieses Buches, eben nicht gelungen nennen kann), und nach Aufstellung von sechs Stufen des Vergessens, die viel Schwankendes haben, unterscheidet der Verfasser zuerst zwischen unmittelbarer und mittelbarer Reproduktion. Die erstere findet nur Statt, wenn eine Vorstellung in den Zustand der Spannung (in der vorher entwickelten Bedeutung) versetzt worden ist: sobald eine Vorstellung vollkommen beruhigt worden, kann sie nur kraft einer anderen wieder hervortreten. Zuweilen ist die Reproduktion nur scheinbar unmittelbar, wenn man sich des Helfenden als eines solchen nicht genau bewußt ist. So kommt irgend einem eine Melodie in den Kopf, ohne daß er weiß wie, da doch dieselbe durch irgend einen verwandten Ton, durch den bloßen Takt selbst, auf irgend eine Weise vernommen, gerufen seyn kann. Die Stimmung, die einer Vorstellung angehört, ist wie ein Theil von ihr zu betrachten, der, sobald nur die Gegensätze schwächer geworden sind, sie wieder hervorruft. Indeß ist wohl die Behauptung (S. 86) sehr zu beschränken, daß die Leidenschaften und der gewöhnliche Vorstellungskreis nach der Beendigung eines ungewohnten Geschäftes nicht unmittelbar, sondern durch ihre vielfachen Verbindungen mit den gewöhnlichsten Einbildungsvorstellungen wiederkehren. Unstreitig kann ihre Wiederkehr sowohl auf die eine, als auf die andere Weise Statt finden. Dagegen ist es sehr zu loben, daß sich der Verfasser gegen Herbarts Behauptung, alle verdunkelten Vorstellungen würden in ein Streben*) verwandelt, erklärt: nur von den in Spannung versetzten oder theilweis verdunkelten gelte dieß, keineswegs aber von den völlig beruhigten.

Die mittelbare Reproduktion führt der Verfasser S. 89 sehr richtig auf das allgemeine Gesetz zurück: daß die reproduzirte Vorstellung müsse mit der reproduzirenden wenigstens theilweis als Eine betrachtet werden können. In diesem Verhältnisse steht jede Vorstellung: 1) mit der ihr gleichen (ein Verhältniß, dessen Existenz freylich, wie wir oben gezeigt, nach des Verfassers idealistischer Theorie nicht wohl begriffen werden kann); 2) mit derjenigen, welche, im Gegen-

*) Vgl. den XXVIII. Band dieser Jahrbücher, S. 66. f.

satze gegen andere, vorzugweise ihren Inhalt wiedergibt, also mit der ähnlichen, und 3) mit der, welche mit ihr früher zu Einem Vorstellungakte gehörte, demnach Theil einer umfassenderen Vorstellung war, also mit der verbundnen. So ist denn die mittelbare Reproduktion von der unmittelbaren im Wesentlichen nicht verschieden; sondern beyde erfolgen nach einem und demselben Grundgesetze. Als Beyspiele der Reproduktion durch Verbindung werden im Folgenden genauer ausgeführt: die Reproduktion mehrer, auf eine Sache sich beziehender Vorstellungen durch einander; die gegenseitige Reproduktion zwischen Zeichen und Sache, dem Gegenstande und den daran geknüpften Gefühlen, der Hauptvorstellung und den Nebenvorstellungen ꝛc. — Warum »eine neue Wahrnehmung in der Regel viel mehr reproduzire, als eine alte,« möchte sich nach des Verfassers Theorie schwerlich erklären lassen. Eine alte, sagt er, hat ihre Reproduktionen längst besorgt, und ist allmälich dadurch bestimmt. Da sie nun diese Bestimmtheit schon besitzt, so ruft sie nicht mehr, was zu ihrer Bestimmung und Fassung erforderlich wäre. Aber das frühere Besorgen der Reproduktionen, sollte man denken, müßte ihr das spätere erleichtern, wie man überall durch Uebung an Gewandtheit gewinnt; und die vollkommnere Bestimmung, mit dem reicheren Inhalte, ihr mehr Kraft für die Hebung anderer Vorstellungen geben; dagegen eine neue Wahrnehmung in beyden Beziehungen mangelhaft seyn müßte. Eine Erklärung kann hier nur daraus gegeben werden, daß bey dem Wahrnehmen gewisse äußere Reize aufgenommen werden, die dann als Weckungselemente auf andere Seelenthätigkeiten übertragen werden. — Eben so gezwungen ist (S. 100) die Erklärung, warum bey der Reproduktion einer Reihe die folgenden Glieder schwächer, als die früheren, hervortreten. »Es sollen fünf Vorstellungen, die in einer Reihe liegen, gesetzt werden, und die dritte = c soll gerufen werden, so kann sie auf d nur durch das wirken, was von ihr bey d noch unverdunkelt war, auf e nur durch das, was von ihr bey e noch unverdunkelt war, welches ein noch geringeres seyn muß, als bey d. Mithin da sie jetzt die Hauptvorstellung und die erhellte ist, so wird sie durch alles, was von ihr bey d und e verdunkelt war, gegen beyde wirken müssen. Es wird also nur einiges von d reproduzirt werden, und noch weniger von e.« Ganz richtig, nur daß der von d reproduzirte Theil, sobald er erhellt worden, eben so wohl wie c, auf den noch unerhellten, und nicht nur c, sondern auch d, auf die Erhellung von e wirken wird: wo sich dann also wohl die hebenden Kräfte ziemlich gleich werden würden. Auch hier möchte wohl schwerlich ohne die Annahme eines gewissen geistigen bewußtseyn-steigen

gernden Elementes auszukommen seyn, welches bey der Fortpflanzung in einer Reihe stätig vermindert wird, und also, wo keine Ergänzung hinzutritt, auch nur zu einer geringeren Stufe des Bewußtseyns steigern kann *).

Sehr gut ist S. 106 die Bemerkung, daß die willkürliche Reproduktion genau an dieselben Gesetze, wie die unwillkürliche, gebunden sey, und von dieser nur dadurch sich unterscheide, daß sie sich, gemäß den Gesetzen, welche sie zwar nicht in ihrer Abstraktion kenne, wohl aber in besonderen Fällen, die die innere Erfahrung ergeben hat, Hülfe suche. Nur möchte hierbey zu bemerken seyn, daß wir uns meistentheils bey der willkürlichen Reproduktion auch nicht einmal solcher aus der inneren Erfahrung erkannten Gesetze, sondern rein unseres Wollens bewußt sind, welches dann, nach uns ganz unbewußten, in der Natur des Seelenseyns angelegten Gesetzen, seine Bewußtseynstärke auf die zu reproduzirenden Vorstellungen überträgt. — Die willkürliche Reproduktion, fährt der Verfasser fort, kann zunächst unkünstlich seyn. Neben einer reproduzirten Vorstellung entsteht der Entschluß, die dadurch befaßte Reihe von Vorstellungen vor sich ablaufen zu lassen, wie wenn jemand an einen früheren Abschnitt seines Lebens denkt, und die Scenen desselben nach einander in der Erinnerung seinem inneren Auge vorübergehen lassen möchte. Hier drängt der Entschluß anderweitige ähnliche, oder in anderen Verbindungen mit jener ersten Vorstellung stehende Vorstellungen zurück. Bey der künstlichen Reproduktion werden besondere Mittel für dieselbe angewandt. »Ist es z. B. ein Name, der sich nicht einstellen will, so geht man das Alphabet durch; fügt wohl, um die Aehnlichkeit zu vermehren, zu dem ersten Buchstaben nach und nach die Vokale und Konsonanten, welche mit ihm verbunden seyn könnten, hinzu« ꝛc. Die künstliche Reproduktion besteht also theils in einer Sammlung und Verbindung, theils in einem Orientiren und Annähern, welches dadurch geschieht, daß man, innerhalb eines gegebenen Umfanges, die Hülfen, welche dabey vorausgesetzt werden, durchläuft, um das Gesuchte von seinen Hindernissen zu befreyen: ein Prozeß, welchen man »sich auf etwas besinnen« nennt, weil man dabey von zerstreuenden Vorstellungen in sich einzukehren strebt.

Als Ursachen der leichteren Reproduktion macht der Verfasser sehr wenige oder sehr gegenwärtige Verbindungen, eine große Bestimmtheit und Fülle, die dem Reproduzirenden vorzüglich großen Raum für die Aehnlichkeit gibt, die Faßlichkeit einer

*) M. vgl. die oben genannten Skizzen ꝛc. S. 400.

Vorstellung, ihre Stellung als Hauptgedanke, ihr Interesse, ein sehr lebhaftes Gefühl, ihren leidenschaftlichen Charakter und endlich den ungehemmten oder mit einer dominirenden Begierde gleichen Schritt gehenden Willen namhaft. Richtige Beobachtungen, welchen nur wieder die Nachweisung des gemeinsamen Grundmomentes und die anschauliche Erörterung des dabey psychisch Geschehenden fehlt. — Eben so werden S. 118 ff. mancherley Ursachen der Vergeßlichkeit angeführt, und S. 122 die Virtuosität der sogenannten Gedächtnißköpfe, denen es dabey jedoch nicht an Urtheil fehlt, auf eine große Gleichmäßigkeit und Angemessenheit der organischen Begleitung, die durch kein starkes Gemeingefühl und keine übertriebene Reizbarkeit gehindert wird, und auf Objektivität zurückgeführt, für die schon jene Begleitung förderlich ist, weil sie nicht auf das Subjekt zurückführt, die aber außerdem durch innere Bildung gar sehr gehoben werden kann.« Die letztgenannte Eigenschaft kann sich Rec. nicht wohl klar konstruiren, besonders da sich doch für innere Zustände nicht weniger, als für äußere Gegenstände ein ausgezeichnetes Gedächtniß bilden kann. — Von der leichten Reproduktion unterscheidet der Verfasser richtig die treue; nur möchte ihre Erklärung, als »das Wiederhervortreten einer Vorstellung oder einer Verbindung von Vorstellungen, nach der Bestimmtheit des Gegenstandes,« wohl schwerlich angemessen seyn. Denn können wir nicht eben sowohl falsch gebildete Vorstellungen treu reproduziren? Ursachen der Untreue sind Unbestimmtheit der ersten Auffassung, Veränderlichkeit des Gegenstandes, allzustarke Zersetzung im Phantasiren und Denken, vielfältige Verbindung und gegenwärtige Gegensätze. Für die Treue der Reproduktion ist, außer der öfteren Wiederholung, vorzüglich »das Tragende« von Wichtigkeit, oder dasjenige, was eine Vorstellung in ihrer Bestimmtheit erfassen und erhalten läßt. »Um hiervon den klarsten Begriff zu geben, werde an die Sprachen gedacht. Was in einer fremden Sprache schnell gesprochen wird, verdunkelt sich sogleich, und um so mehr, je weniger Analogie diese Sprache mit der uns bekannten hat. Ehe das einzelne Wort sich noch gestalten konnte, ist es schon durch ein anderes verdrängt. Was dagegen in der Muttersprache oder in einer anderen hinreichend laut gesprochen wird, das wird von uns erfaßt, würde es auch noch so schnell gesprochen. Es ist also das bekannte Unterliegende, welches dem gegenwärtigen Eindruck zu Hülfe kommt, und ihm die Bestimmtheit gibt, die er für sich nicht haben würde« (S. 126). Später (S. 127) heißt es hierüber: »Dazu dienen Unterlagen, wie in den Wissenschaften ein bestimmtes Fundament oder eine

sichere Eintheilung, Grund und Folge, Ursache und Wirkung; ferner Ausbildungen durch Vergleichung und Gegensatz, durch Anknüpfung paßlicher Verhältnisse, wie der mathematischen Figuren und Anderes« ꝛc. Rec. hätte wohl gewünscht, daß der Verfasser dieses für die gesammte psychische Entwicklung überaus wichtige Moment einer genaueren Betrachtung und Zergliederung unterworfen hätte. Er würde dann gefunden haben, daß dieses Tragende (die, vermöge der Verknüpfung mit anderen Seelenthätigkeiten auf sie übertragenen Unterstützungen abgerechnet, welche doch, als fremdartigen Ursprungs, nicht hieher gehören) darin besteht, daß zu jeder neu gebildeten Vorstellung, Gefühlsthätigkeit, Begehrung ꝛc. die inneren Angelegtheiten von früher gebildeten, und im unbewußten Seelenseyn reproduzirbar festgehaltenen, gleichartigen Thätigkeiten hinzufließen, und vermöge dessen zu Einem gleichartigen Akte mit ihr vereinigt werden können: wodurch denn natürlich dieser um so stärker gebildet werden muß, je größer die Anzahl der hinzugeflossenen gleichartigen Thätigkeiten ist *). Ein Verhältniß, wodurch, wie man leicht einsieht, bey ununterbrochener Bildung neuer Seelenthätigkeiten, das stätige Anwachsen, so wie die festere Ausbildung des Seelenseyns vermittelt werden muß. Aber freylich ist der Idealismus mit der Erkenntniß dieses wichtigen Bildungsgesetzes unverträglich.

Den Schluß dieser Abtheilung bilden einige Bemerkungen über die »Perfektibilität des Gedächtnisses und über dessen Ueberbildung. Für eine gewisse Klasse von Gegenständen muß das Gedächtniß zunehmen, je mehr sich der tragende Vorstellungskreis, in dem das Neue seine Stelle finden soll, ausbildet, und je größer das Interesse an diesem Kreise wird, und das Neue ergreift; allgemein nimmt es zu durch die Gedächtnißrichtung, durch die Uebung und durch die Absicht, zu begreifen. Unstreitig gehören, außer den angeführten Momenten, auch alle früher in Bezug auf die Treue genannten Momente hieher, ja auch die für die Leichtigkeit der Reproduktion geltend gemachten: da ja der Verfasser unter dem Ausdrucke »Gedächtniß« auch die Erinnerung mitbegreift. — An sich kann es keine Ueberbildung des Gedächtnisses geben, sondern nur in Beziehung auf andere Thätigkeiten, die unter dem Vorherrschen der Gedächtnißrichtung in allem geistigen Thun leiden. Hierüber folgen

*) Rec. hat dieß erörtert in seinen »Beyträgen zur Seelenkrankheitskunde,« S. 43 ff., 82 ff., 378, 457 u. a. a. O.

einige gute Bemerkungen. Die vollkommenste Ausbildung des Gedächtnisses verlangt seine Unterordnung unter das Denken.

Die Erläuterung dieses Letzteren beschäftigt dann den Verfasser in der dritten Abtheilung, welche wieder in drey Unterabtheilungen zerfällt: »das Denken überhaupt,« »das Phantasiren« und »das Denken im engeren Sinne.« Hier muß zuerst auffallen, das Phantasiren als eine Gattung des Denkens aufgeführt zu finden; aber davon später; wenn wir erst die Ansichten des Verfassers über diesen Kreis psychischer Erscheinungen genauer kennen gelernt haben. Nach einigen polemischen Bemerkungen gegen die gewöhnliche Darstellung, sucht er das Wesen des Denkens durch Zergliederung eines einzelnen Gedankens zu finden; denn es müsse ja das seyn, »was von dem besonderen Inhalt dieses Gedankens, also von dem Was der Vorstellungen, welche eben jetzt vorliegen, völlig unabhängig, als Form der Thätigkeit überhaupt übrig bleibt.« Das Resultat ist (S. 139), »das Denken überhaupt, ganz allgemein gefaßt, sey das Bewußtseyn des Verhältnisses, welches den Inhalt der Vorstellungen bildet.« Unstreitig wieder ganz dasselbe, was Herbart (Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, zweyte Ausgabe, S. 28, und Lehrbuch zur Psychologie, 1816, S. 137) ausdrückt: »unsere sämmtlichen Vorstellungen seyen Begriffe in Hinsicht dessen, was durch sie vorgestellt wird.« Aber was wird uns nun wohl durch diese Erklarungen zur psychologischen Charakteristik des Denkens gegeben? Daß wir nicht denken können, ohne einen Inhalt, oder ohne ein Etwas zu denken, ist freylich richtig; aber finden wir nicht diesen Inhalt oder dieses Etwas ganz allgemein bey jedem Vorstellen? und wenn sie nun allerdings im Denken klarer hervortreten, so ist es doch unstreitig dieses ihr Klarer-Hervortreten, nicht der Inhalt oder das Etwas an und für sich, was die eigenthümliche Natur des Denkens ausmacht. Und wie sollen wir den Inhalt als etwas Besonderes aus dem Vorstellen herausheben, und von anderem Besonderen scheiden? Soll derselbe der Form entgegenstehen? Aber ich kann ja die sogenannte Form einer Vorstellung (ihre Aufgeregtheit, ihre Gefühlbeschaffenheit, den Grad ihrer Abstraktheit ꝛc.) eben sowohl zum Gegenstande meines Denkens, und also zum Inhalt des Vorstellens machen. Ein Satz, von dessen Wahrheit der Verfasser schon durch die hier von ihm angestellte Untersuchung hätte augenscheinlich überzeugt werden müssen; denn ist er nicht zum Denken der Natur des Denkens gekommen, indem er (nach seiner eigenen Anforderung) von allem Inhalte des vorliegenden Gedankens abstrahirt hat? wodurch er doch, bey der Richtigkeit seiner

Erklärung, vielmehr vom Denken hätte abgeführt werden müssen. Namenserklärungen, wie die hier gegebenen, wobey man sich allenfalls das zu Erklärende denken kann (etwas unklarer meistentheils, als man es sonst zu denken pflegt), helfen überhaupt für die psychologische Einsicht nichts: für diese gibt es eine bestimmte Darlegung der eigenthümlichen psychischen Bildungsform des zu erklärenden Seelenelementes.

Es folgen zunächst einzelne Bemerkungen über besondere Verhältnisse und Modifikationen des Denkens. Richtig erklärt sich der Verfasser S. 140 in dem Streite, ob es ein Denken ohne Wörter geben könne, für die Bejahung dieser Frage. »Denn zuerst entzieht sich das musikalische und mehreres andere Denken dem Worte. Dann darf auch im Allgemeinen gesagt werden, daß die Sprache nicht für Gedanken bereit steht, sondern daß umgekehrt der Sprache das Denken vorangehen muß. Aber auch nach der Verbindung von Wort und Begriff, oder nach der Gewöhnung des inneren Sprechens, gibt es noch ein wortloses Denken, wie jeder weiß, der sich für das, was er meint, auf den Ausdruck besinnt, und solche Ausdrücke, die die Sache nicht aufs Genaueste treffen, ablehnt.« — Eben so treffend ist die Bemerkung, daß das Denken Reproduktion voraussetze (nicht etwa, wie man nach der Beschreibung Einiger errathen könnte, sich aus Nichts mache), und daher das tüchtige Denken in jeder Weise ganz abhänge von der Zweckmäßigkeit der Reproduktionen, deren man fähig sey. Es werde dazu eine hinreichende Vorbildung, Vorverbindung, und da, wo es Denken im engeren Sinne sey, eine der Sache entsprechende Verbindung und Ordnung der Vorstellungen erfordert, wobey sich die angemessene Vollständigkeit von selbst verstehe.

Eine genauere Entwicklung der Natur des Denkens beginnt der Verfasser mit der Bemerkung, daß die gewöhnliche Form des Denkens das Urtheil sey. Dieses besteht aus dem Subjekte und dem diesem angeknüpften Prädikate, und es entsteht also die Frage, unter welchen Umständen eine Vorstellung für eine andere Prädikat werde, oder »unter dem Inhalte der Vorstellungen ein näheres Verhältniß, welches sich stärker bewußt macht, bilde.« Davon zählt der Verfasser dann im Folgenden sechs Fälle auf. Offenbar ist er auch zu dieser Untersuchung nur dadurch geführt worden, daß ihm die Erkenntniß der besonderen Bildungsform der Begriffe mangelte, und daß er eine solche überhaupt läugnen zu müssen glaubte. Nicht durch ihre innere Natur, sondern nur vermöge gewisser äußerer Verhältnisse, soll eine Vorstellung für eine andere aufklärend, oder ein Verständniß vermittelnd, zu wirken

in den Stand gesetzt werden. Bey genauerer Betrachtung aber fühlen wir uns überall zu Jenem hingetrieben. Führt der Verfasser z. B. als den zweyten Fall an, es könnten Komplexionen, welche eine Menge von Merkmalen enthalten, bey der partiellen Verdunklung anfangs nur durch den Totaleindruck sich geben; und indem nun hierin noch Vieles unbestimmt sey, welches nach und nach hervortreten werde: so werde das Ganze nach dem Totaleindruck sogleich Subjekt für Bestimmungen, die es noch weiter annehmen möchte, so wie diese dadurch im Voraus zu Prädikaten würden, weil das Ganze anfangs ohne sie gedacht sey: so fragen wir, auf welche Weise denn nun die Prädikate jener partiellen Verdunklung sich zu entziehen im Stande sind, da doch ihre Verhältnisse zu den, mit ihnen in Einer Komplexion verbundenen, partiell konträren Merkmalen sich gleich bleiben? Und da werden wir dann eben auf die eigenthümliche Bildungsform der Begriffe hingewiesen: vermöge deren ihnen ein klareres Bewußtseyn, als den übrigen Vorstellungen, innewohnt, und sie eben dadurch zur Aufklärung derselben geeignet macht. — Es folgen dann Bemerkungen über die Schlußurtheile (wie der Verfasser bey diesen »in der That« nur Eine Vorstellung annimmt, ist schon oben bemerkt worden), und im Besonderen über die Schlüsse nach der Induktion und nach der Analogie; so wie über den Satz des Widerspruchs und den Satz des Grundes.

Mit Uebergehung dieser mehr logischen Entwicklungen wenden wir uns zu der wichtigen Untersuchung, welche der Verfasser S. 154 ff. über das Leben oder die Regsamkeit des Denkens anknüpft, vermöge deren es sich in der Mitte den Weg bahne, während es zu beyden Seiten eine Menge von Vorstellungen unbeachtet liegen lasse. Er erinnert zuerst, dieses Leben setze im Allgemeinen voraus, daß die in ihm hervortretenden Vorstellungen in irgend einer Weise bedürftig seyen, und eine Ergänzung für sich fordern. Diese Bedürftigkeit aber könnten sie besitzen, theils sofern sie auf die Reproduktion, theils sofern sie auf die Auffassung wirkten.« Gesetzt, es wären mehrere Vorstellungen zugleich, von denen einige ihre Erscheinungsbestimmtheit hätten, und, weil sie in keinen hinreichenden Wirkungskreis eingreifen, als fertige angesehen werden könnten, andere aber in einen solchen Kreis eingriffen: so würden diese anderen auf die Reproduktion wirken, jene aber nicht.« Aber kann dieß wohl als ein dem Denken eigenthümliches Leben angeführt werden? Ist es nicht vielmehr eben das Leben, welches der Verfasser in der zweyten Hauptabtheilung als das gemeinsame Leben aller Vorstellungen dargestellt hat?

Eben so wenig befriedigt, was der Verfasser von der Auffassung sagt. Zu ihrer Erklärung führt er nur an, sie sey »kein todtes Empfangen, sondern ein lebendiges Ergreifen.« Aber erhalten wir dadurch über ihre Natur, über das psychische Geschehen in ihr, Aufschluß? Und ist nicht auch das in dieser Worterklärung Ausgedrückte jeder Auffassung eigen? Und wenn er dann weiter erinnert, die Vorstellungen, welche auf sie wirken sollten, müßten entweder durch ihre Reproduktionen Kraft haben, besonders wiefern dadurch eine Erwartung hervorgebracht werde, oder durch ein starkes Gefühl, sey es nun, daß dieses mit Reproduktionen in Verbindung stehe, oder unmittelbar von der Vorstellung erzeugt werde: so wird uns dadurch die Natur der Auffassung noch unklarer; denn man sollte doch meinen, eine mit lebendigem Gefühle gebildete Vorstellung müsse schon aufgefaßt seyn, und also nicht mehr auf die Auffassung zu wirken brauchen. Unstreitig ist hier eben so, wie in der gewöhnlichen Vermögenlehre, ein Abstraktum fälschlich substantiirt; ja mit noch geringerem Rechte: da ja das durch jene Vermögen Ausgedrückte wirklich Substanzen in dem inneren Seelenseyn, nur nicht zu einer Substanz verbunden, sind; der Ausdruck »Auffassung« aber ein reines Geschehen oder Verhältniß bezeichnet.

Die hier angefangene Untersuchung wird S. 158 ff. in der über das Interesse fortgesetzt, welches, als am Gegenwärtigen hangend, nicht mit der stets auf ein Künftiges gehenden Begierde zu identificiren sey; obgleich es freylich diese in sich erzeugen könne, und umgekehrt die Begierde eine reiche Quelle des Interesses sey. Als Momente des Interesses nennt der Verfasser: Aufmerksamkeit, Erwartung, Verlangen und Handlung. Diese könnten sich freylich auch in anderer Ordnung finden, doch sey die angegebene dem Begriffe nach die eigentliche; denn »die Aufmerksamkeit hängt am Gegenwärtigen; ist dieses noch nicht geschlossen, bedarf es einer Fortsetzung: so geht die Aufmerksamkeit über in Erwartung; wird die Erwartung dringend, oder durch irgend etwas aufgehalten, so erzeugt sich das Verlangen: welches, wenn Handlung ihm abhelfen kann, und nichts anderes sich hindernd entgegensetzt, zur Handlung treibt? — Wunderbar, daß, schon vom zweyten an, alle Momente des am Gegenwärtigen hangenden Interesses sich auf das Künftige beziehn. Im Folgenden wird zunächst als das Wesen der Aufmerksamkeit angegeben, daß eine gegebene Vorstellung hinreichend stark sey, um sich vor anderen geltend zu machen, andere, welche im Stande wären, sie zu verdunkeln, zurückzudrängen, und so ihre eigenen Bestimmtheiten scharf und vollständig zu geben.

Aber ist denn, wenn wir auf etwas aufmerksam sind, die Vorstellung davon schon gegeben, und stark gegeben? soll sie nicht vielmehr erst gegeben werden, und durch die Aufmerksamkeit eben ihre Stärke erhalten? Unter den Quellen der Aufmerksamkeit wird als die zweyte die Bedürftigkeit der Vorstellung angeführt, die sich dadurch ausspreche, daß sie nach ihren Beziehungen im Vorstellungskreise lebhaft auf die Reproduktion zu wirken strebe: also genau, was S. 154 als das erste Moment für das Leben des Denkens angegeben war; und auch das zweyte finden wir hier wieder in der dritten Quelle der Aufmerksamkeit, als welche die Stimmung genannt wird, die (S. 162) die Vorstellung durch Verstärkung hatte, und so ein genaues successives Auffassen der ferneren Bestimmtheit der Vorstellung gebe. Nun ist es freylich nicht zu läugnen, daß die Aufmerksamkeit zum Leben des Denkens unumgänglich nothwendig ist, und daß Aufmerksamkeit und Auffassung (bey dieser noch unentschieden, ob sie gelingen werde) so ziemlich zusammenfallen; aber eben deßhalb, warum wurde die Darstellung und Entwicklung dieser so innig zusammenfließenden, ja großentheils identisch psychischen Momente getrennt? warum nicht ihre einfachen Elemente scharf und bestimmt neben einander gestellt? — Rec. bricht die Kritik dieses Abschnittes, in welchem wir noch oft auf ähnliche Wiederholungen stoßen würden, hier ab, indem er nur noch einige, durch die vom Verfasser angewandte Methode veranlaßte, allgemeinere Bemerkungen hinzufügt. Fälschlich betrachten beynahe alle Psychologen als ihre Hauptaufgabe eine möglichst vollständige und bestimmte Erklärung der im gewöhnlichen Leben für die Bezeichnung der Seelenentwicklungen gangbaren Begriffe. Aber diese Begriffe, für mannigfaltige andere Bedürfnisse, nur nicht für das Wissenschaftliche gebildet, fließen in den verschiedensten Beziehungen in einander, und entbehren überhaupt der scharfen Begränzung, welche der Wissenschaft, als solcher, durchaus nothwendig ist. Sie sind daher, im Verhältnisse zu den Anforderungen dieser, völlig inkommensurable Größen. Wie dürfen wir uns also wundern, wenn der eine durch diese, der andere durch jene Abgränzung sie genau ausmessen zu können glaubt? wo dann jeder ungefähr gleich viel Recht und Unrecht hat. Aber es ist durchaus falsch, wenn man nun diese Inkommensurabilität, welche nur in der Unrichtigkeit der vorgesetzten Aufgabe liegt, dem zu entwickelnden Gegenstande zuschieben will, und die Behauptung aufstellt, die psychischen Erscheinungen seyen überhaupt keiner klaren und scharfbegränzten Auffassung und Darstellung fähig. Man mache nur in Wahrheit die psychischen

Erscheinungen zum Thema der Psychologie; man bilde nach ihnen, wie sie in angespannter Beobachtung des Einfachsten und Klarsten uns gegeben werden, seine wissenschaftlichen Begriffe, nicht nach anderen unwissenschaftlichen Begriffen; und man wird das Auszumessende recht wohl meßbar finden. So war bey der vorliegenden Untersuchung nicht die Frage, was man sich im gewöhnlichen Leben unter Interesse, und Aufmerksamkeit, und Auffassung, und Erwartung ꝛc. denke; sondern welches die einfachen psychischen Elemente der Erscheinungen seyen, die man, von verschiedenen Gesichtspunkten aus, und daher ohne scharfe Trennung oder Nebenordnung, mit jenen Ausdrücken bezeichnet. Die Sache, nicht die Wörter sollten erklärt werden: nur dadurch würde ein wahres Verständniß der Sache möglich geworden seyn.

Nach vielen speziellen Bemerkungen über die Gattungen, die Bildung ꝛc. des Interesses geht der Verfasser S. 166 zu der Reflexion über, welche er erklärt als »das Durcharbeiten der Vorstellungen nach Verallgemeinerung und Besonderung, sofern dieses durch die Erscheinungen bestimmt wird.« Als ihre Momente ergeben sich demgemäß: die Entfaltung eines Allgemeinen oder Besonderen nach seinen Erscheinungsmerkmalen; das Zusammenfinden des Besonderen zu einem Allgemeinen, mit Ausnahme der unbewußten Begriffverschmelzung; und das Finden des Besonderen für ein Allgemeines, welches ihm sein Erscheinungswesen anweist. Zur Reflexion gehört auch die innere Wahrnehmung, welche das Ergreifen unserer geistigen Thätigkeit, oder irgend einer Wendung derselben, bedingt; und bey der das Ergreifende ebenfalls eine Vorstellung, und zwar »der Begriff ist, der für die Modifikation der Erscheinung gilt, und durch sie selbst gerufen wird.« — Eine Erklärung, welche viel Richtiges enthält, indem allerdings jede uns selbst gegebene Seelenentwicklung, welche als solche in der inneren Wahrnehmung von uns aufgefaßt werden soll, zu diesem Behufe in das Urtheilverhältniß, oder mit ihrem Begriffe zusammentreten muß. Nur hat das hier durchgehends gebrauchte Bild des »Ergreifens« viel Unklares. — Den Schluß dieses Abschnittes macht die sehr richtige Bemerkung, daß das psychologisch Wahre nicht immer auch absolut wahr zu seyn brauche: indem für jenes nichts weiter erforderlich sey, als daß der Inhalt eines Gedankens durch keinen anderen Gedanken angefochten werde, und dagegen alle seine Gegensätze anfechte. Man kann hinzufügen, daß jenes Nichtangefochtenwerden auch darin seinen Grund haben kann, daß, vermöge einer gewissen Beschränktheit des Vorstellungskreises, in

diesem überhaupt keiner der in Wahrheit gegen jenen Gedanken Statt findenden Gegensätze gegeben ist.

Das Phantasiren tritt, nach dem Verfasser, ein, »wenn eine Vorstellung, durch irgend etwas bestimmt, welches ein Verschiedenes seyn kann, aus der Masse der Vorstellungen das Verwandte zu sich ruft, um durch die eingegangenen Verhältnisse ein nicht gegebenes Anschaubares zu vollenden, nur als solches innerlich Anschaubares und nicht anders.« Es unterscheidet sich also vom Denken im engeren Sinne dadurch, daß dieses objektiv seyn will, d. h. was es resultirt, soll so seyn, das Phantasiren aber an und für sich genommen, kein objektives Denken seyn will, d. h. was es gibt, soll nicht so seyn (S. 173). — Wieder eine bloße Namenserklärung, und zwar eine ziemlich ungenaue, da wir ja auch über das bloß Erdachte, und also nicht so seyende, denken können. Hier hätte unstreitig der Unterschied der Bildungsformen oder der psychischen Natur beyder Seelenbildungen angegeben werden müssen. Mit wenigen Worten würde sich dieser ungefähr so bezeichnen lassen. Die Begriffe, welche das einfachste Element des Denkens ausmachen, entstehen durch das Zusammenfließen des in mehreren Seelenthätigkeiten Gleichartigen zu Einer Seelenthätigkeit, und die Trennung dieser von dem früher mit ihren Elementen verbunden gewesenen Verschiedenartigen. Diese Eine Seelenthätigkeit also, oder der Begriff, enthält dasselbe Vorstellungselement vielfach in sich, welches in jenen, zu seiner Bildung zusammengeflossenen Vorstellungen nur einfach gegeben war, also mit stärkerem Bewußtseyn, oder, was dasselbe heißt, klarer: wodurch er dann eben auch in den Stand gesetzt wird, die einfachen Vorstellungen, zu welchen er im Urtheilverhältnisse hinzutritt, in Bezug auf diesen Bestandtheil aufzuklären. Wie der Begriff oder das Denken durch seine geistige Stärke oder Klarheit: so zeichnet sich dagegen die Phantasievorstellung durch ihre Helligkeit oder Frische aus. Diese wird dadurch vermittelt, daß, für ihre Bildung, zu den reproduzirbar gegebenen Vorstellungselementen eine größere Fülle des lebendigen Reizes (bald mehr geistiger, bald mehr thierischer Art: wodurch denn der Charakter der Phantasievorstellungen modifizirt wird) hinzufließt, durch dessen Mittheilung an die inneren Angelegtheiten überhaupt die lebendige Vorstellungserweckung bedingt ist *). So tritt dann die Vorstellung lebhafter, heller, frischer, überfließender hervor (Eigenschaften, die

*) M. vgl. hierüber des Rec. »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle,« S. 394 ff. und S. 450 ff.

sich, unter verschiedenen Umständen, in verschiedener Mischung finden können, aber an und für sich scharf von einander unterscheiden lassen): eine durchaus von der des Begriffes verschiedene Bildungsform, da für die Erzeugung des Begriffes eine solche vollere Reizmittheilung auf keine Weise nothwendig, ja nicht einmal möglich ist. Nach dieser praktischen Erklärung lassen sich Einbildungsvorstellungen und Begriffe, ihrem inneren Wesen nach, streng aus einander halten; und die Uebergänge und Mischungen beyder, welche durch zusammengesetztere Seelenentwicklungen herbeygeführt werden, ihrer jedesmaligen Eigenthümlichkeit nach begreifen.

Im Allgemeinen enthält dieser Abschnitt viele treffende und scharfsinnige Bemerkungen; nur daß meistentheils die ihnen zum Grunde liegende psychologische Konstruktion nicht tief genug geht, und daher dem in einzelnen Fällen Richtigen fälschlich Allgemeinheit beygelegt wird. Der Verfasser erinnert zunächst, daß, trotz des Unterschiedes zwischen dem Phantasiren und Denken, doch jenes in dieses eingreifen könne, sofern es anschauliche Verhältnisse erbilde oder nachbilde, die dann das Denken im engeren Sinne zu objektiviren, d. h. deren Uebereinstimmung mit gültigen Begriffen und Gedanken es zu untersuchen und darzuthun habe. Dann geht der Verfasser zu der Untersuchung der schöpferischen Kraft der Phantasie über. Diese ist nicht so groß, als man es wohl zuweilen darstellt. Der olympische Jupiter eines Negers würde immer ein Neger seyn. Um hierüber klarer zu sehen, muß man zuerst die Entstehung der gewöhnlichen Bilder betrachten. Wir finden diese bald darin, daß viele ähnliche Wahrnehmungen, die zu wenig ausgezeichnet und in wenig bestimmten räumlichen und zeitlichen Verbindungen gegeben waren, ohne diese Bestimmungen zum Bewußtseyn gehoben werden, und dann also für das Gedächtniß nichts bedeuten; bald in dem vertauschenden Zusammenfließen und Ineinanderschieben ähnlicher Vorstellungen; bald in Beschreibungen, welche aus schon vorhandenen einzelnen Bildern neue zusammensetzen ꝛc. Man sieht, daß der Verfasser hier nur erklären will, wie eine Vorstellung ohne die ihr ursprünglich anhangenden Verknüpfungsverhältnisse reproduzirt werden könne. Aber diese Reproduktionsweise ist an und für sich durchaus nicht den Phantasievorstellungen eigenthümlich, sondern findet sich ja bey unzähligen anderen Vorstellungen und bey allen allgemeinen Begriffen auf gleiche Weise. Auch hier also ist wieder der angegebene Typus der Bildungsform, als das eigentlich Charakteristische, übersehen. — Aber woher nun das Idealisiren? »Das Kind (S. 180) idealisirt noch nicht, denn aus Nichts wird

nichts. Es müssen erst Data gegeben werden. Diese Data werden zum Theil begleitet von Gefühlen. So die ästhetischen Data, so die sittlichen. Dadurch entsteht ein Verlangen nach ähnlichen Wahrnehmungen, und um so mehr, je stärker das Gefühl gewesen ist, je lebhafter also der Eindruck war, und auf die Fassung zurückwirkte.« Im Allgemeinen richtig; nur daß man es mit dem Verlangen nicht so streng nehmen muß, da ja das Idealisiren in den bey weitem meisten Fällen unwillkürlich geschieht. Angemessener drückt es der Verfasser im Folgenden aus: »wenn durch den Gang des Phantasirens ein schönes Bild erlangt werde« (wo also dieses Verlangen nur in unbewußten Verknüpfungverhältnissen zu bestehen braucht), so finde sich dieses aus solchen angeeigneten Auffassungen charakteristisch zusammen.« Ueberhaupt hat des Verfassers Auffassung und Darstellung der psychischen Erscheinungen auch in dieser Untersuchung zu wenig Schärfe. So möchten wohl schwerlich, wie er behauptet, die Lebhaftigkeit der Vorstellung und die Lebendigkeit des sie begleitenden Gefühles das längere Bleiben einer Auffassung im Gemüthe, die dann bey ähnlichen Wahrnehmungen reproduzirt werde, und diese nach sich modele, bedingen. Lebhaftigkeit und Lebendigkeit gehören mehr zu dem vorübergehenden Charakter der Seelenentwicklungen, die Kraft ihres Verharrens wird durch ganz andere psychische Momente bestimmt. — Im Folgenden wird die Bildung der Ideale noch mehr im Einzelnen verfolgt. Daß das Herabsinken der zu einem sehr hohen Gipfel erhobenen Kunst eintrete, weil es der Eitelkeit schmeichle, nicht Nachahmer zu seyn, sondern eine neue ideelle Form zu erfinden, möchte doch wohl nur von sehr wenigen Fällen gelten können. In den meisten ist es vielmehr gerade eine schwächliche Nachahmung, welche den Verfall der Kunst herbeyführt und charakterisirt. — Als bestimmende Ursachen des Idealisirens werden der bloße Inhalt gewisser Vorstellungen, eine denselben angehörige Stimmung, und eine sie begünstigende Stimmung angegeben. Dann folgen einzelne Bemerkungen über die Momente, welche die Vollendung des Phantasirens bestimmen; über das Phantasiren in Träumen und über das Phantasiren des Dichters. Hier wird vorzüglich das Verhältniß der Produktion zu dem Geschmack hervorgehoben. Der letztere besteht in dem ausgebildeten ästhetischen Urtheile, welches keinen unfruchtbaren und unpassenden, oder überwüchsigen Reproduktionen erlaubt, zur Produktion zu werden, oder diese fortzusetzen. Aber ohne Reichthum und Innigkeit der Phantasie vermag derselbe nichts. — S. 194 ff. geht der Verfasser zur Betrachtung des Phantastischen über, zu welchem die Phantasie-

bilder werden, sobald sie sich dem Typus der Natürlichkeit und Wahrheit entziehen. »Daß nun Bilder sich selbst zum Phantastischen zusammensetzen können, leidet keinen Zweifel. Es brauchen sich nur mehrere auf die beschriebene Weise in einander zu schieben, ohne daß das neue Bild der Ordnung der Natur gemäß wäre, z. B. ein Centaur.« Aber wie? wird dieß in der Seelenentwicklung aller Menschen, und in allen in gleichem Grade geschehen können? Und wenn nicht: welche sind die inneren Angelegtheiten oder die äußeren Anregungen, wodurch gerade diese psychische Bildung bedingt wird, im Gegensatze mit den der Natürlichkeit angemessenen, schönen und erhabenen Bildungen in anderen Seelen? — Die Phantasie herrscht vor in der Jugend, in der Jugend der Völker, Abends und Nachts: das letztere, weil das Phantasiren in seinem freyeren Gange für den ermatteten Körper weniger anstrengend ist, und außerdem durch das Dunkel die Wirklichkeit sich mehr zurückzieht. Die verschiedenen Gattungen der Phantasie, in Bezug auf ihre Gegenstände (künstlerische Phantasie, praktische Phantasie, wissenschaftliche Phantasie ꝛc.), sind nichts Ursprüngliches; sondern worin einer Phantasie habe, das hängt davon ab, wofür ihm eine frühe Bekanntschaft und frühzeitiges Interesse gegeben ist, und was er daher häufig und in vielfachen neuen Kombinationen reproduzirt hat. Gewiß eine im Allgemeinen sehr wahre Bemerkung; nur möchte der Verfasser, bey einer genaueren Erklärung aller Erscheinungen, schwerlich umhin können, auch gewisse ursprüngliche Anlagen für eine allgemeinere Virtuosität der Phantasie zuzugeben: nicht für ihren Reichthum (welcher freylich durch das vom Verfasser angegebene Moment bestimmt wird); aber doch für die Lebhaftigkeit, für die Frische, für das Feuer, mit welchen Vorstellungen aus jedem Gebiete, wie spärlich sie auch hervortreten mögen, durchgängig gebildet werden. Auch möchten wohl durch »Reichthum« und »Innigkeit« (die letztere setzt der Verfasser in die Tiefe des Gefühls, welches die ihm entsprechenden Bilder und Gedanken ruft) die Vorzüge der Phantasie nicht erschöpft werden. Bemerkungen über das Verderbniß der Phantasie durch verkehrte Begierden ꝛc. schließen diesen Abschnitt.

Das »Denken im engeren Sinne« bestimmt der Verfasser im Verhältnisse zu dem gemeinen Denken dadurch, daß jenes »mit den erforderlichen Reproduktionen der Wahrnehmung ohne weiteres folge, oder auch in den bloßen Reproduktionen die Verhältnisse sogleich vorfinde, dagegen dieses »irgend etwas zu finden habe,« welches in jedem Falle nur die »Bestimmtheit einer Vorstellung« seyn könne, und zwar eine ob-

jektive. Hiernach wird S. 204 die ausführliche Definition dafür gegeben, daß es sey: »die fortdauernde Bedingtheit reproduzirter Vorstellungen durch die Data des Denkens oder durch die Vorstellungen, welche eine neue Bestimmtheit verlangen, und für die eine solche gefunden werden soll, bis dahin, daß sich aus den Verhältnissen der Reproduktionen die fragliche Bestimmtheit ohne Anfechtung weder dieses Verhältnisses, noch der Vorverhältnisse (der jenes begründenden, der Prämissen) ergibt, so daß die Vorstellung, welche das Denken erregte, durch die gefundene Bestimmung von dieser Seite her, und in der Weise, wie sie sich bedürftig zeigte, beschlossen und vollendet wird.« Eine Definition, der es doch, wie überhaupt den Definitionen des Verfassers, gar sehr an Anschaulichkeit fehlt. Wir fragen, wie sich denn das Verlangen der Vorstellungen nach einer neuen Bestimmtheit in dem Seyn derselben ausdrücke, und demgemäß auf diese Bestimmtheit hinzuwirken im Stande sey? Hierauf antwortet der Verfasser, S. 205, sie müsse von der Seite, von welcher sie diese Bestimmtheit verlange, auffallen; dieß könne z. B. geschehen durch die eigene Dunkelheit der Vorstellung, durch die Bildung solcher Vorverhältnisse, die sich noch auseinandersetzen, entwirren, durch ihr Verhältniß zu den Daten bedingen müssen ꝛc. Aber wie? die Dunkelheit einer Vorstellung sollte derselben eine Macht geben, alles mit ihr irgend wie in Verbindung stehende, und vermöge dieser Verbindung zu ihrer Aufklärung geeignete, in die Helle des Bewußtseyns hervorzurufen? Sollte man nicht vielmehr meinen, diese Dunkelheit werde sie bald anderen, gegen sie andrängenden Vorstellungen zum Raube werden lassen? Und die Verwirrtheit gewisser Gruppen und Vorstellungen sollte an und für sich ihre Entwirrung herbeyzuführen im Stande seyn? — Unstreitig ist der Verfasser auch hier nicht tief genug eingegangen in seinen Zergliederungen, sondern stellt uns die Seelenentwicklung nur dar, wie sie der ersten, oberflächlichen Beobachtung erschienen. — Im Folgenden wird von der Angespanntheit des Denkens, von den verschiedenen Mängeln der Vorverhältnisse geredet; dann von den Fällen, in welchen der Irrthum am leichtesten eintrete; von den Unterschieden zwischen Wissen, Meinung, Muthmaßung, Glauben, Ahnung, Zweifel, Ueberzeugung und Ueberredung; so wie von den verschiedenen Richtungen des Denkens. Als solche zählt der Verfasser S. 216 auf: die Richtungen 1) auf die Bestimmung des Besonderen durch anderes Besondere, oder auf die Bestimmung des Besonderen durch vereinzeltes Allgemeines; 2) auf die Aufstellung des Allgemeinen für eine ganze Klasse des Besonderen, und rückwärts die Bestimmung des Besonderen

durch dieses Allgemeine; und 3) auf die Bestimmung des Allgemeinen an sich. In den beyden ersten Fällen ist das Denken reflexiv, im letzteren spekulativ; oder, was dasselbe, Philosophiren: verschiedene Richtungen, welche in einem gewissen Gegensatze mit einander stehen, so daß leicht die Virtuosität in einer von ihnen, durch den einmal eingewurzelten Zug der Vorstellungen, Unbehülflichkeit, Schwerfälligkeit und Hemmung für die anderen herbeyführt. — Wir müssen auf eine speziellere Kritik aller dieser Bestimmungen verzichten; und dürfen dieß um so eher, da in der Behandlungsweise des Verfassers überall die eigentlich psychologisch wichtigen Momente gegen die logisch oder in anderen Beziehungen wichtigen zurücktreten.

Dieß gilt auch von den, an und für sich das höchste psychologische Interesse mit sich führenden, Untersuchungen über die Verschiedenheit der Köpfe, mit welchen der Verfasser (von S. 218 an) diesen Abschnitt beschließt. Hier wird von dem Unterschiede zwischen penetrirenden und produzirenden Köpfen, von Verstand und Urtheilskraft, von Vernunft, Vernünfteley und Thorheit, von Scharfsinn, Tiefsinn und Witz, Humor, Laune und Ironie, und zuletzt von Genie und Talent gehandelt. Rec. muß gestehen, daß ihm die über diese so wichtigen Themata gegebenen Entwicklungen das Schwächste im ganzen Buche zu seyn scheinen, obgleich es im Einzelnen auch hier nicht an guten Bemerkungen fehlt. Die Gründe dieses Mißlingens haben wir großentheils schon vorher, bey der allgemeinen Charakteristik des Buches, in Betracht gezogen. Hier begnügt sich Rec., einige Proben der Untersuchungsweise des Verfassers mitzutheilen. »Verstand (heißt es S. 220 f.) ist das Denken, wenn die Vorstellungen nicht so verworren sind, daß sie keine echte Bestimmung zulassen, es sey, daß die Reproduktion unangemessen, oder selbst verworren sey; wenn sie nicht so halb sind, daß sie keine andere, als eine einseitige oder ganz falsche Besinnung zulassen; wenn sie nicht so von Vorurtheilen beherrscht werden ....; wenn sie nicht selbst Irrthümer sind .... ꝛc. Drückt man dieses positiv aus, so ist das Denken Verstand, wenn das Resultat das Verhältniß ausspricht, welches unter den Gegenständen des Denkens selbst ist .... Der Verstand ist also nicht ein besonderes Vermögen, sondern ein Charakter des Denkens.« Fangen wir zuerst von dem Letzteren an, so ist dieß eine durchaus willkürliche, allem Sprachgebrauche entgegenlaufende Bestimmung. Einem Denken legt niemand Verstand, sondern nur Verständigkeit als Eigenschaft bey; unter Verstand versteht man stets eine Eigenschaft des menschlichen Geistes; und der Verfasser also, welcher (wie wir oben bemerkt)

überall zunächst die Begriffe des gewöhnlichen Lebens, nicht das Seelenseyn unabhängig von diesen (in welchem übrigens der Verstand, als Eigenschaft, vollkommen begründet ist) entwickelt, durfte sich diese Abweichung von dem, ohne Ausnahme allgemein üblichen Sprachgebrauche nicht erlauben. Zweytens aber charakterisirt des Verfassers Erklärung nicht das verständige, sondern das richtige Denken: welches sehr wohl (z. B. wo die Verhältnisse ganz einfach sind, oder wo die Denkelemente in trefflicher Vorbereitung gegeben wurden) auch ohne besondere Kraftäußerung des Verstandes Statt finden kann. Im weiteren Sinne des Wortes freylich ist überhaupt kein Denken ohne Verstand möglich; auf keinen Fall aber kann das Verhältniß des Denkens zu dem Gegenstande (ein jenem durchaus Aeußerliches) für die psychologische Charakteristik geeignet seyn. Der Verstand läßt sich im Allgemeinen ganz einfach als der Inbegriff aller der inneren Angelegtheiten des Seelenseyns erklären, welche, zum Bewußtseyn geweckt, ein Verstehen zu vermitteln geeignet sind (also alle inneren Angelegtheiten für Begriffe): eine Erklärung, gegen welche von den Gegnern der gewöhnlichen Vermögenlehre schwerlich ein gegründeter Einwurf vorgebracht werden könnte, da sie die bezeichneten inneren Angelegtheiten weder als objektiv mit einander verbunden, noch als ursprünglich angeboren behauptet.

Eben so ungenügend wird S. 244 f. die Vernunft erklärt, als die Freyheit des Geistes, vermöge deren das verständige Resultat herausgebracht werden kann, und wenn es herausgebracht ist, sich geltend macht! Diese liege aber darin, daß keine Vorurtheile herrschen, welche bestimmen, keine Neigungen und Begierden einseitige Operationen bewirken; und in theoretischer Beziehung sey daher jemand vernünftig, wenn er von reinem Interesse der Forschung belebt werde, und die unverkennbaren Beziehungen der Vorstellungen nicht von sich abweise, weil er ein entgegengesetztes Vorurtheil oder von der Begierde Erstrebtes schlechthin und eigensinnig will, und die Vorstellungen so lange dreht, bis er sich schmeicheln darf, bey dem Angestrebten beharren zu dürfen. Versuchen wir, aus dieser Kette von Negativen das Positive herauszuheben, so bleibt uns für die theoretische Vernunft nur das reine Interesse der Forschung; die Vernunft im Allgemeinen aber geht uns ganz in Negationen auf. Daß man bey dem Worte »Vernunft« ganz allgemein mehr denke, darf wohl kaum bemerkt werden; und behauptet auch der Verfasser, »es könne von der Vernunft nicht die Rede seyn, als von einem Organ für das Uebersinnliche, einem Vermögen der Ideen« ꝛc.: so möchte er doch wohl, bey genauerer Betrachtung,

dergleichen zugestehen müssen, wenn sie auch freylich nicht gerade als ein solches Vermögen angeboren zu seyn braucht. — Den Scharfsinn bestimmt der Verfasser als »das Denken, wenn eine Anzahl von Vorstellungen so gruppirt und bestimmt ist, daß sie noch Verbindungen und Trennungen, Verschiedenheiten und Einheiten, Zusammenstimmungen und Widersprüche, Gründe und Folgen erkennen lassen, wo das mittlere Denken keine mehr findet;« eben so soll das Genie (S. 233), die das Mittlere übersteigende Produktivität der Phantasie (wozu noch, im Besonderen, bey der Kunst z. B. Geschmack, bey den Wissenschaften eine ihrer Natur und ihren Forderungen entsprechende Richtung kommen müsse); und von dem Talente nur dadurch unterschieden seyn, daß jenes, um anerkannt zu werden, Leistungen gemacht haben müsse, und daher nur in Beziehung auf diese zugesprochen werden könne, dieses dagegen auch in Beziehung auf mögliche Leistungen, die man nach einigen Proben und Fortschritten für die Zukunft hoffe.

Die Aufgabe der vierten Abtheilung geht dahin, die Entstehung alles dessen nachzuweisen, was wir in der äußeren oder inneren Erfahrung vorfinden, ohne daß es uns doch unmittelbar durch die Sinne gegeben würde. Der Verfasser zeigt zuerst den Ursprung unserer Vorstellungen von der Bewegung, von der Gestalt der Dinge, von dem Raume und seiner Unendlichkeit, von der Ausdehnung, dem Körperlichen, der Dichtigkeit und Schwere. Darauf entwickelt er, wie wir zur Vorstellung des Dinges mit seinen Eigenschaften kommen, wie zur Unterscheidung von Substanz und Accidenz. Dann folgen Bemerkungen über die Entstehung der Begriffe durch Zusammentreten ähnlicher Vorstellungen in dem Totaleindrucke, über die Vorstellungen von Zahl und Allheit, den Ursprung des Kausalitätsbegriffes, so wie der verwandten Begriffe von Nothwendigkeit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Kraft, Wesen, Erscheinung ꝛc. Nachdem sich der Verfasser ferner über die Zeit, ihre Unendlichkeit und ihre sonstigen Verhältnisse erklärt, entwickelt er die Entstehung unseres Glaubens an die Realität der Außenwelt, so wie, im Gegensatze damit, der Vorstellung des Ich oder des Selbstbewußtseyns. Erörterungen über den Begriff der Seele, der Wahrnehmung, in Vergleich mit der Einbildungsvorstellung, und einige ähnliche beschließen diesen Abschnitt. Aus seinem reichen Inhalte können wir nur einiges besonders Charakteristische hervorheben.

Richtig bemerkt der Verfasser S. 237, daß schon die Vorstellung der Bewegung Reproduktion voraussetze. Denn das Bewegte gebe ja in jedem Punkte seiner Bahn, in jedem klein-

sten Momente nur eine unveränderte sinnliche Empfindung, und es müsse demnach das frühere Verhältniß immer vorschweben, wenn die gegenwärtige sinnliche Empfindung als eine veränderte solle betrachtet werden. Nur sieht man nicht wohl, wie mit dieser richtigen Ansicht des Verfassers Verdunklungstheorie sich vereinigen lasse, nach welcher ja doch eben dieser Gegensatz der reproduzirten Vorstellung mit der neu erzeugten eine Verdrängung aus dem Bewußtseyn herbeyführen; so wie auf der anderen Seite die Vorstellungen, so weit sie mit einander übereinstimmen, als nur Eine erscheinen müßten. — In der Deduktion der Vorstellung vom Raume sieht man nicht, ob der Verfasser diese Vorstellung überhaupt, oder nur die Vorstellung von der Klarheit des Raumes, von der Bewegung abhängig machen will. Indem bey der Bewegung, sagt er, »mehreres nach einander dasselbe Verhältniß annimmt, und in demselben nach seiner Gestalt Widerstand leistet, erscheint der Verhältnißpunkt als eine Stelle, und als eine nicht Widerstand leistende Stelle, also ein Gegensatz gegen das Einnehmende als etwas, welches ohne Hinderniß von allen Seiten durchdrungen werden kann, ohne sich zu verändern, folglich als ein für sich Leeres. So entsteht die Vorstellung vom Raume, als einem für sich Leeren, welches durch das Gestaltete und Widerstehende wechselsweise erfüllt werden könne.« Selbst für die Vorstellung von der unerfüllten räumlichen Ausdehnung bedürfen wir der Bewegung nicht: denn auch die als ruhend angeschauten räumlich ausgedehnten Dinge können ja diese Vorstellung aus sich hervorbilden, wenn sie in Bezug auf sie zur Begriffsbildung zusammenfließen. Die Vorstellung der räumlichen Ausdehnung an und für sich aber ist nichts Abgeleitetes, sondern schon unmittelbar mit und in den einfachen Gesichtswahrnehmungen gegeben, wie aus einer von den Zeitvorurtheilen unabhängigen Zergliederung unseres Bewußtseyns augenscheinlich erhellt. Daß »das Ohr vermittelst der Bewegung, nach der Stärke und Schwäche der Töne, Raumentfernung lerne« (S. 240), kann man wohl nicht eigentlich sagen: nicht den Gehörvorstellungen (denen die räumliche Ausdehnung fremd ist, und bleiben muß), sondern den durch die Erfahrung mit denselben verknüpften Gesichtsvorstellungen kommt dieses Erkennen zu. Noch weniger möchte sich wohl vertheidigen lassen, daß auch der Geruchsinn Raumentfernung lerne. Mit Recht erklärt sich der Verfasser S. 241 f. gegen die Kantische Vorstellung des Raumes als einer angebornen Anschauungsform. — Gegen des Verfassers Darstellung von der Begriffbildung (S. 245 ff.) ließen sich manche Einwendungen machen. Die einzelnen Gegenstände,

sagt er, geben nur einen Totaleindruck ohne deutliches Bild, ohne genaue Bestimmtheit. Werde nun ein anderer Gegenstand gegeben, der ungefähr denselben Totaleindruck mache, so werde jener reproduzirt; und da nun das Zweyte an dem Ersten als dasselbe mit ihm erkannt werde, so erscheine das Erste, obgleich anschauliche Vorstellung, doch als Begriff für das Zweyte: »denn dieses wird ja an jenem erkannt.« — Aber nicht eben sowohl jenes an diesem? Auch hier wieder übersieht der Verfasser, daß erst die eigenthümliche Bildungsform (wie wir dieselbe oben entwickelt) den Begriff als solchen konstituirt. Damit hängt zusammen, daß man wohl schwerlich, wenn, nach Bildung der Gattungsbegriffe, durch Steigerung der Anschauungen an Bestimmtheit die Artbegriffe hervortreten, dieß eine Begriffsbildung »nach unten« nennen kann. Für die Begriffsbildung, als solche, ist das frühere Gebildetseyn der Gattungsbegriffe völlig gleichgültig; das Allgemeine geht hier eben sowohl aus dem Besonderen, nicht aus dem noch Allgemeineren hervor, wenn auch allerdings das Daneben-gegeben-seyn des letzteren diesen Prozeß zuweilen erleichtern kann. — In der Deduktion des Kausalbegriffes gibt der Verfasser wohl Hume's Behauptungen ein wenig zu viel nach. Mit einer Begehrung oder Verabscheuung zugleich (sagt er S. 252 f.) könne zugleich die Vorstellung von demjenigen gegeben werden, in Verbindung mit welchem früher die Befriedigung zugleich gegeben war, und mit dessen Modifikationen dieselbe genau zusammenhing. Und hierin liege denn die eigentliche Entstehung des Kausalbegriffes, »oder die Vorstellung der Abhängigkeit des einen, weil es auf ein gewisses anderes folgt, von diesem anderen, weil es jenem vorherging. Die Vorstellung der Abhängigkeit ist eben nichts anderes, als die unangefochtene Vorstellung von dieser bestimmten Folge.« Auch nach des Rec. Meinung entspringt die Vorstellung von dem ursächlichen Zusammenhange aus der unmittelbaren Selbstbeobachtung: aus der Beobachtung des Zusammenhanges, in welchem unsere Seelenthätigkeiten sich entwickeln. Aber nicht die bloße Folge gibt uns diesen Zusammenhang (die Verschiedenheit zwischen diesen beyden Begriffen kann selbst Hume nicht läugnen), sondern das Werden des einen aus dem anderen, das Uebergehen gewisser Elemente von einer Seelenthätigkeit auf die andere: dessen wir uns zunächst im unmittelbaren Gefühle bewußt werden, welches sich aber auch wissenschaftlich mit der größten Bestimmtheit und Genauigkeit nachweisen läßt. Die Verknüpfung dieses Aus-einander-entstehens mit der steten Folge

wird uns dann eine Veranlassung, auch in der Außenwelt, wo wir nur der letzteren gewiß werden (denn hier ist uns keine unmittelbare Anschauung des Aus-einander-entstehens möglich), ein solches Aus-einander-entstehen anzunehmen. Dasselbe gilt von dem Verhältnisse des In-einander-seyns und des steten Zusammenseyns. Das erstere liegt uns nur in unserem Seelenseyn unmittelbar vor; von ihm wird es dann, in Folge des letzteren, auch auf das Außenseyn übertragen. — Die Vorstellung des Ich, oder das Selbstbewußtseyn, macht der Verfasser S. 272 ff. als eine nicht ursprünglich in uns liegende, sondern später erzeugte, geltend. Sie faßt zusammen »das eigene Leben im Gegensatze gegen alles Leben im Raume, sofern dieß vorgestellt wird durch das Medium des Körpers.« — Ueber die idealistische Ansicht des Verfassers von der Wahrnehmung ist schon früher geredet worden; für die Betrachtung einiger anderen, in diesem Abschnitte erwähnten wichtigen Punkte werden wir später passendere Gelegenheit finden.

Mit der fünften Abtheilung, welche die größere Hälfte des zweyten Bandes einnimmt, treten wir nun in eine ganz andere Welt, in die der Gefühle, ein. Hier müssen wir die Ansichten des Verfassers zunächst wieder einer ausführlicheren Kritik unterwerfen, da sie viel Eigenthümliches, und mit den wichtigsten Aufgaben der Psychologie in Verbindung Stehendes enthalten.

Schon in den ersten Worten führt uns der Verfasser auf ein sehr interessantes Thema durch die Behauptung, daß das Gefühl nie im Körper sey, wenn auch der erste Anblick den Schein davon darbiete. Es wäre nicht Gefühl, wenn es nicht bewußt wäre, und das Bewußtseyn gehört durch und durch der Seele an. Auch erleuchtet nicht etwa die Seele mit ihrem Bewußtseyn das im Körper gegebene Gefühl: denn das Bewußtseyn kann auf keine Weise über die Bestimmungen der Seele hinausgehend gedacht werden. — Ein sehr richtiger Satz, und nur zu vielfältig von Psychologen wie von Aerzten verkannt! — Der Verfasser beleuchtet diesen Gegenstand noch stärker S. 35 ff., wo er von den gewöhnlich sogenannten Körpergefühlen spricht. Auch hier, sagt er sehr wahr, sey das Im-Körper-seyn nur ein Schein, und die Gefühle, als solche, stets Seelenthätigkeiten. Zum Beweise führt er die Gefühle im Traume an, wo ja nicht selten die wirkliche Körperlage dem Gefühle gerade widerspreche, und also dieses nur durch psychische Reproduktion erzeugt werden könne; die Gefühle in amputirten Gliedern; die anfängliche Unkunde des Kindes über die Stelle des Körpers, an welche es den gefühlten Schmerz hin versetzen solle; endlich die Gewalt

der Affekte, der geistigen Anspannung ꝛc. zur Unterdrückung der sogenannten Körpergefühle. »Wer in Zorn geräth, wer einer plötzlichen und übermäßigen Freude hingegeben wird, wird sein partielles Körperweh, so lange jener Zustand währt, nicht mehr fühlen: .... welches nicht möglich wäre, wenn der Schmerz im Körper selbst an der scheinbar schmerzenden Stelle durch den Zustand derselben mit Nothwendigkeit bedingt wäre.« Die Erklärung des Scheines davon gibt der Verfasser S. 38, 39: »Man nehme, daß die Hand einen Finger der anderen greift, ihn drückt, oder wie sonst afficirt: so ist diese sichtliche Affektion von einer Gefühlaffektion begleitet; dasselbe ist der Fall mit den anderen äußeren Theilen, die im Tasten und Sehen gewisse Gefühlbestimmungen geben. Wie nun der Theil, sofern er vorgestellt wird, nur in der Seele ist, so auch das Gefühl; allein wie der Theil, obgleich Vorstellung, doch den Schein hat, außer der Seele zu seyn, so auch das an seinen Modifikationen haftende Gefühl.« Späterhin involvire dann die Modifikation des Gefühls sowohl die Vorstellung des afficirten Theiles, als auch der besonderen Art der Affektion; und man brauche die letzteren nicht wieder wahrzunehmen, um, sogleich mit dem Gefühle, dieses an jene Stelle und mit dieser Modifikation hinzuversetzen. Hier äußert sich der Verfasser ganz idealistisch: der Körper ist ihm nichts als Vorstellung, mag er nun gefühlt oder vorgestellt werden, nichts außer der Seele. Dagegen es im Früheren ganz realistisch klingt, wenn er als die Ursachen jener Macht der Affekten über die Körpergefühle S. 37 anführt, daß die stürmischen, von der Seele ausgehenden Bewegungen den krankhaften Körperaffektionen nicht gestatteten, zur Seele zu gelangen, sondern gebrochen würden. Hiernach sollte man offenbar glauben, der Körper sey etwas außer und neben der Seele Gegebenes. Nach des Rec. Ansicht ist hier nur durch eine tiefer eindringende Zergliederung der Art und Weise zu helfen, wie unsere Vorstellungen vom Körper und unsere Gefühle in uns entstehen. Und da möchte sich dann wohl zeigen, daß allerdings dem Körper auch an und für sich, und unabhängig von unserem Vorstellen, eine reale Existenz zuzuschreiben ist, aber nicht in wiefern er etwas räumlich Ausgedehntes ist, sondern als einem Systeme gewisser innerer Kräfte, welche dann eben in den Schmerzgefühlen und in einigen anderen Fällen als innere Kräfte von uns wahrgenommen werden, während die Anschauung des räumlich Ausgedehnten nur ihre (in Bezug auf ihr »Seyn an sich« zufällige) Wirkung auf unseren Gesichtssinn ist. Die räumliche Veränderung des geschwollenen Fußes also, und der dabey empfundene

Schmerz sind eines und dasselbe reale Ding. Dieses Ding nämlich ist der Schmerz, in wiefern es unmittelbar und in seinem An-sich, und die räumliche Veränderung, in wiefern es durch die Vermittlung des Gesichtssinns angeschaut wird. Auf diese Weise lassen sich alle räthselhaften Erscheinungen der Wechselwirkung von Leib und Seele überaus leicht erklären: denn indem wir auch jenen als ein System gewisser innerer Kräfte erkannt, haben wir ja in den Thätigkeiten leider nur Eine gleichartige Kette, und können uns leicht konstruiren, wie sich Reize und Reizentziehungen, und welche Wirkungen sonst, von einem Gliede derselben auf das andere fortpflanzen *). — Vermöge der innigen Verbindung zwischen diesen Gliedern wird diese Fortpflanzung mehr oder weniger beynahe in jedem Augenblicke unseres Lebens geschehen. Dennoch möchte aber Rec. nicht mit dem Verfasser behaupten, alles Gefühl sey, in Kraft der organischen Begleitung, zugleich körperlich, und die Annahme rein geistiger Gefühle, an denen der Körper nicht den geringsten Antheil habe, beruhe auf mangelhafter Wahrnehmung. Zwar werden wir, da wir nun einmal nicht reine Geister, sondern zugleich auch Körper sind, auf unserer Erdenwallfahrt stets auch körperliche Gefühle haben müssen. Aber ein geistiges Gefühl (z. B. eine große Anspannung des Denkens) kann sein Bewußtseyn so in die ihm zugehörigen geistigen Thätigkeiten konzentriren, daß davon nichts auf die thierischen Thätigkeiten überfließt, und das Gefühlverhältniß dieser also unabhangig davon sich bilden muß, und dann in den meisten Fällen dem der geistigen Thätigkeiten vielmehr entgegengesetzt seyn wird. Ob auch diese Denkoperationen vielleicht (in Bezug auf denjenigen Theil des Körpers, welchen wir Gehirn nennen) auf ein noch mehr bewaffnetes und geschärftes Gesichtsvermögen einzuwirken im Stande seyn würden, kann dabey unentschieden bleiben: da ja diese Einwirkungen Wahrnehmungen des Körperlichen, nicht sogenannte Körpergefühle hervorbringen würden.

Der Verfasser erklärt nun ferner (wie schon vorher beyläufig bemerkt worden) alles Gefühl für Vorstellung. »Denn es wäre nicht ohne Bewußtseyn, bewußt aber ist nur die wirkliche

*) Nach dieser Grundansicht hat Rec. in den schon genannten »Beyträgen zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde« diese Wissenschaft behandelt, und glaubt dadurch zu vielen, für die Praxis wie für die Theorie überaus wichtigen Resultaten gelangt zu seyn. Eine Erörterung der hier über das Verhältniß von Leib und Seele angedeuteten Ansichten findet man in diesem Buche, S. 9 ff.

Vorstellung. Also kann kein Streit darüber seyn, ob es Vorstellung sey oder nicht, und diese Verlegenheit mancher Psychologen darf als gehoben betrachtet werden.« Von dieser Behauptung, sollte man denken, hätten den Verfasser schon die oben betrachteten sogenannten Körpergefühle zurückhalten sollen. Auch hat er diesen Einwand keineswegs übersehen, und gesteht selbst, S. 14, bey ihnen seyen die Verhältnißvorstellungen dunkel, weil sie zu klein, und nicht objektiv seyen, keinen Vorstellungsraum oder genugsam aus einander tretenden und unterscheidbaren Inhalt hätten. Sie könnten daher auch nur uneigentlich Vorstellungen genannt werden, da Vorstellung ohne Vorgestelltes ein Unding sey, und sie erst durch ihr Verhältniß oder durch das Gefühl selbst, wenn es gegen eine entgegengesetzte Seelenstimmung trete, zur Vorstellung würde. »Da sie aber als bloße Seelenbestimmung dasselbe sind, was die Vorstellung ist, so darf man sie aus dieser Rücksicht so nennen.« — Aber wie? Soll uns die Gleichheit eines gewissen Verhältnisses zweyer Dinge berechtigen, von der einen derselben auf das andere eine von jenem gleichen Verhältnisse durchaus verschiedenartige Bestimmung zu übertragen? So verhält es sich aber hier: denn die Gleichheit liegt in der Seelenbestimmung im Allgemeinen, das Vorstellungsseyn aber ist eine ganz besondere Seelenbestimmung, deren Besonderheit mit den allgemeineren Merkmalen jener nichts gemein hat. Und muß sich nicht die Wissenschaft zum unverbrüchlichen Gesetze machen, stets eigentlich zu reden, in ihren Behauptungen? Mögen immerhin (was wir hier nicht untersuchen können) alle Körpergefühle zu Vorstellungen werden können: dürfen wir dieselben deßhalb schon, so lange sie dieß noch nicht geworden sind, Vorstellungen nennen? und ist dieß wohl derselbe Fehler, dessen sich die gewöhnliche Vermögenlehre schuldig macht, wenn sie dem Menschen Verstand, weil dieser einmal in ihm werden kann, schon als ursprünglich angeboren beylegt? — Eine nähere Betrachtung zeigt uns überdieß, daß es sich in dieser Beziehung mit den geistigsten Gefühlen ganz eben so, wie mit den Körpergefühlen, verhält. Auch sie sind, wenn auch vielleicht Vorstellungen, doch nicht als Gefühle Vorstellungen; als solche können sie es erst werden, eben durch ihr Eingehen in das eigenthümliche Verhältniß des Vorstellens (in seine Grundbildung), und können daher ebenfalls nicht Vorstellungen genannt werden, so lange sie es noch nicht geworden sind.

Aber wir begleiten den Verfasser weiter in seiner Theorie. Ganz im Gegensatze mit dem eben Erinnerten behauptet er, das Gefühl sey als Gefühl Vorstellung, oder mit anderen Worten,

das Gefühl sey nicht eine Vorstellung, die einen anderen Inhalt hätte, als das Gefühl selbst. Aber wir können dieß als vollkommen richtig zugeben: für den Fall nämlich, wenn das Gefühl Vorstellung von ihm selber geworden ist. Die Gefühlvorstellung, fährt der Verfasser fort, muß an anderen Vorstellungen haften, kann aber nicht an einer für sich haften: denn aus dem bloßen Inhalt einer einzigen Vorstellung läßt sich kein Grund entnehmen, warum die eine Vorstellung ein angenehmes Gefühl erregen müßte, die andere ein unangenehmes. Damit aber stehe nicht in Widerspruch, daß sich das Gefühl als eine Qualität der Vorstellung, an der es zu haften scheine, betrachten lasse, sofern es nämlich jenen Schein habe. Das Gefühl setze daher ein Verhältniß der Vorstellungen voraus. Nun gebe das Verhältniß des Inhaltes, sofern es bewußt sey, den Gedanken; aus diesem Verhältnisse an und für sich also kann die Gefühlvorstellung nicht entspringen; und so bleibe denn für die letztere nichts übrig, als das Bewegungsverhältniß, welches jedoch nicht abgesondert von dem Inhalte existire. Demnach sey das Gefühl »gegründet in einem Bewegungsverhältnisse der Vorstellungen, welches durch den Inhalt derselben gebildet werde. Dieselben Vorstellungen aber könnten, wenn sie objektiv genug bestimmt seyen, d. h. anschauliche Elemente oder einen hinreichend aus einander tretenden und unterscheidbaren Inhalt haben, durch das Bewußtseyn des letzteren den Gedanken ergeben; und somit Gedanke und Gefühl durchaus in einander, oder das Gefühl zugleich Gedanke seyn.

In diesem letzteren Satze stimmt Rec. durchaus mit dem Verfasser überein; nur nimmt dieser eben dadurch die früher aufgestellte Behauptung zurück, daß das Gefühl, als Vorstellung, keinen anderen Inhalt haben könne, als das Gefühl. Nicht so kann Rec. dem Verfasser beystimmen in der Zurückführung der Gefühle auf die Bewegungsverhältnisse der Vorstellungen. Der Verfasser sucht seine Ansicht durch ein Beyspiel zu bestätigen. »Gesetzt, es besinne sich jemand, und könne das Gesuchte nicht finden, so stockt die freye Bewegung der Vorstellungen. Die Vorstellung von dem Gesuchten will fortwährend, durch die anderen Vorstellungen zu ihrer Vollendung an dieser Stelle getrieben, die Ergänzung reproduziren, und kann nicht. Andere Vorstellungen wollen andringen, und vernehmen die Spannung von jener, die sich doch nicht frey machen kann. In diesem Falle ist das Gefühl höchst unangenehm; wird dagegen das Gesuchte gefunden, wird im Finden, mit dem die Vorstellung aus ihrer übertriebenen Spannung herausgeht, die freye Bewegung der Vorstellungen wieder hergestellt, so wird das

Gefühl angenehm.« Für dieses Beyspiel müssen wir dem Verfasser durchaus Recht darin geben, daß das Gefühl aus dem Bewegungsverhältnisse hervorgehe; und dergleichen Beyspiele möchten sich noch mehrere aufzeigen lassen. Aber in diesen ist das Gefühl eben Gefühl von der Bewegung der Vorstellungen: von dem schnellen oder langsamen, freyen oder gehemmten Hervortreten oder Zurückgedrängtwerden der Vorstellungen, Begehrungen ꝛc. Der bey weitem größere Theil der Gefühle aber bezieht sich auf ruhende Qualitäten des Seelenseyns. Mag immerhin (das wollen wir nicht in Abrede stehn) das Seelenseyn genau genommen, nie in Ruhe, sondern in beständiger Entwickelung, und also in beständiger Bewegung, begriffen seyn: so ist es doch nicht diese Bewegung, welche wir fühlen bey der Anschauung einer schönen Gegend, eines Kunstwerkes, eines sittlich erhabenen oder unsittlichen Charakters ꝛc., sondern die eigenthümliche Beschaffenheit des durch diese Bewegung gewordenen Seyns. Diese Gefühle sind vielmehr nur in den Momenten rein gegeben, in welchen für sie keine (wenigstens bemerkbare) Bewegung Statt findet, und weit entfernt also, durch diese bestimmt zu werden, werden sie vielmehr durch dieselbe gestört, und gehen ihres eigenthümlichen Charakters verlustig, sobald diese Störung stärker wird. Die Beziehung auf das Bewegungsverhältniß ist also nur eine einzelne von den vielen, deren das Gefühlverhältniß fähig ist; vielmehr bezieht sich dasselbe auf alle Elemente, der gewordenen nicht weniger, als der erst werdenden Seelenthätigkeiten: indem es die eigenthümliche Beschaffenheit dieser Elemente, sowohl an und für sich als in ihrer Zusammensetzung, in jedem Augenblicke, durch das Gegeneinandermessen der neben einander gegebenen Seelenthätigkeiten, in sich abspiegelt *).

Das ungünstige Bewegungsverhältniß, fährt der Verfasser fort, tritt ein, »wenn die Verdunkelung, um dem Flusse des Vorstellens Raum zu geben, durch das Nachfolgende geschehen sollte, und doch nicht entsprechend geschehen kann.« Wir glauben z. B. etwas Schweres im Denken durchdrungen und vollendet zu haben; da fällt uns ein Zweifel ein, der unsere ganze Arbeit umstoßen will. Unstreitig hält dieser das auf, woran gezweifelt wird, und doch kann er nicht die Ergänzung zu demselben seyn; und so stehen also die Vorstellungen widerstrebend gegen einander, und das Vorangehende wird nicht durch das Fol-

*) Man findet dieß in Bezug auf die verschiedenen Gattungen der Gefühle ausgeführt und gerechtfertigt in des Rec. »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle.« Göttingen, 1825.

gende verdunkelt. — Wiederum ein einzelnes Beyspiel, und nicht einmal passend für die Bestätigung der vom Verfasser behaupteten Meinung. Denn unstreitig liegt hier das Unangenehme des Gefühls nicht in dem Nicht-verdunkelt-werden, sondern vielmehr in dem Nicht-erhellt-werden gewisser Vorstellungen. Träte dieses ein, so würde damit zugleich ein angenehmes Gefühl eintreten, und vielleicht nur um so länger dauern, je länger der so zu vollem Bewußtseyn gelangte Vorstellungskreis unverdunkelt bliebe. Oft nimmt das angenehme Gefühl gerade durch das Zudringen fremder Vorstellungen ab. Dieselben Einwürfe ungefähr lassen sich gegen die Bestimmung des günstigen Bewegungsverhältnisses geltend machen, welches entstehen soll, »wenn sich die Vorstellungen vorzugsweise einigen, oder ohne ein Widerstrebendes die geistige Thatigkeit dergestalt vermehrt wird, daß das Auffassen, die Reproduktion, oder die Produktion, das Vorangehende theilweise verdunkelnd, theilweise sich ihm anschließend, unaufgehalten vorwärts dringt.« — Außerdem nimmt der Verfasser noch Gefühlmischungen und neutrale Gefühle an. Die ersteren bestimmt er, wie gewöhnlich; die letzteren treten ein, wenn sich in einer gleichartigen Masse von dunklen, nur angespielten oder nicht vollständig auseinander tretenden Vorstellungselementen, zwey entgegengesetzte Gefühle das Gleichgewicht halten. Man hat dann ein Gefühl, oder man ist sich der Aufgeregtheit eines Gefühles gegen einen indifferenten Zustand bewußt; aber man weiß nicht zu sagen, ob das Gefühl angenehm oder unangenehm ist. So in einigen Ausdrücken des feyerlich religiösen Gefühles, so wie in einigen Modifikationen des Erhabenen und Unendlichen.

Im Folgenden spricht dann der Verfasser zunächst von der Ausdehnung der Gefühle. Diese wird einem Gefühle zugeschrieben, in Folge der Art, wie es die Seele zu füllen scheint. Scheint für eine Masse anderer Vorstellungen Raum, so ist es weniger ausgedehnt; scheinen die vorhandenen Vorstellungen diesen ganz aufzuheben, so hat es die weiteste Ausdehnung, die es im Bewußtseyn erhalten kann. Verschieden davon ist die Stärke der Gefühle, welche in dem Verhältnisse ihrer Qualität gegen den Gegensatz, und also für alle Gegensätze gegen den angenommenen indifferenten Zustand besteht. Unter Gegensatz nämlich versteht der Verfasser den Abstand eines Gefühles von dem daneben gegebenen Seelenzustande; in Bezug auf welchen er früher sehr richtig bemerkt hatte, daß ein sonst indifferenter Zustand nach einem unangenehmen Gefühle angenehm werden könne, so wie umgekehrt ein sonst angenehmer Zustand nach einem noch angenehmeren unangenehm ꝛc. Für die Bestimmung der Stärke eines

Gefühls komme in Betracht: für die Körpergefühle die feinere oder erregbarere Organisation; für die Seelengefühle die organische Begleitung und Rückwirkung; und außerdem rein psychisch, in Bezug auf die Qualität: die größere oder geringere Einigung, das größere oder geringere Widerstreben der Vorstellungen, der Grad der Forderung oder Hinderung der geistigen Thätigkeit; und endlich, in Bezug auf die Quantität: die Menge der Nebenvorstellungen, oder der andrängenden Vorstellungen, der Einfluß der Begierden ꝛc. Auch müsse hier der Lebhaftigkeit der Gefühle erwähnt werden, die »auf der einen Seite mit der Schnelligkeit und der Ungedämpftheit einer durchdringenden organischen Begleitung, auf der anderen Seite mit der Schnelligkeit der Wirkung auf die Reproduktion durch die Beziehungen im Vorstellungskreise, und deren Einfluß auf Thätigkeit zusammenhängen.« — Rec. kann sich hier nicht auf eine ins Einzelne gehende Kritik einlassen; und bemerkt daher nur im Allgemeinen, daß ihm diese Bestimmungen, bey vielem Richtigen, doch noch der gehörigen wissenschaftlichen Schärfe zu entbehren scheinen. Ausdehnung, Stärke und Lebhaftigkeit fließen nach denselben vielfach in einander: was freylich dem Sprach- und Denkgebrauche des gewöhnlichen Lebens angemessen seyn mag; die Wissenschaft aber soll das Unbestimmte und Dunkle aufklären, und dem Schwankenden Festigkeit, dem in-einander-Fließenden scharfe Begrenzung geben.

Die Dauer der bestimmten Stärke eines Gefühles muß mit dem Zurücktreten des früheren Gegensatzes abnehmen; außerdem durch Zerstreuung vermöge neu andrängender Vorstellungen. Man versetze sich im Gedanken vor ein Gemälde: »der Totaleindruck gibt zunächst das stärkste Bewegungsverhältniß, wenn alle Theile gleich vollendet sind, und nichts besonderes Verstärkendes hinzutritt. Jetzt aber muß das Vorstellen fortgehen; denn es wollen neue Vorstellungen andrängen« ꝛc. — Aber worin ist denn die Nothwendigkeit dieses unaufhaltsamen Wechsels begründet? — Die Dauer eines Gefühles überhaupt hängt theils von organischen, theils von geistigen Bedingungen ab. »Ist nämlich alles, was zu demselben Bewegungsverhältniß gehört, sammt der korrespondirenden Affektion, durch den Fortschritt des Vorstellens überwältigt, so ist das Gefühl zu Ende.« — Der Wechsel der Gefühle wird angenehm durch die Vermeidung der Abnahme, welche in dem Zurücktreten des früheren Gegensatzes begründet ist (vgl. vorher). Aber nicht bloß die einzelnen Gefühle, sondern auch der Charakter des Fühlens selbst ist in dem Menschen zu verschiedenen Zeiten ein anderer. Dieß wird von dem Körperlichen aus durch den Wechsel der or-

ganischen Bedingungen, von dem Geistigen aus subjektiv und objektiv bedingt. In der ersteren Beziehung machen sich größere Lagen unseres Vorstellens geltend, die auf die Verschmelzung des anderen mit sich, oder auf dessen Abstoßung wirken: wie Vorstellungsweisen mit ihrer zugehörigen Regsamkeit und Empfänglichkeit, Verhältnisse, Neigungen, Begehrungen. Die objektive Bedingung der Gefühle bildet das uns Begegnende, wodurch das Gefühl erregt wird, und welches Einschränkungen und Zusätze mancherley Art erhalten kann. — Nach einigen Bemerkungen über die Erfahrung, daß unangenehme Gefühle in der Vorstellung angenehm werden, so wie über das Streben der rein unangenehmen Gefühle, sich selber aufzuheben (worüber Rec. schon früher seinen Zweifel geäußert), und einiger angenehmen Gefühle, sich zu mildern, spricht dann der Verfasser über die Abstumpfung der Gefühle. Diese wird durch Gefühlschwelgerey hervorgebracht; dagegen Mäßigkeit im Fühlen dasselbe regsam erhält. — Aber sollte nicht eine zu große Mäßigkeit eben so abstumpfend wirken? — Dann werden die Modifikationen der Gefühle nach den verschiedenen Altern, so wie ihr Einfluß auf das Phantasiren und Denken, und umgekehrt, angegeben. — Sehr treffend und beherzigungswerth ist die Bemerkung, daß alle Gefühle, als Gefühle, wahr seyen; aber eine andere Frage sey es, ob die Fassung, die etwas im Gefühle erhalte, oder das, wozu ein Gefühl hinführe, wahr sey. — Eine Stimmung heißt ein Gefühl, wiefern es auf den Ton wirkt, den die geistige Thätigkeit weiter angeben wird; im engeren Sinne jedoch nur, wenn es hinreichend stark, und durch seine Lage, seine Affektionen oder Beziehungen im Vorstellungskreise, so dauernd ist, daß es sich, wiewohl mit verschiedenen Graden, beständig fortsetzt, und so eine organische Lage hervorbringt, die an und für sich nicht so leicht umzuwerfen ist.

Um zu einer angemessenen Eintheilung der Gefühle zu gelangen, geht der Verfasser zuerst die gebräuchlichsten Eintheilungen kritisirend durch. Er verwirft dabey unter Anderem die Eintheilung in solche, welche von der Beschaffenheit des Gefühlten, in die welche von der Gemüthlage abhängen, und in mittlere: weil sie einem Schein folge, der durch die wahre Betrachtung aufgehoben werde. Unter der letzteren versteht der Verfasser unstreitig den Idealismus, der uns belehrt, daß auch, was wir Beschaffenheiten der Dinge nennen, nur Vorstellungen in uns sind. Jedoch ist das Verwerfungsurtheil hier nur zu billigen; denn die Gefühle, als solche, beziehen sich rein auf innere Verhältnisse, in Bezug auf welche es gleichgültig ist, ob das Gefühlte außer uns, oder objektiv existirt; indem ja durch

dieſes Vorſtellungsverhältniß keine, oder doch nur eine ganz unbedeutende Modifikation des Fühlens bedingt wird. Was aber wird uns nun der Verfaſſer dafür geben? »Man kann bey der Theilung (ſagt er) dem Schein folgen; aber es muß ein ſolcher ſeyn, der nicht irre führt. Dieſem gemäß wählen wir die ſcheinbare Bedingtheit des Gefühls in Rückſicht auf Vorſtellung. Es ſcheint entweder, daß ein Gefühl kein beſtimmtes Vorgeſtelltes vorausſetze, oder daß es ein ſolches vorausſetze. Im erſten Falle ſcheint es entweder aus dem Körper oder der Seele zu entſpringen; im zweyten ſcheint es entweder an dem Vorgeſtellten für ſich zu haften, und das Weſen desſelben abgeſehen von ſeinem Verhältniſſe zu uns zu beſtimmen, oder es ſcheint gerade das Weſen desſelben in ſeinem Verhältniſſe zu uns zu beſtimmen, und kann alsdann theils nach der Qualität des Vorgeſtellten, theils nach den Umſtänden betrachtet werden.« — Rec. will mit dem Verfaſſer nicht darüber rechten, daß dieſer hier einem Scheine folgt, den er von einem höheren wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus ſelber verwirft. Nur ſieht Rec. nicht ein, was denn überhaupt für eine klarere Ueberſicht oder Einſicht in das Weſen der Gefühle (und dieß ſind doch die Zwecke, welche jede wiſſenſchaftliche Eintheilung im Auge haben muß) durch dieſe abgeſehen von allem für die Gefühle Weſentlichen entworfene Eintheilung gewonnen wird. Schon die Scheidung der Gefühle in ſolche, welche an keinem beſtimmten Vorgeſtellten zu haften ſcheinen, und in ſolche, welche an einem beſtimmten Vorgeſtellten haften, möchte ſich ſchwerlich rechtfertigen laſſen. Der Verfaſſer nennt, als zu der erſteren Klaſſe gehörig, außer den Körpergefühlen, die Gefühle der Heiterkeit und Traurigkeit, das Ernſtes, der langen Weile, der Hemmung, der freyen Thätigkeit der Anſtrengung, Verwirrung, Erholung, Ruhe, Aufgeregtheit, Schwäche und Stärke. Aber er geſteht ſelbſt S. 61, es könnten alle dieſe Gefühle auch durch ein beſtimmtes Vorgeſtelltes erzeugt werden. Auf jeden Fall hätte die Erläuterung der ſo erzeugten vorangeſtellt werden müſſen: da ja unſtreitig in ihnen, als den bewußtſeyn-klareren, auch die Gefühlsbeſchaffenheiten klarer hervortreten müſſen; und überdieß ein nicht geringer Theil der ohne beſtimmtes Vorſtellen erzeugten Gefühle aus halb verloſchenen Spuren von jener beſteht. Eben ſo wenig kann Rec. die Eintheilung in Gefühle, die ſich auf das Verhältniß des Gegenſtandes zu uns, und in ſolche, die ſich auf den Gegenſtand für ſich allein beziehn (objektiv-ſubjektive und objektive), billigen. Zu den letzteren ſollen das Wahrheitsgefühl, das ſittliche, das äſthetiſche und das religiöſe Gefühl gehören. Aber bezieht ſich denn das Wahrheitsgefühl jemals auf

etwas in dem erkannten Gegenstande, und nicht vielmehr immer auf die Beschaffenheit unserer Erkenntnisse? Und kommen nicht bey den sittlichen und ästhetischen Gefühlen mannigfache subjektive Momente in Betracht? wie der Verfasser selbst bey der speziellen Behandlung derselben eingesteht. Vollends aber weiß sich Rec. in die Eintheilung der subjektiv-objektiven Gefühle nach der Qualität und nach den Umständen gar nicht zu finden. Zu den ersteren rechnet der Verfasser die Gefühle des eigenen Werthes, das Ehrgefühl, die Gefühle der Herrschaft, der Freyheit, des Eigenthumes, des Vaterlandes, der Liebe, des Wohlwollens, des Mitgefühles und des Hasses; zu den letzteren Freude, Trauer, Entrüstung, Zorn und Aerger, Hoffnung, Furcht, endlich Muth und sein Gegentheil. Aber tritt nicht bey allen letztgenannten der Unterschied der Qualität sehr stark hervor? Und beruhen nicht auf der anderen Seite die Gefühle des Vaterlandes, der Liebe ꝛc. auf gewissen Umständen und Verhältnissen des bürgerlichen oder des gesellschaftlichen Lebens? Warum (nach S. 150) die den Umständen nach getheilten Gefühle stärker in die Subjektivität eingreifen, und daher größtentheils affektartig sich zeigen sollen, sieht Rec. eben so wenig ein. Treten irgendwo Affekte hervor, so geschieht es gewiß bey den Gefühlen der Ehre, des Vaterlandes, der Liebe und mehrerer anderen der ersten Klasse. — Eine richtige Eintheilung könnte nur nach der verschiedenen Bildungsform (oder was der Verfasser Bewegungsverhältniß nennt) der Gefühle entworfen werden: ein Moment, welches hier um so wichtiger wird, da gerade in Bezug auf die Verschiedenheiten der Bildungsformen (die sich unaufhörlich gegen einander messen) die Gefühle zu Gefühlen werden.

Wir können den Verfasser unmöglich in seiner speziellen Darstellung der Gefühle durchgehends begleiten. Er geht dabey noch weit mehr ins Einzelne, als durch die so eben gegebene Uebersicht bezeichnet wird, und gibt von allen besonderen Unterarten genaue Namenerklärungen an, bey welchen er nur zuweilen nicht genug die deutsche Synonymik zu Rathe gezogen zu haben scheint. Dazwischen eingestreut sind viele treffliche und scharfsinnige Bemerkungen, bald in Bezug auf Menschenkenntniß, bald pädagogische, oder psychisch-diätetische ꝛc. Nur Einiges, was uns besonders bemerkenswerth scheint, heben wir hervor.

Vor Allem des Verfassers Ansicht vom sittlichen Gefühle. Sein Gegenstand ist der Wille, oder die Handlung, in wiefern dieselbe Ausdruck des Willens ist. Doch brauchen dieselben nicht gerade immer in der Wahrnehmung gegeben zu seyn; sondern auch in der Vorstellung oder im Bilde vermögen sie

das sittliche Gefühl anzuregen. Sie werden durch dasselbe nicht relativ, sondern absolut geschätzt, »also dergestalt, daß diese Schätzung an dem Bilde des Willens für sich allein unveränderlich haften solle.« Dabey ist jedoch zu bemerken, daß uns der Werth des Willens erst durch das Gefühl bekannt wird: denn vor dem Gefühle besitzen wir nur seine reale Qualität, oder seinen jedesmaligen bestimmten Inhalt, unter dem sich seine Güte und Verwerflichkeit nicht mit befindet, diese wird vielmehr zu dem Inhalte erst hinzugedacht, und der Wille erhält also zu den realen Qualitäten, die er schon besitzt, im Urtheile auch eine ideale Qualität, oder eine solche, die ihn entweder als das Abbild, oder als den Gegensatz eines Musters bezeichnet. — Obgleich in der Hauptsache mit dem Verfasser einstimmig, möchte doch Rec. nicht alle hier gebrauchten Ausdrücke billigen. Allerdings ist das sittliche Fühlen von einer gewissen Seite betrachtet etwas dem Willen Aeußerliches, und also Ideales; denn es muß erst eine andere Seelenstimmung hinzukommen, gegen welche er gefühlt wird; und in sofern würde dann das sittliche Gefühl, in der oben bemerkten Eintheilung, als subjektiv-objektives aufgeführt werden müssen. Auf der anderen Seite aber ist das in dem sittlichen Gefühle Gefühlte zunächst nicht jene andere Seelenstimmung, sondern eben der Wille; und es wird uns durch das Gefühl seine innere Grundbildung kund; sein Wesen, nicht in wiefern er ein auf etwas gerichteter Wille ist, sondern in wiefern er eine gewisse Beschaffenheit des Willens an sich trägt, und dieß, sollte Rec. denken, müßte doch, wenn irgend etwas anderes, als reale Qualität bezeichnet werden. — Richtig bemerkt der Verfasser, daß in sofern das sittliche Gefühl eigentliche Erkenntnißquelle sey. Es fragt sich nur, welcher denn der Maßstab sey, gegen welchen der Wille zum Behufe des sittlichen Gefühles gemessen wird; und dieser ist nach dem Verfasser die Liebe. Durch die wirkliche Liebe, und was ihr gemäß ist, bilde sich eine Reihe von Handlungsweisen mit der ihnen entsprechenden Gesinnung aus; und diese Willen und Handlungen, wie sie aus der Liebe entspringen, machen das subjektive Element des moralischen Gefühles aus. Ein mit diesem einstimmiger Wille finde das Bewegungsverhältniß frey und einig, und erzeuge also ein angenehmes, ein billigendes Gefühl; ein entgegengesetzter Wille gerathe damit in Widerstreit, und das subjektive Element also, als bestimmend und nicht weichend, müsse ein unangenehmes Gefühl wirken, welches das Vorgestellte mißbillige, und seine Aenderung verlange. — Auch diese Entwickelung findet Rec. im Allgemeinen trefflich, und der Natur des Darzustellenden gemäß; nur zwey Bemerkungen

möchte er sich darüber erlauben. Einmal scheint ihm die Gesinnung der Liebe, wenn auch allerdings bey den edelsten Menschen der stete Maßstab für das Sittliche, doch nicht in Bezug auf alle Menschen und alle sittliche Gefühle als solcher genannt werden zu können. Die unsittliche Begierde wird meistentheils nur gegen den gewöhnlichen, mittleren Seelenzustand als übermäßige Hingegebenheit an den Genuß ꝛc. gefühlt. Außerdem bezieht sich der Maßstab der Liebe nur auf unser Verhältniß zu anderen Menschen; es gibt auch Sittliches und Unsittliches rein in Bezug auf uns selber (z. B. Streben nach intellektueller oder moralischer Vervollkommnung — übermäßige Hingegebenheit an sinnliche Genüsse ꝛc.), und diese bedürfen eines anderen Maßstabes. Der Verfasser will zwar auch diese mit der Liebe in Verbindung setzen, indem er S. 76 sagt: »Wie die Liebe die Gegenliebe zu erhalten, zu steigern, sich überhaupt und für alle Fälle ihrer würdig zu machen wünscht, dazu aber Vervollkommnung, die auch die Mäßigung der Alten in sich schließt, als nothwendig erkennt, so wirkt sie auf diese, und erzeugt die Idee der Weisheit.« Aber jeder Unparteyische wird leicht einsehen, daß, wenn auch dieses abgeleitete Interesse an unserer Vervollkommnung allerdings in einigen wenigen Fällen sich findet, es doch sehr gezwungen seyn würde, dasselbe für alle Fälle geltend machen zu wollen. Wir bedürfen also eines unmittelbaren Maßstabes: der Idee der mäßigen und sich mäßigenden, der für die lebendige und innige Empfindung des Schönen und Vollkommenen allseitig offenen Seele.

Besonders gut ist dem Verfasser die Entwickelung gelungen, warum sich, trotz dieses allgemeinen Maßstabes für das Sittliche, und trotz der Allgemeingültigkeit, welche wir in dieser Beziehung für unsere sittlichen Urtheile fordern, doch eine so große Verschiedenheit derselben bey verschiedenen Menschen finde. Schon früher hatte er in Bezug auf die Gefühle im Allgemeinen bemerkt, diese Verschiedenheit könne in ihren subjektiven und in ihren objektiven Elementen, in dem Maßstabe und in dem Gemessenen, begründet seyn. In Bezug auf das sittliche Gefühl bestimmt er dieß näher so: die Verschiedenheit entspringe daraus, daß entweder nicht beyde sittlich urtheilen, oder daß sie nicht über dasselbe urtheilen. In Hinsicht des ersteren machen sich Vorurtheile, wie sie durch Tradition sich fortpflanzen, Aberglauben, Neigungen, Abneigungen, Leidenschaften und alle egoistischen Strebungen geltend: welche, wenn sie im Gemüthe dominiren, den Willen, nach seiner Einstimmung oder seinem Widerstreite mit sich, als einen solchen oder einen an-

deren erscheinen lassen. Als das objektive Moment hebt der Verfasser vorzüglich hervor, daß oft mehre Willen (z. B. das eigentliche Motiv, und der davon abhängige, zunächst auf die That gerichtete Wille) vorliegen, von denen der Eine diesen, der Andere jenen für seine Beurtheilung herausnimmt; zugleich macht er einsichtsvoll auf die Schwierigkeiten aufmerksam, welche sich nicht selten dem Schlusse von der äußeren Handlung auf die innere Gesinnung entgegenstellen. Wegen aller dieser verfälschenden Einmischungen nun muß die Betrachtung hinzutreten, und die Vorstellungsweise der Liebe über die Welt und ihre Verhältnisse erweitern; muß alles gegen die möglichst größte und gleichmäßige Austheilung der Liebe gehalten werden, damit das Gute in seiner höchsten Vollkommenheit erkannt werde, in welcher es die Einschränkung so mancher Neigungen und die Stärkung anderer verlangt. Hierauf gründen sich die Moralen, welche freylich nicht selten, in unklarer Selbsttäuschung, andere Erkenntnißquellen für sich angegeben haben.

Im Folgenden entwickelt der Verfasser noch mehrere einzelne, bey dem Sittlichen in Betracht kommende Momente, wie das Bedürfniß der Vergeltung des Sittlich-guten durch eine Belohnung, und des Sittlich-bösen durch ein Uebel, die Gefühle der sittlichen Zufriedenheit und Unzufriedenheit, der sittlichen Ehre, Achtung und Scham. Das Gefühl der Pflicht entsteht, wenn den Weisungen der Sittlichkeit eine Begierde entgegentritt, ohne jene zu überwältigen, und dieselben dennoch im Gefühle vorherrschender und durch den Gegensatz erhöhter Billigung erscheinen. Nach des Rec. Meinung tritt in dem Gefühle der Pflicht wohl weniger diese erhöhte Billigung, als der Gegensatz gegen das Unsittliche, also die negative Seite hervor. Eben so scheint ihm die Erklärung der Tugend (S. 82) nicht ganz angemessen, sie bestehe in der »Vollziehung der sittlichen Weisung um ihrer Schönheit willen, sey es nun, daß sich auch das Pflichtgefühl eingestellt hat oder nicht.« Es gibt nicht bloß schöne, sondern auch erhabene Tugenden; und das tugendhafte Handeln braucht keineswegs immer um der Schönheit willen zu geschehen, sondern kann sich auch, rein ohne Zweckvorstellung, als völlig freye Tugend entwickeln. »Gute, gerechte und große Handlungen (sagt Aristoteles) sind diejenigen, welche so beschaffen sind, wie der gute, gerechte und große Mensch sie vollbringt;« und wenn Jakobi hinzufügt: »Keine, die nicht da war, ehe sie Namen hatte und Vorschrift!« so gilt dieß von der Idee des Schönen nicht weniger, als von dem Pflichtgebote. — Bemerkungen über die Reue; über das Ge-

wissen, und seine Zartheit, Rohheit oder Verstocktheit; endlich über das Schickliche schließen diesen Abschnitt.

Wir gehen zu des Verfassers Ansichten von dem ästhetischen Gefühle über, welche noch mehr Eigenthümliches enthalten, obgleich Rec. dieselben nicht in dem Maße, wie die so eben entwickelten, billigen kann. Die Erklärung, daß das ästhetische Gefühl nicht durch die Sache selbst, sondern durch die bloße Vorstellung derselben, erregt werde, modificirt der Verfasser dahin, daß es nicht den Stoff, sondern die Form beurtheile; und zwar die absolute Vortrefflichkeit derselben, sofern diese rein an sich gewürdigt werden könne, und sich der Anschaulichkeit darbiete. Unter Form aber dürfe nicht bloß der starre Umriß verstanden werden, sondern auch der ganze Ausdruck gehöre ihr an, und nicht dem Stoffe. Im Einzelnen zeigen sich auch hier wieder dieselben Ursachen für die Relativität des Geschmackes, wie bey der sittlichen Beurtheilung; aber nur die »wahre, begierdelose und für die Fassung der Form wirksame Grundlage« gibt ein richtiges Gefühl des Schönen. Worin aber ist nun der eigenthümliche Charakter dieses Gefühles begründet? Das Schöne, erwiedert der Verfasser hierauf, »ist das Gleichniß oder der Widerschein angenehmer, wenigstens vorherrschend angenehmer, und an und für sich begehrungloser Zustände der Seele, und gefällt eben deßhalb, weil der angespielte Zustand dem Gleichnisse Trefflichkeit an sich beylegt. Dieß wird im Symbolisiren erreicht, d. h. in der Verbildlichung des Inneren durch das Aeußere, und des Aeußeren rückwärts durch das Innere, und eines Aeußeren oder Inneren durch ein anderes bey ähnlicher Empfindung. Die Heiterkeit der Seele, z. B. ist angenehm. Nehmen wir nun ein heiteres Kolorit wahr: so wird, vermöge der Aehnlichkeit beyder, der genannte Gemüthzustand angespielt, und durch dieses Anspielen der Wahrnehmung des heiteren Kolorits der Charakter der Schönheit gegeben. Eben so aber umgekehrt: denn »wenn das Gleichniß für ein Schönes gilt: so wird von ihm aus die Stimmung oder die Gemüthlage, deren Gleichniß es ist, ebenfalls für schön gelten: denn sie ist ja auch das Gleichniß von ihm.« Daher kann es auch schöne Seelen geben, und wie die Wahrnehmung des heiteren Kolorits durch die Anspielung der heiteren Gemüthstimmung, so wird umgekehrt diese letztere durch die Anspielung jener schön. — Der Verfasser vermuthet selbst, man werde dieser Theorie den Vorwurf machen, »was erst erklärt werden solle, werde für sich selbst vorausgesetzt, oder durch sich erklärt;« und was er zur Vertheidigung dagegen anführt, scheint wenig genügend. Jenes Anspielen des mehr Aeußeren durch das mehr Innere, und umgekehrt, findet sich

allerdings sehr oft, und trägt außerordentlich viel bey zur Erhöhung des ästhetischen Eindrucks. Aber es kann diesem nur eine größere Ausdehnung geben, nicht ihn qualitativ umstimmen. Sind die sich anspielenden Zustände beyde nur angenehm, so wird auch nur das Gefühl des Angenehmen in größerer Ausdehnung in uns erzeugt werden; soll das Gefühl des Schönen entstehen, so müssen die einander als Gleichniß dienenden Gefühle schon an und für sich schön seyn. Der Verfasser führt seine Behauptung im Folgenden in vielen einzelnen Beyspielen aus, die aber, genauer zergliedert, nur diese Bemerkung bestätigen. »Die elegische Stimmung, in der die Wehmuth vorherrscht (sagt er S. 98) ist mehr angenehm, als unangenehm.... Daher gefällt auch das Gleichniß jener Stimmung, wie Trümmer, Ruin« ꝛc. Aber wirken denn diese anders auf unser Gefühl, als eben indem sie jene Stimmung hervorrufen? Ihre sinnliche Anschauung an und für sich, ohne die daran geknüpften Vorstellungen der Vergangenheit ꝛc., enthält dieses Gefühlverhältniß nicht in sich. »Kraftgefühl, Gefühl der Steigerung (heißt es weiter), wohin auch im Sittlichen der überwindende Kampf gehört, ist angenehm. Daher ist ihr Gleichniß, die Größe, ein ästhetisches Element« ꝛc. Gewiß sind die erstbezeichneten Gefühle schon ursprünglich mehr als angenehm, sonst würden sie nie schön oder erhaben werden; das Gefühl der Größe wird es, eben weil dieselbe nicht anders, als mit einem Gefühle gesteigerter Kraft, vorgestellt werden kann; und wenn dieses Gefühl geistigere gleichartige Gefühle anspielt, so wird dadurch der Gefühlton nur weiter über die Seele ausgedehnt, nicht spezifisch verändert *). — Eben so können wir dem Verfasser nicht beystimmen, wenn er sich mit Kant und Anderen für die völlige Begehrungslosigkeit der ästhetischen Gefühle erklärt. Allerdings sind dieselben so lange begehrungslos, als sie im unmittelbaren Genusse und vollständig gebildet werden; und werden nicht so leicht, wie die Gefühle der niederen Lust, zu Begierden, indem sie von Anfang an eine festere Bildung haben. Aber diese Festigkeit ist nur relativ; die Reize, welche den ästhetischen Eindruck vermittelt haben, können, wenn auch langsamer, dennoch wieder entschwinden; und ist dies Entschwinden bis zu einem gewissen Grade vorgerückt, so wird sich ein Gefühl der Sehnsucht nach einer Auffrischung der ästhetischen Anschauung bilden, welches gewiß keinem edleren Gemüthe unbekannt ist. — Zum Schlusse folgen Bemerkungen über das Wachsen und Sinken der

*) Eine weitere Entwickelung dieses interessanten Verhältnisses findet man in des Rec. »Skizzen zur Naturlehre der Gefühle, S. 137. ff.

ästhetischen Gefühle, über ihre allmäliche Entwickelung im Ganzen des menschlichen Lebens, über die Verschiedenheit der ästhetischen und sittlichen Bildung, so wie über den gegenseitigen Einfluß beyder auf einander, und der ästhetischen Gefühle auf eine erfreulichere Gestaltung des Lebens.

Nach diesen Proben des Bemerkenswerthesten aus des Verfassers Lehre von den Gefühlen, gehen wir nun zur sechsten Abtheilung über, welche seine Lehre »von dem Begehren und der Freyheit« enthält. Wir müssen, was früher davon beyläufig angeführt worden ist, nun genauer ins Auge fassen. Der Verfasser beginnt von dem richtigen Satze, daß es ohne Vorstellung keine Begierde gebe, das Begehrte also auch zugleich vorgestellt werden müsse. Hätte es nun (fährt er fort) schon seine ganze Vollendung in dieser Vorstellung, so wäre für das Begehren keine Veranlassung gegeben; das Vorgestellte also muß einer Ergänzung bedürfen; und so ist denn die Begierde »ein Vorgestelltes, welches sich gegen die Verdrängung wehrt, bis es seine Ergänzung an sich genommen hat.« Diese Ergänzung besteht in einer neuen Bestimmtheit des Vorgestellten; und daß es sich gegen dieselbe bewegt, beruht darin, daß es durch das Verhältniß derselben zu etwas Anderem gehalten und getragen wird. Die Bewegung selbst endlich ist die Reproduktion und Produktion der Mittel, durch welche die Hindernisse zwischen ihm und der Ergänzung weichen. — Schon früher hat Rec. bemerkt, daß diese Erklärung auf den größeren Theil der Begehrungen nicht anwendbar ist. Dem Verfasser schwebt nur immer das Aufstreben der Vorstellungen vor Augen; und was er an diesem erkannt, trägt er, seinem Idealismus gemäß, auf das Aufstreben der Lustbegierden über. Aber selbst in jenem Falle ist nicht eigentlich die Verdrängung des dazwischen liegenden Vorstellens, sondern die Vereinigung des Aufstrebens mit der erstrebten inneren Angelegtheit das Ziel der Begehrung und der von derselben ausgehenden Bewegungen. Wesentlich also ist für alle Begehrungen nur ein gewisses Aufstreben, ein unerfülltes Vermögen, welchem seine Erfüllung werden soll; mit und an ihm ist diese Erfüllung in einer Vorstellung gegeben, welche entweder die Erfüllung selbst theilweis (wie bey dem Lustbegehren, wo wir das Begehrte zugleich in der ihm eigenthümlichen Lustqualität fühlen, nur nicht so voll und frisch, wie es in der Befriedigung gefühlt werden würde, oder bey dem Anstreben eines Namens, der uns, wie man zu sagen pflegt, schon vorschwebt), oder nur seine Umgebungen in sich enthält (wie bey dem Anstreben eines Namens, der uns ganz entfallen ist, und den wir nur an der Zeit, dem Orte, wo wir ihn gehört ꝛc.

als einen bestimmten festhalten). Die Mittel der Erfüllung also (ob äußere oder innere) und die Qualität des Erfüllenden sind für das Grundverhältniß des Begehrens Nebensache; das Hauptmoment besteht in jenem Aufstreben eines unerfüllten Vermögens.

Sehr richtig erinnert der Verfasser, daß das Begehren sich im entsinnlichten Denken eben so wohl, wie in der gemeinsten Richtung auf die Sinnenwelt, zeigen könne. Gleich treffend ist die Bemerkung, eines und dasselbe könne zugleich, nur in verschiedenen Beziehungen, Gedanke, Gefühl und Begierde seyn. Das Verhältniß aber, welches der Verfasser zwischen den beyden letzteren setzt, ist Rec'n nicht klar geworden. Der Verfasser erklärt sich S. 171 richtig gegen die Behauptung, daß das Begehren stets aus dem Gefühle entweder des gegenwärtigen Unangenehmen oder des künftigen Angenehmen entspringen müsse. »Vielmehr kann es einzig und allein aus der Bedürftigkeit irgend einer Vorstellung hervorgehen, die zwar ein Gefühl zur Begleitung haben kann, die aber nicht durch dieses Gefühl, also nicht durch ihr Bewegungverhältniß, sondern durch ihren Inhalt allein das Begehren weckt, so, daß der Anfang des Begehrens und das Gefühl zusammenfallen, ohne vor oder nach.« Das Letztere ist gewiß sehr richtig; aber ist es nicht eben deßhalb gerade die besondere Gefühlbeschaffenheit des Begehrens (seine Bedürftigkeit, in Vergleich mit der Befriedigung, und mit dem gewöhnlichen begierdelosen Zustande) was das Begehren charakterisirt? Doch beruht diese Differenz der Ansichten vielleicht nur in der Ausdruckweise. — Das äußere Handeln erklärt der Verfasser S. 173 so: Der Körper bewege sich zuerst durch sich selbst und vermöge der organischen Begleitung der Vorstellungen und Gefühle. Nun sey jede Bewegung des Körpers von bestimmten Gefühlen in der Seele begleitet, wenn auch diese, durch Mangel an Gegensatz, nicht immer im Bewußtseyn merkbar würden. »Sobald nun eine Vorstellung auf Bewegung der Glieder des Körpers geht, sobald sie also eine Bewegung eines Körpertheils involvirt, bildet sie in der Reproduktion das Hebungsverhältniß, wie damals, als der Körper sich bewegte. Daher die bestimmtere Bewegung auch erst gelernt wird. Kraft der entsprechenden Aktion der Seele auf den Körper wird das Seelenorgan daher in denselben Zustand versetzt, wie damals, als der Körper diese Bewegung hatte.« — Eine im Allgemeinen gewiß sehr richtige Erklärung. Nur ist wohl der Ausdruck: »sobald eine Vorstellung auf Bewegung der Glieder des Körpers geht« ꝛc. zu unbestimmt. An dieser Vorstellung für sich allein ist es nicht genug: denn wie oft haben wir dieselbe, ohne

äußere Bewegung; oder die letztere tritt bey dieser Vorstellung hervor, ohne doch äußeres Handeln zu seyn (wie bey dem lebendigen Gestikuliren). Dem äußeren Handeln wesentlich ist also die Uebertragung des Aufstrebens von der Vorstellung der Gliederbewegung auf die mit ihr afficirten bewegenden Kräfte.

Im Folgenden stellt der Verfasser, nach einigen Bemerkungen über die äußeren Handlungen wider Willen, über die Verabscheuung, über das Anschwellen der Begierden durch Widerstand, über das Festwurzeln derselben in der Seele ꝛc., die verschiedenen Formen dar, welche das Begehren annehmen kann: als Wunsch, Trieb, Neigung, Hang und Leidenschaft. Ueberall wird zuerst die Gattung, ihrer Natur und ihrer Entstehungweise nach, bestimmt; dann von einzelnen merkwürdigen Arten derselben gesprochen. Auch hier wieder (wie schon in Bezug auf einige Entwickelungen des ersten Theiles bemerkt worden ist) scheint der Verfasser zu reich zu seyn; d. h. er führt zu Vieles neben einander an, ohne es durch einander zu verarbeiten, und zu untersuchen, ob es nicht einander einschließe, oder auf demselben Grunde beruhe. So (um dieß an einem Beyspiele anschaulich zu machen) werden für die Erzeugung der Neigung (die der Verfasser als eine der leichten Entstehung gewisser Begierden besonders günstige Disposition bezeichnet) als Ursachen genannt: der Organismus; besonders starke Eindrücke in der Jugend; die Erziehung; die eigene Fortbildung, Betrachtung und Ansicht der Dinge und Verhältnisse; wiederholte Begehrungen und Befriedigungen; endlich die bloße Gewöhnung. Bey den meisten dieser Momente finden sich keine genaueren Angaben, auf welche Weise sie eigentlich mit der Neigung zusammenhängen. In Bezug auf den Organismus verweist der Verfasser nur auf die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Geschlechter und Lebensalter, und auf das besondere Zusagen gewisser Lebensmittel und den üblen Eindruck anderer. Aber ist denn mit dem letzteren schon immer Neigung gegeben? oder kann dieselbe nicht auch ausbleiben? Und sind jene Eigenthümlichkeiten des Organismus nicht eben sowohl Ursachen von gewissen Gefühlsangelegtheiten, ja selbst von Vorstellungsangelegtheiten? Wie also gehen nun, im Gegensatze mit diesen, die Neigungen aus jenen Eigenthümlichkeiten hervor? Eben so wenig ist schon unmittelbar mit starken Eindrücken die Neigung gegeben, sondern diese bilden nur den Anfangspunkt einer zu derselben hinführenden Kausalreihe; und so wie Erziehung und eigene Fortbildung noch mancherley anderes außer den Neigungen erzeugen, so fragt es sich auf der anderen Seite, ob nicht dasjenige,

was in ihnen auf die Entstehung gerade der Neigungen hinarbeitet, in beyden eines und dasselbe ist. Nur bey den beyden letzten Momenten gibt uns der Verfasser eine anschauliche Vorstellung des Erfolges, indem er von den wiederholten Begehrungen und Befriedigungen bemerkt, durch sie werde der Vorstellungskreis der Begierde ausgebildet, und darin eben bestehe die Disposition; und von der Gewöhnung (S. 189): »Das Gewohnte ist nicht allein stark in der Vorstellung, sondern auch mit einer Menge von Befriedigungen verschmolzen. Es stellt sich daher für das Verlangen zuerst ein.... Würde das Gewohnte fehlen, so thäte es sich als ein Mangel kund; die Gewöhnung ist also eine Disposition für das Begehren« ꝛc. Aus den angeführten Worten erhellt, daß dem Verfasser selbst diese beyden Momente theilweis zusammenflossen; die Gewöhnung soll ja zum Theil durch eine Menge von Befriedigungen geschehen, und wirkt eben so wie diese starke Vorstellungskreise. Dieß hätte der Verfasser weiter verfolgen, die gemeinsame Grundlage in beyden Momenten aufsuchen, und dann untersuchen sollen, wie sich dieselbe zu den in der Erziehung ꝛc. eigentlich wirksamen Momenten verhalte: wo er dann leicht hätte zu dem Ergebnisse gelangen können, daß diese mit jener gemeinsamen Grundlage zusamfallen, und also für alle diese Ursachen Eine Grundbildung angegeben werden kann. Von jedem (körperlichen oder geistigen) Lustgefühle nämlich und von jedem Begehren bleibt, nach seinem Entschwinden aus dem Bewußtseyn, eine gewisse innere Angelegtheit zurück; jedes folgende Lustgefühl aber und jede folgende Begehrung werden nicht einfach, sondern durch alle für sie vorhandenen inneren Angelegtheiten gebildet, so weit dieselben jedesmal zum Bewußtseyn erhoben werden; und die Disposition, welche wir Neigung nennen, ist nichts anderes als ein mäßiges Aggregat solcher Gefühl- und Begehrungsangelegtheiten. Stärkere und eigenthümlich modifizirte Aggregate derselben finden wir in dem Hange und in der Leidenschaft; und so treten uns also, durch die Auffindung jener Grundbildung, nicht nur die aus scheinbar verschiedenen Ursachen entstandenen Neigungen, sondern auch alle verschiedene Formen des Begehrens in einen klaren Zusammenhang mit einander.

Noch müssen wir des Verfassers Erklärung über den Willen und über die Triebe hervorheben. In Bezug auf den Willen stellt er sich Herbart entgegen, der denselben als ein mit der Voraussetzung der Erfüllung begleitetes Begehren erklärt hatte *).

*) Vgl. den XVIII. Band dieser Jahrbücher, S. 132.

Nach ihm soll eine Begierde Wille seyn, »wenn sie, in die Form der Persönlichkeit getreten, als Selbstbestimmung erscheint.« Aber würde dieß nicht von jedem Begehren gesagt werden können, sobald wir uns seiner als unserer Seelenthätigkeit bewußt werden? Die vom Verfasser Thl. I. S. 276 über die Persönlichkeit gegebene Erklärung, »sie habe die Wahrnehmung und die an ihr hangende Reproduktion unserer Verhältnisse, Richtungen und Rücksichten zur Basis,« würde dem nicht widersprechen. Rec. möchte daher hier auf Herbarts Seite treten, und für den Willen das Begleitetseyn des Begehrens durch die Vorbildung des wirklichen Handelns als wesentliches Merkmal fordern. — In Bezug auf die Triebe erklärt sich der Verfasser (S. 183. ff.) sehr stark gegen die Ansicht, daß dieselben etwas der Seele ursprünglich Angebornes seyen. Gewiß hat er Recht in Bezug auf die Triebe zur Nachahmung, zur Geselligkeit, zur Glückseligkeit ꝛc., welche sämmtlich mit gewissen Vorstellungen zusammenhangen, die erst während der Entwickelung des Seelenseyns gebildet, und auf keine Weise als ursprünglich angeboren gesetzt werden können. Aber nur in Bezug auf diese hat er Recht; daß aber gewisse andere Triebe ursprünglich angeboren seyen (die ursprünglich aufstrebenden Vermögen des Sehens, Hörens, Bewegens ꝛc.), oder daß den auf ein Vorgestelltes gerichteten bewußten Aufstrebungen vorangehe, und für ihre Bildung zum Grunde liege, ein auf kein Vorgestelltes gerichtetes, unbestimmtes und unbewußtes Aufstreben, möchte sich bey einer aufmerksamen Zergliederung der vorliegenden Erfahrungen wohl schwerlich läugnen lassen. Der Verfasser erklärt (S. 186) den Trieb als diejenige Vorstellung, Gefühlvorstellung oder andere, die eine Erledigung sucht, oder sie geradezu schafft, ohne durch die Vorstellung der Art und Weise der Erledigung in die Form der Begierde getreten zu seyn, oder auch vielleicht nur treten zu können.« Also im Grunde eine Vorstellung ohne Vorgestelltes: wobey sich wieder die schon früher aufgestellte Frage geltend macht: ob etwas, das nicht die Form einer Vorstellung habe, bloß deßhalb Vorstellung genannt werden dürfe, weil es vielleicht künftig einmal zur Vorstellung ausgebildet, oder Element in einer Vorstellung werden kann?

Als Gattungen der Leidenschaften behandelt der Verfasser (S. 202 — 29) besonders: Genußsucht, Stolz und Hochmuth, Ehrsucht, Herrschsucht, Freyheitsucht, Habsucht, Liebe, Haß und Rachsucht. Wir können ihm hier wieder nicht ins Einzelne folgen. An diese Entwickelungen schließen sich Bemerkungen über den Egoismus, über den Einfluß äußerer Einwirkungen (Klima, Nationalität, Staatsverfassung, Religion, Zeit-

geist, Umgang ꝛc.) auf die besondere Gestaltung des Begehrens, über Gemüth und Charakter. Das Gemüth bestimmt der Verfasser als »die Neigung zu schönen, besonders wohlwollenden Anstrebungen, welche die entsprechenden Gefühle und ihre Innigkeit voraussetzen« (S. 242). Es geziemt vorzugsweise den Frauen wie der Charakter den Männern. Charakter überhaupt besitzt der, »dessen Anstrebungen sich nicht unter einander aufheben und beharrlich sind; Charakter im engeren Sinne, der um diese Anstrebungen weiß, und der besitzt ihn im engsten Sinne, dessen bewußte Anstrebungen, von innerer Mißbilligung, und von der Nothwendigkeit, sich anders zu stellen, frey, die Kraft des Nein für alle Reizungen zum Gegentheile behaupten, nicht aber eine momentane Hingebung an das Gegentheil im Lichte einer selbstgefälligen Entäußerung zu betrachten brauchen.« Als Anlagen für den Charakter nennt der Verfasser eine gewisse organische Ruhe, welche die Wirkung des Zusammenhanges im Vorstellungskreise befördert (während eine zu lebendige organische Begleitung die Hingegebenheit an den jedesmaligen Gegenstand hervorbringt), und innere Körperkraft, die auf das Selbstgefühl und auf den Muth wirkt. Alles Uebrige soll von der Erziehung im weitesten Sinne des Wortes abhangen. Hiegegen ließe sich wohl Manches erinnern, dessen Entwickelnng uns aber hier zu weit führen würde.

Eine besondere Hervorhebung verdient noch des Verfassers Lehre von der Freyheit: um so mehr, da er diesen Gegenstand in der Einleitung (S. 252), im Gegensatze mit der gewöhnlichen Ansicht, welcher ihn als ethisches oder metaphysisches Problem darstellt, der Psychologie vindicirt, »weil er eine psychische Qualität, sofern sie zur Erscheinung kommen kann, betrifft.« Er gibt zuerst die Ursachen an von dem falschen Scheine der Freyheit, der allein im Bewußtseyn gegeben sey. So manche Anstrebung sey wirklich gewesen, und habe sich im Handeln vollzogen; und so schweben uns denn eine Menge möglicher entgegengesetzter Anstrebungen und Handlungen vor, zwischen denen, als gleichgültigen, nur das reine Ich, oder das an und für sich leere Subjekt, den Ausschlag geben zu können scheine. Aus dem sittlichen Gebote des Sollens werde das Können abgeleitet; und bey den Momenten der Ueberwindung und Erhebung, die in uns vorgekommen, sey im gemeinen Bewußtseyn, weil die wirkende starke Vorstellung meist nur angespielt werde, die Ursache des kräftigen Entschlusses oft nicht mitgegeben. — Das hauptsächlichste Moment scheint hier ausgelassen, daß wir nämlich, da wir das unbewußte Seelenseyn nicht unmittelbar wahrzunehmen im Stande sind, und also nicht

wissen, in welcher Stärke die Angelegtheiten der Begierden in uns gegeben sind, und, vermöge ihrer Verknüpfungsverhältnisse, hervortreten werden, nothwendig ungewiß seyn müssen über den Erfolg des zwischen zwey Begierden entstehenden Kampfes, obgleich dieser Erfolg in der Stärke jener Angelegtheiten und ihrer Verknüpfungsverhältnisse allerdings vorgebildet ist. — Der Verfasser unterscheidet dann (S. 256) eine höhere und eine niedere Freyheit. Die erstere, die sittliche, setzt er sehr richtig in den vom sittlichen Urtheile gebilligten oder dem Urtheile nicht widerstrebenden Willen. »Wer dem schlechten Willen hingegeben ist, ist in der Sklaverey. Wer mit dem schlechten Willen noch zu kämpfen hat, befindet sich im Kampfe um die Freyheit, und ist, sofern es sein Ernst ist, der Freyheit nahe. Der aber ist frey, dessen Wille keiner Anfechtung ausgesetzt ist, und frey überhaupt, sofern alle seine Willen, in ihrer Verflechtung zu einer Gemüthlage oder zum Charakter, dem Urtheile entsprechen. Hierin liegt die ungehinderte sittliche Bewegung: während der Unfreye der fesselnden Begierde hingegeben ist, die er vor Anderen verbergen, und in der ruhigen Betrachtung selbst mißbilligen und als sklavische Hingegebenheit betrachten muß.« Zu dieser sittlichen Freyheit sind, indem sie nicht möglich ist ohne Einsicht, Selbstdenken und Selbstbeherrschung nothwendige Bedingungen. Bey weitem nicht so klar scheinen Rec'n des Verfassers Ansichten von der niederen Freyheit oder der Willkür. Auch hier unterscheidet er wieder eine erste und zweyte, welche letztere eigentlich die Freyheit seyn soll. Die erste besteht in dem Zusammenhange des inneren Lebens, wie er an der Wahrnehmung hängt, und setzt voraus, daß dieser nicht durch Uebergewalt des Körpers zerstört und zerrissen wird: in welchem Falle wir, wie im Traume, im Rausche und in der Gestörtheit, dem bloßen Mechanismus des Vorstellens hingegeben sind, der mit der Persönlichkeit spielt. Diese erste Willkür nun mache die zweyte möglich, »deren Wesen man bisher nicht gekannt hat, und auf deren Bedeutung man nie verfallen ist:« die wirkliche Freyheit, die nicht eins sey mit der scheinbaren, sondern die erst auf diesem Schein, oder auf dem Glauben an Freyheit ruhe. Wie nämlich derjenige mehr könne, der fest annehme, daß es ihm möglich sey; so sey derjenige freyer, der sich fest für frey halte. »Die Annahme, daß man frey sey, wirkt mit der Kraft des Selbstgefühls. Und wie man, um zu zeigen, daß man frey sey, das gerade Gegentheil von dem thun kann, wozu die Lust treibt, so muß sie auch jede schwierige Erhebung begünstigen, und ist der eigentliche Stützpunkt der Sittlichkeit und Selbstbeherrschung.« — Der Verfasser glaubt »mit dieser Ansicht und Einsicht diesen so lange behandelten Gegenstand von seinen Hem-

mungen befreyt und erledigt zu haben.« Rec. muß hieran zweifeln. Ist die Freyheit, in der zuerst von dem Verfasser entwickelten Bedeutung, wirklich Schein (worüber wir hier nicht weiter entscheiden können), so ist ihre Annahme ein Irrthum; und Rec. sieht nicht ein, wie ein aus einem Irrthume hervorgehender Sieg eines Willens als die wahre Freyheit gepriesen werden könne. Auch erweisen sich in der That ähnliche Irrthümer nachtheilig genug, indem sie nicht selten das Gewissen beschwichtigen, bis zu einem gewissen Zeitpunkte die Hingebung an eine Begierde zu verstatten, da es ja in jedem Augenblicke, und also eben auch nach diesem Zeitpunkte, dem Menschen frey stehe, unabhängig von allen in seiner Seele gebildeten Angelegtheiten, der Herrschaft dieser Begierde abzusagen. Durch die fortgesetzte Befriedigung derselben aber wird nun ihre innere Angelegtheit zu einer solchen Macht gesteigert, daß ihre Besiegung für eine lange Zeit, oder selbst für das ganze irdische Leben, gehindert wird.

Die siebente und letzte Abtheilung hat der Verfasser »von den Zuständen« überschrieben, und begreift unter diesem Namen vorzugsweise diejenigen Seelenlagen, welche sich in »einer scheinbaren Abhängigkeit« zeigen, die durch die bloßen Elemente nicht mitbegriffen scheine.« Es verstehe sich von selbst, daß sie größtentheils vom Körper abhangen. Er theilt sie in die regulären und unregulären. Jene sind die Temperamente, die Geschlechter und die Alter; diese zerfallen wieder in Schwächen und Störungen; die Störungen des Wachens in die schnell vorübergehenden, auch scheinbar durch den Körper bedingten, und in die gewöhnlich anhaltenderen, oder die Seelenkrankheiten, welche scheinbar nicht durch den Körper bedingt sind. Uebrigens müsse er hier kürzer seyn, da »die stärkere Berührung mit dem Physiologischen die Sache in ein anderes Gebiet hinüberspiele.«

In der Darstellung der Temperamente ist der Verfasser mit den bisherigen Schilderungen sehr unzufrieden. Man habe stets die äußersten Enden vorzüglich im Auge gehabt, und noch eine Verwahrlosung hinzugedacht, wodurch man denn nothwendig ungerecht werden müsse. Nach dem Verfasser sind die Temperamente »organische Prädispositionen für Gefühle und Affekte,« gegründet in dem Verhältnisse der Theile des Körpers gegen einander und gegen die Seele. Er erklärt die Kantische Eintheilung in Temperamente des Gefühls und der Thätigkeit für richtig; die letztern aber seyen schicklicher Temperamente der Erregbarkeit zu nennen. Die Temperamente des Gefühls bestehen in vorherrschenden Qualitäten des Gemeingefühls, für welches der Körper die Disposition enthält, und zeigen sich in dem Gegensatze des sanguinischen

(heitern) und des melancholischen (trübsinnigen); so wie sich in Bezug auf die Reizbarkeit das phlegmatische (schwer reizbare) und das cholerische (leicht reizbare) einander gegenüberstehen. Dabey können diese Verhältnisse allerdings durch stärkere der Seele überwältigt werden. — Rec. ist weit davon entfernt, zu läugnen, daß der Körper sein Temperament, oder vielmehr seine Temperamente habe, und vermöge derselben mannigfach die Seelenentwickelungen modifizire. Aber hat denn die Seele nicht auch ihre ursprünglichen Anlagen, und zeigen diese nicht auch eine gewisse Grundbeschaffenheit, welche, in wiefern die ursprünglichen Anlagen in alle späteren Entwickelungen als Bestandtheile eingehen, als gemeinsamer Charakter durch diese sich hindurch zieht? Und verhält sich dieß so, ist nicht diese seelenartige Grundbeschaffenheit vorzugsweise vor jener organischen das Thema, welches die Psychologie zu behandeln hat. Auch Rec. ist keineswegs mit den bisherigen Darstellungen der Temperamente zufrieden, obgleich manche derselben (z. B. die meisterhaften in Platners philosophischen Aphorismen) sehr viele treffliche Beobachtungen und Winke enthalten. Man hat die Sache zu sehr aus dem Groben bearbeitet; mehr nur geschildert in Bezug auf gewisse, durch einen allgemeinen Ueberblick gemuthmaßte Grundbeschaffenheiten, als, durch eine genaue Zergliederung, die letzteren gründlich aufgedeckt, und das Beobachtete in einer von Glied zu Glied fortschreitenden Konstruktion aus denselben abgeleitet. Bey dem letzt bezeichneten Verfahren aber wird man allerdings finden, daß auch den ursprünglich angeborenen Seelenvermögen bestimmte Grundbeschaffenheiten zukommen: bestimmte Grade der Kräftigkeit, der Lebendigkeit und der Reizempfänglichkeit, welche sich, bey der Anbildung neuen Vermögens, überwiegend gleich bleiben. Aber dieses Verhältniß ist nicht so einfach, wie man sich bisher vorgestellt hat; nicht Ein Temperament kommt in jeder von den drey genannten Beziehungen der Seele zu, sondern mehrere Temperamente: so viele, als es ursprüngliche Grundvermögen gibt. Das Vermögen des Gesichtsinnes z. B. kann einen anderen Grad der Kräftigkeit, der Reizbarkeit, der Lebendigkeit besitzen, als das Vermögen des Gehörsinnes; beyde wieder einen anderen Grad, als das Vermögen des Tastsinnes, oder als die Vermögen der Muskelthätigkeiten, oder die der thierischen Vitalthätigkeiten ꝛc. Von dieser Annahme aus konstruire man sich zunächst, was aus diesen Temperamenten für die abgeleiteten Bildungen jeder einzelnen Gattung, für die vollkommenen Wahrnehmungsthätigkeiten, die Einbildungsthätigkeiten, die Begriff- und Urtheilbildung ꝛc. folge;

man konstruire dann die möglichen Kombinationen, und die dadurch bedingten Modifikationen, wo Bildungen aus verschiedenen Grundgattungen zusammenfließen; führe diese Konstruktionen mit Sorgfalt und Genauigkeit, Schritt vor Schritt, bis zu den zusammengesetztesten Seelenbildungen; und man wird nicht mehr klagen, daß die Natur der von der Wissenschaft gezogenen Grenzscheidungen spotte.

In der Behandlung der folgenden Punkte ist der Verfasser überaus kurz. Den Unterschied der Geschlechter führt er auf die zartere und schwächere Bildung des Weibes, die stärkere und weniger verletzbare des Mannes zurück; dadurch, so wie durch die damit bedingten gesellschaftlichen Verhältnisse, werde jenes mehr für das Gemüth, dieser für den Charakter bestimmt. — In Bezug auf die Lebensalter unterscheidet der Verfasser zwey Hauptperioden: die der geistigen Unmündigkeit, und die der Mündigkeit. Die erstere sey die Zeit des vorherrschenden Sammelns und Anwachsens, die zweyte die des vorherrschenden Verbrauchs. Danach werden dann die einzelnen Schilderungen entworfen. Aber wir fragen vergebens, wodurch denn jener Charakter der beyden Perioden, wodurch der Wendepunkt bedingt werde? — Die Geistesschwächen gehen auf die Verminderung der gesunden Thätigkeit des Geistes, ohne daß doch diese schon aufgehoben werde. In dieser Beziehung spricht der Verf. kurz über Melancholie, Hypochondrie, Laune, Vertiefung, Zerstreuung und Leichtsinn. Für die Störungen wird erfordert, daß die psychische Willkür entweder überhaupt, oder auf irgend einem Punkte aufgehoben sey; dieß aber setze ein verändertes Verhältniß der Seele zum Körper voraus, so, daß alle Störungen unmittelbar durch das Organ bedingt seyen. Zu den Störungen gehören im Wachen: Rausch, Schwindel, Gelüst, Fieberphantasie; ohne Wachen: Schlaf, Traum, Ohnmacht, Scheintod, wenn er mit völliger Bewußtlosigkeit verbunden sey. Nur über den Traum, als den am meisten psychischen Zustand, redet der Verfasser ausführlich. — Die Geisteskrankheiten endlich sind anhaltendere Störungen, und mit dem Scheine körperlicher Integrität oder Gesundheit vereint. Auch möge der übrige Körper in manchen Formen nicht besonders leiden, aber das Organ leide jedes Mal, und sey die nächste Ursache der Geisteskrankheit, wie auch psychischer Einfluß auf die Zerrüttung des Organes gewirkt haben möge. Ihre Formen sind Blödsinn, Wahnsinn, Narrheit und Raserey. Der Blödsinn ist an und für sich eine völlige Stumpfheit des Geistes, und es leuchtet ein, daß er vom Mangel einer zweckmäßigen organischen Begleitung herrührt. Der Wahnsinn besteht in fixen Ideen, welche entweder

schon gehegt sind, wo dann das Organ eine übertriebene Nachgiebigkeit für sie erhalten hat; oder plötzlich durch einen krankhaften Zustand des Organes entstehen, dessen geistige Bestimmtheit vielleicht gerade mit einer anderen Vorstellung zusammentrifft, oder sie als die zu ihr passendste ruft. Die Narrheit ist ein wachender Traum; der Zusammenhang der Wirklichkeit in ihr nicht etwa nur auf einem Punkte, sondern völlig zerrissen. Sie setzt daher eine durchgehende Vorherrschaft des zerrütteten Organes voraus. Die Raserey endlich, welche an ungewöhnlichen körperlichen Bewegungen erkennbar ist, bedingt gleichfalls einen körperlichen Zustand, der die Störung allein hervorbringt.

Die über alle diese Punkte gegebenen kurzen Andeutungen laden nicht zu einer ausführlicheren Kritik ein; nur über den letztgenannten, höchst wichtigen Gegenstand erlaubt sich Rec. einige allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen. Es ist eine in der neuesten Zeit nur zu weit verbreitete Meinung, daß alle Geisteskrankheiten ihren Grund allein im Körper haben. In einer vielgelesenen Zeitschrift las Rec. vor Kurzem, es wäre grausam zu glauben, daß die dummen, geistlosen, thierähnlichen Kretinen weniger Geist hätten, als andere gesunde Menschenkinder: nein, so ungerecht sey der gütige Schöpfer aller Wesen nicht; sondern der Geist sey nur nicht vermögend, durch das kranke Organ sich auszusprechen, zu enthüllen. Und in einem anderen Aufsatze derselben Zeitschrift wird versichert: die Seelenthätigkeit des Irren, so weit sie vom Geiste abhänge, sey ganz dieselbe, wie die eines Plato oder Newton. Es liegt diesen und ähnlichen Aeußerungen wohl das an sich löbliche Interesse zum Grunde, die innere Natur der menschlichen Seele höher zu stellen, indem man sie von der Möglichkeit so großer Unvollkommenheiten frey spricht. Aber Rec. fragt jeden Unparteyischen, ob sie nicht vielmehr weit tiefer erniedrigt wird durch eine, in diesem Grade ihre Selbstständigkeit vernichtende, Abhängigkeit vom Körper? Gewiß, faßt man diese Behauptungen in ihrer ganzen Schärfe, so wird man schwerlich läugnen können, daß sie die Seele zu einem leeren Nichts, zu einem bloßen Schattenbilde des Körpers machen. Und ist denn etwa der Zustand einer an sich vollkommenen Seele, die sich aber nur blödsinnig oder verwirrt äußern kann, wünschenswerther, als der einer in sich unvollkommeneren, ihrer Natur gemäß sich äußernden? In der That begreift man nicht, wie man Behauptungen von der angeführten Art auch nur mit denjenigen Erfahrungen vereinigen will, die sich uns bey der oberflächlichsten Uebersicht der menschlichen Seelenentwickelungen und der Geisteskrankheiten unabweislich entgegendrängen. Man betrachte die höheren Grade des Blödsinns: wo

selbst in dem Mannsalter, wenn es von den Unglücklichen erreicht wird, noch keine Spur, nicht nur von den höheren Seelenthätigkeiten, sondern nicht einmal von eigentlichen Wahrnehmungen der äußeren Sinne sich zeigt; ja wo zuweilen nicht einmal so viel Bildung eingetreten ist, daß der Blödsinnige seine thierischen Bedürfnisse allein zu befriedigen, oder auch nur anzuzeigen wüßte. Wie sollte der Körper beschaffen seyn, der die Aeußerungen einer vollkommnen Seele bis zu dieser Unvollkommenheit hinabdrückte? Und haben wir von einem Einflusse dieser Art in dem eigenen Bewußtseyn die geringste Analogie? Dagegen zeigen sich uns in dem Psychischen, an und für sich betrachtet, die augenscheinlichsten Analogieen: in stätig-ununterbrochener Stufenleiter, zunächst durch die niederen Grade des Blödsinnes, dann durch die mangelhaften Geistesbildungen hindurch, welche man im gewöhnlichen Leben als Dummheit, Einfalt ꝛc. bezeichnet, können wir die verschiedenen Grade der geistigen Fahigkeiten bis zu den gewöhnlichsten mittleren, ja bis zu den höchsten, verfolgen. Aehnlich bey der fixen Idee. Wo ist ihre scharfe Grenze gegen die Vorurtheile, welche für das augenscheinlichste Zeugniß des Gegentheils blind machen, gegen die Pedanterey, die, nur in einem gewissen Vorstellungskreise lebend, alles Andere allein in Beziehung auf diesen sieht? wo gegen die Steckenpferde und mehrere andere ähnliche fehlerhafte Bildungen gegeben? Wie sollen wir Wahnsinn und Schwärmerey von einander scheiden? Und wenn wir nun diese fehlerhaften Bildungen, wo sich etwas der Art in unserem, relativ gesunden Seelenleben findet, auf das Deutlichste als in der Entwickelung der Seele wurzelnd erkennen; wenn wir die Geisteskrankheiten aus denselben Ursachen, wie jene, nur eben bey einer gesteigerten Wirksamkeit dieser Ursachen, hervorgehn sehen: ist es nicht eine durchaus unwissenschaftliche Inkonsequenz, die letzteren von dem Körper ableiten zu wollen? Den meisten Schein hat diese Ableitung bey der Raserey: wo allerdings, unter zehn Fällen, vielleicht neun in dem Körper ihren Grund haben mögen. Aber theils fehlt es auch hier nicht an Beyspielen eines rein geistigen Ursprunges; theils kann man wohl mit Recht behaupten, daß selbst bey ihrem organischen Ursprunge die geistige Störung beynahe nie rein symptomatisch sey. Wenn ein aus dem Magen, oder aus dem Unterleibe, entstehendes Fieber auf das Hautsystem sich wirft, und in diesem einen Ausschlag, oder auch nur einen dauernden Fieberzustand erzeugt: werden wir von dem Hautsysteme sagen, daß es vollkommen gesund sey? Nicht bloß symptomatisch, sondern reell, ist die Erkrankung auf dasselbe übertragen. So bey den Rasenden in Bezug auf das Seelenseyn. — Dieser Streit über die eigentliche

Natur der Geisteskrankheiten bezieht sich keineswegs bloß auf ein leeres scientifisches Meinen. Wer gründlich heilen will, muß vor Allem von dem, was er heilen will, und von dem, was er beym Heilverfahren thut, eine klare Anschauung haben; und also auch praktisch ist die Gewißheit über das Wesen und den Ursprung dieser Krankheiten von der höchsten Wichtigkeit *).

Der Verfasser der angezeigten Schrift wird in der Beurtheilung derselben gewiß die Achtung nicht verkennen, welche Rec. seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zollt. Möge er mit der selbstverläugnenden Wahrheitsliebe, die er an mehreren Stellen seines Buches mit Recht als eine unerläßliche Eigenschaft für den wissenschaftlichen Forscher fordert und preist, das gegen seine Ansichten Erinnerte prüfen! Es ist (Thl. II, S. 66) »nichts nöthiger, als den Anstoß aufzusuchen,« und nur wer »unbefangen sieht, wird der Wahrheit förderlich werden;« so möge ihn denn (Thl. I, S. 211) »ein heilsames Mißtrauen dahin führen, den Gegenstand oft aufs Neue zu überlegen, ob sich die Vorstellungslage ändere, und eine Anfechtung entstehe, oder ob sie sich nur verstärke, und er versichert seyn könne, sie ganz in seiner Gewalt zu haben!«

Fr. Ed. Beneke.

Art. VII. Beyträge zur Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, von A. Albert Muchar, Kapitular und Professor des Benediktinerstiftes zu Admont. — Auch unter dem Titel: — Das römische Norikum, oder Oesterreich, Steyermark, Salzburg, Kärnten und Krain unter den Römern. — Unmittelbar aus den Quellen bearbeitet von A. Albert Muchar, Kapitular und Professor des Benediktinerstiftes zu Admont. Erster Theil. — Darstellung der innern politischen Einrichtungen und Verhältnisse Norikums. Mit zwey Karten. Grätz, 1825.

Bereits im XXV. Bande dieser Jahrbücher von 1824, Seite 168 bis 222, wurde der verdienstvollen Arbeiten Muchar's, als desjenigen erwähnt, den wir unter den verdienten, kritischen Forschern in unsern Abteyen, an scharfsinnigem Verständnisse der Quellen, an sichtendem Geist und Geschmack, als den Vordermann erkennen möchten, und dessen kraftvolles Alter und Jahr für Jahr gemachte, auffallende Fortschritte zu den besten Erwartungen berechtigen. — Eben dort wurde auch seiner

---

*) Genauere Nachweisungen über das psychische Wesen der Seelenkrankheiten findet man, in des Rec. schon angeführten »Beyträgen zur Seelenkrankheitkunde.«

frühern Arbeiten gedacht, der Geschichte seines Stiftes, des S. Blasien-Münsters zu Admont mit einem äußerst reichhaltigen und wichtigen Urkundenbuche, — der Jahrbücher des Stiftes und Städtchens Rottenmann, seiner Untersuchung der Slavenstämme an der Donau, ihrer Einwanderung und ihrer Ausbreitung in Karentanien. — Andere, emsige und gelehrte Arbeiten aus dem Mittelalter und aus den trüben Tagen der, unter dem Erzherzog Karl und während der Minderjährigkeit Ferdinand's sehr bedenklichen Reformationsunruhen, sind im Hormayrschen Archive erschienen, — jene Abhandlung über die Slaven aber und das altceltische Norikum, dessen Fortsetzung das hier vorliegende römische Norikum ist, in der steyermärkischen Zeitschrift; einer Verzweigung des dortigen Landesmuseums, welches von seinem erhabenen Stifter (dem Muchar dies Werk ehrfurchtsvoll zugeeignet hat) das Johanneum heißt.

Es beginnt da, wo das celtogallische Norikum aufhört, nämlich mit der vollendeten römischen Eroberung des norischen Hochlandes und mit der Ausbreitung jenes Weltreiches, bis an die Donau, die die Grenze machte, zwischen dem römischen Eroberungslos und zwischen der Germania magna, dem freyen Lande der sogenannten nordischen Barbaren.

Der erste der achtzehn Abschnitte dieses Bandes setzt die geographischen Verhältnisse Norikums auseinander, bis zur Gründung des Ostgothen-Reiches in Italien, durch den großen Theodorich, den Dietrich von Bern des alten Heldenliedes.

Die Eintheilung in das obere- und untere Pannonien, wozu unter Galerius noch eine dritte Provinz, Valeria, kam. Genau werden auch die Grenzmarken Norikums gegen Italien und gegen beyde Rhätien vorgezeichnet.

Der Streit, ob der See Peiso oder Pelso des Plinius und Aurelius Victor, der Fertö, Neusiedler-See oder der Balaton, Plattensee sey? wurde schon früher durch Bombard, Schönleben, Salagius, Pray, Schönwiesner, Kiß, und neuerlich in Hormayr's Geschichte Wiens (I. Jahrgang 2, S. 105) dann auf des gelehrten Dobrowsky Veranlassung, durch den Professor Rumy in Hormayr's Archiv 1824, Nr. 154, angeregt; wo mit vieler Wahrscheinlichkeit, für den Neusiedler-See entschieden ward. Muchar löset die Schwierigkeit dadurch: der Neusiedler- und der Plattensee hätten beyde den Namen Peiso oder Pelso getragen, bloß unterschieden durch den Zusatz: der obere und der untere Peiso, eine Annahme, die allerdings viele Wider-

sprüche löset, und, wenn auch nicht im Buchstaben, doch im Sinne des Anonymus »über die Bekehrung der Baiern und Karentaner« eine Stütze findet, wo wir einen lacum Pelissa im untern Pannonien, jenseits der Raab finden, welcher allerdings der Plattensee seyn muß.

Die ungemein verschiedene Bedeutung und Ausdehnung des großen Illyrikums, — das Mittelnorikum (mediterraneum) und das Ufernorikum (ripense), dieses vom Inn, längs der Donau herab, bis wo die cetischen Berge in die pannonische Ebene auslaufen und bis, wo das österreichische und steyerische Hochgebirg himmelan steigt; das Mittelnorikum bis hinunter an die südliche Alpenkette, an die Marken Italiens und Rhätiens. — Die heutige Eintheilung in Ober- und Unterösterreich, nach dem Laufe der Enns, findet sich schon im Leben des Apostels unsers Norikums, im Leben des h. Severin, durch seinen Schüler, den Abt Eugippius. — Mit vielem Scharfsinne wird sehr wahrscheinlich gemacht, daß die Abtheilung in das Ufer- und Mittelnorikum nicht den Zeiten der früheren Kaiser, sondern erst der zweyten Hälfte des dritten Jahrhunderts angehöre, jener von Laktantius so sehr beklagten Zerstücklung der Provinzen unter und nach Diokletian und Galerius.

Der zweyte Abschnitt erläutert den großen militärischen und fortifikatorischen Grenzkordon Roms an der Donau, eine Kette von Festungswerken, das ganze rechte Donauufer, von der vindelicischen Augusta bis zum Pontus hinab. — Die Donauflottillen bey Lorch, bey Pechlarn und bey Karnunt, späterhin zu Vindobona. — Vortreffliche Zusammenstellung aller bezüglichen Stellen aus den Alten. Nur fallen die genaueren Nachrichten alle, erst unter und nach Diokletian und Konstantin. — Widerlegung, als rühre der Verfall der großen Vertheidigungsanstalt an der Donaugrenze vom großen Konstantin her. — Edle Sorgfalt Julians und des ersten Valentinian. — Die merkwürdigen, zu Yps an der Donau ausgegrabenen Denksteine des letztern, als Beweis fortwährender Arbeiten und gesteigerter Wachsamkeit.

König Etzel, »die Geißel Gottes,« seit 442 in Mösien und im untern Pannonien, 450 — 454 in Norikum. — Ausbreitung der, am linken Donauufer, seßhaften Rügenkönige auch herüber auf das rechte ins norische Uferland und an der Grenzscheide Norikums und Pannoniens, hiemit gänzliche Auflösung der römischen Grenzhut, von der Enns bis an das cetische Gebirge, alle römischen Donauschlösser, Städte und Burgen in Schutt und Trümmer, unaufhörliche Streife-

reyen der Barbaren, Alemanen, Sueven und Thüringer, allgemeines Flüchten unter den rügischen Schutz. Das gewaltsame Ende der Rügenherrschaft unter Odoaker. Alle Römer und Noriker verpflanzte er nach Italien und überläßt den norischen Donaulimes seinem Schicksal, das auch allzubald mit allen seinen Schrecken hereinstürmte. — »Durch die Jahre (spricht der Verfasser), als Odoaker mit dem ostgothischen Theodorich um die Herrschaft Italiens kämpfte, war Norikum der Tummelplatz aller Barbaren, welche auf den rauchenden Ruinen der Donauschlösser, Wehren, Städte und Burgen, auf diesem noch schrecklichen Gerippe des einst die Reichspforten bewachenden Löwen, unbesorgt und spielend hin und wieder schritten, und hereinstürmten in den heiligen Boden des alten Weltreiches zwischen den rauchenden Thürmen, wie zwischen Bogentrümmern und schief geneigten Säulen herabgestürzter Gewölbe einer herrlichen Pallasteshalle.«

Der Verfasser geht im dritten Abschnitte auf die Militärvertheilung, auf die Rekrutirung und auf den Oberbefehl im römischen Norikum hinüber. — Schreckliches Los nach der blutig vollbrachten Unterjochung, der größere Theil der wehrhaften norischen Jugend nach Italien hinweggeschleppt und dort als Sklaven verkauft, oder unter die Legionen gesteckt, viele Kolonien eingeführt, beträchtliche Landesstrecken an römische Bürger und an Veteranen vertheilt, überall Straßen hergestellt und militärisch wichtige Standpunkte ausersehen. — Dennoch erhalten sich viele celtogallische Urbewohner. So ganz mit disjunktiver Gewißheit möchten wir denn doch nicht die pannonischen Reiter, die herkulische Kohorte der Rhätier, die erste Legion der Noriker, die cohors invicta Tauriscorum für, aus lauter Eingebornen bestehende Waffenkörper halten, da wir dieselben Benennungen auch als Andenken eines vorzüglichen Antheils gerade an der Bezwingung der genannten Völkerschaften, oder als Bezeichnung der beständigen, oder der damaligen Garnison gebraucht sehen. — Als vollkommen beweisend erkennen wir das natione Pannonius, natione Noricus, natione Rhaetus, natione Carnunto, und wo die Quellen so bestimmt reden, wie: »Ambiguos militum animos, quod magna pars Dalmatae Pannoniique erant,« oder »quorum bona pars ex Pannonia erat,« da haben wir nichts weiter zu erinnern. — Noch in der Legende S. Severins werden die Romani fortan unterschieden von den Provincialibus oder Noricis und Noricensibus. — Eben so deutlich erscheinen die alten Eingebornen beym Cassiodor als »antiqui Barbari, qui Romanis mulieribus elegerint nuptiali foedere sociari.« — Am tyrolischen

Brenner fand Venantius Fortunatus auf seiner Reise zu S. Martin's Grabe nach Tours eine »natio Noricorum et Brennariorum, Pregnariorum,« — und wenn es auch um bloße Assonanzen eine viel zu schwierige Sache ist, um im Pinzgaue, Bisontio, ohne weiters gleich den Stamm der uralten Ambisontier wieder zu erkennen, wenn auch die Aufzählung der Noriker, nebst den Pannoniern, Sueven, Sarmaten, Gepiden, Bulgaren, unter jenen Völkern, die mit den Longobarden Alboins 568 nach Italien zogen, der byzantinischen Herrschaft daselbst ein Ende zu machen, uns eben nicht so ausschließend auf eingeborne Stämme der Noriker beschränkt scheint, so ist doch gewiß, daß die römischen Abkömmlinge, »Romani tributales, vici romanisci« in Urkunden aus der Karolinger Zeit und als Wallen, Wallchen, Wallichen, noch unter den Hohenstauffen zu erkennen sind. — Die rhätische, norische und pannonische Jugend bildete allerdings den Kern mancher Legionen, aber daß die Lancearii Laureacenses, Comagenenses, Sabarienses durchaus nur konskribirte Landes- und Bürgerskinder dieser kleinen Städtchen gewesen seyn sollen, so wie lauter Wiener in der »Cohors Fabiana Vindobonensis,« möchten wir denn doch nicht so unbedingt einräumen? Ueberdem hat es noch seine ganz eigene Bewandtniß mit dem, bloß auf dem höchst verdächtigen Zeugnisse des Lazius beruhenden Römersteine, der von der Fabianischen Kohorte Vindobona's spricht. — In den ganz späten Zeiten des Verfalles war die Vertheidigung des Reichs freylich an die buntesten Barbarenhorden vertheilt und zerrissen, und der Tribun der Markomannen hatte gerade da sein Heerlager, wo in der furchtbaren markomannischen Gefahr jenes des hochgesinnten Mark Aurel gewesen war!! — Die wilde Jugend des rhätischen, norischen und pannonischen Hochlandes recht geflissentlich in eigene, geschlossene Körper zusammenzustellen, statt sie zu vertheilen und unterzustecken, lag eben nicht in der Politik, weder der alten, noch der neuen Eroberer.

Die Belesenheit des Verfassers in den römischen und griechischen Klassikern, die ungemeine Sorgfalt, sich auch nicht eine einzige, den vorliegenden Zwecken anverwandte Stelle entgegen zu lassen, ist übrigens des höchsten Lobes würdig. — Mit derselben Gelehrsamkeit und Umsicht sind auch alle Denkmale und Römersteine zusammengereiht, wovon aber doch manche eine schärfere Prüfung verdienten, so die ältern des Lazius und Brunner, so die späteren bey Linhart, Mayer und Kindermann.

Nach einander werden gewürdiget die norischen und pannonischen Hauptwinterlager zu Pettau und Karnunt, die Waffenplätze Bojodurum, Lentia, Laureakum, Arelape, Komagena, Vindobona und Karnuntum, mit

den Standquartieren der berühmtesten Legionen, der dreyzehnten, der vierzehnten, der funfzehnten und der zehnten, zu Lorch die dritte italische Legion. — Der Stand des Heeres, das zu Karnunt den Severus als Kaiser begrüßte. Lucius Vulcatius, mit der ersten Kohorte der Noriker, Grenzhüter der Donau und Vorsteher zweyer Gemeinden, der Bojer und Azalier. — Im Mittelnorikum überragt alle anderen Punkte das weitläufige alte Virunum. — Wie an dessen Stelle, Teurnia, Tiburnia, im westlichen, oberkärntnerischen Drauthal getreten? ob Tiburnia und Liburnia ganz identisch? ob sie wieder nur eine solche Buchstabenverwechslung, wie Peiso und Pelso, gewesen? dürfte wohl erst noch eine strengere Prüfung lohnen, der sich auch wirklich schon ein emsiger und kundiger Forscher, aus vielen wackern Leistungen in der kärntnerischen Zeitschrift rühmlichst bekannt, unterzogen hat, der Klagenfurter Stadtkaplan, Heinrich Hermann (XXV. S. 192, 200, 207, 211 dieser Jahrbücher).

Die Beynamen der Legionen von den Göttern, die Apollinarische, die Minervina ꝛc.; von den Kaisergeschlechtern, die Augusta, die Flavia, Ulpia ꝛc.; von einzelnen Vorfällen, Waffenthaten oder anderen vorragenden Punkten in der Geschichte jeder aus ihnen, die Siegerin, die Helferin, die Blitzeschleudernde, die Doppelte, die Erstgeborne; von den Standquartieren, zum Theil auch Werbbezirken, die Arabische, Cyrenäische, Germanische, Norische, Italische ꝛc.

Die meisten Römerdenkmale im Mittelnorikum finden sich: — zu Pettau, zu Cilly, zu Laibach (Petovium, Celeja und Jasons Emona), Gurkfeld, Grätz, Voitsberg, Rügersburg, S. Ruprecht an der Raab, Weißkirchen bey Judenburg, Villach, S. Veit, S. Donat, Tanzenberg, Salzburg, Lambach, Tulln, Gerstorf.

Von der »unbesiegten Kohorte taurisziſcher Reiter,« die ihrem heldenkühnen Führer Rutilian, im mittelnorischen Celeia, ein Denkmal setzte, während er gegen die Perser focht, möchten wir in Hinsicht auf den Kanton, dem sie angehörte, die obige Bemerkung wiederholen. — Daß Antonin die zweyte Legion in Norikum wieder ergänzte, die Vespasian in Unterpannonien neu rekrutirt hatte, zeigt eher von der Unbeständigkeit der römischen Werbbezirke, denen man ihre Rekruten, schwerlich aus dem Norikum, an den Euphrat, an den Nil und an Herkuls Säulen nachgeschickt haben würde. Somit dürfte es auch nicht so gewiß seyn, und im Ganzen wenig daran liegen, ob die, in einem einzelnen Falle, in Rhätien

und Norikum neuformirten Legionen II und III, die milites Montani, die milites in Alpibus, die equites taurisci gewesen seyen? denn Wandelbareres gab es in jener frühern Zeit wohl kaum etwas, als die Bestimmung des römischen Soldaten. — Da die heftigsten Kämpfe an der Donau und je mehr und mehr gen Osten geschahen, ist es wohl natürlich, daß von den Legionen, welche von Zeit zu Zeit das Heer des großen Illyrikums bildeten, am meisten die Rede war, und gerade dieser große, am meisten kriegsgeübte Körper, als der Kern der römischen Waffenmacht galt.

Die Angaben der Alten über die Vertheilung der römischen Streitkräfte im Norikum und in Oberpannonien, sind während der ersten vier Jahrhunderte ziemlich dürftig. Erst im fünften gibt die notitia imperii die vollständige Dislokation der römischen Streitkräfte, mit aller der Verschwendung von Würden und Namen, die man gewöhnlich einem Todten ins Grab nachzuschicken pflegt, und die uns zu keinem, weder strategischen, noch auch numerischen, rückwirkenden Schlusse zu berechtigen scheinen. — Die großen Zeug- und Waffenhäuser. — Die obersten Magistrate des Norikums und die Feldherren, die sich am meisten hervorgethan. — Nur steht hier wieder der allgemeine Name des großen Illyrikums und der illyrischen Kriegsmacht, spezieller Anwendung im Wege. — Als endlich in der Vertilgungsschlacht bey Mursa, zwischen Konstantius und Magnentius, der Kern der Legionen im erbitterten Blutbade umgekommen, als von den Provinzialen nicht mehr Waffen und Männer, sondern nur Geld gefordert wurde, um die wilden Barbarenschwärme zu besänftigen und zu erhalten, denen von nun an die Grenzhut des Reichs und deren Schlüssel anvertraut blieben, da war freylich keine Rede mehr von der alten Losung: — »salus reipublicae Danubius,« — da war freylich der Zusammenhang zwischen dem römischen Ost- und Westreiche durchbrochen, und jener Weltmonarchie, welche die Völker so lange gedrückt und geschreckt, der erste Todesstoß beygebracht.

IV. Die römische Provinzenverwaltung im Allgemeinen kommt nun bey dem gelehrten und unermüdeten Verfasser, an die Reihe. Eintheilungen der Provinzen in jene der Kaiser und in jene des Senats, welche jedoch späterhin öfters verwechselt wurden.

Was es mit der alten königlichen Verfassung der Noriker für eine Bewandtniß gehabt haben möge, darüber haben wir unsere Meinung bereits in der Anzeige des celtischen Norikums (XXV. Band der Jahrbücher, S. 177, 179) unumwunden ausgesprochen. — Ob dieser vermeintliche alte

norische Königsstaat unter dem Römerjoch in seinem Stande und Würden belassen worden, und hiemit fortgedauert habe? würden wir, unseres geringen Dafürhaltens, nimmermehr einer so ernsten und gründlichen Widerlegung gewürdiget haben? denn es ist wohl von selbst klar, wie wenig auf das blutig unters Joch gebeugte und seiner, in ferne Sklavendienste weggeschleppten Jugend beraubte Norikum passe, was Dio Cassius von Ländern spricht, »quae suis tamen legibus adhuc utebantur, vel regibus concessa fuerant,« und daß Letzteres wohl meist nur von außereuropäischen Landen zu verstehen sey, und nachmals im palmyrenischen Reiche seinen Kulminationspunkt gefunden habe.

Die Statthalter der illyrischen Donauprovinzen hatten lange den kriegerischen Oberbefehl der hier stationirten Grenztruppen und die Civil-Verwaltung in sich vereinigt, unter den verschiedensten Titeln, in der verschiedensten Amtsgewalt: mehrmals ein Einziger über Norikum und Pannonien, mehrmals wieder ein Eigener über jede dieser Provinzen. — Mit ungemeiner Belesenheit und unverdrossener Mühe sucht nun der Verfasser ein möglichst vollständiges Verzeichniß dieser Prokonsuln, Prokuratoren, Konsularen, Präfekten, Rektoren, Präsides und Präpositi zusammen zu tragen, unter denen viele Helden der pannonischen, markomannischen und anderer Kriege. — Die abgeschmackten Titulaturen und Courtoisien der konstantinischen und der theodosianischen Zeit. — Es dürfte schwer seyn, irgend ein Werk in unserer Literatur aufzufinden, in welchem auch nicht ein einziger Stein oder eine einzige Meilensäule, die zu irgend einem Zwecke dient, aus so vielen voluminösen Sammlungen vergessen worden wäre. — Nur möchten wir eben nicht unbedingt damit übereinstimmen, auf Römersteinen irgend eine vorgefaßte Meinung, oder irgend ein »quod erat demonstrandum« auf solche Weise zu ergänzen oder heraus zu foltern, wie es allenfalls ein Lazius nur allzu oft gethan hat, z. B. P. Proc. ohne weiters Pannoniae Proconsul, oder Claudius V. P. P. (praeses?) P. N. M. (provinciae Norici mediterranei?) — Solche Auslegungen einzelner Buchstaben erinnern doch allzu sehr, wiewohl auf unschädliche Weise und bloß als ein frommer Selbstbetrug an jene furchtbaren Worte Richelieus: man solle ihm nur zwey ganz gleichgültige, eigenhändige Zeilen irgend eines Menschen schaffen, und er wolle ihm in aller Form Rechtens einen Hochverrathsprozeß darauf machen lassen.

Nebst den Statthaltern und Befehlshabern führt uns der Verfasser auch die übrigen obrigkeitlichen Aemter aus dem neuen

Verwaltungssysteme Konstantins auf, aus den illyrischen Donauprovinzen.

Die Hauptkasse scheint zu Sabaria, die Münze zu Siscia gewesen zu seyn; von den Waffenstätten war nur eine im Norikum, zu Lorch, die andere, an der Grenzscheide Norikums und Oberpannoniens, zu Karnunt.

V. Das Besondere der römischen Provinzenverwaltung. Die norischen Provinzialen, Städte, Kolonien, Munizipien und ihre innere Verfassung, welche dort, wie in jeder andern Provinz eingeführt und ausgebildet waren. — Der Kern der kriegerischen Jugend wurde zwar theils nach Italien zum Sklavendienste verkauft, theils unter die Legionen gesteckt. Nur soviel von der alten Bevölkerung ließen die Römer im Lande, daß der Boden beurbart werden, doch aber keine kräftige Anstrengung wider das unerträgliche Joch Raum gewinnen konnte. Viele der alten Geschlechter mögen fortgewährt haben, mehrere alte Stammesunterschiede gleichfalls. — Wer möchte sich aber vermessen, bis auf den heutigen Tag zu bestimmen, was in dieser oder jener Thalgemeinde celtogallisch, römisch, oder der ursprünglichen Wurzel nach deutsch ist? — Haben sich doch auf den Grenzmarken und bis tief über dieselben herein, germanische Gemeinden in slavische, und slavische in deutsche, deutsche in italienische verwandelt, und nach kaum anderthalb Jahrhunderten muß nur ein Zufall verrathen, daß es nicht immer so gewesen! — Daß die Römer das norisch-pannonische Land in kleine Distrikte getheilt hatten, ist zuverläßig; ob sie sich aber hiebey an die alten Stammes- und Standesunterschiede der Eingebornen gehalten, ob sie ihnen die alte, herkömmliche Stammesverfassung (??) und Leitung der Civilgeschäfte belassen, und sich nur eine Oberaufsicht vorbehalten haben? möchten wir billig bezweifeln und keine rechte römische Ader darin wahrnehmen, — wenigstens einen so wichtigen Satz nicht vorzüglich durch die Steinschrift bewiesen achten, kraft deren Volkatius Oberster einer norischen Kohorte, eines Heereshaufens in Macedonien, in Mösien und in Afrika, Präfekt des Donaukordons, zugleich auch Präfekt zweyer Gemeinden von Bojen und Azaliern gewesen ist.

Wir sehen keinen Grund, warum die Eintheilung in Tribus, da sie in Rhätien durch zahlreiche Denkmale erweislich ist, nicht eben so auch im Norikum sollte bestanden haben, und die Kolonien Norikums und Oberpannoniens eben so gut die gewöhnlichen Kaisernamen, wie die Tribus selber trugen? — Vortreffliche Auseinandersetzung des Kolonisirungs-

Systemes und der Niederlassung von Veteranen, worauf wieder eine sehr gelungene Zusammenstellung aller, auf Kolonien und Munizipien Bezug habenden Römermale folget. — Skarabantia, Sabaria, julische; Virunum, die vorzüglichste Stadt des Mittelnorikums und der Kreuzpunkt aller Heerstraßen, und Cilly, claudische Kolonien, letztere zuerst Munizipium; Cetium und Juvavia, hadrianische; Noviodonum an der Save, flavische Kolonie, Ovilabis (Wels) eine antoninische, vom Mark Aurel, wahrscheinlich auch Lorch, Laureacum? — Karnunt mag wohl schon vom Tiber stammen, aus den Tagen der gewaltigen Rüstung, hier wider Marbod, dort wider die große pannonische Empörung? — Daß Vindobona eine alte Celtenstadt, mit einer eigenen alten Verfassung gewesen, die ihr von den Römern belassen worden, dürfte schwer quellengemäß nachzuweisen seyn, ja nach den neuesten, an Ort und Stelle gepflogenen Untersuchungen ist selbst seine Eigenschaft eines römischen Munizipiums etwas zweifelhaft? — Die Steine, worauf diese Angabe beruht, sind von Verschiedenen sehr verschieden gelesen worden, und längst den prüfenden Blicken für immer entrissen. Beyde beruhten auf dem höchst verdächtigen Ansehen des Lazius, welcher selbst dieselbe Inschrift in verschiedenen seiner Werke verschieden liefert, je nachdem er es eben für die eine oder für die andere seiner Lieblingstheorien besser brauchen konnte. Er hat sich eben so wenig ein Gewissen daraus gemacht, Passauer Urkunden aus der karolingischen Epoche durch eben so willkürliche Auslassungen als Zusätze geradeswegs zu verfälschen, um sein Fabiana von der Heerfahrt Drusus und Tibers an, bis auf die Wiedereroberung des Ostlandes durch Karl den Großen über die Hunnivaren und bis auf den Schottner Stiftsbrief Heinrichs Jasomirgott in den Tagen des großen Barbarossa, ununterbrochen herunterzuführen.

Daß in der Stelle des Plinius über die bojische Wüste: »Jam tamen Colonia Divi Claudii: Sabaria et oppido Scarabantia Julia habitantur,« getrennt zu lesen sey, Scarabantia et Julia, und daß unter dieser Julia, die Juliobona des Ptolemäus zu verstehen, und diese mit Vindobona vielleicht identisch seyn dürfte, darüber haben sich bereits Schönwisner und Hormayr genugsam ausgesprochen, in soferne bey so schwankenden Grundpfeilern, irgend ein Gebäude mit einiger Zuversicht aufgeführt werden darf.

Die Behörden der Kolonien und der Munizipien überhaupt, der Stadtsenat, die Dekurionen und Kurialen,

die Honorati (gleichsam die späteren Rathsfähigen, die Genannten der aus römischen Civitatibus erwachsenen, germanischen Städte). — Die hier aufgeführten Römersteine zeigen Dekurionen zu Cilly, zu Emona, zu Vindobona, zu Karnunt, zu Radmannsdorf, zu Tullu, zu Juvavia, zu Lambach, zu Sabaria oder Stein am Anger. — Eben so werden auch auf vielen norischen Römersteinen, die Namen vieler Zweymänner, Viermänner und Sechsmänner gelesen, zu Cilly, zu Teurnia, zu Agunt, auf welches wir aber die gallische Civitas aquontina, auf einem Stein in der ehemaligen baierischen Benediktinerabtey Seon, keineswegs angewendet wissen möchten, zu Karnunt, zu Sabaria, im alten wichtigen Laureakum, nun Enns ꝛc. — die kleinern Obrigkeiten der römischen Städte. Am häufigsten werden hievon die Aedilen gefunden zu Cilly, zu Virunum, Juvavia, S. Stephan im Jaunthal und Großmariabuch bey Klagenfurt.

Das VI. Hauptstück zeigt uns die römischen Ansiedlungen im Norikum und Pannonien, außer den Kolonien, ausgezeichnete, norische Provinzialen — und das römische Besteurungssystem.

»Ubicumque Romanus vicit, Romanus habitat.« Diesen Ausspruch Seneka's sehen wir, wie in Rhätien, so auch in den, diesem Werke zunächst angehörigen Norikum und Oberpannonien verwirklichet. — Wenn auch so viele aufgefundene Denksteine, die uns die Namen von Dekurionen, Aedilen und andern Munizipal-Obrigkeiten überliefern, nicht zu dem Schlusse berechtigen, es seyen an allen diesen Orten Kolonien und Munizipien gewesen, ziehen gleichwohl einige dieser Denkmale unsere volle Aufmerksamkeit auf sich, da sie zahlreiche Ueberwanderungen und Ansiedlungen römischer Familien in diese fernen Lande außer allen Zweifel setzen. — Schon bey der großen pannonischen Empörung gedenkt Vellejus Paterculus, die dort seßhaften römischen Bürger seyen ihrer Freyheit beraubt und zum Theil mit den römischen Kaufleuten ermordet worden. — Dem rhätischen Prokonsul T. Var. Clemens setzten »die römischen Bürger aus Italien und andern Provinzen, in Pannonien und Rhätien angesiedelt,« auf pannonisch-norischem Boden ein Denkmal. Sehr viele Inschriften geben uns echt römische Familiennamen an die Hand. Das Leben unsers h. Apostels Severin unterscheidet, wie gesagt, überall die Romanos von den Noricensibus, ja bereits bemerktermaßen sind römische Familien, noch bis in die Tage der Karolingen, im westlichen, norischen Hochgebirg, laut Urkun-

den von Salzburg und Monse, zu unterscheiden. — Daß zwischen eingebornen Norikern und eingewanderten Römern edler Abkunft, manche Heiratsverbindung Statt gehabt haben möge, verrathen viele Steinschriften, gleich jener von Burghausen, welche die Saplia Bellatumara (offenbar norisch oder celtogallisch) als Gattin des L. Bellicius Quartio, Dekurio zu Juvavia zeigt. — Der letzte Kaiser des römischen Westreiches, Romulus Momyllus Augustulus, war der Sohn des Feldherrn Orest und einer gebornen Pettauerin. — Die echt norischen Familien der Jantumare und Mosgaitier, auf sechs verschiedenen Denksteinen in Steyermark und Oberkärnten, eben so die Voltricher, die Adnomate, die Magimare, die Ariomane, die Redsate, Redsomare und Gintusse. — Eine ganze Reihe national-norischer Namen stellt der treffliche Verfasser aus einer Menge noch wenig bekannter Denksteine zusammen.

Das Verhältniß der Kolonen, theils persönlich und dinglich unfrey, theils freyer Abkunft, aber an die Scholle geheftet. — Das gesammte römische Abgabensystem den neu eroberten Provinzen aufgejocht und schon eine Hauptursache und Triebfeder der großen pannonischen Empörung. — Die herrenlosen, verschenkten Ländereyen. — Der Unterschied vom Tribut und Vectigal (Schätzung der Köpfe oder des Vermögens und eigentliche Gefälle). — Der Zoll, oder das Portorium, die Decimae oder der Zehent vom Getreide und das Fünftheil von den übrigen Früchten, der Canon frumentarius, die Scriptura oder die Aufzeichnung des gesammten Viehstandes und der sämmtlichen Weideplätze. Die Abgaben von Salz-, Eisen-, Silber- und Goldbergwerken. Ein Hundertel als Konsumosteuer oder Accise, und ein Zwanzigstel als Erbsteuer (Centesima und Vicesima haereditatum). — In der Inschrift auf dem mittelkärntnerischen Zollfelde, gestehen wir, einen Einnehmer der Vicesima Haereditatum, gerade in Norikum, nicht gefunden zu haben? — Das Krongeld (Aurum Coronarium), die Klassen- und Grundsteuer (Tributa et Annonae), die Erwerbsteuer, von ihrer vierjährigen Entrichtung auch Aurum lustrale genannt. — Ein Römerstein erwähnt eines solchen Gewerbsteuereinnehmers (Coactor auri lustralis) Aelius, der zugleich Kurator der Stadt Pettau und Quästor war. — Noch in den Tagen S. Severins weisen sich Spuren dieses, von dem Heiden Zosimus und von dem christlichen Lehrer Lactantius in seiner ganzen Verworfenheit dargestellten Erpressungssystemes, das in den west-illyrischen Provinzen erst mit dem

gänzlichen Umsturze der Römermacht, gleichfalls in Schutt und Graus und Asche zusammen sank.

VII. Die altnorisch-pannonischen Celtenstraßen. — So wenig wir das Daseyn von Straßen für den Handel unter den Celtogallen in Oberpannonien und Norikum (eine kriegerische Ueberschwemmung von Wandervölkern bedarf eben keiner Via Appia Claudia und keiner Eisenbahn zum Transporte des Gepäckes, des Mund- und Kriegsvorrathes) im Allgemeinen anfechten, können wir doch unmöglich diesen ein solches Alter, eine solche Vollendung und Trefflichkeit beymessen, daß die, hierin wahrhaft einzigen Römer selbe nur beybehalten und etwas verbessert und erweitert haben sollen, und daß alle norischen, rhätischen und pannonischen Landestheile, schon mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, in allen Uebergangspunkten und nach allen Weltgegenden, von ordentlichen Straßen und Landwegen durchschnitten gewesen seyen!! — Herodians Ausdruck: »*Nonnullis tamen — quasi* (!!) *semitis*, magno veterum Italorum labore manufactis,« zeugt eben nicht sehr glänzend für das Daseyn vollendeter Straßenanlagen in so altergrauer Zeit. — Daß man über die Alpen, nach dem adriatischen Meere hinab, zuletzt gegen Macedonien kommen müsse, mochte dem Konsul Kassius wohl eben so klar seyn, wie das alte Sprichwort, daß jeder Weg nach Rom, und wie Schillers Tell sagt: »Jede Straße ans End' der Welt führe!« — daß er aber, um weiter zu kommen, kundiger Führer aus den Eingebornen bedurfte, dünkt uns kein glücklich gewählter Beweis für die Vollständigkeit und Vollendung der Straßenzüge in jenen wilden Gegenden und unter jenen noch wildern Völkerschaften. — Daß die norischen Gebirgsbewohner zu ihren verheerenden Raubzügen in Oberitalien, gebahnter Straßen bedurft hätten, glauben wir eben so wenig, als wir dieses im nordamerikanischen Freyheitskriege oder selbst im spanischen Guerillas-Kriege oder bey allen Tournirungen, Ueberfällen und offensiven Flankenbewegungen im tyrolischen und schweizerischen Hochgebirge, in den Apenninen und savoyischen Alpen, als unerläßlich nothwendig gesehen haben; — eben so wenig möchten wir beystimmen, daß aus der Stelle des Dio Kassius, Tiber habe seine Truppen in viele Haufen getheilt, um bald da, bald dort zu erscheinen, und die Niederlassungen der empörten Pannonier an vielen Orten zugleich anzugreifen, »in multas partes divisi, ut hostium agros simul multis in locis invaderent — modo huc, modo illuc bellum transferendo,« der augenscheinliche Beweis gezogen werden will, Pannonien sey nach allen Seiten hin, mit

trefflichen Wegen und Straßen durchschnitten gewesen, demnach unendlich besser und vollendeter, als heut zu Tage, wo es in Wahrheit eine schlimme Aufgabe wäre, sich im tiefen Herbst, oder im Winter, bey nassem Wetter, im Angesichte des Feindes, auch nur nach dem geringsten erlittenen Nachtheil, mit Geschütz und Gepäck zurückzuziehen!! — Die Stellen der Alten sprechen vielmehr alle dafür, erst durch die Römer seyen diese furchtbaren Gebirge eigentlich wegbar geworden: »Viam inviam rotabilem reddiderunt,« und erst durch die Römer geschah es »ut iter supra montes illos, *quod olim erat angustum, et superatu difficile*, multis *nunc* locis pateat, tutumque sit ab injuria hominum.« Befestigt und verbunden, »munivit ab Altino usque ad flumen Danuvium,« wurde die rhätische Heerstraße, »quam Drusus pater alpibus bello patefactis derivavit.« — Von einem dießfälligen Meisterwerke der celtogallischen Straßenbaudirektion ist weder hier noch anderswo eine Spur, und die angeführten Stellen, auch die des Strabo, so wie die quasi-Steige (quasi semita) des Herodian scheinen uns ganz im entgegengesetzten, Sinne und wohl eine Probe für der Römer Riesenarbeiten, die wir ohnedieß aus vielen geschichtlichen Spuren, aus vielen Denkmalen und Ueberresten kennen, keineswegs aber für gleiche Wunderwerke der Celtogallen, welche die Römer nur beybehalten, und an denen sie ein wenig gebessert und geflickt haben sollen?

VIII. Die römischen Straßenanlagen im Norikum. — Augustus, der durch einen Blick in sein Rationarium oder Breviarium, alle Punkte seines unermeßlichen Reiches, sammt allen daselbst aufgehäuften Streitkräften und Verwaltungsmitteln, auf einen einzigen Blick überschaute, der (Sardinien ausgenommen), alle Provinzen seines unermeßlichen Reiches selber bereiset und fast in jeder selbst Krieg geführt hatte, legte, wie Strabo sagt: »latronum excidio et *viarum structura*,« die letzte Hand an sein großes Werk. — Von Verona durch ganz Rhätien, bis zu den Winden am Lech, bis zur vindelicischen Augusta, durch die fürchterlichsten Schlünde der Alpen, zog in unglaublich kurzer Zeit eine stolze Straßenanlage, deren Ueberreste hie und da noch bis auf den heutigen Tag sichtbar sind, und gerade an Stellen, wo sie über den Sieg der Kühnheit und der Beharrlichkeit des menschlichen Geistes, das ungemessenste Erstaunen abnöthigen. — »Quod viae sint munitae« danken viele Münzen dem Augustus. — Durch das rhätische Gebirg, von Verona über Trident, Veldidena und Augsburg geschahen unter Claudius wichtige Verbesserungen. Vespasian, Trajan und Severus

genießen in dieser Hinsicht hohen Ruhmes, und von dem großen und guten Trajan und seiner Heerfahrt wider den dacischen Decebalus und dessen Sarmisegethusa und von den mit ihm dahin ziehenden Legionen, bewahrt auch die Umgegend Wiens mehr als ein Denkmal, nebst jenem merkwürdigen Steine der Vorstadt Gumpendorf. — Hadrian hat durch die Kolonie Juvavum, die vindelicische Augusta in der Lech- und Donauebene mit dem rhätischen und norischen Hochgebirge, mit der Claudischen Kolonie Virunum im Mittelkärnten und mit Laureakum verbunden, von wo die Kette der großen Stromgränze des Reichs über Vindobona und Karnunt weiter hinunterlief. Die merkwürdige Gränzscheide des Kahlengebirges wurde zuerst von Hadrian durch die Kolonie von Cetium bezeichnet. — Die Zusammenstellung der Wegsäulen und Meilensteine ist wieder höchst erwünscht. Um die Sammlung und Aufzeichnung derselben in der Steyermark, gebührt auch dem, in diesen Jahrbüchern oftmals rühmlich erwähnten, ehemaligen Landwehrhauptmann Karl Schmutz, Herausgeber des steyermärkischen Lexikons, unstreitig ein bedeutendes Verdienst.

In Rom selbst, bey der sogenannten goldenen Meilensäule des Augustus, fing das Maß aller römischen Reichswege an, und meilenweise liefen dann die folgenden Säulen fort, bis zu den »ultimos orbe Britannos.« bis zu den Katarakten des Nil, bis zu den ungebändigten Parthern.

IX Die römischen Itineraria. — Des gesammten Römerreiches Ausmessung wurde schon im ersten Konsulate Cäsars begonnen, und nach 32 Jahren, 23 vor Christus, im zehnten Konsulate des Augustus, vollendet, Norikum und Rhätien, als damals noch frey, nicht mit einbegriffen; Pannonien aber folgte bereits den römischen Adlern. — Vom Imperator herab, für alle höheren Civil- und Militärpersonen, waren die vollständigsten Uebersichten und Verzeichnisse nothwendig, und keinem fehlten solche Rationarien, Breviarien, Tafeln, Mundus pictus, Itinerarien aller Provinzen.

Aus diesen sind drey vorzüglich schätzbare Quellen bis auf uns gekommen: »das Itinerarium *Antonini* Augusti, das Itinerarium *Hierosolymitanum* und die Tabula *Peutingeriana* oder *Theodosiana*.«

Das Antoninische Reisebuch wurde verschiedenen Antoninen, verschiedenen Kosmographen, mit der möglichsten Wahrscheinlichkeit aber dem Kosmographen Antoninus Aethikus zugeschrieben, welcher dabey das alte Reisebuch eines Kaisers zum Grunde legte. — Der in unserem Karnunt von seinen

Legionen erhobene Severus machte bekanntlich die wichtigsten Verbesserungen im römischen Straßenwesen. Nach seinem Tode eignete sich sein unwürdiger Sohn Antonin Caracalla des Vaters Reisekarte zu, und sie heißt zeither immerfort die Antoninische. Am Ende des vierten Jahrhunderts gab ihr der Kosmograph Aethikus verschiedene wichtige und neue Zusätze, und setzte sodann dieses Verzeichniß der römischen Reichsstraßen und der Hauptorte an denselben mit ihren Entfernungen von einander, seiner Kosmographie vor, von welcher es jedoch wesentlich verschieden ist.

Das hierosolymitanische (auch Bourdeaurer, burdigalense) Itinerarium wurde unter Konstantin dem Großen 333 verfaßt. Es berührt das Ufernorikum gar nicht, und das Mittelnorikum kaum, und wendet sich gleich an der Drau bey Pettau in das untere Pannonien, von Emona, Hadrante, Celeja und Petovium, »transis pontem, intras Pannoniam inferiorem.«

Das gemalte Itinerar der Theodosischen oder sogenannten Peutingerischen Tafel enthält zwar weder die Gränzen der einzelnen Provinzen, noch den Zug der Gebirge und den Lauf der Flüsse; doch sind alle Hauptheerstraßen des Reichs mit den vorzüglichsten Orten und ihren Entfernungen von einander, die Hauptströme und Gebirge, Landseen, Inseln und Meere ziemlich genau verzeichnet. Nur dürfte dieses Reisebuch hinsichtlich des Unterschiedes zwischen den urbibus, civitatibus, oppidis und pagis ziemlich verführerisch seyn, und zu manchem Trugschlusse über die größere oder geringere Wichtigkeit dieser oder jener Ortschaft in jenem Zeitraume verleiten.

Auch die wenige Genauigkeit der Umrisse verursacht manchmal Verwirrung, so selbst bey unserem Vindobona, welches bekanntlich (so wie Karnunt »locus Norico regno proximus«) keineswegs im Norikum, wiewohl an dessen äußerster Gränzscheide, sondern im oberen Pannonien lag. Aber auf der Tafel sind weder Längen- noch Breitengrade angegeben, und die allgemeine Ueberschrift des nebst Norikum auch einen großen Theil Panoniens umfassenden Segmentes: — Norikum — durfte nur etwas zu weit ausgedehnt werden, so war schon die Lage vieler Orte des westlichen Oberpannoniens geändert, und aus ihrer wahren Lage verrückt.

Die der Tafel vorgesetzten Verse bestimmen genau den Zeitpunkt ihrer Abfassung unter Theodos dem Großen, und zwar vor dem Jahre 395. — Die Urschrift ist nicht mehr vorhanden, sondern nur eine Abschrift, den Schriftzügen nach aus den Tagen des großen Zwischenreiches. — Konrad Cel-

tes mit Cuspinian, der berühmte Vorstand der ältesten Wiener Akademie der Wissenschaften, der Sodalitas danubiana Max I., den dieser edle Kaiser und »letzte Ritter« weit umher reisen, und für die Geschichte des Hauses und des Landes Oesterreich mit kaiserlicher Freygebigkeit sammeln ließ, entdeckte dies köstliche Stück, und verschaffte es seinem gelehrten Freunde, dem Augsburger Patricier und Rathskonsulenten, Konrad Peutinger, von dem sie den Namen der Peutingerschen Tafel führt. — Der unerreichte Eugen von Savoyen brachte das Kleinod 1715 an sich, und es kam mit seinen übrigen wissenschaftlichen und Kunstschätzen nach seinem Hintritte an die kaiserliche Hofbibliothek. — Es verdient unseren besten Dank, daß der gelehrte Verfasser ein Abbild der die westillyrischen Donauprovinzen umfassenden Segmente in einer gelungenen Abbildung diesem Werke beygefügt hat, nach der 1757 von dem gelehrten Scheyb veranstalteten Ausgabe.

X. Die römischen Heerstraßen durch das Norikum und durch die angränzenden Provinzen. — Aus diesen Reisebüchern und aus der Theodosisch-Peutingerschen Tafel erläutert nun der Verfasser die Lage und die Wichtigkeit mancher norisch-pannonischen Städte, die Angaben des Strabo, des Plinius und vorzüglich des Ptolomäus dabey zu Rathe ziehend. Letzterer gibt die Lage verschiedener Hauptorte sogar nach den geographischen Graden, Minuten, Länge und Breite an, in den Längegraden, nach Abzug beyläufig eines Drittels von der gegebenen Zahl, in den Breitegraden aber, fast ganz mit jenen der heutigen Astronomen übereinstimmend. — Uebrigens räth der gelehrte Muchar, des Ptolomeus astronomische Angaben in Itinerarien oder Reisetafeln aufzulösen. — Wenn wir unter den vaterländischen Geschichtschreibern über den unmittelbar vorliegenden Gegenstand nebst dem Lazius, auch noch einen anderen Vater der Lügen, Aventin (den weit talentvolleren, aber eben so unzuverläßigen Lazius des benachbarten Baierns), wenn wir auch den höchst unkritischen kärntnerischen Fasler Megiser, und den vollends gehaltlosen und beynahe nirgend unmittelbar aus den echten Quellen schöpfenden »in seinem alten und neuen Wien, in seinem alten und neuen Oesterreich« die seltsamsten Ammenmährchen zu Markte bringenden Paulaner Fuhrmann aufgeführt sehen, so erkennen wir hieraus am besten, daß die Aufgabe dieses römischen Norikums keine geringere war, als durchgängig erst zu erschaffen, und allerwärts einen ganz neuen Boden zu legen. — Jordan allein, in seinen Originibus Slavicis, macht hievon eine Ausnahme; aber auch seinen emsigen

und hellen Angaben fehlt es häufig an topographischer Landeskunde und an dem hier durchaus unentbehrlichen militärischen Blick. — Unstreitig sehr zweckmäßig ist der von dem gelehrten Muchar gewählte Weg, zuerst die allgemein anerkannte gewisse Lage alter Römerorte anzugeben, von dieser sichern Grundlage auszugehen, und sodann entweder von Süd nach Nord, oder umgekehrt, den Gang der in den Reisebüchern oder auf der Tafel verzeichneten Römerstraßen bis zu anderen, eben so verläßlich bekannten Römerorten zu verfolgen, somit aus zwey oder drey festen Punkten, den Zug der ganzen Straße wenigstens nach einer Hauptrichtung gleich vor Augen zu haben, und mit einem Blick die sich mehrfaltig durchschneidende Richtung der Kommunikationen durch das norische Blachland und Hochgebirg vor Augen zu stellen. — Jene gewissen Orte nun sind, nach dem Verfasser, folgende: Vindobona, Wien (wir vermissen hier den weiter unten allerdings aufgeführten Hauptort Karnuntum), Laureakum, Lorch bey Enns, Lentia (Linz), Ovilavis (Wels), Juvavium (Salzburg), Veldidena (Wildau bey Innsbruck), Agunt (Innichen), Sabaria (Stein am Anger), Scarabantia (bey Oedenburg), Petovium und Celeia (Pettau und Cilly), Aemona (Laybach), Nauportum (Oberlaybach), Siscia (Sissek), Aquileja.

Es folgen nun die einzelnen Straßenzüge. — Straße von Aquileja nach Cilly und Pettau, erst nach der Peutinger'schen Tafel, dann nach dem hierosolymitanischen Reisebuche, endlich auch nach dem Itinerär Antonins. — Bey S. Oswald unter dem Dramberge: »fines Italiae et Norici,« bey Pettau: transis pontem, intras Pannoniam inferiorem — vortreffliche Erläuterung mehrerer Stellen des Herodian, des Zosimus, des Ammianus Marcellinus, durch diese Angaben der Reisebücher. — Das uralte Aemona hat freylich einen ungemeinen Reichthum an Römerdenkmalen, aber Schönleben ist hiefür nicht die einzige Quelle. — Denkwürdige neuere Entdeckungen, durch den Fleiß und durch die Sachkunde der Laybacher Professoren Vodnik und Richter, enthält das Hormayr'sche Archiv von 1818 und 1821.

Die Straße von Aquileja über Cilly nach Virunum im Mittelnorikum. — Ueberall angemessene Anführungen der früher von Mayer und Kindermann wohl etwas flüchtig gesammelten Römersteine, späterhin aber viel sorgsamer von dem verdienten Ambros Eichhorn. Einst als Kapitular von St. Blasien auf dem Schwarzwalde, dieser um die Geschichten Oesterreichs so hochverdienten deutschen Kongregation,

S. Maure, war Eichhorn Mitarbeiter der »Germania sacra,« und als Präfekt zu St. Paul und zu Klagenfurt, eben so eifrig für die Vorzeit seiner neuen Heimat, des alten großen Karentanien.

Straße von Aquileja durch die norischen Alpen nach Veldidena in Rhätien hinauf, wo der große Cäsar zuerst den Weg durch die furchtbarsten Klüfte des kärntnerischen Kreuzberges gebrochen, und im sechsten Jahrhunderte Venantius Fortunatus seine Wallfahrt von Ravenna nach Tours zu St. Martins Grabe gemacht hat. — Was von den alten Ortsnamen tuscisch oder celtogallisch oder romanisirt in »latiali sermone dictu facilia« umgestaltet sey? haarscharf aus einander zu scheiden, und mit Zuversicht zu bestimmen, ist fürwahr ein schwieriges Geschäft. — Wir getrauten uns wohl kaum als ausgemacht anzunehmen, in den Namen Loncium, Aguntum, Litamum, Sebatum, Vipitenum, Veldidena, sey gar nichts lateinisch — und hieraus folge zugleich, daß diese Heerstraße ein Werk der alten norisch-rhätischen Landbewohner, und von den Römern etwa nur erweitert und ausgebessert worden sey?! — Reichhaltig ist die Umgegend von Lienz an bedeutenden Römerdenkmalen, die der Innsbrucker Universitätsnotar Anton Roschmann (dem man auch einige gelehrte Abhandlungen über Veldidena, über das Grab des heil. Valentin, dieser Gegenden Apostel, über Cassian und Ingenuin, die ersten Bischöfe von Seeben, nun Brixen, verdanket) in seiner handschriftlichen Rhaetia romana mit Fleiß und Sachkunde zusammengestellt hat. — Daß die Respublica *Lentiensis* und Lontiensis das nämliche sey, zu bezweifeln, dürfte allerdings nicht ohne Grund seyn, so wie das Auffinden einzelner Römermünzen wohl auch noch nicht zum Schlusse berechtigt, an denselben Stätten seyen römische Niederlassungen gewesen? Nicht minder problematisch muß es bleiben, ob die Römer die angeblichen altceltischen Saumwege über die Tauren gefunden, und häufige Uebergänge von Lontium nach Juvavum, von Lienz nach Salzburg gemacht haben? — In Gebirgsländern wird man selten eine breitere Thalfläche, eine Sumpfgegend finden, ohne die Sage, daß einmal hier eine alte Stadt untergegangen sey, von der noch die Urväter manchmal eine Thurmspitze hätten hervorragen sehen, und wo man manchmal im Jahre ein gespenstisches Läuten vernehme. — Von demselben Gewichte ist auch die sonst durch gar nichts bekräftigte Sage von der versunkenen Stadt Messensee bey Sillian. — Die hier angeführten Stellen des Herodian und Zosimus, besonders die erstere, beweisen, unseres Erachtens, vielmehr dagegen, als dafür,

daß schon vor den Römern fast jede vorzüglichere Thalschlucht und jedes Alpenjoch gebrochen und gebahnt gewesen.

Es folgen nun noch andere Straßen von Aquileja nach Pannonien und an der Meeresküste fort nach Liburnien und Dalmatien — ferners von Pettau nach Siscia hinab, und nach Karnunt an die Donau hinauf. Diese Route ist dreyfach verschieden, eine davon bezeichnet die Heilquellen von Baden, Aquis.

Von dem wichtigen Sabaria (Stein am Anger, Szombathely), das an römischen Alterthümern, gleich der Gegend von Petronell und des kärntnerischen Zollfeldes (Karnunts und Virunums) eine beynahe ägyptische Unerschöpflichkeit an Ueberresten der Römerwelt hat, gingen wieder andere Straßenzüge ins Innere des Landes nach Mursa (Essek) und Sirmium, nach Acincum (Ofen), nach Bregetione (Szöny bey Komorn). — Es folgt ferners die Heerstraße von Vindobona nach Karnunt und Acincum nach Taurunum (Belgrad), nach der Theodosianischen Tafel sowohl, als nach dem Antoninischen Reisebuche. — Sehr merkwürdig ist die nun folgende Straße von Vindobona durch das Ufernorikum über Laureacum nach Juvavum. Die Römermale dieses Straßenzuges stehen noch vollständiger beysammen in Hormayrs Geschichte Wiens, erster Jahrgang, zweytes Heft, in den Anmerkungen 18 bis 29, Sabaria, Scarabantia, Comagenis, Cetium, Arelape, Loco felicis, Laureaco, Laciaco, Juvavum, Lentia, Piro Torto, Carnuntum, Faviana, — dazwischen finden sich auch noch Asturis, Cetii murus, Trigisamo, Fasiana, Augustiniana castra, Arriana castra, ad Muros, Pons Isis. — Die Römersteine Arelapes, des im Mittelalter durch seinen Markgrafen Rüdiger, durch die Herlungeburg, durch das Lied der Nibelungen, durch den uralten Besitz Regensburgs weit berühmten Pechlarn, beschrieb im Hormayr'schen Archiv Nr. 11 von 1824 der gelehrte Benediktiner von Mölk, Theodor Mayer. — Ueber das reiche Karnunt dürfen wir ehestens eine ausführliche und gründliche Arbeit mit erläuterndem Plan gewärtigen von dem k. k. Rath und emeritirten Professor der Universalhistorie an der Wiener Hochschule, Martin Wikosch.

Die Römerstraßen von dem mittelnorischen Virunum durch das Hochgebirg bis zur Markaurelischen Kolonie Ovilabis, Lambach.

Virunum wird, im Einklange mit allen Kennern, auf das kärntnerische Zoll- oder Saalfeld versetzt, über welches

diese Jahrbücher bereits im XXV. Bande in der Beurtheilung des Wochenblattes Carinthia und der kärntnerischen Zeitschrift S. 203—214 manches Wissenswerthe zu Tage gefördert haben. — Die trefflichste Lokal-Orientirung steht den Bemerkungen des gelehrten Verfassers zur Seite über die Verschiedenheit dieses Straßenzuges auf der Peutinger'schen Tafel und nach dem Antoninischen Reisebuche. — Das Noreja der Tafel setzet Muchar in die Umgegend von Neumarkt. — Aeußerst wahrscheinlich ist auch seine Annahme eines doppelten Noreia, ober- und unterhalb der norischen Alpen, angeblich einer Kolonieſtadt ausgewanderter Taurisker, gleich Aemona.

Die Straße von Virunum nach Juvavum über Murau und den Radstädter Tauren. — Unbezweifelt stand der wichtige Kreuzpunkt von Virunum in einer direkten Verbindung mit Teurnia, Lontium und Agunt, längs der Drau hinauf. — Die Straßen von der Salzach an den Inn und die Isar, nach der Vindelicischen Augusta, — nach Veldidena in Rhätien, sowohl von Juvavia, als von Laureacum aus. — Unmöglich aber kann Albianum, Aibling seyn, nach der Entfernung von Masciacum, das man für das Schloß Matzen ohnfern Rattenberg und des Cillerflusses hält, der bis zum landshutischen Erbfolgekrieg die dreyfache Gränzmark von Baiern, Salzburg und Tyrol bildete. — Der Weg von Ovilabis nach Reginum (Regensburg), und von dort nach der vindelicischen Augusta, sowohl nach dem Itinerär, als nach der Peutinger'schen Tafel.

Daß das alte Virunum auf dem heutigen Saalfelde ob Klagenfurt gestanden, ist ja eine längst angenommene Sache. Die neuesten, an Ort und Stelle gepflogenen Untersuchungen eines Eichhorn, Nell, Hermann ꝛc. haben viel Interessantes darüber zu Tage gefördert, und nur der Ueberdrang von Berufsgeschäften hielt den letztgenannten, unverdrossenen, sachkundigen und wahrhaft vaterländisch gesinnten Forscher zur Stunde noch ab, alle Ueberreste der Römerwelt auf dem klassischen Boden Virunums und Teurnias (deren er sehr viele neu entdeckte, und eben sowohl für die Geschichte überhaupt, als für die Kunstgeschichte insbesondere, dem Hormayr'schen Archive bereits eingesendet hat) vollständig zusammenzustellen, und mit folgenreichen Bemerkungen aus dem reichen Schatze seiner trefflichen Lokal-Orientirung auszustatten.

Wir können inzwischen nicht umhin, des gelehrten Verfassers Folgerung nach unserer oben dargelegten Ansicht noch fernerer besonnener Erwägung zu unterziehen, daß die wenigsten Städte und Ortschaften an den oben beschriebenen Heerstraßen

»einer lateinischen Abstammung gleich sehen, und wie sie schon vor der Unterjochung bestanden und berühmt gewesen«, wornach jene vielfältigen Straßenverbindungen ohne weiters den alten Celten angehörten.

Wir kommen hier auf die Bemerkungen zurück, die wir hinsichtlich des Zustandes dieser Alpenländer im XXV. Bande bey der Anzeige von Muchars celtischem Norikum gemacht haben. — Mitgebracht haben die Römer diese Lande freylich nicht, sie habe selbe bereits gefunden, zum Theil bewohnt von wilden, räuberischen Stämmen, die sich, ihren Waldströmen gleich, verheerend und plündernd über Oberitalien am Fuße der Alpen ergossen, und die zum Theil in geschlossenen Sitzen und mehrfachem Handelsverkehr lebten, und von denen wir eigentlich nur so viel gewiß wissen, daß wir sehr wenig oder gar nichts wissen, und meistens nur allgemeine Wahrnehmungen der Alten, insonderheit Cäsars auf Gallier und Celten überhaupt, durch eine immer nur sehr unzuverläßige Induktion speziell auf die norischen Celtogallen anwenden. Belgrad, Jassy, Adrianopel treiben jetzt gewiß lebendigeren Handelsverkehr, als einst Karnunt oder Noreia. — Wenn aber diese Lande ein Vierteljahrhundert unter der Botmäßigkeit eines Volkes von abendländischer Kultur und Sitte, mit Straßen und Kanälen durchschnitten, mit regelmäßigen Militärposten besetzt, mit Unterrichtsanstalten versehen wären, würde nicht ein rückwirkender Schluß, daß dieses alles schon früher so gewesen, und die neuen Herrn nur ein bischen geflickt, gebessert und erweitert hätten, von seltsamer Folgerechtigkeit seyn?

Der Verfasser zeigt uns noch andere uralte, in den Itinerarien und auf der Tafel nicht angezeigte Verbindungsstraßen.

Er zählt zu diesem Ende alle Ortschaften in ganz Innerösterreich, Salzburg und den Landen ob- und unter der Enns auf, wo Römersteine, Münzen oder Waffen gefunden worden sind, eine dankenswerthe Bemühung, die aber doch nicht berechtigt, überall feste Niederlassungen oder eigene Straßenzüge von einem dieser Orte zum anderen anzunehmen. Wie ganz unzuverläßig übrigens Lazius sowohl in Hinsicht der Inschriften der Römersteine selbst, als auch der Fundorte sey, braucht nicht erst wiederholt zu werden. — Die Namen: Tafern, Tafernshofen, Zabern, Meiling, Meilenhofen, Meilendorf, Spital, Stillarn, Weghaus, Weghof, und besonders die alten Orte: Straß, Straßen, Straßgang, Straßhof, Straßkirch, Straßburg, Straßberg (von Viam sternere, Via strata, Strata publica), geben allerdings oftmals Andeutungen auf den alten Straßenzug, sehr

häufig aber entstanden sie zu einer ganz neuen Zeit, und sind durchaus nur zufällig. — Darum möchten wir uns nicht so bestimmt darüber ausdrücken, »daß sie fast immer einen untrüglichen Fingerzeig geben, an denselben oder durch dieselben seyen Römerstraßen gezogen.« — Sehr scharfsinnig wird der Zug der Verbindungen durch die Tauren gegen das Enns- und Paltenthal und in das obere Drauthal auf den Boden des Lurnfeldes und wieder in das Glanthal hinüber gegen Virunum entwickelt, und mit merkwürdigen Denkmalen belegt, die wir größtentheils dem unermüdeten Fleiße Eichhorns schuldig sind. — Es ist überflüssig, über die quellenmäßige Verläßlichkeit der geschichtlichen Nachrichten Hacquets in seiner Reise durch die norischen Alpen nur ein Wort zu verlieren. Von demselben Gehalte sind auch die »uralten« schriftlichen Nachrichten von den Goldschachten der taurisciſchen Urberge mit ihrer pünktlichen Jahresbestimmung!! Aurifodinae *Romanorum* in campo humido versus septentrionem, per multos annos desertae jacuere; anno 719 iterum excoli coeptae sunt!« — Wegen dieser köstlichen Urkunde und der alten Volkssage (die sich in jedem Thale wieder findet) soll nun unzweifelhaft eine Römerstraße von Teurnia durch das Möllthal nach Lontium herauf bestanden haben, und auch diese Romerstraße war ein Urwerk der Tauriſker! — Wahrlich, man darf keine vorgefaßten Meinungen in eine Zeit mitbringen, wo alles, was man quellengemäß und speziell von derselben weiß, in wenigen Zeilen und in äußerst schwankenden Induktionen vom Thun und Lassen der Gallier und Celten überhaupt auf diese oder jene norische Felsschlucht besteht. — Wir können nicht umhin, auf die deßhalb im XXV. Bande dieser Jahrbücher gethanen Aeußerungen zurückzukommen.

Es folgt nun ein Blick auf das allgemeine römische Postwesen auf den sämmtlichen Reichsheerstraßen. — Die Vergleichung der norisch-pannonischen Ortschaften des Plinius und Ptolomäus mit den ämtlichen Angaben des Antoninischen Reisebuches und der Peutinger'schen Tafel weckt in uns vielmehr arge Zweifel über die gänzliche Verläßlichkeit der ersteren, die zum Theil doch nur vom Hörensagen schrieben.

Der Landbau in Norikum während der Römerzeit: — wiederum eine Induktion allgemeiner Verfügungen oder Schilderungen, und vom Norikum selbst, durchaus nichts Spezielles, denn die Quellen geben es nicht. — Rhätiens erwähnen sie im Ganzen am meisten, auch des unteren Pannoniens. Das große Illyricum ist gar ein weitwendiger Begriff, und aus dem hingeworfenen dichterischen oder redneriſchen

»norica rura, ager noricus, norica rura petens, ubi Pyrrhus vertitur undis« des Claudian, des Isidor. Hispal., des Venantius Fortunatus, die darunter offenbar das norische Land, eine norische Gegend verstehen, auf blühenden Ackerbau zu schließen, wie in Rhätien (faecunda Rhaetia fertilitatis suae novit invidiam), scheint uns doch etwas gar zu gesucht? — Denkmale, von der rohen Faust Alles zerstörender und vernichtender Wandervölker gesetzt, anzunehmen, dünkt uns von eigener komischer Kraft, und wir erinnern uns mit Lächeln, ein nicht ferne von der alten Sabaria ausgegrabenes, bedeutungsvolles Römermal mit den Basreliefs des Atilischen Geschlechtes in allem Ernste für ein Familienporträt Attila's gehalten zu sehen. — Mit Fug und Recht lächelt daher auch der Verfasser über die im steyermärkischen Nationalkalender aufbewahrte saubere Nachricht vom Heerlager König Etzels, der Geißel Gottes, in der Wüste am Katzianer Berg bey Kapellen. Inzwischen möchten wir diese hunnische Inschrift und die oben gedachte Hacquetische Nachricht von den Goldschachten der taurisciſchen Urberge und der dortigen taurisciſchen Urstraße, ziemlich für ein Uhrwerk vom gleichen Schlag und Zifferblatt halten??

Daß zu friedlicher Zeit im Ufernorikum, Weinbau bestand, möchten wir auf keine Weise bestreiten, obgleich die Quellen nichts Näheres darüber berichten. Eben so glauben wir auch, das in St. Severins Legende erwähnte Oertchen: »Ad vineas,« habe seinen Namen von wirklichen Weinbergen im Kahlengebirge. Aber nur ungern würden wir hinwieder die Induktion zugeben, weil in Rhätien der Weinbau geblüht, weil in der Legende St. Emerans, regio Bojoariorum vini ferox war, sey es damals auch im Ufernorikum also gewesen, das nach eben dieser Legende St. Emerans aussah, wie die Wüste am Katzianerberg mit Attila's Heerlager, »lines in utroque limite Anasi desertos, ne viantibus ullus transeundi aditus pateret et saltus bestiis in augmentum daretur.« Diese Schlüsse haben überhaupt etwas Verlockendes, und doch bey jedem Tritte Hohles und Unsicheres.

Ein gleicher Fall ist auch mit den Handwerken und Künsten. — Vom Bergbau läßt sich wohl am meisten sagen, und es ist ganz natürlich, daß die Münzkabinette eben sowohl vom norischen, als vom dalmatischen Metall Stücke aufzuweisen haben. Eben so wenig läßt es sich bezweifeln, daß unter den Römern viele und ausgezeichnete Goldarbeiter gewesen seyen, wüßten wir auch gar nichts davon, daß die schlimme Rugenkönigin Gisa, die St. Severin mit der Strafe des Himmels bedroht, einige Goldschmiede barbarischer Abkunft (nämlich

keine Römer) in enger Haft hielt, damit sie ihr königliches Geschmeide verfertigten. — Am häufigsten ist die Rede vom norischen Eisen und von dessen trefflicher Bearbeitung, wie früherhin bey Horaz, Ovid, Martial, Petron und Plinius, sodann Clemens von Alexandrien, Sidonius Apollinaris, Rutilius Numantianus und Claudianus vom Gothenkriege. — Die Schildfabrik zu Laureacum, Scutaria Laureacensis, ist die einzige, unmittelbar auf das Norikum Bezug habende Andeutung dieser Art. — Bey Neuberg im uralten Cerwalde und in der österreichischen Reichenau haben gründliche Montanistiker uralte Spuren des Grubenbaues wahrgenommen. — Daß die Römer die alten Salzarbeiten und Salzsiedereyen fort und fort in eifrigen Betrieb genommen, ist ganz unzweifelhaft, obwohl gar keine Spuren davon vorhanden sind. — Mit dem ungeheuren Umfange, mit der ungemeinen Pracht und Herrlichkeit der norisch-pannonischen Städte können wir uns nicht wohl vereinbaren, wenigstens nicht hinsichtlich jener, auf deren Boden wir selbst genau orientirt sind, wie z. B. gerade das (nach der Lage der Begräbnißstätten unstreitig) sehr kleine Vindobona, wie Karnunt, wie Sabaria. — In vielen dieser Ortschaften waren Stadt und Citadelle von einander gesondert. Sie waren nach der Art verschanzter Lager, oder auch mehrere Bergschluchten deckender Pässe in mehrere geschlossene Burgen getheilt, besonders wo Strom und Höhen oder ein ziemlich breites Thal mit mehreren Seiteneingängen und Ausläufern zu beherrschen und zu vertheidigen waren.

Von »herrlichen« Gebilden plastischer Kunst im Ufer- und Mittelnorikum wissen wir eben auch nicht viel. Fast alles, was auf uns gekommen ist, gehört schon dem Verfalle des guten Geschmackes an, und aus der Zeit Diokletians und nach demselben, sind die Denkmäler am häufigsten, vielleicht nicht zehn Stücke unter so vielen ausgenommen, die der besten Kunstepoche angehören. — Ein Theater und eine Hetze haben auch noch manche kleine Landstädtchen, aber ein Colisäum darf man sich deßwegen nicht gleich dabey denken, oder ein Theater von Verona und Segeste oder Syrakus, wenn wir auch zugeben, daß das alte Theater von Sabaria vorzüglicher gewesen sey, als das heutige von Stein am Anger — und man mag allerdings im vollen Ernste die Frage stellen: »Was sollen wir sagen von den Prachtgebäuden, Tempeln und Palästen, Wasserleitungen und Kloaken, Lustbädern und Monumenten, Portiken und Statuen jeder Art in den klassischen Städten Karnunt, Laureacum (!?), Vindobona (!?). — So gut

wie nichts; denn wir wissen so gut wie nichts davon. — Immer mehr und mehr strömte jedwede Lebenskraft aus den entfernteren Gliedmaßen dem zehrenden Herzen zu, dem ewigen Rom, dem es hierdurch sehr leicht wurde, in einer traurigen Bedeutung auch das wahrhaft einzige Rom zu seyn, und durch seinen Reichthum und Schimmer lange zu täuschen, über die Entwürdigung, über den Jammer, über die dumpfe Verzweiflung und Stumpfheit in den Provinzen, wie dann auch, zur gerechten Vergeltung, das ungeheure Reich in Westen und das ungeheure Reich in Osten zuletzt zu einer einzigen Stadt zusammenschmolzen, und in dieser grauenvoll endigten, in der Stadt des Romulus und in Konstantins Stadt!

Die römischen Legionsziegel Vindobona's tragen eben so die Ortsbezeichnung an sich, wie die zu Karnunt ausgegrabenen Gefäße. — Die kriechende Schmeicheley der mit Recht also benannten Panegyriker, wie Pacat und Mamertin ꝛc., stehen wahrlich im schneidendsten Gegensatze mit den Bildern des allgemeinen Elends und der höchsten Noth, wie wir sie beym Lactantius, bey Zosimus, bey Hieronymus und noch früher finden. — Ueber den Handel im römischen Norikum und in Pannonien kehrt manches wieder, was schon im celtischen Norikum vorgekommen. Aquileja war ein Hauptmarkt. — Von Zünften der Eisenarbeiter oder Schmiede (collegium fabrorum) sprechen zwar mehrere Römersteine, aber wie der Verfasser angibt, von Verarbeitern gerade norischen Eisens können wir in den beyden, von ihm angeführten Steinen von Triest und aus Muratori eben nichts entdecken. Erst auf dem dritten und einzigen Steine aus Bertoli kann »ferrum noricum« gelesen werden. Eben so wenig zeigt der Stein von Cilly gerade einen Eisen-, und zwar einen einheimischen, mit dem Bürgerrechte Celeia's versehenen Eisenhändler?

An der Donau waren allerdings die Plätze des Verkehrs mit Quaden und Markomannen, und mit allen den sogenannten barbarischen Völkerschaften der Germania magna. — So blieb es auch noch in der karolingischen Zeit. Da trat beyläufig dasselbe Verhältniß ein zwischen den Deutschen oder Franken und den Marhanen, Marchslaven, welche Swatopluk, der gewaltige Beherrscher Großmährens, selbst dem Kaiser des Abendlandes furchtbar gemacht hat. — Es war ein großer Jahrmarkt oder Messe, wo die wilderen Marhanen von den zahmeren und kultivirteren Deutschen sich mit allem Nothigen versahen. — Qui ad mercatum Moravorum vult ire, solvat solidum de navi, tunc transeat,« heißt es in der Zollordnung Ludwigs des Kindes für die, den Traunfluß, die Do-

nau oder Enns befahrenden Schiffe, und schon sein Vater Arnulph vergönnte 898 dem mächtigen Lehensmanne Heimo, eine Stadt zu erbauen in der Ostmark, in der Grafschaft Aribos: »Et si quando necesse eveniat ad semetipsos defendendos cum rebus suis illuc confugium faciant, custodias cum ceteris more solito contra inimicorum insidias tutelam vigilanter exhibentes« — — »et si forsitan de Moravorum regno aliquis justitiae causa supervenerit, judicio ejusdem comitis definiatur . . ad publicum jam fati comitis mallum ipse Heimo seu vicarius ejus ad justitiam exigendam pergat.« Diese Wiederkehr derselben Verhältnisse wird immer dieselbe seyn zwischen Stromesnachbarn von feindseligen Interessen, von widerstrebender Nationalität und von einer sehr verschiedenen Bildungsstufe, auf welcher gleichwohl die eine, trotz aller Erbitterung, für ihre sich immer erweiternden Bedürfnisse, die andere nicht entbehren kann. Wir begegnen demselben Verhältnisse auf der ungrischen Seite, noch verstärkt durch den nie ganz stockenden, in ruhigeren Tagen sehr lebendigen Handelszug nach Byzanz und ins Morgenland. — Die Spuren römischer Streifzüge, Offensivposten und römischer Niederlassungen auf dem linken Donau-Ufer gegen die Oder und Weichsel, bedürfen in ihrer Bestimmung der genauesten Ansicht. — Der Stockpatriotism jedes Städtchens, Thals oder Dorfes hat auch hier viel Unheil angerichtet, und über Kruses dießfällige Angaben aus Mähren, Schlesien, Polen und das am Fuße der Karpathen fortlaufende Ungern, wurde in diesen Jahrbüchern schon einmal gesprochen.

Die Donau wimmelte von bewaffneten und Handelsfahrzeugen. Endigte der Krieg unglücklich für die Barbaren, so setzte es der römische Sieger unausbleiblich unter die Bedingnisse des Friedens, sie sollten den Strom auf keine Weise befahren, und sich nicht blicken lassen auf den Inseln desselben. — Auf die Stellen der Legende St. Severins wird über Donauschiffahrt und Donauhandel, nach unserem Ermessen, zu großes Gewicht gelegt; St. Severin konnte wohl einmal, wie tausend andere, den Weg von Boitro nach Favianis zu Schiff herunter machen, es konnten viele Flöße aus Rhätien auf der Donau eingeeiset, und weil sie meist Lebensmittel führten, dadurch für den Augenblick eine Hungersnoth entstanden seyn, — die Boitroer mochten wohl St. Severins Fürwort in Anspruch nehmen, damit ihnen doch nicht verwehrt würde, ins östliche Ufernorikum hinab, wo die Rügenfürsten geboten, Handel und Wandel zu treiben, ohne daß deßhalb in allem Ernste von einem »wichtigen« Einfuhrs-, Ausfuhrs- oder Durch-

fuhrshandel die Rede seyn könnte. — Der Aufmerksamkeit nicht unwerth ist die Erbauung eines eigenen Forts oder Handelskastells an der Donau: »cui nomen commercium, qua de causa et factus est,« unter Valentinian. — Attila war diesem Handelsverkehr an dem uferverbindenden Strome keineswegs günstig. Zwar gebot er mit vielem Rechte den treulosen und feigen Byzantinern: »Conventus ad mercatus paris legibus celebrari, et in tuto esse Romanos et Hunos;« ferner war sein Gebot: »Attila interdixit: neque forum celebrari, ut *olim ad ripam Danubii*, sed in Naisso, quinque dierum itinere expedito homini ab Istro distante urbe.«

Ueber die Einführung römischer Sprache und Schrift im Norikum, in Rhätien und Pannonien; aber auch Fortdauer der alten Volksdialekte, vorzüglich des celtischen, gibt uns der Verfasser, vorzüglich über den letzteren wichtigen Punkt, nichts Neues, nichts unmittelbar vom norisch-pannonischen Boden Hergeholtes, wie wir es an diesem Orte, wie es von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und trefflichen Lokalkenntniß zuvörderst hätten erwarten sollen, sondern nur, was bereits bey Pallhausen und Radloff über das neuere bojoarische Idiom, über die celtische Sprache der Galater in Kleinasien, und über die Verwunderung der baierischen Kreuzfahrer des großen Barbarossa 1190, baierische Mundart dort zu finden, gesagt worden ist. — Doch ist dieses durchaus nicht als Tadel zu verstehen, sondern als das Ergebniß der Unmöglichkeit, selbst für einen so gelehrten Mann durchaus etwas finden zu sollen, wovon jede Spur verschwunden, und, was sehr wahrscheinlich, nie gewesen ist; denn celtische Familien, celtische Worte, zumal eigene Namen, mögen sich in großer Zahl erhalten, die siegende Römersprache mag, zumal unter dem Volke, durch die Vermischung mit der heimischen, manche Niederlage erlitten haben, aber weder die celtische Sprache noch Schrift, noch ein eigenthümlicher Dialekt hat sich im norischen Gebirge behauptet, wie in manchen Schluchten des rhätischen Gebirges, im heutigen Graubünden und in den tyrolischen Thälern, Abbtei, Fassa, Enneberg, Buchenstein ꝛc., obgleich auch diese Idiome, den neuesten Sprachforschungen zu Folge, ganz irrig in ein viel zu hohes Alter hinaufgeschraubt worden sind, wie die »sette communi« auf die in Verona's Gefilden durch Marius für immer zu Boden geschlagenen Cimbern. — Deutsch und windisch, andere Stammwurzel und Sprache werden wir von der Save und Drau bis zur Raab und Enns hinauf, schwerlich ergründen. — Wir möchten einmal in allen diesen Bergen und Thälern nur

einen römischen und einen celtogallischen Stamm aus der Vorwelt durch das Mittelalter herab bis in die neuere Zeit geführt sehen, ohne fixe Idee, ohne vitiosen Zirkel, ohne etymologische Grübeley, ohne jenes leichte und wohlfeile Spielwerk bloßer Assonanzen, vor welchem man nicht eindringlich genug warnen kann, da Historie und Ethnographie unverkennbar am Scheidewege stehen, durch sie die entschiedensten Rückschritte zu thun.

Weder eine vieljährige persönliche Freundschaft und gemeinsame Studien, noch der erlaubte vaterländische Stolz, daß ein kritischer Forscher von so ausgebreiteter Gelehrsamkeit uns angehöre, hielt uns ab, wo immer eine erhebliche Verschiedenheit der Ansichten eintrat, selbe unumwunden auszusprechen, und dem Urtheile sachkundiger Leser anheim zu stellen. Doch das sind Geringfügigkeiten, und wenn aus jenen Rügen oder vielmehr Aufforderungen, ein fernerer Ideentausch und speziellere Entdeckungen hervorgehen, ist der Gewinn für die Wissenschaft entschieden.

Freylich leben wir jetzt in einer Zeit, wo man alles mit einigen Gemeinplätzen, Sprichwörtern und Formeln abzuthun glaubt, wo sich Niemand mehr die Mühe des Nachdenkens, des Eindringens und einer angestrengten Aufmerksamkeit geben will, wo Reichthum und Gedrungenheit der Gedanken und Schärfe oder Fülle des Styls die Leute erhitzen; denn sie wollen die wichtigsten und verwickeltsten Dinge, ganz leicht, wie eine Zeitung, vom Blatte weglesen. Aller Ernst ist ihnen ein Spiel, und nur allein das Spiel ein rechter Ernst. Statt mühsam bis an die Quellen zu dringen, greifen sie viel lieber nach anmaßenden Citaten von Citaten, nach koketten Kompendien oder Esprits, und kapituliren weit eher mit hohler Deklamation, nehmen nicht selten Flachheit für Klarheit, und lassen sich Armuth der Erfindung und Reflexion und das senectus ipsa est morbus für das Ergebniß einer über der Vergangenheit und Gegenwart schwebenden und die Zukunft weissagenden, besonnenen Ruhe verkaufen. — Diese mögen sich immerhin ihrer Rechenpfenninge hoch erfreuen. Ein Werk, wie dieses, macht keinen Anspruch an sie. Die große Belesenheit, die es auf jeder Seite verräth, und ganz besonders eine Vollständigkeit des Quellenstudiums, heut zu Tage seltener als ein weißer Rabe, sichern dem Verfasser eine ehrenvolle Stelle unter denjenigen, die mit gleichen Kräften ausgerüstet, und von demselben redlichen Willen beseelt sind.

Art. VIII. 1. Irländische Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Zwey Bändchen; jedes mit drey Holzschnitten, nach Cruikshankschen Zeichnungen von George Watts. 12. Breslau. Verlag von Joseph Max, 1826. Druck, Leipzig, bey Brockhaus. (Erstes Bändchen 286 S. Zweytes Bändchen 275 S.)

Diese Erzählungen haben bey ihrem Erscheinen in England eine ungewöhnliche Theilnahme gefunden.

Der Uebersetzer spricht in der Vorrede die Meinung aus, daß sie das Glück, welches ihnen zu Theil geworden, weniger der einfachen und kunstlosen Anlage und Entwicklung, als vielmehr der treuen und lebendigen Auffassung des irländischen Volkscharakters und der irländischen Volkssitte zu verdanken hätten.

Wir können dieser Meinung nicht unbedingt beypflichten, indem wir glauben, daß, obschon jene Auffassung mitunter gelungen erscheint, sie doch keineswegs so genau und eben so scharf, als richtig bezeichnend zu nennen sey; daß allein durch sie das Interesse des nicht sehr leicht zu befriedigenden brittischen Lesepublikums in einem ungewöhnlichen Grade hätte aufgeregt werden müssen.

Da nun die Behandlung der Erzählungen in ästhetischer Hinsicht kaum mäßige Anforderungen befriedigt, so ist jene Theilnahme nur aus der Vorliebe der Engländer für örtliche Darstellungen überhaupt, mehr aber noch aus ihrer Stellung gegen die Irländer zu erklären.

Im Ganzen verdient die Art, wie der irländische Volkscharakter in diesen Erzählungen dargestellt wird, allerdings eine würdigende Anerkennung. Wenn auch nicht gehörig umfassend, erscheint die Schilderung doch, jenen Zügen nach, welche der Verfasser ins Auge genommen hat, wahr, und besonders die Vorführung der irländischen Volkssitte anschaulich. Die Ausführung aber ist keineswegs so gelungen, wie der Uebersetzer uns glauben machen möchte, und der Verfasser, nach dem Beyfalle, der seinem Werke geworden, vielleicht selbst glauben mag. — Obschon die Charakteristik eines Volkes größere Züge und einen allgemeineren Umriß erfordert, als die Charakteristik einzelner Menschen, so geht doch auch dort das Interesse, welches wir an der Darstellung nehmen, nur aus der Auffassung aller bedeutenden Züge, welche zusammen den Charakter ausmachen, hervor, und die Darstellung bloß einzelner muß mangelhaft genannt werden. Der kleinste zum Charakter gehörige Zug darf im Gemälde nicht fehlen, wenn wir darin Wahrheit finden sollen; er ist vielleicht scheinbar unbedeutend, dieß doch keineswegs in Verbin-

dung mit den Hauptzügen, da diese oft nur durch ihn, oder wenigstens nur in Verbindung mit ihm ihre eigenthümliche Gestalt erhalten.

Diese kleineren Züge aber hat der Verfasser entweder gar nicht, oder nur auf eine nicht zu billigende Weise geschildert, dergestalt nämlich, daß er nur von ihnen im Allgemeinen spricht, ohne sie uns in ihrer Wirksamkeit und in ihrem Verhältnisse zu den übrigen anschaulich zu machen. Fast in allen Erzählungen ist nur die rohe Willkür des Irländers, seine unbegränzte Rachsucht, sein Trieb sich der Vorschriften des Gesetzes durch List oder wohl gar durch Gewalt zu entheben, seine rohe Sinnlichkeit, die nur durch Trunk, Mord und Brand befriedigt wird, mit einem Worte, bloß die Schattenseite in den grellsten Umrissen dargestellt, während die allgemein bekannten Züge einer edlen Gastlichkeit, einer warmen Anhänglichkeit an Freund und Geliebte, der feine Sinn für Schönheit, der entschiedene Hang zur beschaulichen Betrachtung höchstens im Vorübergehen berührt werden.

Schon die Ueberschriften vieler Erzählungen: Der Aufruhrstifter, der Räuber, der Verräther, der abtrünnige Watt, zeigen, daß der Verfasser, vielleicht unwillkürlich, jene Ansicht verfolgt habe. Die übrigen Erzählungen könnten, ihrem Inhalte nach, alle einen ähnlichen Titel führen. — Dieß muß um so mehr gerügt werden, als der Erzähler, dem es hauptsächlich um Darstellung des Volkscharakters zu thun war, mit seinen eigenen Bemerkungen im Widerspruche, in einer Erzählung irgend eine Schattenseite, als den Irländer charakterisirend, zu entwickeln versucht, von welcher er ihn zuvor geradezu frey sprach. So stellt die letzte Erzählung des ersten Bändchens: Des armen Mannes Tochter, die Geschichte der Verführung eines jungen unerfahrenen Mädchens durch einen reichen Wollüstling dar, welcher, nach befriedigter Lust, das arme Opfer seiner thierischen Begierden auf einer Wasserfahrt mit einer Keule erschlägt, indeß der Verfasser S. 250 die beneidenswerthe Sittlichkeit der Irländer rühmt, und bemerkt, der Fall komme nur selten bey ihnen vor, daß Jemand verführt wird. Eben so wird in der Erzählung: Der Verräther, der Verrath eines Pächters geschildert, indeß der Verfasser S. 246 sagt: Die Irländer pflegen ihren Abscheu vor jedem Verrath durch das Sprichwort auszudrücken: wo ein Verräther erschossen wird, da ist der Teufel selber willkommen; und im zweyten Bandchen wird der Fall des Verrathes in Irland geradezu für unerhört erklärt.

Daß bey der großen Anzahl und bey der Verschiedenheit der

einzelnen Individuen, aus welchen ein Volk besteht, sowohl Tugenden als Laster in Personen aus dem Volke gefunden werden, welche man im eigentlichen Volkscharakter nicht zu finden pflegt, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt; aber die Schilderung solcher einzelnen Fälle kann in einem Werke, welches hauptsächlich den Volkscharakter darstellen soll, nur unstatthaft erscheinen, da solche Fälle bey jedem Volke angetroffen werden. Nur dann brauchte man allenfalls darauf keine Rücksicht zu nehmen, wenn der Vorzug einer getreuen Darstellung nationeller Eigenthümlichkeit nicht der hauptsächliche oder mindestens nicht der alleinige der Erzählungen wäre, sondern diese auch in ästhetischer Hinsicht jenen Werth hätten, welchen sie als Erzählungen eigentlich haben sollten.

Diesen Werth haben sie aber nicht. Schon der Beysatz auf dem Titel des Buches: zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche ꝛc., zeigt an, daß der Verfasser das höhere Ziel, welches die Erzählung sich vorsetzt, der Erreichung eines Nebenzweckes aufgeopfert habe; es könnte demnach kaum berührt werden, wenn nicht dem Verfasser in der Behandlung anzumerken wäre, daß er nicht nur auf das Verdienst eines verständigen Beobachters und eines lebendigen Darstellers, sondern auch auf das eines guten Erzählers Anspruch macht.

Dieß kann ihm aber weder nach der Anlage, noch nach der Ausführung des vorliegenden Werks zuerkannt werden, welchen beyden keineswegs, wie der Vorredner glaubt, das Einfache, wohl aber das Kunstlose Schaden thut.

Die erste Erzählung: Der hinkende Mogue, stellt die Mangelhaftigkeit der Justiz in Irland dar. John Ellice, ein Engländer, siedelt dort sich an, und wird gleich von vorne herein, den Irländern gegenüber, als Musterbild aufgestellt. Man beneidet ihn um seiner Kenntnisse und seiner Thätigkeit willen, und fängt an, ihn auf die unwürdigste Weise zu necken und zu verfolgen. Man schlägt heimlich ein Loch in seinen Viehstall, und belangt ihn dann vor Gericht, der Verwüstungen wegen, welche das Vieh auf dem Ackerfelde eines Irländers anrichtete. Im Vorgemache des Richters macht Ellice die Bekanntschaft des Mogue Morton, Grundherrn auf Morton Lawe, der den Beynamen des Hinkenden hat, weil er in einem Duelle einen Schuß ins Knie bekam. Dieser Mann, munter und aufgeräumt, durch Muth ausgezeichnet, aber dabey ein Schwelger und ohne eigentlichen bestimmten Charakter, hetzt Ellice gegen den Richter auf, zeigt ihm die Art und Weise, dem Gesetze eine Nase zu drehen, und geht ihm darin in der Folge mit gutem Beyspiele voran, indem er sich nicht nur allein alle Arten von Widersetzlich-

keiten und Betrügereyen erlaubt, sondern zuletzt geradezu das Haus des Richters in Brand steckt. Nachdem Ellice alles das eine geraume Zeit mit angesehen, viel Uebel und Schmach erfahren hat, und nur durch einen Zufall einem Anschlage auf sein Leben entkommt, beschließt er, am Arme seiner Gattin, Irland zu verlassen. Mogue aber lebt im Lande glücklich fort und in Freuden.

Diese Erzählung erfüllt eben so wenig die allgemeinsten Erfordernisse, wie die folgende: Der Aufruhrstifter, welche uns die aufrührerischen Unternehmungen des, früher zum geistlichen Stande bestimmten John O'brien vorführt. Die, den beyden Erzählungen eingewebten Liebeleyen gehören nicht eigentlich zur Sache, und selbst die Hauptereignisse erscheinen nur skizzirt. — Die dritte Erzählung: Der Fremde, ist mehr verwirrt als verwickelt zu nennen. Einzelne Bemerkungen über einige Verhältnisse in Irland ausgenommen, wird die eigentliche Tendenz nicht klar, deren Verfolgen der Verfasser sich vorsetzte. Der Engländer Sir Charles L** spielt darin die Hauptrolle, und erscheint den Irländern gegenüber in gehöriger Vollkommenheit. — In der vierten Erzählung: Der Räuber, der besten in beyden Bänden, sind Plan und Ausführung des Lobes nicht unwerth; doch muß gerügt werden, daß der Hauptcharakter bey seiner moralischen Verächtlichkeit in einem viel zu günstigen Lichte, ja fast in einer Art von Verklärung erscheint. — Robert Caroll kommt auf der Reise in die Grafschaft Cork, und findet dort in einem Gasthause einen gewissen Redmond, dessen seltsames Aeußere seine Aufmerksamkeit reizt. Bey der näheren Bekanntschaft dieses Mannes erfährt Caroll, daß Redmond früher Soldat war, wegen einer von seinem vorgesetzten, O'Finn, erlittenen Beleidigung sich an ihm persönlich gerächt habe, deßhalb zur Flucht gezwungen worden sey, und seit jener Zeit als Räuber auf den Galtiesbergen lebe, nebenbey aber seiner edlen Gesinnungen halber, eines großen Ansehens beym Landvolke genieße. Da sich bey dieser Gelegenheit zugleich entdeckt, daß jener O'Finn der Nebenbuhler Carolls sey, trägt sich Redmond ihm zur Hülfe an, und zwar um so mehr, als er früher selbst der Geliebten Carolls, Miß Fanni, in Liebe ergeben war. Während der Hochzeit Fannis mit O'Finn dringt Redmond mit seinen Spießgesellen ins Haus, die Braut wird auf ein gegebenes Zeichen fort-, und in die Arme Carolls geführt, der sie bald über den ausgestandenen Schreck beruhigt. O'Finn wird Tags darauf von Redmond erschossen, welcher gleichfalls sein Leben unter den Händen der ihn verfolgenden Soldaten endigt.

Von den folgenden Erzählungen dieses Bändchens sind der Verräther und des armen Mannes Tochter, bereits berührt worden, wovon die erstere die Folgen der Rachsucht eines jungen Menschen, und den Verrath eines älteren auf eine eben so gewöhnliche Weise behandelt, wie letztere als eine alltägliche Verführungsgeschichte erscheint, deren empörender Ausgang nichts weiter als Abscheu erregt.— Die dritte: Die Hexe von der Scollough-Schlucht hat als Volkssage einige Bedeutung.

Die Erzählungen des zweyten Bändchens stehen, was die Behandlung betrifft, auf einer eben so geringen Kunststufe, wie die des ersten, und in Rücksicht der Vorzüge, welche diesen hin und wieder zukommen, ihnen nach. Wir finden hier fast in keiner, den letzten Häuptling von Erin und den abtrünnigen Watt oder die Dorfpolitik ausgenommen, jene Lokalfarbe, welche viele der früheren auszeichnen.

Es gibt nicht nur in Irland, sondern auch an anderen Orten brave Mädchen, wie die arme Marie, schöne Wahnsinnige, welche durch die Heirath mit dem Geliebten wieder zur Vernunft kommen; Pfarrers Nichten, die ihren Schwestern gleichen und sich verheiraten, und gütige Grundherren, welche zuweilen die Töchter ihrer Pachter ausstatten. Daß sich diese Dinge, wie manchmal bemerkt wird, wirklich zugetragen haben, entschuldigt den Verfasser nicht, der das Ereigniß nur dann, wenn es ein nationelles Gepräge trug, abzuschildern berechtigt war. Ueberall sind zwar Bemerkungen über das Leben und Treiben der Irländer eingestreut, aber diese Bemerkungen sind nicht so verarbeitet, und durch Begebenheiten so anschaulich gemacht, wie es die Erzählung erfordert. Der Verfasser hat hier offenbar den verkehrten Weg eingeschlagen; statt daß man aus der Begebenheit die Bemerkung sollte ableiten können, steht diese meist mit dem Ereignisse in gar keiner Verbindung, widerspricht ihm sogar.

Ueberall thut es dem Verfasser Eintrag, daß er zu sichtlich nach dem Interesse der schönen Darstellung rang, welches zu erreichen er nicht verstand, eigentlich schon der Anlage des Werkes nach, kaum erreichen konnte. Hätte er geradezu seine Bemerkungen und Erfahrungen während des zwanzigjährigen Aufenthalts in Irland, den der Vorredner von ihm anführt, niedergeschrieben, so verdankten wir seinem Verstande, seiner Auffassungs- und seiner Darstellungsgabe, die ihm nicht abzusprechen sind, ein Werk, welches das vorliegende an Werth weit überboten hätte, indeß nun bey der Vermengung des ästhetischen Interesse mit anderen, Wahrheit und Täuschung einander gegenseitig aufheben. Der Verschmelzung beyder zu einem Gesammt-

intereſſe war aber der Verfaſſer, der vielleicht einem großen Vorbilde nacheiferte, nicht gewachſen. Der Plan aller Erzählungen iſt gewöhnlich angelegt, und die Ausführung mehr oder minder mißlungen. Beſonders unglücklich iſt der Verfaſſer in Darſtellung der Leidenſchaft, hauptſächlich der Liebe. Das häufige Einmengen von Bemerkungen, die nicht zur Sache gehören, hält das nöthige Fortſchreiten der Begebenheit in einem fort auf. Viele derſelben ſind wohl Ergebniſſe einer verſtändigen Betrachtung und der Erfahrungen eines reich gebildeten Geiſtes, die meiſten aber gleichen einem langweiligen Ergehen auf Gemeinplätzen. Wenn wir beyſpielsweiſe nur folgende anführen. »Das weibliche Geſchlecht pflegt eben ſo neugierig als eitel zu ſeyn.« — »Alle Bemühungen können nichts helfen, wo man ohne Geld und ohne Anſehen iſt.« — »Wenn Menſchen mit bangen Ahnungen erfüllt ſind, ſo verſetzt die geringſte Kleinigkeit ſie in Unruhe« — »Der Menſch hängt im Leben von den Umſtänden ab.« — »Alles, was zu heftig und zu gewaltſam iſt, kann nicht von Dauer ſeyn.« — »Schönheit iſt ein Geſchenk der Natur.« — »Geld hat für Jedermann einen gewiſſen Reiz.« — »Furcht vor der Gefahr iſt kein Mittel, um ihr zu entgehen.« — »Vertraulichkeit iſt eine Folge längerer Bekanntſchaft.« — »Jugendeindrücke ſind bleibend.« — »Ein wackerer Mann kann unmöglich ein Schurke ſeyn.« — Die beyden Geſchlechter ſind dazu geſchaffen, einander zu beglücken.« — »Wenn ſich ein Paar begegnet, was einander wohlgefällt, ſo iſt es kein Wunder, wenn es Liebe zu einander faßt.« — »Bloßes Wehklagen iſt zwecklos, wo thätiges Handeln erfordert wird;« ſo iſt dieß nur ein flüchtiger Griff in den Topf dieſer Nieten.

Glücklicher iſt der Verfaſſer im Vergleiche, den er gerne anzuwenden pflegt, obſchon auch hier manch Sonderbares mit unterläuft, wie z. B. S. 241, wo Suſanne mit ihres Vaters Wohnung verglichen wird, weil ſie, wie dieſe, weder die Aufmerkſamkeit des Fremden auf ſich zu lenken ſuchte, noch auch ſich vor dem Auge des Beobachters ſcheuen durfte.«

Was die Ueberſetzung betrifft, ſo kränkelt ſie durchgehends an Nachläßigkeit, Unbeholfenheit und Härte. Selbſt die gewöhnliche Feile vermißt man allenthalben. Ueberall finden ſich Wiederholungen, wie S. 66: »So ſehr O'brien Julien zu beſitzen wünſchte, ſo wünſchte er« — S. 129: »obwohl er den Ausſpruch der Geſchwornen für ſich hatte, ſo hatte er doch,« — und ſechs Zeilen darunter: »eine der ruchtbarſten Handlungen war, daß er die Auspfändung unvollzogen gelaſſen hatte, dieſe Schonung hatte,« — und gleich darauf, auf der anderen Seite: »als der Baronet ſtarb, hatte er beſchloſ-

sen, die Güter sich selber zuzueignen, und hatte« u. s. w. Ausdrücke, wie: »er ließ sie bey dem Geliebten im Stiche,« — »sie band sich Blumenguirlanden um ihre Taille,« — »sie hatte eine hübsche Figur an sich.« — Sprachunrichtigkeiten, wie: »wir übergehen hier alle Verbrechen, sondern wollen bloß« u. s. w. Stellungen, wie: »da er sich eine Erkältung zuzog, so lebte er nicht lange mehr, sondern starb sehr bald.« Provinzialismen, wie: »legende Hennen,« — »er war keine Schönheit,« »er galt für gut eingerichtet,« — »er spielte alte Sagen und Lieder auf der Harfe« u. s. w. Ein Lieblingswort des Uebersetzers ist das Wörtlein sofort, es spukt fast auf jeder Seite. Während S. 168 die alte Amme sofort ein gewaltiges Geschrey erhebt, antwortet auf der 169sten Seite der Friedensrichter dem Major, er würde in Dublin das Weitere vernehmen, wohin er ihn sofort überliefern soll, und 170 führte ihn einer der wachthabenden Männer sofort in einen abscheulichen Keller.«

* * *

2. Vermischte Schriften von Ernst von Houwald. Zwey Bändchen. Leipzig bey Göschen, 1825. kl. 8. (Erstes Bändchen 224 S. Zweytes Bändchen 260 S.)

Der Verfasser hat in diesen beyden Bändchen größtentheils diejenigen seiner Erzeugnisse, von kleinerem Umfange, gesammelt, welche in der letzteren Zeit in verschiedenen Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut erschienen sind, und damit den Wunsch der zahlreichen Freunde seiner Muse auf eine befriedigende Weise erfüllt. Fast alle Stücke dieser Sammlung sind jener ehrenvollen Auszeichnung würdig, welche den Werken des Verfassers überhaupt geworden ist, und wenn die Kritik auch manchen Fehler bemerkt, so muß sie doch zugleich gestehen, daß diese bey weiten von den Vorzügen überboten werden, und daß überhaupt alle Theile der Sammlung die Rücksicht und den Maßstab verdienen, welche man an Werke legen soll, die als Erzeugnisse eines poetischen Geistes müssen betrachtet werden.

Das erste Bändchen enthält, außer der poetischen Widmung des Dichters an seinen Freund, den königlich sächsischen geheimen Kriegskammerrath Ludwig Grahl, ein tragisches Bild in einem Akte: Die Freystatt (S. 1 — S. 44). Ein dramatisirtes Sprichwort: Seinem Schicksale kann Niemand entgehen (S. 45 — S. 94). Eine Erzählung: Jakob Thau, der Hofnarr (S. 95 — S. 210) und eine historische Skizze: Das Seetreffen bey Nacht (S. 211 — S. 224).

Die Freystatt muß mehr als ein Stoff zu einem dramatischen Gedichte, als wie ein eigentliches Drama betrachtet werden; die Kritik wird auch schon durch die Benennung: tragisches Bild, in Schranken gehalten. Der, weil er die Vertheidigung seines Vaterlandes übernahm, vom Feinde als Hochverräther angeklagte Johann von Brukthal hat sich durch die Flucht vor der Verfolgung gerettet, und lebt unerkannt als Todtengräber in einer Reichsstadt. Der Senator und Patrizier derselben, Konrad von Ulstrade, ein Freund Brukthals, weiß um das Geheimniß, und entdeckt seinem Freunde, der Feind habe erfahren, Brukthal sey hier, und deßhalb ein Kommando geschickt, ihn zu suchen. Er beredet den Freund aufs Neue zur Flucht, und dieser sagt sie ihm zu, beschließt aber im Stillen, sich selbst zu überliefern. Nur einmal will er zuvor noch sein Geschäft als Todtengräber erfüllen, und eine Leiche bestatten, welche Ulstrade's Frau ihm diesen Morgen überbrachte. Er erkennt dabey an der Leiche, welcher ein von ihm geschriebener Brief in die Hände gegeben ist, sein Weib Eleonore, die er für todt hielt, welche aber bey Ulstradens Gattin Unterkunft gefunden, und dort, da ihr, als einer Verbannten, Schmach und Tod drohten, verborgen gelebt hat. Diese plötzliche Erscheinung bringt den krankheits- und leidenmüden Mann zum Tode, er faßt die Hand der Leiche, und sinkt langsam auf sie hin, während auf die Gruppe der Todten die ersten Strahlen der Morgenröthe fallen. Der eintretende Offizier schließt beym Anblick der Leiche mit den Worten: »er weiche hier der höheren Gewalt, und ehr' im Feind auch echte Heldentugend.«

Das Ganze ist, wie schon aus der Inhaltsanzeige hervorgeht, poetisch gedacht, und, bis auf kleine Härten in der Sprache, als z.B. der Reim: entreißt — dreust u.dgl., lobenswerth behandelt, leidet aber nicht nur in der Ausführung an den Mängeln der Unwahrscheinlichkeit und der Flüchtigkeit in der Charakteristik, sondern auch in der Anlage an dem Mangel einer vorherrschenden und klar ausgesprochenen Grund-Idee. Zu den ersteren zählen wir Brukthals selbst gewählte Beschäftigung, die nicht, seinem Plane gemäß, die Leute von ihm fern hält, sondern ihn nothwendig mit vielen, und zwar nicht mit Todten allein, zusammenführt; den Umstand, daß Ulstradens Gattin, welche ängstlich die verfolgte Eleonora verbarg, und früher Brukthal auf sein Befragen ihren Namen mit großer Sorgsamkeit verschwieg, dieser einen Brief in die Hand legt, der dem Todtengräber das Geheimniß ihres Standes verrathen muß; die schnelle, ungewöhnliche Todesart Brukthals; vor allem aber, daß er und sein Weib schuldlos, als bloße Opfer

einer ungerechten Verfolgung sterben, welches wohl traurig, aber nicht tragisch ist. Der Charakteristik hat unstreitig der kleine Umfang des Stücks Schaden gethan. Wäre dieser erweitert worden, so würde der Charakter der Sara von Ulstrade, welche eine Freundin verborgen hält, auf Kosten der Liebe ihres Gatten, selbst, da die Besuche bey jener dem Manne auffallen, des Zweifels an ihrer Ehre nicht achtend, und Brukthals, der nur für seine eigene Sicherheit durch die Flucht besorgt, nicht genaue Nachricht über den Zustand seines Weibes einzog, sondern dabey dem allgemeinen Gerüchte, daß sie todt sey, Glauben beymaß, besser ausgeführt worden seyn, das ungewöhnliche Freundschaftsverhältniß beyder Frauen wäre anschaulicher gemacht worden, und die genauere Charakteristik Brukthals würde uns jedes Zweifels, der sich nun uns aufdringt, überheben. Für den Mangel der Grund-Idee kann die Versöhnung Ulstradens mit seiner Gattin am Ende des Stücks nicht entschädigen, deren früheres, gleichsam nur gespanntes Verhältniß auf einem bloßen Mißverständnisse beruht, dessen Lösung nicht der Vorwurf eines tragischen Bildes seyn kann.

Das dramatisirte Sprichwort nennt der Verfasser einen Schwank; dazu aber fehlt ihm die eigentliche Lustigkeit. Obschon fleißig behandelt, ist doch das Ganze etwas zu breit gerathen, und wir glauben, daß diese Art der Dichtkunst nicht aus der eigenthümlichen poetischen Anlage des Verfassers hervorgehe.

Dagegen ist die historische Skizze: Das Seetreffen bey Nacht, voll Leben und Bewegung. Der Verfasser befindet sich hier ganz in seiner Sphäre. Alles ist auf eine seltene Weise anschaulich gemacht, und wie kurz die Skizze auch sey, erkennt man doch genau hier aus wenigen Strichen den Meister.

Das Vorzüglichste in diesem Bande ist die Erzählung: Jakob Thau der Hofnarr. Ihr liegt die Sage zum Grunde, daß der Inschrift einer, im Kloster Grissan in Schlesien befindlichen Marmorplatte zu Folge, der letzte Prinz des Hauses der Herzoge von Schweidnitz, in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, auf dem jetzt in Trümmern liegenden Schlosse Bolkenhain von dem Hofnarren Jakob Thau durch einen unvorsichtigen Steinwurf erschlagen worden sey.

Der Verfasser berichtet uns in der Erzählung, daß jener Prinz nicht von der Hand des Hofnarren den Tod gefunden, sondern Thau freywillig die Schuld auf sich geladen habe, um mit dem eigentlichen Thäter nicht den Vater seiner Geliebten zu verrathen, der, den vermeintlichen Tod seines Kindes zu rächen, für dessen Mörder er fälschlich den Hofnarren hält, dem Prin-

zen, welcher ihm durch Umstände als Thaus Kind erscheint, den Tod gab.

Die Erzählung ist in Rücksicht ihrer Anlage und ihrer Verwicklung musterhaft, aber gegen die Charakteristik ist manches einzuwenden. Ein Hauptfehler darin scheint uns der Charakter des Hofnarren zu seyn, welchem die eigentlichen Erfordernisse zu dem Amte, das er bekleidet, fehlen, nie versiegende Laune und jener klar durchdringende Verstand, welchen er nur, um ihm desto wirksameren Eingang zu verschaffen, unter die Kappe steckt. Thau ist ein weicher, zur Schwärmerey geneigter, tief fühlender Mensch, aber kein Hofnarr. Jene Gutmüthigkeit, ja selbst jene Tiefe des Gefühls, welche der Verfasser ihm beylegt, hätten recht gut mit der Schärfe seines Verstandes und der Lebendigkeit seines Witzes bestehen können, sie wären dadurch vielleicht noch mehr gehoben worden. Daß er bloß auf Zureden seiner Geliebten sich an den Hof des Herzogs begibt, dort um die erledigte Hofnarrenstelle anzuhalten, zu der er gar keine Eigenschaften mitbringt, scheint fast unbegreiflich. Der Verfasser hat es auch selbst gefühlt. Er läßt früher Rübezahl erscheinen, der Thau einen Talisman von besonderer Kraft gibt, dessen sich dann jener beym Herzoge bedient, und darüber seine Anstellung erhält. Humor wäre ein besserer Talisman gewesen, der Verfasser hätte dann nicht nöthig gehabt, jene räthselhafte Erscheinung, aus der man nicht recht klug werden kann, und die demnach störend erscheint, vorzuführen. Aus den Tiefen seines Inneren, und nicht aus denen des Riesengebirges mußte dem Hofnarren das gegeben werden, was er braucht. Der Verfasser hat von vorne herein darauf hingearbeitet. Die Umgebung des lustigen Peter Schmoll macht auf Thau's jugendliches Gemüth die ersten Eindrücke, nirgends aber finden wir, daß diese Empfängniß ins Leben getreten; kleine Späße und einige witzige Worte können wir dazu nicht rechnen. Wir können uns nicht überreden, daß diese eigenthümliche Zeichnung dem Ganzen nicht noch mehr Leben und Farbe würde gegeben haben.

Außerdem scheinen uns die alte Katharine und Lothar, der Mörder des Prinzen, hin und wieder verzeichnet, der letzte als eine der Hauptpersonen eigentlich nicht gehörig ausgeführt. Katharine, die Haushälterin des Laboranten Wolfsheimer wird anfanglich mit kräftigen Zügen, als eine fast Schrecken erregende Gestalt geschildert, und entwickelt im Verlauf der Erzählung die zärtlichste Sorgfalt, die wärmste, treueste Anhänglichkeit, die liebevollsten, mütterlichsten Gefühle. Dieser Kontrast beleidigt um so mehr, da er in nichts einen Grund hat, als

in der Willkür des Dichters, einen augenblicklichen Schauder zu bewirken. Die Raschheit Lothars, ein Kind, welches er auf dem Arme des Hofnarren erblickt, augenblicklich zu tödten, weil der Narr die Frage, ob es das seinige sey, bejahend beantwortet, wäre wohl anzunehmen, wenn sie nicht mit den Verhältnissen, dem Alter, ja selbst mit der früheren besonnenen Handlungsweise des Ritters in einigem Widerspruche stünde.

Dagegen müssen wir die Charakteristiken der übrigen Personen, besonders des alten Wolfsheimer, Kunigundens, und selbst Thau's, wenn wir bloß den Menschen und nicht den Hofnarren betrachten, für meisterhaft halten. Der Hohn und die Kälte Wolfsheimers, die beständige Unruhe, die Schlauheit, welche von der Furcht begleitet wird, der Hang zur Wissenschaft, deren Gewinn er zur Befriedigung verbrecherischer Lüste braucht, und um eine unbezwingliche Geldgier zu stillen, alles zusammen gibt ein Gemälde von der bedeutendsten Wirksamkeit. Die ihm eigenthümliche Leichenscheu ist einer der kräftigsten Züge darin. Herrlich ist die Rede an seine fertigen Gifte S. 116. Ihm gegenüber steht die fromme Dulderin Kunigunde, mit schwesterlicher Liebe Thau, mit fast überirdischer dem Herzog ergeben. Sie vergeht nicht in langweiliger, mondscheiniger Schwärmerey, ihre Liebe ist wahr und tief, aber klar und hülfreich dabey. Sie opfert ihre Vereinigung mit dem Herzog und damit das höchste Glück ihres Lebens dem seinigen auf, und läßt den Herzog, welcher durch einen Schwur sich verbindet, so lange sie lebt, sich nicht zu vermälen, im Wahne, daß sie todt sey, damit ihr Geliebter seiner fürstlichen Braut die Hand reichen könne. Wie rührend und herrlich sind nicht die Züge, daß sie dem Kinde des Herzogs Windeln näht, die Jakob als ein Geschenk seiner Schwester der Herzogin überbringen muß; daß sie zuletzt sogar ihre Gestalt entstellt, um unerkannt in der Nähe des Herzogs leben, und sein Kind pflegen zu können, bis sie in den Armen des Himmels die Ruhe findet, welche die Welt ihr versagte. Und dann Thau, der kräftige, tief fühlende, der Geliebten selbst das Leben zum Opfer bringende Mensch! wie lassen wir gern und mit Erhebung den Blick ausruhn auf ihm, der unserer Theilnahme so würdig ist, und dem wir unsere Bewunderung nicht versagen können.

Meisterhaft ist gleichfalls der Schluß, nach welchem der unglückliche Mörder des Prinzen, Lothar, der das Bekenntniß seiner Schuld verschweigt, um den Namen seiner geachteten Familie und das Geheimniß seines Fürsten zu schonen, der Kirche als Laienbruder dienen, und, da ihm das Küsteramt übertragen wird, den Reisenden an der Gruft des dort beygesetzten kleinen

Prinzen erzählen muß, daß der Hofnarr ihn erschlagen habe. Die Kraft, auf eine eigene ergreifende Weise zu schließen, ist überhaupt eine charakteristische Eigenheit Houwalds.

Der zweyte Band steht in Rücksicht der Vorzüglichkeit des Inhalts, nicht hinter dem ersten zurück. Er enthält Materialien zu einem Volkskalender (S. 1—S. 91), Scenen aus einem Bade (S. 92—S. 114), das Begräbniß, eine Erzählung (S. 115—S. 148), den Epilog zu Maria Stuart (S. 149—S. 178) und Gedichte (S. 179—S. 260).

Die Materialien zu einem Volkskalender enthalten vier, mit einander nicht unmittelbar zusammenhängende Aufsätze, aus verschiedenen Jahren. Der erste erscheint in Form einer Erzählung, und beginnt mit der rührenden Schilderung eines durch den Tod seines Sohnes im Innersten vernichteten Försters, dem der Pfarrer des Orts, zur Beruhigung des Gemüthes, die Lesung des rheinischen Hausfreundes empfiehlt. Der Förster findet darin Trost und Erhebung, und hier wird Gelegenheit genommen, über den Nutzen eines eigentlichen Volkskalenders eindringlich zu reden, ihn als ein eigentliches Bedürfniß darzustellen. »Wir haben manche treffliche Volksbücher,« sagt der Verfasser S. 9, indem er einige dergleichen Schriften anführt; »aber wer vom Volk kennt und besitzt diese Bücher? Dieß »kommt daher, weil sie zur eigentlichen Nothdurft des Lebens »nicht unentbehrlich, und überdieß nur im Buchladen zu finden »sind. Das rechte Volksbuch muß aber, wie die Kleidungsstücke, »auf jeden Jahrmarkte zu haben seyn, und sich in alle Lebensver»hältnisse zu schicken wissen, so, daß es gar nicht entbehrt wer»den kann, und gekauft werden muß. Und hierzu ist einzig der »Hauskalender geschickt, den mag keine Familie entbehren; »er wird nicht ungelesen in den Schrank verschlossen, wie man»ches andere gute Buch, er hängt ein ganzes Jahr lang offen »an der Wand, und vertritt gar viele Stellen im Hause; wie »herrlich wär' es, wenn dieser Freund, der fast täglich in die »Hand genommen wird, bey dem, was er uns zu verkünden hat, »oder wir ihm anvertrauen wollen, auch ein erfreuliches, lehr»reiches und tröstendes Wort für uns hätte!«

Wer theilt nicht den frommen Wunsch des Verfassers, einem solchen Kalender Leben und Bestand zu geben; wer böte nicht gern die Hand zu einem so heilsamen und nützlichen Unternehmen? Das Wort, welches der Verfasser gesprochen, scheint uns um so mehr zur rechten Zeit gesprochen worden zu seyn, da gerade jetzt eine fast beyspiellose Kalendersucht um sich gegriffen hat, so, daß man besonders in Deutschland kaum weiß, worüber

man mehr erstaunen soll, ob über die Menge der Verleger, oder die Menge der Leser und Käufer so leichter Waare. Wer würde nicht hier, wo, wie der Verfasser richtig meint, so viel gewirkt werden könnte, freudiger Theil nehmen, als an jenem zahllosen Heere von Taschenbüchern und Almanachen, die (mit wenigen Ausnahmen) sonst nichts Gutes an sich haben, als daß sie mit dem Jahre, in dem sie in die Welt getreten sind, gemeinschaftlich ihre Sterbestunde feyern. Wer würde es nicht um so lieber thun, da gerade dadurch jenem Verderben, welche die Almanach-Sündflut mit sich bringt: den Geschmack ins Kleine zu ziehen, und der Mittelmäßigkeit eine Stimme zu verschaffen, wirksam gesteuert würde; denn da es leichter ist, ein einzelnes Gedicht, kleinere Erzählungen und dergleichen, als größere Werke zu schreiben, so findet der Herausgeber eines poetisirenden Almanachs, dem es in der Regel nur um ein Stück Geld zu thun ist, eine große Konkurrenz der Mitarbeiter. Die Lust, sich gedruckt zu sehen, treibt die Mutter von der Wiege und das Mädchen vom Geliebten zum Schreibtisch. Der Geschäftsmann reicht hier dem Müßiggänger die Hand zur poetischen Verbrüderung, der zitternde Greis greift zur Feder, und der Knabe hängt mit stolzem Bewußtseyn seine Erstlinge aus. Das gutmüthige Publikum hält sich an den Kupfern schadlos, und der Verleger, der sich um den Geschmack eben nicht viel zu kümmern pflegt, findet seine Rechnung.

Bey einem Volkskalender aber, wie der Verfasser ihn haben will, träte ein anderes Verhältniß, und mit ihm eine andere Rücksicht ein. Die unerläßlich erforderliche Einfalt der Darstellung hielte gerade jene gefährlichen Kunstjünger, denen es um Klang und Aufgetriebenheit zu thun ist, fern; wir würden nicht durch einzelne Aufsätze mit künftigen größeren, ja wohl gar mit Sammlungen bedroht, und die wahre Bildung des Volkes könnte durch zweckmäßige Einrichtung eines solchen Volkskalenders leicht befördert werden.

Die Scenen aus einem Bade verbinden wahre und gereifte Ansichten, mit einem zweckmäßigen Rückblicke auf das Ansehen und die Belohnung, welche die nachahmenden Künste des Musikers und des Schauspielers vor den schaffenden des Kompositeurs und des Dichters ohne Gebühr sich zu erfreuen haben.

Die Erzählung: Das Begräbniß, ist ein Bruchstück aus den musikalischen Wanderungen des Verfassers. Der Geist der höheren Liebe durchglüht und beseelt dieses schöne poetische Erzeugniß. Das irdische Vergehen Müllers in Sehnsucht nach der Geliebten, ist ergreifend durchgeführt; die Beschreibung

des Festes S. 138, des Begräbnisses S. 143, und die Rede, welche der Geistliche an Müllers Sarge hält S. 145, sind ausgezeichnet. Das Ende bestätigt die früher von uns über Houwalds Schlußweise aufgestellte Bemerkung.

Der Epilog zu Maria Stuart schickt die Erzählung voraus, daß ein Bühnendichter nach einer Stadt kommt, in welcher eben am Tage seiner Ankunft Schillers Maria Stuart gegeben wird. Das Stück schließt, wie auf den meisten Bühnen, mit den Worten Lesters: »sie wird entkleidet — horch! Der Schemmel wird gerückt — Sie kniet aufs Kissen — legt das Haupt« — — nach welchen er sinnlos zu Boden stürzt, und der Vorhang fällt. Das Publikum verläßt das Schauspielhaus unbefriedigt, weil das Ende, welches Schiller der Stuart gegeben hat, weggefallen ist, und der Zuschauer über das Schicksal Lesters und Elisabeths nicht verständigt wird. Man dringt in den Direktor, die Darstellung wiederholt, und zwar genau nach dem Originale aufzuführen. Nun will aber die Schauspielerin, welche die Elisabeth spielt, die letzte Scene durchaus nicht geben, weil sie ihr nicht effektvoll genug scheint, und sie fürchten muß, im Beyfalle von der Darstellerin der Stuart überboten zu werden. Der Direktor weiß zwischen den zwey einander widersprechenden Begehren keinen Ausweg, und der Dichter, dem er seine Noth erzählt, trägt sich an, einen Epilog zu schreiben, der sowohl das Publikum, als die Prima Donna zufrieden stellen soll, was auch geschieht. — Die Art und Weise des fleißig ausgearbeiteten Epilogs, in welchem Clio dem Dichter die Qualen der leidenden Elisabeth schildert, welche man im Dialog zwischen beyden ausgesprochen wirklich erblickt, zeigt, daß es dem Dichter ziemlich ernst um dieses Ende des Schillerischen Trauerspiels war, und er es wohl als eine schickliche Zugabe betrachtet, womit wir aber nicht einverstanden seyn können. Der Verfasser scheint hier vergessen zu haben, daß Schillers Maria Stuart nicht schuldlos stirbt, und die tragische Erhebung eben aus der Betrachtung ihres Todes, mit dem sie frühere Vergehen büßt, hervorgeht, Elisabeth aber nur als Nebenperson erscheint. Die Folgen des Todes der Maria auf Lesters Gemüth zeigen sich ohnedieß in der Scene, welche unmittelbar auf ihr Abgehen folgt, und die auf Elisabeth, welche allerdings nothwendig sind, dürfen nur in der Weise, wie Schiller es gethan hat, keineswegs aber so stark und so eindringlich, wie der Verfasser des Epilogs es will, gezeigt werden, weil sonst die eigentliche Grund-Idee des Stücks auf eine zu gewaltsame Weise der Betrachtung des Zuschauers entzogen, und damit ihr Eindruck geschwächt würde.

Gerade darin, daß Schiller den zu mächtigen tragischen Effekt, den er so sehr hervorzubringen verstand, in den Schlußscenen der Stuart, um der Hauptsache willen freywillig verwarf, bekundet er seine Meisterschaft.

Die lyrischen Gedichte, welche den Schluß des Bandes ausmachen, müssen als echte Ergüsse poetischer Empfindungen angesehen werden. Meist durch Schmerz und Liebe hervorgerufen, ist die Mehrzahl elegischer Natur. Der Hauch einer unbefriedigten Sehnsucht weht fast überall durch. Die Vergänglichkeit des Irdischen, die Täuschungen der Liebe, ein Begehren nach der Heimat, haben den Anlaß gegeben. Von Genüssen scheint der Dichter nur diejenigen zu kennen, welche die Freundschaft gibt. Der Charakter seiner Dichtungen ist durchgehends der, der Anmuth und Lieblichkeit; der melodiöse Ausdruck steht im Einklange damit; alle nähern sich hauptsächlich dem Liede. Kraft, Erhabenheit und Laune scheinen dem Dichter weniger zu Gebote zu stehen. Für besonders gelungen halten wir: Am Grabe meines Kindes, S. 167. Das Sonnett: Der Lenz, S. 206. Die weiße Rose, S. 220. Die Neujahrsnacht, S. 248 und die Seelenwanderung, S. 251. Die Natur ist selten so poetisch beschaut, das Gesetz der Liebe vielleicht nie auf eine so innig ergreifende Weise ausgesprochen worden.

* * *

3. Turturell. Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Zwey Nächte zu Valladolid. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Beyde von Joseph Christian Baron Zedlitz. Ersteres 1821, 119 Seiten, Letzteres 1815, 112 Seiten. Druck und Verlag Wien bey Wallishausser.

> Ein fabelhaft Gebild, das niemals lebte,
> Hab' ich auf dunkeln Zeitengrund gewoben,
> Und als vom Werk den Vorhang ich gehoben,
> Und glänzend das, was ich zu bilden strebte,
> Vor mir zu stehn, der Wunsch mich froh durchbebte,
> War all mein nichtig Hoffen bald zerstoben. —
> Ein Streben blieb's — kein Meister wird es loben!

Wir können dem bescheidenen Verfasser, der nach vollendetem Werke seine Unzufriedenheit mit demselben in obigen, an die Leser gerichteten Versen auszudrücken sucht, mit den Worten Göthe's antworten, »wenn's fertig ist, ist's nie dem Meister recht;« indem wir bey dieser Gelegenheit wieder einmal den alten Satz bestätigt finden, die Bescheidenheit pflege die treue Gefährtin des Verdienstes zu seyn. Das Trauerspiel Turturell, dem jene Verse als Eingang vorhergehen, ist keineswegs als ein

bloßes Streben nach dem Besseren zu betrachten, sondern kann unbedenklich jenen Erscheinungen der neueren Zeit an die Seite gesetzt werden, welche mit Auszeichnung genannt werden müssen, obschon wir glauben, daß damit das Ziel nicht erreicht sey, welches der Verfasser zu erreichen im Stande ist.

Die Fabel des Stücks entwickelt sich auf folgende Weise. Wir erblicken in der ersten Scene eine dicht verwachsene Waldgegend. Ein greiser Harfner sitzt auf einem Baumstamme, und spielt die Zither. König Gawin, von Ritter Pendragon begleitet, tritt auf. Beyde haben sich verirrt, und gehen den Harfner an, sie aus dem Forste zu leiten, was geschieht.

Die veränderte Scene zeigt uns eine einsame Hütte im Walde, die Wohnung der Köhlerin Ardele und ihrer Tochter Turturell. Turturell ist allein; aus einem Traume, den sie erzählt, erwachend, blickt sie erstaunt um sich her:

— — Ein Lilienstengel,
— So sah ich — sproßte blühend zwischen Flammen,
Im Morgenthau erschloß sich kaum die Blüthe,
Und weißem Schnee der Berge glich ihr Busen.
Da färbte plötzlich sie das Feuer roth,
Und kämpfend schlugen die empörten Flammen
Hochlodernd über ihn erzürnt zusammen;
Und aufgezehrt zu Asche ward die Blume. —

Die Mutter kehrt heim. Wir erfahren, daß König Gawin zu der königlichen Burg seines Vetters König Singalds gezogen komme, indem der Streit, der bisher zwischen den beyden Königen bestanden, durch Vermittlung der Königin Gylfe, Singalds Gemahlin, beygelegt sey. Ueber den Grund des Streites äußert sich Ardele:

Vererbet ist aus grauer Runenzeit,
Als König Magus herrscht auf diesem Thron,
In dem Geschlechte, das von ihm entsproß,
Gräul und Gewaltthat in beständ'ger Kette.
Erschlagen wurde König Gral im Kampfe
Von seinem Bruder, doch nicht ungerächt.
Denn in die Augen seines Mörders trieb
Ein spitzig Eisen des Erschlagnen Sohn.
Dann herrschte König Branor über uns:
Dem ward im späten Ehebette noch,
Als er ein achtzigjähr'ger Greis, ein Kind
Geboren, und Weißröschen nannte
Die spät gezeugte Tochter König Branor.
Den überfiel sein Neffe Singald einst,
Und trieb den Alten fort von Thron und Land.
Nichts hörte man seit jener Frist von ihm,
Und von Weißröschen, seinem zarten Kinde,
Mit dem er floh.

Man hört an der Thür pochen, und den Klang einer Zither. Turturell erkennt freudig daraus den Harfner, und öffnet die Thür. Der Harfner tritt mit Gawin und Pendragon ein, welche in der Nacht hier ein Obdach begehren, das Ardele ihnen zusagt. Der gegenseitige Anblick Turturells und Gawins entzündet in beyder Herzen die Flamme der Liebe, welche in den folgenden Scenen sich immer steigert. Turturell geleitet den Harfner zur Ruhe, der hier, wie er es oft gethan, drey Tage lang sein Leid vergessen, dann dem Geschicke folgen will, welches ihn vorwärts treibt.

Der Anfang des zweyten Akts stellt die Liebe Gawins und Turturells schon in voller Blüthe dar. Gawin, der übrigens seine königliche Würde nicht entdeckt, sondern bloß für einen Ritter sich ausgibt, nimmt Abschied von der Geliebten, und verspricht, sie Abends wieder zu sehen. Der Harfner erscheint im Hintergrunde, und betrachtet mit Rührung die Liebenden.

Die vierte Scene geht vor in König Singalds Burg. Königin Gylfe und ihre Dienerin Margard treten auf. Gylfe vertraut der Dienerin, sie liebe mit allen Gluthen erster Leidenschaft den König Gawin, den sie früher wild gehaßt, ja nach dessen Blut sie mordbegierig gelechzt habe. Er hätte den Haß in ihrer Brust gezähmt, und ihr nie besiegtes Herz bezwungen. Den König, ihren Gemahl, habe sie nie geliebt, obschon sie, die nur eine Dienerin der verstorbenen Königin, seiner ersten Gemahlin, gewesen, durch ihn auf den Thron gesetzt worden sey. »Ich habe nie geliebt,« erklärt sie:

»ich darf mich rühmen,
Es hab' ein männlich, heldenmüth'ger Geist
In meiner Brust geglühet und gewohnt.
Nie hab' ich noch gefühlt, bis diese Stunde,
Des süßen Wehes wundersame Macht,
Der Sehnsucht Stachel hab' ich nie gekannt,
Der Herzen regt, an Herzen sich zu schließen,
Mir schien der Liebe Kosen eitel Tand,
Und ihre Küsse nichtiges Berühren.«

In der folgenden Scene vernimmt sie vom Arzt, mit sichtbarer Freude, welche sie mit Gewalt bemeistert, das nahe Ende vom Sohne ihres Gatten. Diese Freude hat, wie sie bald darauf Margard erklärt, ihren Grund, weil nach des Knaben Tod die Krone erledigt ist, sie aber sich vorgenommen habe, dem Volke einen König von ihrer Wahl zu geben, wozu sie Gawin auserseben. Den König, ihren Gatten, wolle sie so vertreiben, wie er einst König Branor mit seinem Kinde vertrieb. — Ein

Diener meldet der Königin den Tod des Knaben. Die Nachricht erfüllt sie mit Schauder, und Furcht fängt an, ihre Seele zu ergreifen. Da hört man Hörner und Volkslärm von der Straße. — Gawin zieht in die Burg; Gylfe hat damit wieder ihre Kraft gewonnen, sie will ihm entgegen eilen, als ihr beyfällt, daß das Herkommen sie zum Todten rufe, und mit den Worten:

»Zu Boden senkt euch Augen, Thränen fließet,
Die Luft zu bergen, die die Bruft verschließet;
Die Stirn umwölke Schmerz, und das Geſicht
Verkünde Gram, — fühlt auch das Herz ihn nicht.

geht sie entschlossen ab.

Den dritten Akt eröffnet die Ankunft Gawins, dem Gylfe mit ihrem Gefolge entgegen kommt. König Singald tritt auf mit allen äußerlichen Zeichen eines an Wahnsinn gränzenden Seelenschmerzes. Der Tod seines Sohnes hat ihn vernichtend ergriffen, er glaubt König Branor zu sehen, Weißröschen an der Hand; kaum vermag er Gawin gebührend zu empfangen, er sieht den Tod als den einzigen Arzt an, der ihn heilen könne. Dieß treibt ihn zu dem schrecklichen Entschlusse, im Gruftgewölbe an der Bahre seines Sohnes das Leben zu beschließen, und zu leiden, was das Schicksal über ihn verhängte. Diese Aeußerung des Königs benützt Gylfe, das Reich gleichsam als erledigt anzusehen, und Gawin ziemlich verständlich den Thron und ihr Herz anzutragen. Gawin wendet sich mit Abscheu vor diesem Antrage ab; er beschließt, sogleich den Boden dieses Landes zu verlassen, und die Geliebte aufzusuchen, um mit ihr Glück und Leben zu theilen. Liebeglühend will er zu Turturell, die seiner mit aller Sehnsucht eines liebenden Herzens harret. Er trägt ihr seine Hand an, und entdeckt ihr, daß er König sey; Turturell bebt von Schauder ergriffen zurück, und unter Thränen singt sie, wie unwillkürlich, die letzte Strophe einer auf ihr Schicksal Bezug habenden Romanze, deren frühere Strophen sie im ersten Akte sang. Während den letzten Versen bricht ihre Stimme, ihre Knie wanken, und sie sinkt kraftlos, unter heißen Thränen, in Gawins Arme.

Im vierten Akte finden wir Gawin wieder in der Königsburg. Gylfe hat erfahren, daß sein Gefolge zum Abzug bereit stehe, und stellt ihn darüber zur Rede. Gawin sucht sich mit dem Wunsche des Volkes und seiner eigenen Sehnsucht nach der Heimat zu entschuldigen; die Gefahr, den Geliebten zu verlieren, der Reiz des Widerstandes, und der glühende Wunsch, Gawin zu besitzen, treiben Gylfe so weit, daß sie ihm geradezu ihre Hand antragt, und ihm eröffnet, sie sey gesonnen,

König Singald zu verbannen. Da alle Vorstellungen Gawins fruchtlos sind, verwirft er mit Ernst und Würde Gylfens Antrag, worauf sie die ganze Abscheulichkeit ihres Charakters ohne Maske zeigt, und aufs Neue Rache und Haß gegen Gawin sie erfüllen, wie ehedem. — Bald darauf meldet der Königin ein Diener, den sie ausgesandt, Gawins Tritte zu belauschen, seine Zusammenkünfte mit Turturell, und die Königin befiehlt, das Mädchen sogleich gefangen zu nehmen, und gefesselt auf die Burg zu bringen. Die Diener setzen den Befehl der Königin ins Werk. Turturell wird von ihnen in ihrer Hütte überrascht, ergriffen und fortgetragen.

Beym Beginnen des letzten Akts wird die gefesselte Turturell zu Gylfen gebracht, die sie um ihr Verhältniß mit Gawin befragt, und als das Mädchen ihr gesteht, der König habe um ihre Hand angehalten, sie den Knechten übergibt, sie ins Wasser zu stürzen. Wie dringend auch Turturell und wie innig sie fleht, ihr Leben zu schonen, Gylfe bleibt bey ihrem grausamen Entschlusse, und Turturell wird fortgebracht. — Ein Knecht verkündet Gylfen, daß Gawin, die Geliebte vermissend, mit Roß und Mannen angezogen komme; die Königin beschließt, ihm an der Spitze ihrer Krieger entgegen zu treten.

In der vierten Scene erscheint König Singald gewaffnet, von Kriegsleuten begleitet; er kommt, um den Verrath zu rächen, den Gawin, nach dem Throne trachtend, angesponnen, und Gylfe entdeckt haben soll. Da Gawin auch als Mörder des Sohnes von Singald angeklagt wird, so beschließt der König, ein Rächer seinem Kinde zu erscheinen, und sein Schwert gegen den Mörder zu kehren; doch eine Erinnerung an Branor entreißt ihm den Muth. Fliehende Knechte verkünden dem Könige, Gawin sey Sieger, und Gylfe verwundet. Sie wird, einen Pfeil in der Brust, auf einer Tragbahre gebracht. Von den Schauern des nahen Todes erfüllt, bekennt die Königin ihrem Gatten die verbrecherische Leidenschaft zu Gawin, und daß sie sein Kind durch Gift getödtet habe, um die Krone an ihren Geliebten zu bringen. Singald erkennt im ganzen Vorgange die Züchtigung eines vorlängst geübten Frevels, und daß er nun die Strafe für die an Branor verübte Gewaltthat trage. Er hält sich für unwürdig des Thrones, und übergibt an Gawin Kron und Land.

In demselben Augenblicke tritt der Harfner auf, Turturells Leiche in den Armen tragend. Singald erkennt in ihm mit Entsetzen den alten König Branor. Seit jener Nacht, wo Singald ihn vertrieb, irrte er von Land zu Land wan-

dernd umher, in der Maske eines Harfners, nachdem er Turturell, sein Kind, vor die Thür einer Hütte gelegt hatte, deren Bewohnerin, Ardele, sie mit freudiger Liebe aufnahm und pflegte. Ardele aber nannte die Namenlose nach einer Turteltaube, die sie auf ihrem Schooße flatternd fand, Turturell. Von Schmerz überwältigt, stirbt der Greis an der Leiche seines Kindes, und das Stück schließt mit den Worten:

»Die preis' ich selig, die hinüberziehn,
Und ihnen nach, sehnt sich mein Herz vergebens.«

Schon aus dieser Entwicklung der Anlage des Stückes wird ersichtlich, daß der Verfasser einen poetischen Stoff mit Phantasie erfunden, und mit Verstand ausgeführt habe. Das Ganze ist großartig angelegt, und die Handlung entwickelt sich in einer lebhaften Reihe bedeutender Begebenheiten. Das Stück ist, weil dadurch mehr die Wirkung einer übersinnlichen Macht gezeigt wird, als die Folgen des Gegeneinanderwirkens menschlicher Leidenschaften dargestellt werden, mehr eine Tragödie als ein Trauerspiel zu nennen, in sofern wir in ersterer das Vorhandenseyn jener höheren, vergeltenden und ausgleichenden Nothwendigkeit erkennen, welche man Schicksal heißt.

Diese Idee nun hat, unserer Meinung nach, der Dichter nicht auf die rechte Weise durchgeführt, wenigstens nicht gehörig anschaulich gemacht.

Das Trauerspiel Turturell soll uns den Untergang des verbrecherischen Geschlechts des Königs Magus zeigen, von dem wir die Könige Singald und Gawin, dann König Branor und seine Tochter erblicken. Diejenige Erhebung des Gemüths, jene Reinigung unserer Leidenschaften durch Furcht und Mitleid, die wir von der Tragödie begehren, können hier nur dann erreicht werden, wenn durch jenen Untergang eine höhere übersinnliche Macht von uns erkannt wird, deren Vorhandenseyn wir aus der sichtbaren Wirkung annehmen müssen. Diese Macht darf aber nicht als die blinde eiserne Nothwendigkeit einer schrankenlosen Willenskraft erscheinen, es muß durch sie wenigstens die Ahndung einer gleichmessenden Gerechtigkeit, einer ausgleichenden Vergeltung in uns aufgeregt werden, wenn wir erhoben, und nicht niedergedrückt werden sollen. Dieß ist aber hier nicht ganz der Fall. Von den Zweigen des verbrechenkranken Stammes sinkt der schuldige wie der schuldlose ins Grab, ja nicht einmal die Idee eines Untergangs überhaupt ist durchgeführt, da Gawin am Leben bleibt.

Wollte der Dichter aber die Strafe, welche den verbrecherischen Singald trifft, als Hauptmittel der tragischen Erhe-

bung anschaulich machen, so mußte er diesen nicht so in den Hintergrund stellen, wie er es gethan hat. Gawin und Turturell interessiren uns von vorne herein am meisten, und interessiren uns am meisten durch das ganze Stück. Deßhalb geht auch die Wirkung, welche der Verfasser sich nach den Worten des Harfners S. 118, die er zu Singald sagt:

»Ich trage Unglück; Unglück du und Schuld;«

von dem angedeuteten Kontraste verspricht, verloren, weil beyde Charaktere den Grund und Grad ihres Leidens, und die Verschiedenheit der Natur derselben, mehr in Worten als in der Handlung entfalten.

In der Charakteristik der Personen erscheint der Harfner, mehr aber noch Gylfe verfehlt. In ihren Umrissen zu grell gezeichnet, eignen sie sich nicht für die Tragödie, welche eine Mischung von Gut und Bös im Charakter begehrt. Wir erblicken den Harfner immer nur leidend, und daß er schuldlos leidet, kann uns in einer Schicksalstragödie nicht mit Erhebung erfüllen. Das Bewußtseyn seiner Schuldlosigkeit, welches er der Qual entgegen setzen könnte, finden wir nicht genug ausgedrückt. Die Betrachtung eines Weibes, wie Gylfe, undankbar, dem sinnlichen Antriebe rücksichtslos unterthan, rachsüchtig, mordlustig, ohne irgend eine gute Eigenschaft (die persönliche Tapferkeit kann bey einem Weibe nicht wohl in Anschlag kommen), erfüllt uns mit nichts, als mit Abscheu und Verachtung. Hier etwas weniger von Schuld, dort etwas mehr davon, würde der Tragödie unstreitbar gedeihlich gewesen seyn.

Alle diese Mängel aber, welche die Unparteylichkeit der Kritik rügen muß, erscheinen nur weniger bedeutend neben den entschiedenen Vorzügen des vorliegenden Trauerspiels.

Plan und Ausführung tragen den Stempel der Genialität, und überall geben sich in der Behandlung jene Ruhe und jene Sicherheit kund, aus welchen ein, durch strenges Studium gezüchtigter Geist erkannt wird. Schon der Umstand, daß das Werk bey der näheren Betrachtung seiner Theile und ihrer Verhältnisse gewinnt, bewahrheitet diese Behauptung.

Von den Charakteren sind besonders Gawin und Turturell mit glücklicher Sorgfalt behandelt. Die Blume ihrer Liebe entfaltet sich vor unserem Auge von jenem Momente an, in welchem sie die Knospe sprengt, reich und duftig. Die weibliche Zartheit, der einfache kindliche Sinn, die unbegrenzte Hingebung des Mädchens, sind eben so vollkommen ausgeführt, als die Kraft, die Würde und die Treue gegen die Geliebte

König Gawins. Der Schmerz und die Reue Singalds sind erschütternd dargestellt, und von erhebender Wirkung.

Der Versbau ist, bis auf Kleinigkeiten, z. B. daß der Name Gawin bald als Jambus, bald als Trochäus gebraucht wird, oder hin und wieder, wie S. 80: »Wie, du hättest in mein Innres nicht geschaut?« ein sogenannter Verstödter vorkömmt, musterhaft, und mit vielem Geschicke der Empfindung angepaßt. Leicht und melodisch in Turturells Reden dahinfließend, ist er erhabener in denen Gawins, und verkündet in jenen des Harfners, besonders aber in jenen Singalds, den Adel und die Würde der Gesinnung, die Tiefe und den Ernst der Empfindung.

Nur können wir es nicht billigen, daß der Dichter manchmal mitten in der Scene, wie z. B. in der übrigens vortrefflichen dritten des vierten Akts, S. 83, ohne eigentliche Veranlassung den Reim gebraucht, während das Vorhergehende und Nachfolgende derselben Scene in reimlosen Versen geschrieben ist. Nicht nur allein, daß dieß überhaupt der sehr wünschenswerthen Gleichheit der Form Eintrag thut, und im Ganzen störend erscheint, so ist es sogar geradezu unzuläßig, wenn dort, wo der Reim angebracht ist, nicht entweder Gedanken oder Empfindung sich heben. Der Reiz des Klanges zieht begreiflicher Weise die Aufmerksamkeit auf jene Punkte hin, wo er angewendet wird, und wie der prüfende Verstand dort nichts Besonderes findet, entsteht Mißbehagen. Schiller, der auch zuweilen im sonst reimlosen Drama den Reim anwendet, thut es meistens am Ende der Scenen, größtentheils bey Monologen, wo er unstreitig die Gewalt des Eindrucks verstärkt. In Mitte der Scenen gebraucht er ihn nur selten, und nie aus bloßer Willkür, sondern immer nur dort, wo es ihm darum zu thun ist, daß die Stelle, welche er besonders schmückt, besonders auffalle.

In einer Anmerkung zur Notiz für Bühnen äußert der Verfasser, der Ton des ganzen Gedichtes, vorzüglich aber die Erscheinung des Harfners, müsse bey der Darstellung um so mehr phantastisch gehalten seyn (ohngefähr im Geiste einer Ossianischen Figur), weil sonst statt dieses vom Schicksal gedrückten Königs gar leicht ein von aller Idealität entkleideter winselnder Greis erscheinen würde. Die Bemerkung ist gut und richtig, da sie aber mit andern Worten die Bitte an die Schauspieler enthält, das Trauerspiel nicht auf den prosaischen Standpunkt ihres gewöhnlichen Treibens herunter zu ziehen, sondern vielmehr sich selbst auf den poetischen des Werks zu erheben, so glauben wir, daß sie, theils wegen Mangel an Kraft, theils wegen Mangel an Willen, wenig Berücksichtigung finden wird.

* * *

Die Nächte zu Valladolid stehen an Großartigkeit der Anlage dem Trauerspiele Turturell nach, übertreffen es aber an Kraft der Bühnenwirkung und an Lebendigkeit der Ausführung. Das Werk ist ein sprechender Zeuge der echt poetischen Natur des Verfassers, und verdient um so mehr eine genauere Würdigung, als, was man auch dagegen sagen mag, nicht der Gehalt des künstlerischen Werkes allein es ist, was ihm gleich bey seinem Erscheinen jene Auszeichnung und jene Anerkennung verschafft, die ihm gebührt, sondern diese vielmehr außer dem inneren Werthe, von einem Zusammentreffen äußerer günstiger Umstände abhängen. Leicht kann demnach, besonders ein Werk der Dichtkunst, von dem Schwalle der unreifen Erzeugnisse jener sudelnden Kunstjünger erdrückt werden, der mit jedem Tage stärker und stärker wird, gegen dessen Andringen wir uns auf alle nur mögliche Weise zu erwehren und zu verwahren suchen, und dabey lieber auf die Entdeckung eines guten Werkes verzichten, als der entsetzlichen Reise durch das Sumpfmeer dieser Literatur uns unterziehen.

Obschon nun das vorliegende Stück, sowohl in der Beurtheilung, als in der Darstellung einen bedeutenden Grad der Auszeichnung erhalten hat, so scheint ihm doch nicht jener zu Theil geworden zu seyn, den es verdient, und den es auch sicher in späterer Zeit erfahren wird, wenn die unglückseligen Früchte der jetzt herrschenden Schreibwuth in ruhiger Vergessenheit bey einander schlummern werden, und die Krankheit selbst sich gelegt hat, was nicht mehr fern ist, weil bald weder Verleger sich finden werden, noch Leser, wenn nicht die Autoren sich gegenseitig diese Gefälligkeit erweisen.

Die Auseinandersetzung des Plans wird uns von des Verfassers Kenntniß der Erfordernisse und des Baues eines dramatischen Gedichts überzeugen.

Der erste Aufzug zeigt uns ein Gartenhaus mit einem Eingange, zu welchem Stufen führen; über demselben ist ein Balkon befindlich. Don Fugace, in einen Mantel gehüllt, erscheint im Hintergrunde, und geht, unstät umherspähend, über die Bühne. Nach einer kurzen Pause treten von derselben Seite Estela, Don Garcia's Gattin, und ihre Dienerin Lisarda auf, beyde tief verschleyert. Lisarda macht die Gebieterin auf den Mann, der wie ein Schatten sie begleitet, aufmerksam; Estela aber gebietet ihr, zu schweigen; von allem Mißgeschicke, meint sie, wär' es das ärgste, das sie treffen könnte, wenn Liebe sich wieder zu ihr gewendet hätte. Umsonst versucht Lisarda sie zu bereden, wenigstens ihre Augen nach dem Ritter, der eben wieder im Hintergrunde erscheint, zu wenden, und nicht,

wie gewöhnlich, die Blütenzeit ihres Lebens still zu verschmachten, weil ihr der Mann, der ihr einst werth war, entrissen worden sey. Ohne den sie Verfolgenden auch nur eines Blickes zu würdigen, tritt sie ins Haus.

Nach einem Monologe, in welchem Fugace, bleich und verstört sich nähernd, der Liebesglut zu Estelen, welche das Innerste seines Wesens ergriffen und verzehrt hat, in Worten Luft zu machen sucht, treten Don Garcia reisefertig, sein Bruder Don Nuñez und Donna Estela aus dem Hause. Garcia muß, einem Befehl des Königs zu Folge, noch in dieser Nacht nach Burgos, und nimmt Abschied von seinem Weibe, sie bittend, seine Ruhe und seine Ehre wohl zu wahren. Estela und Nuñez bleiben zurück. Dieser benützt die Abwesenheit seines Bruders, Estelen, um deren Hand er schon vor ihrer Ehe angehalten, aufs Neue seine Wünsche zu erklären, wird von ihr mit Verachtung zurückgewiesen, und beschließt, die Gewalt des Zwangs und der Verstellung verwerfend, Gewalt zu gebrauchen.

Nach seinem Abgehen erscheint Fugace noch einmal; kaum vermag er mehr dem todesmatten Körper zu gebieten; die Erschöpfung zieht ihn zur Schwelle des Hauses der Geliebten. Da erscheint Lisarda auf dem Balkone, sie erkennt in Fugace den Mann der ersten Liebe ihrer Gebieterin, der, eines Vergehens halber, die Flucht ergreifen mußte, und auf dessen Haupt ein hoher Preis gesetzt ist. Fugace beschwört Lisarda, ihm nur noch eine Unterredung mit Estelen zu verschaffen. Krankheit, Kummer, die Qual der Sehnsucht haben seine Gesundheit von Grund aus zerstört; den nahen Tod in sich fühlend, will er nur, im letzten Abschiede, die Geliebte grüßen. Lisarda vermag nicht länger zu widerstehen, von Mitleid mit Fugace's Zustand durchdrungen, verspricht sie, ihn zur Donna zu führen, und zwar, ohne daß diese selber früher etwas davon erfahre, damit ihre Strenge es nicht verwehren könne. Fugace ist am höchsten und letzten Ziel seiner Wünsche, und der Akt schließt mit der herrlichen Stelle, welche der Dichter ihm in den Mund legt.

»Die Sonne senkt die goldnen Feuerstrahlen
Allmählich nieder in den Schooß der Nacht!
Doch, eh' sie sinkt, flammt sie in ganzer Pracht
Noch einmal auf, ein purpurn Rosenmeer
Schwimmt ausgegossen über Berg und Thalen,
Und in der Schönheit Fülle hoch und hehr,
Zeucht sie hinweg auf diamantnem Wagen
Zum lieb'entglühten Ocean getragen. —

So glänzt auch mir das Leben, nun ich scheide,
Noch einmal hell im blitzenden Geschmeide,
Und höhnend will es seine Herrlichkeiten
Auf meines Sarges schwarze Decke breiten.

Schon aus dieser einzigen Stelle ist die poetische Natur des Verfassers erkennbar.

Der zweyte Aufzug beginnt mit einer Scene zwischen Don Nuñez und Achmet, einem maurischen Sklaven, von welchem Nuñez erfährt, daß acht Mohrensklaven seines Winkes gewärtig harren, um, nach dem Auftrage des Ritters, Estelen auf ein gegebenes Zeichen aus den Mauern der Stadt zu entführen.

Die veränderte Scene zeigt uns einen Gartensaal, in dem ein Alkoven befindlich, zu dem mehrere Stufen führen, und den ein von oben herabhängender Vorhang bedeckt. Zwischen dem Alkoven und dem Eingange ist ein Ruhebett.

Estela steht in dem vorderen Gemache am Fenster. Erinnerungen an die Jugendzeit und den Geliebten jener Tage ziehen ihrem trüben Gemüthe vorüber; da wirft sich Fugace, den Lisarda heimlich eingelassen, zu ihren Füßen, und in einer meisterhaft durchgeführten Scene wird Estela durch Schmerz und Mitleid mit dem Zustande des irrenden Ritters, den sie fast vor ihren Augen vergehen sieht, dahin gebracht, ihm zu gestehen, daß sie noch ihn liebe; doch, setzt sie bey, sey ihr auch die Ehre heilig, Fugace möge, mit jenem Geständnisse zufrieden, sich entfernen; würde er noch einmal im Leben ihr nahen, so wollte sie ihre Brust mit eigener Hand durchbohren. Plötzlich stürzt Lisarda mit der Nachricht herein, Don Garcia nahe; Fugace kann nicht mehr entfliehen, und wird von der Dienerin auf das Geheiß der Donna hinter den Vorhang in die Blende verborgen.

Garcia erklärt der Gattin, seine Reise sey bis morgen aufgeschoben, darum sey er zurückgekehrt, um die paar Stunden der Nacht noch bey ihr zu verweilen. Verwunderung über die Verwirrung, welche in dem Benehmen und den Worten Estela's sich kund gibt, äußernd, faßt er zugleich Argwohn. Nach den Worten Garcia's:

»Gleich getheilet
Ist mein Herz in Lieb und Ehre;
Athem sind sie meinem Daseyn,
Wer sie mir zu rauben dächte,
Beym Allmächt'gen! er ist todt;
Todt! und hätt' er hundert Leben,
Jedes einzeln wollt' ich morden.

glaubt Estela sich verrathen, als ihr Garcia entdeckt, er habe beym Rückkehren ins Haus, an dessen Pforte, seinen Bruder bemerkt. Da ihm bekannt, daß er einst um Estela's Hand geworben, besorge er viel von seiner Tücke, die er als Knabe schon gezeigt habe. Er stellt Estelen ernst, doch voll Güte dabey, zur Rede, ob Nuñez noch um ihre Liebe buhle; sie aber erwiedert ihm, er möge ganz ohne Sorge seyn, sie würd' es nie vermögen, das edle Herz des Gatten durch Schuld zu kränken, wohl eingedenk des Umstandes, daß sie ihm das Leben ihres Vaters verdanke. Er könne sie wohl todt wieder finden, aber nicht entweiht von Schmach. Beruhigt legt sich Garcia aufs Bett, und Estela tritt vor, im Uebermaße des Schmerzes den Himmel um Rettung in ihrer Lage anflehend.

Beym Anfange des dritten Aufzuges sieht man Garcia noch auf dem Ruhebette schlafend. Im vorderen Theile des Saales geht Estela in der heftigsten Unruhe umher. Während sie zwischen dem Entschlusse, Fugace entfliehen zu lassen, und der Furcht, daß Garcia es gewahren möchte, schwankt, hört man ein Geräusch in der Blende. Garcia wird wach, und tritt in den Saal. Die trübe Ahnung eines nahen Unglücks hat sich seiner Brust bemächtigt, welches Gefühl noch vermehrt wird, als ihn Estela nach dem Abschiede aufmerksam macht, er habe seinen Degen vergessen, den Bürgen seiner Ehre.

Kaum ist er fort, so eilt Estela in die Halle, und zieht den Vorhang von der Blende. Fugace liegt todt auf den Stufen am Fuße des Bettes. Fesselfrey strömt nun die Liebe ihre Klagen um den verlornen Geliebten aus, Verzweiflung scheint Estelen zu ergreifen, als das Bild ihres Gatten ihr vor die Seele tritt, und ihr die Ehre zu retten befiehlt. Was soll sie beginnen? Es ist Tag, jeden Augenblick das Nahen der Diener zu befürchten, wie soll sie mit der Dienerin den Todten aus dem Hause bringen? Da tritt Nuñez ein, dem Lisarda fruchtlos den Eingang verwehrt. Ueber den Anblick des Leichnams in der Kammer der Donna, und Lisardens Betragen erstaunt, sucht er, als er im Todten Fugace erkennt, die Lage Estelens zum Vortheil seiner Liebe zu benützen. Unter Thränen und Schwüren betheuert Estela ihre Unschuld — es ist umsonst — Nuñez erwiedert ihr:

»Nehmt immer an, daß ich die Rede glaube!
Wie es auch sey, sehr hart seyd Ihr bedrängt,
Verloren, hätt' ich nicht zu schweigen Lust,
Ja selbst wenn Euch zu helfen ich versäume.
So lang dieß Dach ihn noch beherbergt, ist
Der Todte hier nicht todt für Euch. Dem Munde
Enthallen Worte, eine Stimme schreyt

Aus dieses Leichnams Brust, verbot'ner Liebe
Euch streng bezichtigend! Laut ruft sie's aus,
Daß Euren Buhlen, den Geächteten,
Ihr in der Nähe hier geheim verbargt. —
Stellt einen Zeugen für das Gegentheil,
Ihr habt ihn nicht. —

Doch bietet er sich an, den Todten heimlich in sein Haus fortschaffen zu lassen. Estela möge bis zum Abend harren, zu welcher Zeit er wiederkehren wolle. Bis dahin habe sie Zeit, zu denken, ob seine Dienste ihrer Freundschaft werth seyen. Damit entfernt er sich, und mit den Worten Estela's:

»O thränenwerthe Lieb' — unsel'ge Neigung!«

fällt der Vorhang.

Der vierte Aufzug geht in demselben Gartensaale vor. Estela, die aus der Blende vom Leichname kommt, äußert Lisarden ihren festen Entschluß, dem Gatten bey seiner Wiederkehr alles, was vorgegangen sey, zu entdecken. Sie äußert dieselben Gesinnungen gegen Nuñez, der die Maske der Theilnahme abwirft, kühn ihre Gunst fordernd als Preis der Hülfe. Der feste Entschluß der Donna, und ihre Drohung, beym Gatten Genugthuung zu begehren für die Beleidigung, welche sie durch seinen Bruder erfuhr, treiben Nuñez aufs Aeußerste, er geht schnell in die mit dem Vorhange geschlossene Blende, öffnet, als er wieder zurückkehrt, das Fenster, und gibt ein Zeichen mit der Pfeife. Achmet erscheint mit mehreren Maurensclaven, zur Entführung Estela's bereit, Nuñez aber lüftet den Vorhang der Blende, und übergibt ihnen Fugace's Leichnam mit dem Befehle, ihn wegzutragen, und ihn verhüllt auf die Stufen der Schwelle des Hauses zu legen.

Der letzte Akt führt uns wieder auf den Platz vor dem Gartenhause. Fugace's Leichnam liegt verhüllt an den Stufen des Eingangs.

Don Garcia kommt von der Reise zurück; noch ist er der Ahnung eines nahen Unglücks, welches sich seiner bey der Abreise bemächtigte, nicht Meister geworden, und vergebens kämpft er mit Vernunftgründen dagegen. Nuñez, flüstert die innere Stimme ihm zu, hab' ihm Böses bereitet. Gegen das Haus eilend, erblickt er den Leichnam, und erkennt in ihm mit Entsetzen Fugace, den ersten Geliebten seines Weibes. Er stürzt ins Haus, und erscheint bald darauf wieder mit Estela, die es fruchtlos versucht, ihn von der Wahrheit des Vorgangs durch dessen umständliche Erzählung zu überzeugen. Da tritt Nuñez vor, und tritt als Kläger gegen die Donna auf. Er habe Fugace, dessen Eintreten in Garcia's Haus er durch einen

Sklaven erfahren, in einer Umarmung mit Estelen überrascht, da hätte, weil, wie er selbst bekennt, auch er der Donna in Liebe ergeben gewesen, der empörte Sturm der Eifersucht die Schranken der Besinnung durchbrochen, wuthentbrannt hab' er sich selbst beleidigt geglaubt, seine Ehre, sein Herz verrathen gewähnt, und Fugace mit einem Dolche durchbohrt. Estela erwiedert, daß Fugace nicht auf die angegebene Weise gestorben sey; Nuñez aber hebt den Mantel von Fugaces Leichnam; — man sieht einen Dolch in seiner Brust stecken. Garcia, durch den Verrath seines Weibes, den er nun, bey ihrem eigenen Geständnisse, daß Fugace Nachts bey ihr gewesen sey, was sie aus Angst ihrem Gatten verschwiegen habe, erwiesen glaubt, seiner Sinne nimmer mächtig, durchsticht sie.

Kaum daß die That geschehen, erscheint der Corregidor mit Gefolge, Lisarda und Achmet gefangen. Beyde bestätigen die Aussage der sterbenden Estela, daß sie schuldlos sey; Nuñez wird der Wache übergeben, und das Stück schließt mit den Worten Garcias:

Ja! all ihr (Estelens) mühsam Leid, es ist gewesen,
Und ihre Schmerzen haben aufgehört;
Doch meiner Schuld macht Tod mich nicht genesen!
O! daß Ihr nie erfahren möget, nie:
Um wie viel schwerer oft zu leben sey,
Als auszuscheiden aus der Welt voll Qual.

Diese Auseinanderbreitung des Plans und seiner Ausführung macht uns zuerst auf die Vorzüge der Fabel des Stückes aufmerksam. Gut erfunden ist sie, obschon nicht von eigentlichem hochtragischen Interesse, doch von vieler dramatischen Wirksamkeit, und reich an Begebenheiten. Die Leidenschaften, welche das Stück uns vorführt, sind wegen der Größe ihrer Folgen, der Verschiedenheit in ihrer stufenweisen Entwicklung, und des bedeutenden Gangs, den sie zu nehmen pflegen, zur dramatischen Behandlung sehr geeignet, und indem es dem Dichter hauptsächlich um die Darstellung ihres Ineinandergreifens zu thun ist, stehen die Valladolider Nächte als Trauerspiel der Tragödie Turturell entgegen.

Der Hauptvorgang, daß ein dem Antriebe der Eifersucht zu viel gehorchender Mann seine schuldlose Gattin tödtet, ist wohl nicht neu, Shakespeare hat bekanntlich in seinem Othello, und Calderon im Arzt seiner Ehre ihn auf eine kaum wieder zu erreichende Weise behandelt, deßhalb aber kann unserem Dichter damit nicht der Vorwurf einer unglücklichen Wahl gemacht werden. Die menschlichen Leidenschaften, wie die menschlichen Thorheiten, wenigstens jene, welche sich für die drama-

tische Behandlung eignen, sind nicht so zahlreich, daß der Dichter solche, welche bereits vorzüglich dargestellt worden sind, als außer den Gränzen seiner Wahl befindlich ansehen müßte. Wäre dieß, wir würden bald gar kein Trauerspiel und kein Lustspiel mehr haben. Die Klagen der tragischen Dichter würden vielleicht die der komischen, daß ihnen durch ihre Vorgänger alle brauchbaren Charaktere weggenommen worden sind, noch überbieten.

Ja wir glauben, daß die Sucht, nur neue Charaktere und ungewöhnliche Ereignisse darzustellen, mit zu den Schwächen der Zeit gehöre, den Künstler von der Natur entferne, und entweder Mißgeburten einer zügellosen Phantasie, oder, wenns hoch kommt, kalte Erzeugnisse eines zu streng klügelnden Verstandes hervorbringe, der sich mehr in einer Verbildung, als einer dichterischen Nachbildung der Natur gefällt.

Jene Individualität des künstlerischen Geistes, welche wir Originalität zu nennen pflegen, zeigt sich weniger in der Wahl des Stoffes, als in der Art und Weise seiner Auffassung und seiner Gestaltung, welche, wenn hundert Künstler mit demselben Stoffe sich beschäftigen, ihm jedesmal eine andere Form verleiht.

In dieser Gestaltung nun hat es der Dichter der Valladolider Nächte allerdings hin und wieder versehen.

Daß er beyde Antriebe der Liebe und Ehre, welche bey Shakespeare und Calderon auf den Helden nur einzeln vorherrschend wirken, in vereintem Einwirken auf Garcias Gemüth zeigt, ist zu loben, doch die Ausführung bleibt hinter der Aufgabe zurück.

Vorzüglich glauben wir rügen zu müssen, daß Garcia's Benehmen am Ende mit seiner ganzen früheren Handlungsweise in einigem Widerspruche steht. Jene Raschheit und jenes Wegwerfen aller Rücksichten, welche er auf seine Gattin überhaupt, dann auf ihre umständliche Erzählung des Vorganges, und auf den ihm bekannten bösen Charakter seines Bruders haben sollte, und die er früher auch hat, werden nicht, wie es seyn sollte, in den ersten Akten wahrscheinlich gemacht. Selbst im Anfange des letzten Akts bemerken wir ihn als einen prüfenden, überlegenden, schwermüthigen, wohl zum Verdachte geneigten, aber nicht als einen wild und ungestüm handelnden Mann. Es wird wohl früher manches von Garcia's Heftigkeit und seiner Rachsucht gesprochen, wie z. B. Seite 55, wo er sagt:

Nicht des Augenblickes Meister,
Treibt mich siedend heißes Blut
Schnell zum Wahnsinn, oft zur Wuth.

oder S. 58, wo Estela befürchtet, der Gatte könnte Fugace treffen, und da er Maß nicht kennt im Zorn:

Er würde rasen, und, dem Tiger gleich,
Das Blut in langen durst'gen Zügen trinken.

Alles das aber hören wir bloß, der Dichter hat es nicht anschaulich dargestellt, wir können es mit dem, was wir sehen, nicht wohl in Verein bringen, und so geht der beabsichtigte Eindruck jener Worte an uns vorüber, ohne bedeutende Spuren zurück zu lassen. Von den Grundzügen seines Charakters, Liebe und Ehre, ist keiner so angelegt und ausgeführt, daß wir annehmen müßten, sie könnten, wenn sie sich verletzt fänden, nur durch jenes gewaltsame, rasche Opfer befriedigt werden, welches Garcia ihnen bringt. Auch glauben wir, daß das Trauerspiel gewinnen würde, wenn Garcia nicht seinen Bruder, sondern Fugace, den er ohnedieß als den früheren Geliebten seiner Gattin kennt, mit dem Argwohne, er könnte noch von seiner Gattin begünstigt seyn, verfolgte. Bestimmt würde dann der Umstand, daß Garcia Fugace's Leichnam findet, von größerer Wirkung auf ihn seyn müssen, und auch das Zeugniß Nuñez wider Estelen müßte Garcia glaubwürdiger scheinen, als gegenwärtig, wo er nach allen dem, was ihm früher von seinem Bruder bekannt ist, und nach dem, was er von Estelen erfährt, es wenigstens in Zweifel ziehen müßte.

Endlich können wir es nicht billigen, daß Garcia am Leben bleibt. Einerseits scheint der Standpunkt, auf welchen dies Trauerspiel sich befindet, seinen Tod zu begehren; anderen Theils müßte das psychische Leid anschaulicher gemacht worden seyn. Die Vorstellung eines Leidens, gegen welches jedes physische gering erscheint, muß im Drama durch die vorhergehende Anschauung erzeugt werden. Wir sind nicht mit der Möglichkeit desselben zufrieden, sondern begehren die Ueberzeugung von der Wirklichkeit.

In Rücksicht der Charakteristik erscheint Nuñez in der Ausführung gut; besonders muß bey ihm die Anwendung des Vergleiches und die Natur desselben gelobt werden, in welchem sich der gebildete, gefällig seyn wollende, doch dabey kalte und herzlose Mensch ausspricht. Alle Vergleiche, welche Nuñez braucht, sind sichtlich aus dem Verstande, keiner ist aus dem Gemüthe hervorgegangen.

Am besten sind dem Dichter Estela und Fugace gelungen. Der erstere ist ganz besonders ein tragischer Charakter, nicht vollkommen schuldig, aber auch nicht ganz frey von aller Schuld. Die Kämpfe zwischen der Liebe zu Fugace und

der Dankbarkeit gegen ihren Gatten sind mit tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens dargestellt, und die Situationen, in welchen sie sich entwickeln, von erschütternder Wirkung. Fugace's Vergehen in unbefriedigter Sehnsucht erfüllt uns mit Rührung, sein Entsagen und seine Gesinnungen bringen Erhebung hervor.

Die Diktion ist wieder musterhaft, und zeigt von jenem Bestreben des Künstlers, welches mit der poetischen Auffassung nicht zufrieden, dem Werke auch durch künstlerische Vollendung Dauer zu geben sucht. Trotz der vielen lyrischen Stellen von ausgezeichneter Schönheit sind die Valladolider Nächte, wie Turturell, dramatische Gedichte, die poetische Idee uns in einer, an Begebenheiten reichen Handlung vorüberführend. Der zur Mode gewordene Ausspruch, welchen man über dramatische Dichter, wenn ihre Werke zugleich lyrische Schönheiten enthalten, abfertigend zu äußern pflegt, sie seyen mehr lyrische als dramatische Talente, kann demnach auf unseren Dichter nicht angewendet werden, es wäre denn, man würde ihn um die ergreifendere Wirkung, den schnelleren Eindruck und jene frühere Anerkennung seines Werks beneiden, deren sich der dramatische Dichter, vermöge der ihm zugewiesenen Mittel, vor dem lyrischen überhaupt zu erfreuen hat.

* *
*

4. Vermischte Schriften von Müllner. Erster Band. Stuttgart und Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung, 1824, kl. 8. 308 Seiten.

Den Anfang dieser schätzbaren Sammlung machen Gedichte kleinern Umfangs, welchen zwey Scenen aus dem unvollendeten Lustspiele: der Reiter, sich anschließen, worauf prosaische Aufsätze folgen.

»Richte recht, Kritik, doch frey
Von der Mitwelt Leidenschaften,
G'rad' und sonder Hudeley,
Und, wo wir gesündigt haben,
Richt', als wären wir begraben.«

ruft der Dichter, träumend daß er gestorben sey, in seinem Eingangs-Gedichte der Kritik zu, und sie erwiedert, daß sie bey dem Geschäft, welches er ihr aufträgt, etwas von ihrem gewöhnlichen Ansehen zu verlieren fürchte, da man sie in der Regel, wenn auch nicht gerade mit dem Schwerte, doch wenigstens gern mit der Nadel in der Hand erblickt, sie so streng als möglich wünschend, indeß sie doch hier nichts anzuwenden weiß, als das, was

die Mehrzahl immer für das Unzweckmäßigste zu halten gewohnt ist, das Lob. Und doch findet einmal die Kritik, sie mag den Band nach allen Seiten herumdrehen, wenn sie ihn mit gesunden Augen, und nicht durch die trüben Gläser der Scheelsucht oder des Neides ansieht, nichts Passenderes zu thun, falls sie gerecht seyn, und nicht allenfalls wegen unbedeutender Kleinigkeiten die höhere Vorzüglichkeit der Erzeugnisse eines Mannes, auf den Deutschland als auf eine seiner Zierden zeigt, entstellt darstellen will. So mag sie demnach fern von der Hudeley, unter welcher der Verfasser sonder Zweifel die Lobhudeley versteht, weiter nichts thun, als den Grund der Vorzüglichkeit unseres Buches anzugeben versuchen, und sich damit trösten, daß sie nicht zu häufig in diese Lage kommen wird.

Die Kritik würde sich unserer Meinung nach überhaupt besser befinden, wenn sie sich nicht von ihrer etwas schwarzgallichten Natur verleiten ließe, zu glauben, sie müsse immer von Amtswegen tadeln, sondern wenn sie in jenen Fällen, in welchen das Werk über dem Tadel steht, es lieber auf dem Höhepunkt erhalten, als davon mit Gewalt es herunterziehen wollte.

Die charakterischen Züge Müllnerischer Werke, poetische Auffassung, vorherrschender klarer Verstand, vergleichender Witz, sondernder Scharfsinn, die genaueste, selbst die eigensinnigsten Forderungen erfüllende Vollendung der Form, sind auch in den Gedichten, welche diese Sammlung schmücken, deutlich ausgesprochen; der kühne Aufflug der Fantasie, und jene Erhabenheit, welche des Dichters größere Werke auszeichnen, können hier durch den Umfang und die Tendenz der Sammlung nicht erfüllt werden.

Einen bedeutenden Theil der Gedichte machen Xenien aus, in welchen der Dichter bald einem edlen Unwillen über Mißbräuche und Irrthümer im Bereiche der Literatur auf eine ernst strafende Weise Luft macht, bald sie ironisch verspottet.

Theaterreden, für Privatbühnen geschrieben, einige Lieder, worunter eines in französischer Sprache, ein Vorspiel zum dritten Akte des Trauerspiels König Yngurd, durch die Voraussetzung entstanden, daß der erste und zweyte Akt den Abend vorher dargestellt worden sind, ernste Trinksprüche, Sonnette und einige Gedichte launigen Inhalts, bilden den andern Theil.

Ganz eigen und charakteristisch scheint uns das Gedicht Göthisch und Göthlich, Seite 53, welches auf eine scharfsinnige Weise die Anhänger Göthe's sondert. Man muß gestehen, daß sich nicht leicht etwas treffender Bezeichnendes über die zwey Schulen des großen Meisters sagen läßt, deren eine seinen

Geist und sein Gemüth zu ergreifen strebt, indeß die andere ihm im Aeußerlichen nachzuahmen sucht, das für das Wesentliche haltend, was der Meister, wenn er eben die Laune dazu hat, aus den Fingern fallen läßt.

Aus dem Lustspiele: der Reiter, sind nur die ersten zwey Scenen mitgetheilt worden, S. 65—75. Sie gestatten kein Urtheil über den Inhalt und den Zusammenhang des Ganzen; nur muß, was die Behandlung betrifft, bemerkt werden, daß der Dichter den eigensinnigen Alexandriner auch hier mit jener Kenntniß und jener Genauigkeit behandelt, welche seine früheren in dieser Art geschriebenen Lustspiele zu Studien gemacht haben.

Den größten Theil des Bandes nimmt das Theater-Lexikon ein (S. 77—255), in welchem der Verfasser unter alphabetisch fortlaufenden Ueberschriften seine Ansichten und Erfahrungen über alles, was zum Bühnenwesen gehört, mittheilt. Sie sind fast alle für Jeden, dem an jenem in irgend einer Hinsicht auch nur das Mindeste gelegen ist, eine wahre Fundgrube; verständig, klar, belehrend und ergötzend zugleich. Tiefe Gelehrsamkeit und ein strenges Studium der Kunst, die aus vielen Kapiteln hervorgehen, erscheinen nie in jener ermüdenden Trockenheit, welche sonst manchmal die Begleiterin jener Eigenschaften ist; wir erblicken meistens nur die duftigen, vergnügenden Blüten, indeß das kahle Samenkorn, aus dem sie hervorgehen, unserem Auge entzogen wird. Witz, Laune und Ironie sind auch hier vorherrschend. — Besonders werden die Mißbräuche und Thorheiten der Schauspieler gezüchtigt. Gleich das zweyte Kapitel »Abgänge« rügt ihre Eitelkeit, welche sie selten sich selbst der Wirkung des Ganzen unterordnen, sondern fast immer nur ihre werthe Persönlichkeit betrachten läßt. Neu erscheint der Vorwurf des Fingirens der Abgänge, wenn der Schauspieler nämlich, der nicht abzugehen hat, nach einer wirksamen Rede, mit welcher der Dichter ihn hätte können abgehen lassen, wenn er ihn nicht weiter brauchte, thut als ob er fort wollte, und wenn geklatscht worden ist, wieder umkehrt. Die folgenden, »Achtung,« in welchem der Verfasser vorschlägt, die sogenannten Komödianten zünftig zu machen, die Schauspieler stehender Bühnen zwar für zunftfrey, dagegen aber für kunstpflichtig zu erklären, dergestalt, daß, wenn sie die Kunst nicht mehr kunstmäßig, sondern handwerksmäßig betrieben, gleichfalls zünftig gemacht werden könnten; »Aussprache,« worin Buchstabirschulen für Schauspieler in Vorschlag gebracht werden; dann die, »Backenbart« und »Bellen,« deren Inhalt aus der Ueberschrift hervorgeht, sind gleichen Inhalts.

Da der Verfasser im Artikel »Bock« selbst eingesteht, daß er

nicht recht gethan habe, einen Irrthum, wenigstens etwas, was er dafür hielt, absichtlich, bloß Gefälligkeitshalber weiter zu verbreiten, wird die Kritik hier der Rüge überhoben. Uebrigens scheint die Ableitung der Tragödie von τραγος (traurig) keineswegs ausgemacht, noch die von τραγος (Bock) unbedingt verwerflich. Der Vorwurf, die Griechen hätten Böotier seyn müssen, wenn sie der höchsten Gattung der Dichtwerke den Namen Bocksgesang gegeben hätten, wird durch die Betrachtung geschwächt, daß der Bock bey ihnen nicht ein gemeines, lächerliches Thier war, sonst würde man nicht den besten Sänger damit belohnt, ihn nicht einem Gotte zum Opfer gebracht haben. Es scheint vielmehr, daß die Griechen der dramatischen, vom Chore ausgegangenen Dichtungsart selbst in der Zeit ihrer höchsten Entfaltung unter Aeschylus, Sophokles und Euripides den ihr früher zufällig beygelegten Namen ohne weitere Rücksicht auf das, was eigentlich durch ihn ausgedrückt wurde, belassen haben. Die Entstehung der Benennung anderer Dichtungsarten, deren Bedeutung aus dem Charakter der letzteren hinterher erklärt wurde, scheint diese Meinung zu bestätigen. Ja wir glauben, daß, wenn die Griechen mit Absicht die Tragödie geradezu vom Traurigen hergeleitet hätten, ein Bock noch weit mehr im Spiele gewesen seyn würde, selbst davon abgesehen, daß sie bey jener allgemeinen Benennung nicht wohl an die Seele der dramatischen Dichtungsart, an Handlung denken konnten, welches, wenn sie auf die Vorgänge bey jenen alten Bocksgesängen Rücksicht nahmen, wenigstens in Bezug auf die Begebenheit der Fall war.

Die folgenden Kapitel, Expositon, Geistererscheinung, Handlung, enthalten verständige Erläuterungen über die genannten Gegenstände, besonders den heutigen Bühnendichtern zur Beachtung anzuempfehlen. Von großer Vorzüglichkeit ist das letzte dieser Kapitel. Der wohl häufig angedeutete, aber nirgends klar ausgesprochene Unterschied zwischen Handlung und Begebenheit im Drama ist hier auf eine deutliche Weise aus einander gesetzt.

Begebenheit nämlich, nennt der Verfasser den Vorgang in der Natur, und die Handlung eine Aeußerung menschlicher Willenskraft, welches er in dem Beyspiele, es sey eine Begebenheit, daß Calderons standhafter Prinz stirbt, eine Handlung, daß er sein Leben für seinen Glauben opfert, anschaulich macht.

Die große Wichtigkeit dieses Unterschiedes ergibt sich aus der Betrachtung, daß Handlungen im Trauerspiel die Hauptsache sind, weil sie unmittelbar auf den Zweck wirken, uns an die

Macht unserer sinnlichen, und an die Kraft unserer moralischen Natur zu mahnen; Begebenheiten aber das nur mittelbar bezwecken können, in so fern sie mit jenen durch das Band von Ursach und Wirkung zusammenhängen, und mithin sie zu erklären oder anschaulich zu machen geeignet sind, indem Begebenheiten zu den Sinnen, Handlungen zu Geist und Herzen sprechen. Die häufige Verwechslung beyder macht die Nothwendigkeit jener genauen und klaren Auseinandersetzung erkennbar, welche wir dem Verfasser verdanken.

Der Artikel Honorar rügt hauptsächlich das Verfahren, nach welchem die meisten öffentlichen Theater es sich erlauben, gedruckte dramatische Werke ohne Einwilligung des Verfassers oder seiner rechtlichen Stellvertreter aufzuführen, und setzt die Widerrechtlichkeit desselben erweisend aus einander. Wir glauben, daß der Verfasser bey allen Verdiensten mit seinem Aufsatze eine solche totale Umgestaltung der Bühnen-Direktionen schwerlich wird bewirken können, und sind zufrieden, wenn er ihnen begreiflich macht, daß es nicht ganz in der Ordnung sey, ungedruckte Werke hinter dem Rücken der Verfasser an sich zu bringen. Von jenen Bühnen, welche eine ehrenvolle Ausnahme selbst in der ersten Hinsicht machen, nennt der Verfasser die Hamburger; er hätte die Wiener Hofbühne oben an stellen sollen.

Im Artikel Kostüm wird dem verjährten Vorurtheile begegnet, als ob unter diesem Ausdrucke bloß die Bekleidung und Ausstaffirung der Person des Schauspielers verstanden würde, und gezeigt, daß, wenn wirklich der Begriff des Kostüms auf die Tracht beschränkt wird, Tracht nur in so fern Kostüm sey, als die Kunst sich ihrer bedient, um Orte und Zeiten dadurch zu charakterisiren.

Sehr scharf und zweckmäßig unterscheidet der Verfasser das Zeit-Kostüm von dem Orts-Kostüm, und bemerkt, daß dieses in einem Stück, wo Personen aus verschiedenen Ländern zusammen kommen, sehr mannigfaltig seyn, und dennoch in jenem zur Einheit werden kann. Beyderley Kostüme nun nennet er historisch und geographisch korrekt, wenn sie so dargestellt werden, wie sie an einem gewissen Orte, oder zu einer gewissen Zeit wirklich vorhanden waren, oder noch vorhanden sind. Da es aber auf der Bühne um Darstellung der Gedanken des Dichters, als um die Hauptsache zu thun ist, so darf auch das Kostüm mit ihnen nie in Widerstreit gerathen, welches geschähe, wenn die historisch und geographisch genaue Tracht unserm Auge nicht zweckmäßig, wohl gar lächerlich erscheinen würde. Der Verfasser begehrt daher, daß man in diesem Falle die prosaische Korrektheit

für die poetische preis geben, und nach einer malerischen Zusammenstimmung des Kostüms mit der plastischen Gedankenwelt streben solle, welche die Dichtung in der Fantasie des Lesers rege macht. Wir glauben, daß er mit dieser Bemerkung manchen oft laut gewordenen Zweifel gelöst habe, nur wünschten wir, daß er sich über die eigentliche Art und Weise dieser Zusammenstimmung belehrender ausgesprochen hätte.

Von den nun folgenden Artikeln sind die, Reim und Skandiren, kleinere Abänderungen ausgenommen, bereits im bekannten Taschenbuche für Schauspielerinnen, Vers und Reim auf der Bühne, gedruckt.

Die nachfolgenden enthalten die Ansichten des Verfassers über das Schauspiel, die Schauspielkunst, Schicksal, Tragödie u. s. w. Da hier bey der Wahrheit der Behauptungen keine Widerlegung, und bey ihrer Klarheit keine Beleuchtung Statt finden kann, ein Auszug aber bey Aufsätzen, welche im Ganzen gelesen werden sollen, nicht nur entbehrlich, sondern sogar zweckwidrig erscheint, so bescheiden wir uns mit der Bemerkung, daß in den meisten der angezeigten Artikel die Grundsätze des Aristoteles entwickelt werden, sie zugleich aber reich an eigenen Ansichten des Verfassers sind.

Nur was den Artikel »Oper« betrifft, müssen wir uns der Klasse derjenigen beyzählen, welche Müllner seine Anfechter nennt. Die Ansichten, welche der Verfasser darin von der Oper entwickelt, sind zwar neu, aber nicht richtig, und es ist sichtlich, daß er von seiner einmal ausgesprochenen Meinung, die Oper sey ein Rühr-Ey von Kunst und Unsinn, aus Laune nicht abgehen wollte, obschon er die Unhaltbarkeit dieser Meinung einsah, und einsehen mußte.

Daß der Verfasser von gerechtem Unwillen gegen die Oper überhaupt, aufgeregt wurde, ist leicht begreiflich. Es ist außer Zweifel, daß ihr Aufkommen und ihr Gedeihen der Dichtkunst im Ganzen Schaden gethan, und, indem sie ihr Fortschreiten hinderte, sie zum Rückwärtsgehen gebracht habe. Daran waren aber mehr die Tonsetzer und mitunter auch die Dichter schuld, als die Oper selbst es war; erstere, indem sie die Lorberblätter, welche das Publikum auf die Bühne warf, lieber für sich behalten, als mit dem Dichter theilen wollten, und deßhalb, um die Aufmerksamkeit auf sich allein zu lenken, absichtlich schlechte Poeten aufsuchten; letztere, indem sie diese Unterordnung sich gefallen ließen, und die ungeziemendsten Forderungen der Tonsetzer um Geld und gute Worte befriedigten. So wurde durch eine lange Zeit ein Mißverhältniß zwischen Musik und Text in der Oper bemerkbar, wobei die Poesie immer den Kürzern zog,

und die Menge hat die, durch eine lange Reihe von Jahren geheiligte Noth für eine Tugend angesehen.

Daß aber dem ungeachtet der Verfasser nicht diesen Irrthum straft; daß er nicht das Verhältniß des Tonsetzers zum Dichter in der Oper bestimmt und begründet, sondern geradezu das Kind mit dem Bade verschüttet, daran, glauben wir, hat er nicht recht gethan.

Die Gründe, mit welchen der Verfasser seine Meinung vertheidigt, sind Scheingründe. Einem Manne, dem, wie Müllnern, so viele Mittel zu Gebote stehen, ist dieß leicht. Daß es der Verfasser selbst eingesehen, und jene bizarre Meinung nur darum verfochten habe, weil sie ihm eben tauglich schien seinen Witz zu zeigen, ist klar; denn es kann nicht angenommen werden, daß er, der das Wesen der Kunst so tief durchschaut, und so richtig erkannt hat, das der Oper und der Musik überhaupt, so sehr verkennen sollte, wie aus dem prosaischen Aufsatze Oper, S. 183, und aus dem Gedichte: die Musik, S. 50, hervorzugehen scheint, in welchem er diese eindrucksmächtigste aller schönen Künste unbarmherzig verlästert, und in einer Note ausdrücklich erklärt, daß ihm der vorherrschende Geschmack des Zeitalters für diese Kunst, welche mehr den Sinnen schmeichelt als den Geist vergnügt, eines von den Zeichen der geistlosen und gedankenleeren Kunstepoche zu seyn scheine, in welcher wir stehen.

Der Verfasser scheint dabey immer den Mißbrauch der Sache mit der Sache selbst zu verwechseln, und, indem er in der Oper das Drama und seine Gesetze vorherrschend haben will, in den entgegengesetzten Fehler der oben angeführten Tonsetzer zu fallen. Hielten jene die Dichtkunst in der Oper für nichts brauchbar, als ihren Edelsteinen die Folie zu geben, so erscheint dagegen dem Verfasser die Musik darin für nichts weiter, als eine gehorsame Dienerin der redenden Kunst. Daß die Wahrheit hier in der Mitte liegt, ist einleuchtend. Bey der wechselseitig nothwendigen Unterstützung der Dicht- und der Tonkunst in der Oper kann von dem Vorzuge einer dieser Künste die Rede nicht seyn, beyde bringen gemeinschaftlich ein Werk hervor, beyde haben wie Vater und Mutter gleichen Antheil an dem in unzertrennlicher Vereinigung erzeugten Kinde.

Auch darin, daß der Verfasser glaubt, die Musik könne nichts als bloße Rührung hervorbringen, können wir seiner Meinung nicht seyn; es wäre denn, daß er unter jenem Worte alle sogenannten gemischten Gefühle versteht. Da die Musik ins Uebersinnliche geht, die Ahnungen des Ewigen und des Unendlichen in uns aufregt, uns (nach Pythagoras) das eigentliche Element eröffnet, worin die Geister leben, ist sie keineswegs eine

bloß sinnvergnügende Kunst. Daß sie auf dem ersten Wege die Sinne in Anspruch nimmt, hat sie mit allen schönen Künsten gemein, die redenden ausgenommen.

Den Schluß des Bandes machen drey prosaische Aufsätze, unter der Ueberschrift: Früchte der Laune, mit dem Motto aus Klopstock:

> Daß ihn etwas bewege, dieß ist das heißeste Dürsten
> Unseres Geistes, er liebt alles, was so ihn erquickt.

Der erste Aufsatz: die Menschheit und der Staat, läßt keine ästhetische Beleuchtung zu, welche der Zweck dieser Beurtheilung seyn soll.

Bey der Allgemeinheit seiner Behauptungen, welche überdieß größtentheils widerlegt werden könnten, ist er keineswegs für die Menge geeignet.

Der Jubeltod, eine Rückerinnerung, schildert auf eine, durch ihre Wahrheit und Einfachheit tief ergreifende Weise die leichte, heitere Todesstunde eines ehrlichen Mannes. Die Mondesfinsterniß bey Tage, aus den Papieren eines Liebhabers, erzählt mit vielem Humor das Verhältniß eines Astronomen mit einem Bauermädchen, die sich gegenseitig Sternkunde und Liebe beybringen, welches damit endet, daß Röschen eine halbe Astronomin, und der Astronom ein ganzer Ehemann wird. Die Charaktere sind neu und glücklich gehalten, das Ganze ist eben so originell als interessant, nur ist die Zuthat der erotischen Würze hin und wieder etwas zu stark ausgefallen, was um so mehr auffällt, da wir es von dem in dieser Hinsicht sonst strengen Verfasser nicht gewohnt sind.

* * *

5. Erzählungen, Sagen und Novellen, von A. W. Griesel. Prag, bey Aloys Borrosch, 1825, kl. 8. 352 Seiten.

Obschon wir gestehen müssen, daß dies letzte Werk des talentvollen, der Kunst zu früh entrissenen Dichters jene Erwartungen nicht völlig befriedigt habe, welche der durch mehrere in Zeitschriften zerstreute kleinere lyrische, durch die dramatischen Gedichte Albert Dürer und Monaldeschi, und durch die Geschichte Prags bekannte Verfasser in uns erregt hat, müssen wir doch mit Vergnügen bemerken, auch in ihnen sprechende Zeugen eines Talentes gefunden zu haben, welches, ob auch nicht zu den glänzendsten seiner Zeit gehörend, dennoch um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als es von einem aufrichtigen Streben nach dem Besseren begleitet war.

Der Band enthält zwey Volkssagen, drey Novellen und acht Erzählungen.

Von den Sagen behandelt die erste: der verwunschene Burggraf zu Ellenbogen, das Liebesverhältniß der Tochter eines Bergknappen mit dem böhmischen Ritter Grafenried, dessen ahnenstolzer Vater, für die Bitten der Liebenden taub, das Mädchen zum Tode führen läßt, aber in demselben Augenblicke von einem Blitz getödtet, und darauf in ein räthselhaftes Gestein verwandelt wird, welches man in dem Schlosse von Ellenbogen noch immer zeigt. Die zweyte berichtet, wie Fürst Artus und seine Genossen nach Böhmen kommen, um dort Gerechtigkeit zu handhaben, von Ivan Smiržiczky gefangen genommen, und ihrer Bärte beraubt werden, darauf aber die Prophezeyung Artus, das Haupt seines Peinigers würde nach acht Jahren unter dem Schwerte des Nachrichters fallen, in Erfüllung geht.

Die erste Sage ist gut erzählt, das Interesse wird gehörig angeregt, und die Charaktere der handelnden Personen sind, obschon nur in Umrissen, doch nicht ohne Geschick gezeichnet. Die Ausführung ist lobenswerth, besonders in einzelnen Theilen, z. B. die Beschreibung des Gottes-Gerichts-Kampfs, S. 10—13; nur ist der Ausdruck manchmal zu wenig gewählt, manchmal zu sehr gesucht. — Die zweyte Sage erscheint unbedeutend.

Von den drey Novellen: die Bekehrung, Treue ohne Liebe, und Leben durch Tod, ist die letzte die beste; wie denn überhaupt bemerkt werden muß, daß die zweyte Hälfte des Bandes die vorzüglichere ist, welches, wenn, wie nicht zu zweifeln, dieser Theil später entstand, von dem erfolgreichen Fortschreiten des Verfassers zeigt. — Kann auch der eigentliche Inhalt jener Novelle, daß ein Mädchen einen Mann, der sie floh, zur Liebe zu bringen versteht, nicht eben neu genannt werden, so ist dieß doch der Fall mit der Art und Weise der Behandlung. Die Klippe, daß der Held der Novelle seine Frau, obschon unter fremdem Namen und in fremdem Lande nicht erkennt, ist verständig umgangen, die Verwickelung regt das Interesse auf, und die Lösung weiß es zu befriedigen.

Unter den Erzählungen geben wir dem Wiederfinden und den Pappenheimern den Vorzug, obschon auch der Mehrzahl der übrigen Lob gebührt. Besonders ist die letzte durch eine treue und lebendige Darstellung des Treibens zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges ausgezeichnet. — Das Wiederfinden, dem Inhalte nach überaus einfach, ist mit vieler Gewandtheit erzählt. Ein junger Kriegsmann macht im Städtchen B— die Bekanntschaft eines Bürgermädchens, woraus Liebe

entsteht. Er wird wieder geliebt, vertauscht aber bald um den Lorber, den Mars ihm in der Ferne zeigt, die Blumenketten, mit denen Amor ihn umwand. Der Krieg ruft ihn ins Feld. Zeit und Entfernung mildern die Liebesflamme in seiner und der Geliebten Brust, aber löschen sie nicht aus.

Nach achtzehn Jahren bringt ihn der Zufall nach B— zurück. Er sucht die Geliebte auf, und erfährt, daß sie lange von hier fort, und das Weib eines Anderen geworden sey. Ein Mädchen im Gasthofe, wo er verweilt, gleicht seiner ersten Liebe aufs Haar. Erinnerungen werden wach. Da das Mädchen auch sonst unbescholtenen Rufes ist, reicht er ihr seine Hand, und es entdeckt sich, sie sey die Tochter seiner ehemaligen Braut.

Weniger verdienen der poetische Verkehr, die Bekehrung und das Abenteuer zu Gretnagreen Aufmerksamkeit, obgleich auch sie mancher hochgepriesenen Almanachs-Erzählung neuerer Zeit den Rang streitig machen würden.

Die mörderischen Puppen, Gevatter Floh, der Elfe, und das Wagestück sind mehr in der Behandlung als in der Anlage verunglückt.

Ein entschiedener Vorzug dieses Bandes ist, daß fast alle Stücke das, was sie vortragen, auf jene plastische Weise erscheinen lassen, welche wir besonders von der Erzählung begehren. Das häufigere Einmengen der dialogischen Form läßt bemerken, daß der Verfasser sich früher viel mit dem Dramatischen beschäftigt habe. Man sieht es überhaupt dem Dichter in mancher seiner Erzählungen an, daß er sich im Epischen mit mehr Anlage als der nöthigen Kenntniß der Eigenheiten und der Erfordernisse jener Dichtungsart bewege. Doch erfreut er uns auch in Vielem mit Umsicht und Gewandtheit, welche er jedoch mehr einer längeren Uebung, als einem längeren Studium zu verdanken scheint. Hin und wieder ist auch aus den Werken mancher Erzähler, welche man unter die besseren rechnet, z. B. Hofmann's und Fouque's, irgend eine Eigenheit auf ihn übergegangen, aber unwillkürlich, ohne Nachahmerey.

Das Ernste, zumal wenn ihm etwas vom Düsteren beygemischt ist, gelingt dem Verfasser am besten; nicht so ganz das Humoristische, und das höhere Komische am wenigsten. Manch treffender Seitenblick zeigt von einer Anlage zur Ironie, wie z. B. S. 127, wo er von einem Puppentheater erzählt: »Es »fehlte nebst drolligen Späßen nicht an Todtengerippen, die dazu »klapperten, an Sturm und Wetter, Donner und Blitz, an Teu»fel und Teufelchen, die dem entsetzten Doktor erst auf das er»bärmlichste par terre mitspielten, und ihn sodann mit sich durch »den ganzen Gewitter-Apparat auf und davon führten. Das An-

»ditorium saß wie entseelt, und vergaß vor Schreck und Angst zu »applaudiren; ich erinnerte mich dabey manches modernen Trauer»spiels, das bey ähnlichen Mitteln auch einen ähnlichen Zweck »zu erreichen weiß.« — Und darauf S. 129, wo er durch den Anblick der neben einander hängenden Puppen, des Todes, des Teufels, Faust's, des Hanswurst's, asiatischer Prinzessinnen und deutscher Ritter zu dem Vorsatz gebracht wird, mit diesen zufällig zusammengewürfelten Personen ein dramatisches Prachtstück herzustellen, ungefähr so, wie man nach aufgegebenen Reimen die beliebten bouts rimés schmiedet. »Haben wir,« fährt er fort — »nicht Beyspiele, daß die neuesten Weltenschicksale in ge»nießbare Kochstücke zerschnitten, mit unechten Shakspearischen »Ingredienzen verwürzt, und als eine alte nahrhafte Speise an»gepriesen und vorgesetzt wurden;« oder S. 279: »Göthe's »Iphigenia auf Tauris, die so eben auf dieser Bühne zum »ersten Mal gegeben wurde, machte den ganz gewöhnlichen Ein»druck auf den großen Haufen der Theater-Visiten, das heißt, »man sah sich eine Weile an, erwartete von Minute zu Minute »eine lustige Person, oder sonst Jemanden, der in der bekannten »Manier rühren würde; und als nichts von allem dem geschah, »verlor sich jener ins Kasino, dieser zu einem Abendbesuche, und »so verrann nach und nach der früher ziemlich überschwellende »Menschenstrom.«

Auch versteht es der Verfasser, mancher älteren Bemerkung oder Wahrheit eine neue und interessante Seite abzugewinnen, wie z. B. S. 83, über den Hang der Franzosen zur Liebesintrigue — S. 84, über die Arglosigkeit kluger Menschen, oder S. 275, über das Verhältniß der jetzigen Erziehung zu der, einer früheren Zeit.

»Leider,« sagt der Verfasser am letztangeführten Orte, »ge»ben sich unsere Eltern und Erzieher alle Mühe, das bischen Na»türliche und Eigenthümliche in uns todt zu machen, und uns »ein fremdes, oft dem Innersten geradezu widriges Leben aufzu»zwingen. Das macht uns denn in der Regel zu Komödianten, »die über die Rollen verzweifeln möchten, die sie zu spielen ha»ben. Höchstens bewegt eine leidige Intrigue die ungeschickte »Masse, übrigens tritt eine Abspannung für alles ein, was die »früheren Geschlechter in vollste Fröhlichkeit versetzte; wir gehen »mit steifem Anstand unter höchst verständigen Reflexionen und »Gesprächen durch den Lebensgarten, ohne weder rechts noch links »nach den freundlichen Blumen zu sehen. Vor dem werthen durch »und durch gebildeten Ich hat die Vergangenheit ihr Ehrwürdi»ges, die Gegenwart ihr Bedeutendes, und die Zukunft ihr Wun»dervolles verloren. Das ganze Daseyn ist ein großer Werktag,

»oft mit einem freywilligen Fasten verschärft. Keine heiteren Ru»hepunkte, diese grünenden Oasen in der Lebenswüste, keine »Feste, die das Erschlaffende, Ersterbende im Menschen durch »Frohsinn und Lustigkeit wecken und stärken.«

Der Vorwurf, daß derley Bemerkungen nicht eigentlich zum Wesen der Erzählung gehören, trifft den Verfasser nicht nach seiner Strenge. Sie sind nicht zu häufig, und stehen dort, wo sie vorkommen, im genauen Zusammenhange mit der Sache, daraus gleichsam hervorgehend, nirgends so vereinzelt und so trocken, wie z. B. in den irländischen Erzählungen.

Zuletzt muß dem Verfasser nachgerühmt werden, daß er die Hauptfehler der Erzählungen neuerer Zeit, Flachheit und Uebertreibung, glücklich vermieden habe. Weder das Alltägliche alltäglich wiederholend, noch mit der Narrenjacke des vernunftlosen Fantasten angethan, verleiht er dem, was er uns vorüberführt, wenigstens Bestand und Leben. Die widerliche Weise, mit kraftloser Hand an die Pforten der Geisterwelt zu pochen, um ihre Bewohner marionettenartig zu verwenden, oder die noch gewöhnlichere, Personen, welche man gern aus der Erzählung haben möchte, kurzweg sterben zu lassen, ist ihm eben so fremd, wie der überaus langweilige Gebrauch von sämmtlichen Arten der Blumen und Blüten.

Und so können wir dem Verfasser zwar nicht den Namen eines sehr genialen Schriftstellers, eines allbekannten Dichters, von dem schon die Anführung des Namens zur Empfehlung des Werks genügt, oder einen ähnlichen geben, mit dem Unbedeutenheit und Dünkel in manchen Zeitschriften einander zu beschenken pflegen, aber wir können mit allem Rechte ihm den eines bedeutenderen Talents ertheilen, welches uns von dem erfreulichen Fortschreiten der schönen Kunst in Böhmen, seinem Vaterlande, ein sicherer Bürge ist. Wir werden dabey von der lebhaftesten Theilnahme ergriffen, daß der schnell auf einander folgende Verlust von Allem, was dem Dichter theuer war, ihn zu früh ins Grab legte, und die Verse, welche er kurz vor seinem Tode an dem offenen Sarge seiner Mutter schrieb, mit ihm empfinden:

Ich bin geächtet! Reich an Jahren,
Doch arm an Liebe! Ganz und gar verlassen
Von Vater, Mutter und dem süßen Weibe!
Mir graut es, so allein mich zu gewahren,
Dem bösen Schicksal wie zum Zeitvertreibe,
Und ungetröstet über alle Maßen!

Deinhardstein.

Art. IX. Kleine Beyträge zur Heilwissenschaft. Von Dr. S. Stiebel, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Frankfurt a. M. bey Herrmann, 1823. XIV u. 223 S. 8.

Dieß kleine Buch verdient in mannigfacher Hinsicht die Aufmerksamkeit des Gelehrten und der Praktiker. Gleich die lebhaft geschriebene Vorrede zeigt eine, in Schriften unseres Faches nicht gar häufig vorkommende allgemeinere Bildung und Gewandtheit des Geistes, die noch einnehmender wirken würde, wenn sie nicht hin und wieder sich der verflachenden Leichtigkeit weltmännischer Geselligkeit überließe. Der Verfasser sagt: »ich gebe diese Aufsätze mit einem gewissen Vertrauen hin, weil eine Gesellschaft von Aerzten, deren Einsicht mir viel gilt, mich zur Bekanntmachung anregte.« Dieses Selbstvertrauen ist ganz an seinem Orte, und steht dem Verfasser um so besser, als er selbst sehr gut von der Dauerhaftigkeit des Werthes solcher Arbeiten urtheilt; indem er kurz vorher sagt: »Das, was bleibt, wenn auch die Deutung sich ändert, ist die Beobachtung; ich habe Beobachtungen aufgezeichnet und Schlüsse aus denselben gezogen, diese sehe ich mehr als ein Resultat der Zeit und des physiologischen Wissens an, weil selbst das Neue nur der letzte Punkt des Alten ist.« Diese Erklärung des Neuen findet vollkommen ihre Anwendung auf die Art und Weise des in den folgenden Aufsätzen etwa vorkommenden Neuen.

I. Eine Nervenkrankheit. Der Verfasser erzählt zuerst die Krankengeschichte, Betrachtungen für die folgende Epikrise vorbehaltend. Der Fall an und für sich ist interessant: Einem gesunden sechzehnjährigen Mädchen wird eines Mittags erklärt, daß sie ihr bisheriges zärtliches Verhältniß mit ihrem jungen Freunde abbrechen müsse. Im selben Augenblicke fällt es ihr wie ein schwerer Druck auf die Cardia; sie wird blaß, athemlos, kann nicht sprechen und muß niedersitzen. Täglich kam von nun an dieß drückende Gefühl in der Cardia zu derselben Zeit, wie das erste Mal, wieder, und dauerte bis Abends nach neun Uhr fort. Feste Nahrung konnte sie nicht mehr zu sich nehmen, diese blieb in der Gegend der Cardia stecken, und gelangte erst nach einiger Zeit gleichsam allein durch ihr eigenes Gewicht in den Magen; selbst Flüssigkeiten fühlte die Kranke am Ende des Schlundes wie festgehalten, ja, gleich Hydrophobischen beym Getränke, bekam sie einen unangenehmen Schauder, sobald man ihr Speise anbot; Thee war das einzige, was sie genoß. Leibesöffnung fehlte, blasser Harn ging in gehöriger Menge ab; der Schlaf war während der ganzen Krankheit fast immer ruhig. Nach einigen Tagen stellte sich ein brennender

Schmerz längs dem Sternum, dem Laufe des Oesophagus nach, zugleich ein eigenes stechendes Gefühl im Ringfinger und dem kleinen Finger ein. Der Puls zählte während des Anfalls, der immer bestimmte Zeit hielt, und mit Frost anfing, sechzig Schläge, war voll, aber weich, und leicht zusammenzudrücken; in der Remission wechselte er zwischen siebzig und achtzig. Die Leibesöffnung war sparsam, hart und völlig weiß. Bis zum zwölften Tage nahmen alle Symptome an Intensität zu. Auch die Haut längs dem Sternum war nun bey der leisesten Berührung schmerzhaft ꝛc. ꝛc. Nach vier Tagen einiger Besserung gesellte sich zu den alten Symptomen ein kurzer, trockener, krampfhafter Husten, den zuweilen, aber höchst selten, Herzklopfen begleitete. — Die am dreyßigsten Tage der Krankheit zum zweyten Male regelmäßig wiederkehrende Menstruation brachte keine erheblichen Veränderungen hervor; der Schmerz breitete sich dann weiter aus in die Hautnerven des Gesichts und der Stirne — die Muskeln des Gesichts zuckten zuweilen, und jetzt konnte sie zum ersten Male mit einer augenblicklichen Erleichterung weinen. So vergingen wieder vierzehn Tage. In den nächsten vierzehn Tagen vermehrte sich der Husten, während die übrigen Zeichen des Nervenleidens mehr in den Hintergrund traten. Die Menstruation stellte sich zum dritten Male regelmäßig ein. Der Husten wurde heftiger, der Puls schnell, jeden Morgen kam ein Fieber, wo er 120 — 140 schlug — den Abend nur 70 — 80. Mit Eintreten dieses Fiebers waren außer dem Husten die übrigen Zeichen der Krankheit fast ganz verschwunden; aber das Mädchen fing rasch an abzumagern: Jetzt ward Calomel mit Digitalis gegeben, »und zugleich suchte man auf das Gemüth der Kranken wohlthätig einzuwirken, indem man ihrer Hoffnung schmeichelte« (p. 7). Schon nach acht Tagen hatte sich der Zustand bedeutend gebessert. Fieber und Husten ließen nach, die alten Nervenleiden traten wieder hervor, und gingen darauf in der Reihefolge weg, wie sie gekommen waren. Im fünften Monate der Krankheit konnte sie einen Garten beziehen. Während der Rekonvalescenz überfiel sie gewöhnlich in der Mittagsstunde eine Art von Schlaf, in welchem sie alles hörte, aber nicht antworten und sich nicht bewegen konnte. Lange noch war sie nur Abends im Stande, zu essen, und so oft sie Gemüthsbewegung hatte, kam jener schlafähnliche Zustand wieder mit Gefühl in der Cardia, als ob sich ein Rädchen da bewegte. —

Wie der Verfasser sehr richtig sagt: »Die Beobachtung wird, wenn sie rein dargestellt ist, oft durch eine ganz andere Beziehung dem Forscher wichtig, als sie dem war, welcher sie ursprünglich gab« (p. VI). So hatte dem Referenten sich nun gleich im Be-

ginnen ein Gesichtspunkt ergeben, von dem aus ihm dann die Darstellung dieser Beobachtung im Verfolg ungenügend erscheinen mußte: er vermißt nämlich die Relation vom Verlaufe des Gemüthszustandes, wie von der etwaigen psychischen Behandlung dieses durch rein psychische Einwirkung hervorgerufenen Zustandes. Diese Lücke ist um so unerwarteter, als man gerade vom Verfasser auf diesem Felde (wo eben auch Resultate der Zeitbildung sich fruchtbar anwenden ließen) besondere Einsicht und Gewandtheit erwarten durfte, und durch große Genauigkeit in Ausführung dieser Beziehungen bey dieser Gelegenheit sich ein ganz reelles Verdienst um die Praxis erwerben ließ; denn der bisherige Zustand der zur Hand befindlichen bezüglichen Casuistik erleichtert in der That nicht genug das Benehmen des in jeder Hinsicht gewissenhaften Arztes in solchen schwierigen Fällen: nicht immer läßt sich von Seiten des Arztes, um nur bey Fällen, wie der vorliegende, stehen zu bleiben, die Partey der Krankheit erregenden oder erhaltenden jugendlichen Schwärmerey oder Leidenschaft gegen den Willen der Eltern oder den Drang der Umstände mit gutem Gewissen nehmen, wenn er auch deutlich einsieht, daß durch Befriedigung derselben jede Gefahr am sichersten und besonders am schnellsten gehoben werden würde. Mit der Entscheidung zögern vermindert eben so wenig jedes Mal die Verantwortung (wohin auch ein vom Verfasser erzähltes Beyspiel, wo durch Gewährung nur Verschlimmerung eintrat, zum Theil gehört); es ist nicht leicht, die Natur der verzehrenden Flamme, ihre Gewalt und Dauer zu ermessen, und mit der Erhaltungs- und Widerstandsfähigkeit des Körpers jedes Mal genau abzuwägen: tenace Gemüther, auch andere unter Umständen, richten leicht früher den Körper zu Grunde, als die Leidenschaft gewichen ist oder gewechselt hat; und doch — am ersten gelingt es wohl noch einer jugendlichen Sehnsucht — einem Vorgefühle süßer Bedürfnisse — wenn man den Fall dafür einmal erkannt hat — ganz neue Gegenstände unterzulegen, und dann die weitere Heilung rein psychisch zu vollbringen oder nur Zeit zur somatischen Behandlung zu gewinnen; aber auch diese leichteren Fälle werden oft verwickelter und erschwerter durch die dabey gleichfalls vorkommende eigene große Liebe der Kranken zu ihrer Seelenstimmung — ihrem Zustande überhaupt; sie mögen sich oft von ihrer Krankheit noch nicht trennen, wenn sie auch die Möglichkeit dazu selbst schon in sich fühlen, und die Hauptsache also schon geschehen ist; die Welt ohne das bisherige Interesse scheint ihnen eine trost- und farblose Wüste. Diese, ich möchte sagen impressio remanens, eben bedarf des neuen Reizes; da ist der leichtere Fall zur Unterlegung eines neuen Interesses, was denn

Leben wieder Farbe und Werth verleiht. Die Verwicklung der Dinge und Gefühle erfordert in diesem Kreise der Zustände stets großen Takt und Menschenkenntniß im eigensten Sinne des Wortes von Seiten des Arztes; der gewandteste Receptschreiber mit seiner reichen materia medica, der einnehmendste Visitenmacher reicht da mit seinem vielgeprüften Vorrathe nicht aus. So sagt Jörg (Weiberkrankheiten, p. 293): »Auch in psychischer Hinsicht gibt es ein erregendes und ein schwächendes Verfahren, eine ableitende Methode u. s. w., allein die Mittel lassen sich nicht auf Papierstreifen aus der Apotheke verschreiben, und die meisten Aerzte haben von einer solchen Behandlung keine Ahnung« u. s. w. Und Kreysig (Herzkrankheiten, I. 276, bey Gelegenheit des Herzklopfens aus allgemein dynamischem Mißverhältnisse): »und so lehren Fälle dieser Art, daß der Arzt, welcher Herzkrankheiten richtig beurtheilen will, auf doppelte Weise Herzenskündiger seyn müsse, Kenner nämlich des moralischen Herzens so sehr, wie des psychisch-organischen.« Hier wird, wie auf andere Weise in anderen Fällen, oft allein die höhere und wahrhafte Bildung beym Arzte die rettende Arzney für den Kranken. — Kehren wir zum Verfasser zurück: er selbst erzählt in der Epikrise zu dieser Geschichte mehrere Fälle, zum Beweis, »daß durch Verstimmung des Vorstellungsvermögens zuweilen materielle Veränderungen im Organismus vorgehen können« (p. 33), und »daß man es zum Theil aus diesem Gesichtspunkte betrachten müsse, wenn Hysterische und Hypochondrische phthisisch werden, ohne daß früher Störungen in den Lungen oder Unterleibseingeweiden waren« (p. 33). Ist denn hiernach nun nicht Herstellung der Harmonie des Vorstellungsvermögens die erste Haupt-Indikation? Man wird unwillkürlich an Gaubius sonst nicht hieher gehörendes Morbus ultra causam suam non perdurat erinnert. Und in der That scheint ja in dem vorliegenden Falle am Ende, als alle anderen Medikamente fruchtlos blieben, auf diesem Wege der beste Theil der Heilung bewirkt worden zu seyn, was der Verfasser in der Epikrise nur folgendermaßen anzudeuten sich beschränkt: »Calomel und Digitalis wurden gegeben, zum Theil, um den rascheren Puls langsamer zu machen, zum Theil, um einem anfangenden tuberkulösen Zustande der Lunge zu begegnen. Vieles mag auch allerdings zur Wiederherstellung der Kranken die veränderte psychische Stimmung beygetragen haben.

Was nun die übrige, die somatische Behandlung, betrifft, so ist es Pflicht, unsere etwaigen Bemerkungen darüber vorauszuschicken, daß der Verfasser selbst (p. 30) in Beziehung auf seine Heilmethode in dem ersten Stadium ausdrücklich bemerkt:

»daß er das Ganze weniger vorgetragen habe, zu zeigen, welche Mittel man in ähnlichen Fällen reichen soll, als um einen Beytrag zur rationellen Diagnostik der Nervenleiden zu geben.« So wahr es nun ist, und so gern man dem Verfasser zugeben mag, daß »die Aufmerksamkeit auf bisher weniger beachtete Momente den forschenden Praktiker vor dem gewöhnlichen Trosse der Visitenmacher auszeichnet,« so richtig ferner an ihrer Stelle die mit R. A. Vogels Klage zusammentreffende Bemerkung des Verfassers steht: »Es gibt weit weniger hysterische Kranke, als so genannt werden, und der Arzt, welcher dieses Wort zu oft gebraucht, leiht dadurch in vielen Fällen nur seiner Unwissenheit einen Namen,« so ist doch bey dem allen keineswegs der so nahe liegende Mißbrauch von an und für sich wahren Sätzen zu übersehen. Was nämlich den ersten Satz betrifft, so ist diese Aufmerksamkeit auf einzelne, weniger beachtete Momente wohl allerdings dem ärztlichen Talente von jeher eigen gewesen; sie ist bey ihm die natürliche und ungezwungene Folge des instinktartigen Scharfblickes, welcher dieses Talent bezeichnet, so wie jenes allgemein wissenschaftlichen Sinnes, welcher allem und jedem Besonderen und Einzelnen allezeit die entsprechenden Tangenten darbietet. Gleichwie nun aber diese geniale Specialität unter der Inspiration und Leitung eines ihre freye Eigenthümlichkeit bekräftigenden Taktes stets zu wahren Erfahrungen, ja oft zu Entdeckungen geführt hat, so muß sie auch, ohne diese Voraussetzungen, sporadisch zum vorsätzlichen Gebrauch Einzelner oder allgemein die vorherrschende Richtung eines Zeitabschnitts geworden, geradehin zum einseitigen Herausgreifen und abwechselnden Verfolgen vereinzelter Symptome, also zu einer Rohheit der Praxis führen, wie fast das pedantische und verrufene Kuriren dem Namen der Krankheit nach sie nicht gefährlicher hervorrufen kann.

Und selbst ein Begabter wird auf diesem Wege, wenn er ihn mit zu vieler Vorliebe vorfolgt, eben dadurch irre geleitet werden können. Setzen wir z. B. den Fall, und damit wenden wir uns zugleich zu der zweyten Bemerkung des Verfassers, ein älterer Arzt, ohne des Verfassers Theilnahme an der neuen Experimental-Physiologie, hätte die hier in Rede stehende Kranke zu behandeln gehabt, und die Sache eben bloß auf Hysterie, als Folge einer starken nicht befriedigten Leidenschaft zur Zeit der Pubertäts-Entwicklung angesehen, was würde die Folge gewesen seyn? Würde er bey Anwendung des antihysterischen Apparates, und zwar dann mit genauer Berücksichtigung der Idiosynkrasien, welche bekanntlich in dieser Krankheit so oft einigen Mitteln aus dieser Klasse entgegenstehen, nicht früher zu einer

geregelten Anwendung der »ſtarken Reizmittel« (»der ätheriſchen Oele« u. ſ. w.) gekommen ſeyn, als der Verfaſſer, welcher, p. 30, die Nichtanwendung derſelben bedauernd, ſagt: »wäre mir der Zuſtand urſprünglich klar geweſen, wie er erſt in ſeinem Verlaufe ward, dann hätte ich ſtarke Reizmittel, beſonders zugleich örtlich wirkende, wie Kampfer, ätheriſche Oele u. ſ. w. gegeben.« Uebrigens iſt es jedenfalls lehrreich, zu ſehen, zu welchem Verfahren ein ſo lebhafter Geiſt, als der Verfaſſer, von ſeiner allgemeinen Pathologie und Therapie geführt wurde, nachdem er von der ſpeziellen verlaſſen war, oder wenigſtens ſich verlaſſen wähnte.

Statt der ſtarken Reizmittel wendete der Verfaſſer an: gleich anfangs einen Rhabarberaufguß zum Abführen, »um von der ergriffenen Nervenpartie abzuleiten, beſonders weil die Natur in ähnlichen Fällen, wie bey Furcht und Schreck, Kriſen durch Stuhl macht; freylich kommt eben ſo manchmal nach dem Schauder der Angſt ein kritiſcher Schweiß (!) (p. 3 und 30), dann China, weil der Anfall immer beſtimmte Zeit hielt, und mit Froſt anfing, auch zu dieſer Zeit mehr Wechſelfieber vorkamen; der Druck darnach wurde (natürlich!) unleidlicher (!!) (p. 4), warme Bäder waren ohne Erfolg, eben ſo Blaſenpflaſter, Baldrian mit zwiſchendurch gereichten Abführungen. As. foetid. konnte die Kranke durchaus nicht vertragen« (p. 4). Nur vier Tage lang ſchienen Caſtoreum und Wismuthoxyd ein wenig zu lindern (p. 5). Hyoscyamus, Opium, Belladonna wirkten nichts (p. 5) zur Beſänftigung des aufgeregten Nervenſyſtems (p. 31). Valeriana noch einmal und Sem. Cynae wurden gereicht: ein Spulwurm ging weg, nahm aber nichts von der Krankheit mit (p. 6). Nun Digitalis und Calomel. Unerſchöpflich, ſcharfſinnig, witzig und unbeſtändig — ein rechtes Bild der Praxis, der Empirie unſerer Tage! Denn es führt uns die jetzige Bearbeitung und Verbreitung einer reichen Phyſiologie, der gegenwärtigen undogmatiſchen Richtung der Medicin nach, vorläufig zu einer derben Symptomenkur und zu Zerſplitterung der Gattungen in eine unabſehbare Menge von Formen mit beſonderen Namen und Behandlungsweiſen, und das viel berufene Organon in dem betreffenden Theile iſt nur die bis zur Karrikatur konſequente Ausbildung eines auch ſo ſchon Vorhandenen. Betrachten wir im Allgemeinen, und, wie ſich von ſelbſt verſteht, abgeſehen von vorliegender Schrift, dieſe unwiſſenſchaftliche Tendenz in der heutigen Medicin, in der uns die kurze aber glänzende Blüthenzeit der Naturphiloſophie zurückgelaſſen, und der weder die jetzige kritiſche Philoſophie, noch die neue Wiſſenſchaft der Logik, noch endlich die neueſte Theoſophie unmittelbare

Abhülfe zu bringen scheinen, so dürfen wir wohl auf den steten, und von allen Regionen herklingenden Ruf nach Erfahrung anwenden, was der größte Geist des Jahrhunderts von der Reform des Kanzlers F. Baco sagt: »da er übrigens die Menschen an die Erfahrung hinwies, so geriethen die sich selbst Ueberlassenen ins Weite, in eine gränzenlose Empirie, sie empfanden dabey eine solche Methodenscheu, daß sie Unordnung und Wust als das wahre Element ansahen, in welchem das Wissen einzig gedeihen könne.« Wir werden ja noch sehen, wie bald man wieder genöthigt seyn wird, »Räsonnement und Methode, Hypothese und Theorie, zu Hülfe zu rufen!«

Wenden wir uns zur Epikrise. Der Verfasser unterscheidet drey Stadien der Krankheit, das der Zunahme, das der drohenden Phthisis pulmonalis und das der Rekonvalescenz.

Erstes Stadium. Hier ist seine erste Frage: a) Wo war der Sitz dieser Krankheit? und um zu deren Beantwortung zu gelangen, muß die einer andern vorausgehn, nämlich der: »Ist der Plexus solaris der Sitz des Gefühlvermögens, und warum werden die meisten Affekte hier empfunden?« Die bekannten dafür sprechenden Erfahrungen, die von jeher diesem Orte beygelegte große Bedeutung werden angeführt, Boerhaave und Helmont, aus der neueren Zeit die Erscheinungen des Somnambulismus, und Cuvier und Dzondi dafür citirt. »Allein in allen diesen Behauptungen,« sagt der Verfasser p. 12, »findet der falsche Schluß Statt, daß der Theil, wo man empfindet, auch derjenige sey, womit man empfindet, und doch ist es wohl Niemanden eingefallen, einen Gichtknoten für das Schmerzorgan zu halten, weil er schmerzt.« — Heftige Gemüthsbewegungen werden in der Cardia empfunden, ein jeder hat dieß schon erfahren; allein der Schall der Kanone muß zuerst unser Ohr berühren, erschüttert das Gehirn früher, als die Cardia; das Gefuhl der Wehmuth entsteht durch einen Gedanken, der vom Gehirn ausgeht, der Druck in der Magengegend ist eine Folge von diesem.

Wäre dieser Ort die Quelle und der Sitz der Empfindungen, dann müßten wenigstens die Gefühle sich beständig an demselben äußern, und dieß ist nicht der Fall. Manchmal fehlt der Stoß in der Cardia ganz, dagegen läuft es wie ein kalter Schauer den Rücken herunter, und zwar so, als bestände der Strom aus einem starken Gusse, der tief unten im Rückenmark, ungefähr da, wo es bey Gall mit einem Knöpfchen endet, gebrochen würde, dann nach den Extremitäten hin in einer kleineren Welle fortflöße. Zuweilen ist es, als ob der Strom an der genannten Stelle gehemmt würde, und wir fühlen ihn dann wie einen war-

men Qualm wieder denselben Weg in die Höhe nehmen, den er abwärts ging« u. s. w. Nach dem allen bleibt aber immer noch obige Frage zu beantworten: warum werden die meisten Gemüthsaffekte hier empfunden, hier, wo das System der Vegetationsnerven anfängt, die der Willkür des Gehirns ja entzogen sind? und dieß führt den Verfasser zu Betrachtung dieser Theile und des Gangliensystems überhaupt, wobey denn immer die Terminologie und Theorie der Elektricitätslehre zu Grunde gelegt, und Oerstedt's Beobachtung von der Wichtigkeit der Rechts- oder Linkswindung eines Messingdrahtes bey elektrisch-magnetischen Versuchen scharfsinnig herbeygezogen wird. Ueber die Bedeutung der Ganglien ist des Verfassers Meinung: »daß der Nerve, wo er in ein Ganglion tritt, zwar seine Natur und Verrichtung nicht verliere, aber verändere, und dieß um so mehr, je verschiedener der Bau des Ganglion von dem des Nervens ist, welcher in dasselbe verläuft, worin, wie er selbst sagt, die Johnston-Reilische Behauptung — daß die Ganglien Halbleiter seyen, auch liege, aber nur sekundär.« Da stehen wir denn bey dem in neuerer Zeit so viel besprochenen und verhältnißmäßig wenig aufgehellten Kapitel der Physiologie! Denn seitdem vorzüglich Bichat zuerst auf eine durchgreifende Art die herkömmliche Vorstellung vom Interkostalnerven beseitigt, dagegen die jetzt zu Grunde liegende des Ganglionsystems als eines für sich bestehenden Ganzen aufgehellt hat, ist eigentlich nur wenig Erhebliches dieser Lehre zugefügt worden. Reil's genialer Benützung und Belebung derselben im Sinne seiner und der Zeitphilosophie soll hiermit keineswegs ihr subjektives Verdienst geschmälert werden; auch kann Niemand, der dem Gange der Wissenschaft gefolgt ist, läugnen, daß diese Reil'sche Arbeit zu den folgereichsten und auch scharfsinnigsten gehöre, welche die letzte Zeit in Deutschland im Gebiete der Physiologie hervorgebracht hat, und nur der trübende und hemmende Mißbrauch, der dann damit getrieben worden ist, verdient die leidenschaftliche Abwehr, die einer unserer größten Praktiker gegen die Reil'sche Arbeit selbst gerichtet hat. Hauptsächlich dadurch mag der Stillstand in der Erkenntniß dieser Theile hervorgebracht worden seyn, daß die Reil'schen Probleme und Thesen unmittelbar zu Aufhellung eben vorliegender, noch hypothetischer oder wenigstens höchst dunkler Erscheinungen ohne weitere und nähere Prüfung als ausgemachte Lehrsätze angewendet worden sind. Der Erfolg solchen Verfahrens, wie natürlich und durch den Hang damaliger Zeit herbeygeführt es auch erkannt werden muß, konnte keinem nüchternen Beobachter zweifelhaft seyn. Indeß Widerspruch von der Art, wie der von Gall und Prochaska erhobene, wurde

nicht gewürdigt, auch was von B. Gallois und Stieglitz dahin gehörte, vermochte späterhin noch nicht Einhalt zu thun *), der rechte, aus der Mitte und Fülle des Gegenstandes und des Geistes gethane positive und fruchtbare Widerstand ist freylich auch ausgeblieben, und erst jetzt fängt man eben auch der günstigen Geistesrichtung nach an, die Anatomie der Theile von neuem glücklich zu erforschen und wahrhaft zu bereichern, und darauf eine Erweiterung der physiologischen Kenntniß vorzubereiten.

Unseres Verfassers Meinung aber gründet sich, wie er selbst sagt, auf die vorhandenen Ansichten, und »ist mehr eine Vereinigung derselben, als eine neue« (p. 14). Von diesem Standpunkte bey Beurtheilung derselben ausgehend, wird man lebendig angeregt durch die freye, aus einem schönen Talente und der Kenntniß seines Materials hervorgehende Handhabung aller Mittel zu seinem Zwecke: er gelangt auf seinem, von Thatsachen und scharfsinnigen Erörterungen bezeichneten Wege dahin, schließen zu dürfen, daß wir das Ganglion coeliacum »fast eben so gut, als ein peripherisches Ende der Hirnnerven ansehen können, wie die Nervenspitzen der Haut und der Extremitäten.« Und dieß führt dann näher zur Beantwortung der Frage: warum die meisten Empfindungen in der Cardia wahrgenommen werden? Wenn das Gehirn plötzlich von einem so heftigen Eindrucke ergriffen wird, daß es nicht vermögend ist, dem Sturme zu widerstehen, dann stirbt der Mensch apoplektisch. Ist der Eindruck nicht von solcher Heftigkeit, nicht so überraschend, dann wird seine Gewalt dadurch gemindert, daß ihn das Gehirn mehr von sich wirft, in die Verzweigungen des Nervensystems zertheilt, und zur Peripherie hintreibt. Die schwachen Eindrücke verbreiten sich nur bis an das nächste peripherische Nervenende, wo das Gasserische Ganglion und das sechste Paar der Thränendrüse Nerven geben; je stärker der Eindruck ist, desto weiterhin nach dem äußersten Ende des Nervensystems wirft das widerstehende Gehirn den empfangenen Stoß; aber nur am peripherischen Ende wird der Strom gehemmt, nur durch die Hemmung empfunden. Als ein mittleres peripherisches Ende des Gehirnnervensystems ist nun, wie schon gesagt, der Ort anzusehen, wo sich die Hirnnerven im Solarplexus verlieren, hier werden auch die meisten starken Eindrücke, besonders die des mittleren Grades, empfunden. Der Ort der

*) Daß aber der letztere die großen Entdeckungen des ersteren, weil sie sich vom Experimente und nicht von der Philosophie herleiten, überschätzte, haben die nachfolgenden Versuche von Philipps nur gar zu bald erwiesen. Auch diese Richtung hat ihren falschen Enthusiasmus und der Irrwege nur zu viele.

Empfindung innerer Gemüthsbewegungen ſcheint weniger von der Lokalität des Organes abzuhängen, wo der Eindruck zuerſt hinkam, als von der Intenſität des Reizes oder der Receptivität des Individuums für denſelben. Aus dieſer Anſicht geht nun des Verfaſſers Vorſtellung von der Entſtehung der hier vorliegenden Krankheit folgender Geſtalt hervor: »daß der heftige Gemüthseindruck vom Gehirn auf die Cardia verbreitet, hier noch ſo ſtark war, daß er, auf dieſer Grenze fixirt, einen abnormen Zuſtand in den Ganglien des Solarplexus hervorbrachte.« Nachdem in dieſer Weiſe nun der Sitz der Krankheit ausgemittelt ſcheint, wendet ſich der Verfaſſer, sub. *b*, zur Erforſchung der Natur des Uebels. Verläßt uns nun auch bey dieſer Unterſuchung wieder das Gefühl von der Unzulänglichkeit der ihr zu Grunde liegenden phyſiologiſchen Anſicht (oder vielmehr unſeres phyſiologiſchen Wiſſens überhaupt) nicht, ſo ſteht uns in dieſem Falle, ſcheint es, des Verfaſſers eigene Ueberzeugung am meiſten zur Seite. Der gegenwärtige Zuſtand der Phyſiologie, ſagt er, erlaubt nämlich die Grundfrage nur ſo zu ſtellen: ob die Thätigkeit der leidenden Nervenpartie erhöht oder herabgeſtimmt war? Aber ſchon die Verbreiter der Erregungstheorie erkannten, namentlich für Hyſterie, das Leidige und Unzureichende dieſer noch feiner geſpaltenen oder zugeſpitzten Frage. — Der Art nach, wie ſie hier zur Baſis genommen worden iſt, ſcheinen die Symptome des Uebels, ſagt der Verfaſſer, im Widerſpruch zu ſtehen; die eine Gruppe derſelben iſt ihm Folge eines lähmungsartigen Zuſtandes, die andere von geſteigerter Senſibilität die Nerven; aber folgender Geſtalt bringt er Licht in dieſe Verwirrung. Alle urſprüngliche Zeichen deuten auf Lähmung, auch die vorausgehende Ausmittlung des Sitzes der Krankheit wies darauf hin, — Lähmung iſt vorhanden. Iſt nun aber der Plexus solaris — die Grenze zwiſchen dem Gehirnnervenſyſteme und dem ſplangniſchen — in einem Zuſtande ber Unthätigkeit, »dann muß in den Nerven, welche oberhalb der Cardia mit ihm zuſammenhängen, und für welche er gleichſam der See iſt, wohin ſie ihre Strömungen ergießen, die Senſibilität über das Normale geſteigert werden, wie ein gebundener Finger unter der Ligatur taub, über derſelben ſchmerzhaft wird. Dieſe Symptome der geſteigerten Senſibilität oder der Nervenkongeſtion verbreiten ſich auch in einer regelmäßigen Reihefolge von dem Punkte der Hemmung aufwärts; zuerſt wird das den Schlund umwickelnde Geflechte des Vagus ergriffen; dann zog er aufwärts bis an die Stelle, wo dieſer Nerve mit dem Phrenicus Verbindungszweige an das Armgeflechte gibt, wodurch ſich der eigenthümliche Zuſtand der beyden Finger erklärt, endlich bis in die Hautnerven,

sogar des Gesichtes.« — Schon vor vielen Jahren lehrte eine berühmte Schule: das Schwanken im Nervensysteme Hysterischer (!) wirft besonders die Gegensätze auf vom Hirn, Rückenmark und Gangliensystem; alle Symptome der Hysterie erklären sich dadurch, daß die Thätigkeit des Nervensystems in einem dieser Theile konzentrirt ist, dann den Gegensatz hervorruft, und dadurch sich wieder in das Gleichgewicht setzt: deßhalb begünstigt alles diese Krankheit überhaupt, so wie den einzelnen Anfall derselben, was die Nerventhätigkeit in einem von diesen Punkten ausschließlich erregt, z. B. Gemüthsaffekte, Affektionen der Verdauungswerkzeuge u. s. w.; so käme denn auch eine übereinstimmende Epikrise unserem oben supponirten, auf Hysterie behandelnden Arzte fertig entgegen und zu statten. Der Verfasser ermahnt, auf das Verhältniß, in welchem die verschiedenen Nervenpartien, in Bezug auf ihre gegenseitige Erregung stehen, aufmerksam zu seyn, und Referent stimmt ihm hierin, wenn auch mit geringeren Erwartungen vom Erfolge, aufrichtig bey. Für das Gesetz, wornach gallichtes Erbrechen in Folge von Extravasat, Kontusion, Encephalitis oder Hydrocephalus entsteht; verwirft der Verfasser die Namen: Sympathie und Consensus, »indem hier immer das Leiden des Gehirns (unterdrückte Thätigkeit der Gehirnfunktion) geradezu ein entgegengesetztes (nämlich eine große Empfindlichkeit — Sensibilität —) des Magens bedingt,« und umgekehrt, den Consensus verwarf für diesen Fall auch die Erregungstheorie, und stellte dagegen das Gesetz des Antagonismus auf —: unterdrückte Thätigkeit der Gehirnfunktion — des sensiblen Systems — bewirkte nach ihr aber Erhebung des irritablen Systems —; Leberreizung, Leberentzündung — ja Lungenentzündung nach Kopfverletzung! »Das, was bleibt, wenn auch die Deutung sich ändert, ist die Beobachtung,« findet auch hier seine Stelle. Noch bleibt uns eine weitere Betrachtung des Verfassers anzuführen: »Die Krankheiten der Nerven erscheinen nicht allein in Gegensätzen der Symptome, sondern auch mit Unterbrechung derselben, und das Symptom des Gegensatzes tritt oft erst nach einer längeren Zeit scheinbarer Ruhe hervor.« Den Grund dieser Erscheinung will der Verfasser in einer eigenen Abhandlung ausführen; die Vorrede kommt noch einmal auf nähere Bestimmung des unter dem Namen: Symptome des Gegensatzes, Verstandenen zurück, und theilt einige interessante Fälle mit. — Wir folgen dem Verfasser noch zur Erörterung des zweyten Stadiums, dem Theile dieser Abhandlung, welche dem Referenten, wie vielleicht einem jeden anderen praktischen Arzte, der erfreulichste gewesen ist: lebhaft geschrieben, keck kombinirt, wie alles Frühere, ist hierin

doch die Beobachtung vorherrschend über das Ersonnene; der festere praktische Boden verleiht den Worten des Verfassers selbst größere Frische und Eindringlichkeit, und dem einsichtigen Leser die, für Werke dieses Faches entscheidende, Zuversicht: es drängt in der That eine feine Beobachtung, eine wahre Bemerkung, eine erhellende Zusammenstellung die andere. Dahin rechnen wir z. B. was er vom Magenhusten und seinen Folgen, von der Entstehung materieller Lungenschwindsuchten, die aus organischen Leiden der Nerven und von rein psychischen Verstimmungen herrühren, was er vom Morgenfieber der nervösen Abzehrungen, was er über die Ursache und Art der Abmagerung dieser Kranken, über ihren Puls, und von der Degitalis als Nutriens sagt. Die hier erzählten Fälle stehen ganz an ihrer Stelle, und sind vortrefflich erzählt. B.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. X. Noch ein Nachtrag zur Kormczaia Kniga. (Vgl. Band XXIII und XXV.)

Ref. war in der Zwischenzeit so glücklich, auch die erste Auflage der russischen Kormczaia, vom Jahre 1653, zu Gesichte zu bekommen; und kann daher noch Einiges darüber nachtragen.

I. Zu B. XXIII, S. 249, Note. Die Civilgesetze, so wie der sie betreffende Vorbericht, sind auch in dieser ersten Auflage eben so, wie in den nachfolgenden.

Ebendas. S. 250 u. 275, vgl. XXV, 154, Note 1. Des Mönchs Nikita in die erste Ausgabe, Kap. XLVII, aufgenommene, aber in der zweyten u. folg. orthodoxen Ausgaben ausgemerzte Schrift ist nichts als eine zu Anfang und Ende interpolirte slawische Uebersetzung der von Baronius aus einem römischen, und von Canisius aus einem Münchner Kodex lateinisch herausgegebenen, im griechischen Originale aber handschriftlich (in zwey Exemplaren, deren eines dem Nicetas vielleicht gleichzeitig) vorhandenen Oratio Nicetae monachi ad Latinos de Azymis u. s. w. Der Grund der Besorger der zweyten Kormczaia, daß (d) »sich nicht in den Kirchengeschichten finde, wann dieser Nikita gelebt habe,« fällt also für uns hinweg. Der Priestermönch Nikita (Nicetas), vom Studischen Kloster in Konstantinopel, zubenannt Στήθατος *), lateinisch Pectoratus (der Mann mit der starken Brust, oder der Gepanzerte?), ist in der Kirchengeschichte bekannt genug. Er mußte

*) In der russ. Kormczaia aus Ignoranz: Skithit, wie der Patriarch Herr Larius für Kerularius u. a. m.

eben dieſe ſeine Schrift 1054 in Gegenwart ſeines Kaiſers und des Kardinals Hubert (Οὔμπερτος) abſchwören, und ſelbſt ins Feuer werfen. — Bey Caniſius und im Griechiſchen iſt der Anfang: Καλὸν ἡ τοῦ πλησίον ἀγάπη ꝛc. Hier aber aus der Weisheit (Sirachs): Εἰ ἔστι σοι σύνεσις ꝛc. Nikita will hier durch den lateiniſchen Biſchof von Bari, Baſilius, früher Abt eines Benediktinerkloſters, als Mandatar der Abendländer, zu dieſer Antwort aufgefordert ſeyn. (Im Vorbeygehen mag bemerkt werden, daß Ughelli keinen Biſchof von Bari dieſes Namens kennt). Im griechiſchen Nicetas und bey Caniſius werden nur abendländiſche Reiſende überhaupt als die Veranlaſſer erwähnt. — So weit geht noch alles an: aber nun kommt die Hauptſache. Die ruſſiſch-ſlawiſche Ueberſetzung des Nikita iſt nämlich am Ende mit einem wichtigen Zuſatze vermehrt: gegen das Abſcheren des Bartes, das vom »ketzeriſchen« Kaiſer Konſtantin Kawallinus (dem Roßkäfer) herrühre; daher die, ſo den Bart abſcheren laſſen, offenbar Knechte der Ketzerey ſeyen ꝛc. So ſey von Gott dem Herrn, im Deuteronomio (legt er, XIV, 1, dahin aus?), auch verboten, »die Haare über der Stirne abzuſchneiden und zu winden (ni tvoriti czelki *), reksze postrigati na czelie, ni izvivati vlas) (alſo die Locken [boucles], Zöpfe, und die 1787 noch üblichen toupets)! Dieſer Ausfall konnte 1653, da er nur die Europäer, und höchſtens einige eben ſo verachtete als beneidete ausländiſche Glücksritter am Hofe von Moskau traf, wo nicht willkommen ſeyn, doch geduldet werden: aber unmöglich konnte man 1787 Katharina II. in St. Petersburg zumuthen, ſich ſelbſt mit ihrem ganz europäiſirten Hofe und Heere der Haartracht wegen verketzern zu laſſen! Daher mußte der auch im Tode noch unglückliche Nikita, dem dieſe Verketzerung in den Sack geſchoben worden, ſeinen Platz räumen. Die oſtenſiblen kritiſchen Gründe ſeiner Verweiſung galten freylich auch von mehreren anderen Kapiteln der Kormczaia eben ſo gut, wie vom Nikita: aber ſein geheimer Fehler drückte ſie 1787 noch nicht —. Vom Kreuzmachen auf raskolnikiſche Weiſe oder ſonſt findet ſich nicht ein Wort in dieſem Nikita. —

Da Ref. in der Darſtellung der Kormczaia ſich, der Sache wegen, ſo oft auf die Treue ſeiner Ueberſetzung berufen mußte,

*) Das Wort czelki iſt in Alexiejews kirchlichem Lexikon erklärt durch »Abſcheren der Haare an der Stirne, Schönheits halber,« und als Autorität, angeführt die alte Kormczaia, f. 400, v. In unſerem Exemplare iſt es das f. 399, v., worüber B. XXIII, S. 273, Note *) der Jahrbücher zu vergleichen.

so muß er schon darum S. 224 anstatt der gutgemeinten, aber weder vom Original, noch von der historischen Wahrheit unterstützten Version seines Notenkollegen **: — »nicht mehr übend die Kunst des Ledernähens« —, seine eigene ursprüngliche, wort- und sachgetreue: — »nicht durch die Kunst des Ledernähens« — revindiciren. (Bekanntlich spricht der Apostel Paul an mehreren Stellen seiner Briefe, wie er, um Niemanden zur Last zu fallen, von seiner eigenen Hände Arbeit lebe).

II. So wie die Pravda Ruska sich als Anhang hinter den Civilgesetzen in den russischen Kormtschien erhalten, eben so erhielten sich die in Raitsch's serbischer Geschichte zuerst bekannt gemachten, und von Rühs so sehr gelobten Gesetze des serbischen Zaren Duschan in den serbischen Kormtschien, davon bisher nur ein ganzes Exemplar bekannt ist. Ref. war durch die besondere Güte des Besitzers, des k. Raths Sawwa v. Tököly, so glücklich, das Original, woraus Raitsch seine Abschrift genommen, in Wien selbst zu sehen. Raitsch's Abdruck ist bey weitem nicht getreu; nicht einmal das Kundmachungs-Datum! Im Originale steht: J. d. W. 6857, den 21. May. Der Kodex ist jung. Daß er ein Bestandtheil einer serbischen Kormczaia gewesen, beweisen die darin vorangehenden Civilgesetze byzantinischer Kaiser; denn der fragliche Kodex ist kein anderer, als der in dem Erweise, daß die Walachen nicht römischer Abkunft sind, Halle 1825, S. 14, besprochen wird. Ref. besitzt selbst einen ersten Theil einer solchen serbischen Kormczaia, die Gymnasialbibliothek in Neusatz eine ganze, im Kloster Rakowatz 1701 geschriebene; woraus Duschan's Gesetze, in 94 Kapiteln, vor allem verglichen zu werden verdienten.

III. Nach einer von dem gründlichen Geschichtschreiber der Novellen Justinians, Herrn Dr. Biener in Berlin, herrührenden Bemerkung dürfte das griechische Original zu der walachischen Pravila in dem Cod. DLXXXI (581) der St. Markusbibliothek in Venedig enthalten seyn, dessen Anfang in Zanetti's Katalog, S. 305, ganz dem der Pravila entspricht. K.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXXIII.

Cronica de gestis Hungarorum,

nach einer Handschrift der gräflich Illésházyschen Bibliothek zu Dubnitz, von Stephan Friedrich Ladislaw Endlicher.

Unter den Handschriften der gräflich Illésházyschen Bibliothek zu Dubnitz im Trenschiner Komitat, durch des großen Palatins Thurzo Sammlung begründet, und seit Jahrhunderten sorgfältig gepflegt und vermehrt, verdient eine Chronik der Ungern vor allen andern mit Auszeichnung erwähnt zu werden.

Der Titel derselben ließe vermuthen, daß sie eine Abschrift der Chronik vom Jahre 1358, von welcher sich ein gegen das Ende mangelhaftes Exemplar in der Wiener Hofbibliothek befindet, sey; allein sie ist von derselben völlig verschieden, und nur durch die gemeinschaftliche, vielfach vermehrte, aber auch verunstaltete Quelle aller ungrischen Chroniken, der Chronik Simons von Keza, Priesters und Höflings Ladislaw des Vierten, des Kumaners, mit ihr verwandt.

Keza's, auf Verlangen und zur Belehrung des jungen Königs verfaßtes Werk, für dessen kritische Wiederherstellung noch so gut als nichts geschehen ist, hatte, wie fast alle historischen Schriftsteller des Mittelalters, das Schicksal, vielfach vermehrt, oft sehr willkurlich verändert, und gänzlich umgestaltet zu werden, so, daß fast jede Abschrift desselben, durch die vielen Eigenthümlichkeiten, zu einem selbstständigen Werke erwuchs, welches an den Prüfstein der Urquelle zu halten und zu würdigen der höheren historischen Kritik überlassen bleibt, welche uns zugleich durch Erforschung der Geschichte des Textes dieser Schriften, von neuester Zeit bis zu seiner Entstehung, mittelst Zeugnissen, und wenn diese nicht zureichen, durch Kombinationen, zu dem möglichst reinen Urtexte der Quelle verhelfen muß.

Die Ueberarbeitungen, Vermehrungen, Interpolationen und Fortsetzungen der Chronik des Keza, welche, um den Urtext desselben zu restituiren, und den Werth dessen, was demselben fremd ist, historisch entwickeln zu können, sorgfältig und mit Berücksichtigung dieses Zweckes unter einander verglichen werden müßten, sind folgende:

1) Die Chronik des Thwrocz, welcher gewöhnlich ganz fälschlich als Hauptchronist der Ungern und als Quelle citirt wird. Die alten Ausgaben desselben, Brünn 1488, Fol. und Augsburg 1488, Fol., haben manche schätzbare Abweichungen, welche von Schwandtner unter dem Abdrucke des Bongarsischen Textes des Thwrocz in seinen Scriptoribus rerum Hungaricarum bey weitem nicht alle verzeichnet sind.

2) Antiqua Chronica Hungarorum. Budae per Andream Hess, 1473, fol., gewöhnlich Chronicon Budense genannt, schon als erstes Produkt der Presse in Ungern merkwürdig, noch von

Niemanden, weder in bibliographischer, noch in kritischer Hinsicht ausführlich beschrieben. Das Vorhaben, einen Abdruck dieser Ausgabe zu veranstalten, welcher bey der großen Seltenheit derselben sehr wünschenswerth wäre, von welchem Bel (Praf. ad Script. Rer. Hung. Tom. I. p. XVII.) spricht, ist, wie so viele andere literarische Versprechen in Ungern unerfüllt geblieben.

3) Der sogenannte Kodex Csepregianus, eine im Jahre 1431 verfertigte Abschrift des Keza, mit einer Fortsetzung bis zum Jahre 1332 (Engel, Geschichte des ungrischen Reichs, Thl. 1, S. 38).

4) Das Chronicon MS. de anno 1358 (wegen der Bilder derselben gewöhnlich a' Bétsi Képek kronika genannt), unter den Handschriften der lateinischen Historiker der Wiener Hofbibliothek Nr. 456 (Lambec. Diar. Itin. Cellens. p. 61 et 267). Dasselbe ist zu Ende mangelhaft, und schließt mit der Erzählung des Bazaradischen Feldzuges unter Karl dem Ersten, 1332, mitten in einer Konstruktion. Wie viel es ursprünglich von der Geschichte Ludwigs enthalten habe, ist unbekannt. In welcher Zeit diese Abschrift verfertigt wurde, (denn es ist nicht das Autographum), ist nicht ausgemittelt (m. v. Bel, praef. ad op. cit. I. XII).

5) Fragment einer Reimchronik, von einem deutschen Geistlichen unter Ludwig dem Ersten, ganz dem Keza nachgebildet, herausgegeben aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek in Engels Monumentis Ungricis, Viennae 1809. 8.

6) Das Chronicon MS. sub Carolo Roberto confectum, in einer Handschrift des Preßburger Kollegiat-Kapitels, welches Pray, Hierarch. II. 172 et 173 citirt, ohne es näher zu beschreiben.

7) Heinrichs von Müglen Chronik der Hewnen, von dem um ungrische Geschichts- und Rechtsquellen hochverdienten M. G. von Kowachich aus Wolfenbüttler Handschriften herausgegeben, und von Engel kritisch analysirt in Kowachich Sammlung kleiner ungedruckter Stücke. Ofen, 1805. 8.

8) Das Chronicon Kezae, in einer Papierhandschrift der Wiener Hofbibliothek aus dem sechzehnten Jahrhunderte, mit einer Fortsetzung bis zur Krönung Ludwigs des Ersten. Kollar, Supplem. ad Lambec. Tom. I. p. 688. seqq.

9) Das Chronicon MS. Kezae, ohne Abschnitte, welches Pray besaß (Pray Hist. Reg. I. 178), und sich nun mit dem übrigen literarischen Nachlasse Prays wahrscheinlich in der Bibliothek des ungrischen National-Museums befindet.

10) Chronicon Kezae, auf Pergament in Duodez, welches der Franziskaner Guardian Eugen Kosa besaß, und Alexius Horány abdrucken ließ, Viennae (1771), typis Kurzbeckianis, und mit unerheblichen Verbesserungen, Budae, typis Landerer, 1782. Ob es wirklich eine der schlechtesten Abschriften des Keza sey, wie Engel (Kowachich Sammlung, p. XXVIII) mit dürren Worten behauptet, ist noch sehr zu bezweifeln; als eine von den wenigen Handschriften, welche nur bis zu Ladislaw dem Vierten gehen, verdient sie auf jeden Fall eine besondere Berücksichtigung, und es wäre um so wünschenswerther, zu wissen, wo sie sich jetzt befindet, je unkritischer und magerer die Notizen sind, welche Horány über dieselbe mittheilt.

11) Chronicon Kezae, in einer Handschrift der fürstlich Eßterhäzyschen Bibliothek zu Eisenstadt, welche ebenfalls nur bis auf die Zeiten Ladislaw des Kumaners reicht. Was ihr Engel

(Geschichte des ungrischen Reichs, I. Thl. S. 37) zum Vorwurfe macht, nämlich, daß sie eine der kürzesten und unvollständigsten Kopien des Keza sey, dürfte ihr vielmehr zur besonderen Empfehlung dienen *).

Die sorgfältige Untersuchung dieser Dokumente und ihre Gegeneinanderhaltung ist der einzige Weg zur Begründung einer ungrischen Geschichte aus einheimischen Quellen, und nachstehende Beschreibung und Kollation der bisher unbekannten Bearbeitung des Keza in der Dubnitzer Handschrift möge als ein kleiner Beytrag dazu angesehen werden.

Die Handschrift besteht aus 202 Blättern Papier, die Schrift, durchaus von derselben Hand, ist große eckige Mönchsschrift, wie man sie in einigen Handschriften aus der Mitte und gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts noch antrifft, und eben in dieser Zeit ist unsere Chronik, welche bis zur Krönung der Königin Beatrix, der Gemahlin Mathias Corvinus, welche in das Jahr 1476 fällt, reicht, geschrieben.

Die Chronik enthält folgende sieben Hauptbestandtheile:

1) Blatt 1 α bis 12 β, enthält den vollständigen Titel der Wiener Chronik vom Jahre 1358, mit einer merkwürdigen Abweichung; in unserer Handschrift heißt es nämlich statt MCCCLVIII — 4ricesimo quinquagesimo octavo. Es ist uns wahrscheinlicher, daß hier in dem Dubnitzer Kodex ein Fehler sey, als in dem Wiener, welches durch eine genauere Untersuchung der Wiener Handschrift leicht entschieden werden könnte. Darauf folgt, nebst einer eigenthümlichen Vorrede, Kezas erster Theil (Ed. Vind. p. 61 — 65) mit vielen merkwürdigen Zusätzen, Auslassungen und Abweichungen, von welchen wir nur auf die zu p. 34, 44 und 64 des Keza unten verzeichneten, aufmerksam machen wollen.

2) Blatt 12 β — 66 α enthält, nebst der Vorrede Kezas zum zweyten Theile seiner Chronik, welche in unserer Handschrift theils als Schluß des ersten, theils als Vorrede zum zweyten Theile erscheint, den ganzen zweyten Theil der Chronik des Thwrocz. Die größte Umstaltung hat Kap. 52 erfahren; Kap. 57 — 66 erscheinen in einer viel kürzeren Gestalt, als bey Thwrocz, obgleich sie manche Thatsachen enthalten, welche bey diesem fehlen. In den vielen Abweichungen, besonders in den Eigennamen, stimmt unsere Chronik häufig mit dem Chronicon Budense, seltener mit der Wiener Chronik vom Jahre 1358, so viel sich nämlich nach Schwandtners Excerpten urtheilen läßt, bisweilen auch mit der Brünner und Augsburger Ausgabe überein. Nur bis zum Kap. 41 des Thwrocz hat unsere Handschrift hier und da Rubriken, welche aber von denen des Thwrocz oder vielmehr von welchen die des Thwrocz ganz unabhängig sind; zuweilen dienen sie als Aufschrift zu einem Bildchen, für welches ein leerer Raum gelassen ist, welche aber eben so wenig als die Initialen in unserer Handschrift ausgeführt sind; nur vor der Vorrede finden sich die rohen Umrisse eines Bildes der h. Dreyfaltigkeit.

*) In wiefern der Fortsetzer und Interpolator des Thwrocz, Bonfinius, und einige spätere Chronisten (wie z. B. Herr Hanns Haugen vom Freystain) zu diesem Zwecke benützt werden konnten, ist noch auszumitteln. Es wäre leicht möglich, daß sie nun verlorene Dokumente benützt haben. Die Kronika Węgierska na początku wieku XII. Warschau 1823, 8. ist weiter nichts, als ein sehr verstümmelter und verunstalteter Hartwicus, nur sehr Weniges dürfte beym ersten Theil des Keza einige Berücksichtigung verdienen.

Der Raum für diese Bildchen befindet sich jedoch immer an einer anderen Stelle, als wo die Wiener Chronik vom Jahre 1358 ihre Bilder hat. Bisweilen verbindet unsere Handschrift die abweichenden Erzählungen der anderen Chronisten. So berichtet z. B. Heinrich von Mugeln, c. 47, und der Horányische Keza, p. 96, daß Salomon einmal als Mönch verkleidet von dem h. Ladislaus Almosen empfangen habe, alle anderen Chronisten lassen Salomon nur zu den Zeiten Kolomanns in Ungern erscheinen, während unsere Handschrift beyder Erscheinungen, und zwar der ersten mit einem den Anderen fremden Umstande erwähnt. Nach Mugeln liegt König Andreas zu Weissenburg, nach Keza MS. Vind. Thwrocz, und dem Chron. de ann. 1385 im Kloster zu Egres, nach dem Chronicon Budense und Pernold's Fast. Campilil. zu Groß-Wardein begraben, unsere Handschrift erzählt zuerst: cujus corpus Varadini ad pedes S. Ladislai requiescit, und gleich darauf: cujus corpus in monasterio de Egrus feliciter requiescit, mit der Bemerkung von einer späteren Hand: sic in alio libro. Bey einem anderen merkwürdigen Zusatze zum Kap. 91 des Thwrocz, welchen auch Heinrich von Mugeln hat, stimmt unsere Handschrift mit dem »Chronicon sub Carolo Roberto confectum,« welches Pray (Hierarchia II. pag. 172, 173) citirt, wörtlich überein.

3) Blatt 66β — 69β enthält Kap. I — IV der Geschichte Ludwig des Großen, von dem Archidiakon Johannes von Kükülló, oder vielmehr die Ueberarbeitung desselben von Thwrocz.

4) Blatt 69β — 83β. Ein Fragment einer bisher ganz unbekannten gleichzeitigen Geschichte Ludwig des Großen von 1345 — 1355, welche folgende Begebenheiten erzählt: a) Die Ermordung des Königs Andreas von Neapel, und Ludwigs Expedition gegen Jadra 1346. b) Ludwigs erste Expedition gegen Neapel 1347 — 1348. c) Der Zug der Sekler gegen die Tataren, und ein mit demselben in Verbindung stehendes Wunder des h. Ladislaw 1345. d) Zweyte Expedition gegen Neapel 1449. e) Ludwigs Zug gegen die Lithauer, mit Kasimir, König von Polen, 1451. Ludwigs Zug gegen Rußland, und seine Ritterfahrt in dem Lande der Tataren, 1352. f) Ludwigs Gefahr auf der Bärenjagd und Rettung durch Johannes Besseney 1353. g) Zug der ungrischen Hülfsvölker gegen die Schwaben, und ihr Sieg bey Tuln 1355. Daß der Verfasser ein Unger und Augenzeuge eines großen Theils dieser Begebenheiten war, setzt die Erzählung selbst außer Zweifel, und wenn es in Ermanglung jedes direkten Zeugnisses erlaubt ist, eine Konjektur zu wagen, so war er ein Franziskanermönch, derjenige, welcher bey Herausziehung des Pfeiles aus des Königs Fuß vor Aversa, Ludwig in seinen Armen hielt, derselbe Frater Johannes Lector, dessen Leiden auf der Ritterfahrt in das Land der Tataren hier erzählt werden.

5) Blatt 82β — 96β, das Kap. 6 — 55 des von Thwrocz aufbehaltenen und überarbeiteten Johannes von Kükülló, also ein Theil des in obigem Fragmente Erzählten noch einmal. Daß beyde Erzählungen von einander ganz unabhängig seyen, beweiset schon die verschiedene Schreibart der Eigennamen.

6) Blatt 96β — 98β, gedrängte Geschichte der Könige Maria I., Sigmund, Albert, Wladislaw I. und Ladislaw V. Karl des Zweyten wird gar nicht erwähnt.

7) Blatt 98β — 202β, eine gleichzeitige fragmentarische Chronik

König Mathias I. bis zur Krönung der Königin Beatrix im Jahre 1476. Die in derselben aus Briefen erzählte Verwüstung Großwardeins durch die Türken hat sich auch mit manchen Veränderungen in Thomas von Nyrkállós Stylus Cancellariae Mathiae I. verirrt, und ist aus demselben von Kowachich in den Scriptoribus rerum Hungaricarum minoribus, Tom. II. pag. 30, herausgegeben. Dieser Umstand könnte vielleicht auf eine Spur des Verfassers unserer Chronik leiten.

Nun können wir zu der detaillirten Darlegung der Resultate der genauesten Kollation unserer Handschrift schreiten, bey welcher wir uns der gewöhnlichen kritischen Zeichen (+ für einen Zusatz, = für eine Auslassung) bedienen; und nur das Wichtigste und zum Zwecke dienliche mittheilen wollen.

Anno domini millesimo. 4ricesimo, quinquagesimo octavo. Feria tercia infra octavas. Ascensionis domini Incepta est ista Cronica. De gestis hungarorum antiquis et novissimis: ortu et progressu victoria eorundem et audacia, collecta ex diversis Cronicys veteribus earundem veritates ascribendo et falsitatem omnino refutando. In nomine domini. Amen.

Incipit prima pars Cronice de origine hungarorum.

Per me reges regnant, ait Dominus per sapientem Salamonem, proverbiorum octavo capitulo. Gloriosus Deus in sanctis suis, in majestate mirabilis. Cujus ineffabilis altitudo prudentiae, nullis inclusa limitibus, nullis terminis comprehensa, recti censura judicii, coelestia pariter disponit et terrena, etsi cunctos ejus ministros magnificet et altis decoret honoribus et coelestis faciat beatitudimis possessores; illos tamen, ut dignis digna rependat, potioribus attollit insigniis dignitatum et proemiorum uberiore retributione prosequitur, quos digniores agnoscit, et commendat vigentior excellentia meritorum: prout apparet luculentissime in excellentia Regum illustrium, et victoriarum exercitu celebratissimarum, per Reges Hungariae patratarum, qui divino freti auctoritatis praesidio, gladiorum aciebus validissime profugant, castra subvertentes Regum et Imperatorum, fortes facti sunt in bello, nullo eisdem potente resistere in pugnando. Quod bene ostenditur in verbo divino oraculo exarato: Per me, inquit Deus, et non virtute propria, ubi primo divina exprimitur auctoritas, virtutem insuperabilem allatura; per me, inquit, qui sum virtutis infinitae autor, valens adjuvare praesidentes, quia ego occidam, et ego vivefaciam, percutiam et sanabo, et non est qui de manu mea possit eruere und so weiter, Quorum regum, scilicet Hungarorum, originem, principium et egressum de Scitia, diversis sanctorum doctorum historiis, hoc ordine declarabo.

Sicut scribit magister historiam, Gen. dec. cap. Istae sunt generationes filiorum Noee, de istis tribus filiis ejus, scilicet: Sem, Cam et Japhet. LXXII generationes, de Japhet XV, de Cam XXX, de Sem vero XXVII. Isti disseminati sunt in tribus partibus orbis. Sem Asiam, Caam Africam, Japhet Europam sortitus est. Nam, secundum Josephum, filii Japhet possiderunt septemtrionalem regionem de Tauro et Emano, montibus Siciliae

et Syriae, usque ad fluvium Tanay, qui est in Scitia. Et hoc idem asseruit beatus Jeronymus, in libro de ebraicis quaestionibus, quod filii Japhet possiderunt in Asia ab Emano et Tauro montibus, usque ad fluvium Tanay, in Europa vero usque ad Godyra, nomina locis et gentibus relinquentes, ex quibus postea mutata sunt plurima, caetera permanent in se, vel in aliquo simili et propinquo. Filii Japhet: Gomer, a quo nominati sunt Galatae, et postea Gallici, qui sunt Francigenae, a quodam Francione dicti, filii Paridis, filii Priamidis, filii primi regis Troyae, qui venientes in Troyam, post ejus excidium in Pannoniam, quae olim tempore Alexandri magni superior Graecia nuncupatur, sub monte Sican, circa fluvium Hystrum, qui alamanice Don nominatur, civitatem fortissimam construxerunt, et ei nomen Sicambriam, a monte Siccam imposuerunt, et ibidem quadringentis annis ante incarnationem Christi permanserunt, et tandem orientales timentes nationes, se ad partes occidentales transtulerunt, et regionem circa fluvium Zakana occupaverunt, cui nomen Franciam, a Francione duce eorum dictam, indiderunt, et civitatem principalem Paris, nomine patris ejusdem Francionis appellarunt.

Secundus filius Japhet: Magog, a quo descenderunt Scytae, secundum Jeronymum, et Maday, a quo dicti sunt Medii, Janan a quo Graeci, unde in ebreo adhuc Graecia vocatur Janan, et Tubal, a quo descenderunt Ispani, et Mosoch, a quo Capadoces descenderunt, unde et apud eos adhuc Mazetab civitas nominatur, et Tyras, a quo nominati sunt Trates. Porro filii Gomer: Afeneth, a quo Traoijanij. Filii Janan: Elyza, a quo dicti sunt Elisey primo, et post Eolides, et Tarsis, a quo descenderunt Cylices, unde et metropolis eorum vocata est Tarsis (unde natus beatus Paulus Apostolus, ut habetur in actibus Apostolorum XXI. cap.), et sequitur ab his divisae sunt insulae gentium in regionibus suis, unusquisque secundum linguam suam, hoc dicit hic per anticipationem; quia factum fuit postea, tempore divisionis linguarum.

Filii autem Chaam: Chus, a quo dicti sunt Etyopes, unde in ebreo Etyopa Chus nominatur et Mezarim, a quo Egiptii, unde in ebreo Egiptus Mezarim dicitur, Phut, a quo Sibies, qui tamen primo vocati sunt Phanteii, unde ibidem est fluvius, qui usque nunc Phut dicitur, et Canaan, a quo Cananei, quorum terra postea filiis Israhel data est.

Filii autem Chus: Saba, a quo dicti sunt Sabei, Evilat, a quo descenderunt gentiles et Sabata, a quo sabatem. Porro Chus genuit Nemproth, iste fuit, qui induxit posteritatem Noee ad faciendam civitatem et turrim contra dominum, de quo dicitur Genes. XI. cap. Ideo dicitur: Ipse coepit esse potens in terra, quia per potentiam alios sibi submittebat, et nolentes ad opus praedictum compellebat, ideo sequitur: et erat robustus venator, i. e. opressor hominum, coram domino, qui nichil latet ejus conspectui: ob hoc exivit proverbium i. e. verbum commune vel vulgatum; quasi Nemproth, quando enim postea videbatur aliquis opressor hominum, vocabatur alter Nemproth, vel similis Nemproth.

Fuit autem principium regni ejus Babilon, et ejus posteritas obtinuit regiones ad mare oceanum.

Ex quo apparet, dictum illorum (non, von einer viel jüngeren Hand) esse verum, qui dicunt: quod Hunor et Magor, patres Hungarorum, fuerant filii Nemproth, qui fuit filius Chus, qui

fuit Caam, qui fuit a Noee maledictus, tum quia non essent Hungari de genere Japhet, secundum dictum beati Jeronymi, tum etiam, quia Nemproth nunquam habitavit circa fluvium Tanay, qui est ad orientem, sed ad mare oceanum. Ergo sicut dicit sacra scriptura et sancti doctores: Hungari descendunt a Magog filio Japhet, qui post diluvium anno quinquagesimo octavo, sicut dicit Sanctus Sigilbertus Episcopus Antiochenus in Cronica orientalium nationum, intravit terram Euilat, et ex conjuge sua Enech genuit Magor et Hunor, a quo Magori et Huni sunt nominati.

Accidit autem dierum una: venandi causa illos perexisse u. s. w., wie bey Simon Keza, pars. I. cap. 1. edit. Vindob. pag. 31, bis pars II. p. 65. Die wichtigsten Varianten sind:

Pag. 32. Belar — Berela: cum festum tubae colerent et coreas ducerent ad sonum symphoniae, destinatis + scrutinii astutia subtilissima. Alpuzuros et Prutenos — Alplozuros, qui nunc Pruteni nominantur.

Pag. 33 montibus Riphoeis — niveis montibus, a zona torrida distans = De oriente quidem bis et alterius Tagora — cui de oriente Asia, et occidente fluvius Etul. i. e. Don. artibus venereis intendentes + rapinas amant, generaliter corpore plus nigrae quam albae. Scitia enim comprehensione una cingitur, sed in tria regna dividuntur, in Bascardiam, Benciam et Magoriam, habet quoque proviceias centum et octo, quae dudum per filios Hunor et Magor, ob centum et octo progenies, quae egressae fuerant ex senioribus eorundem de paludibus Meotydis, intrantes Scytiam, sunt divisae. Jorianorum — Jurianorum. desertum existit immeabile + ubi propter intemperiem aeris illius Zonae sunt serpentes diversi generis, et ranae velut porci, basiliscus et plura animalia toxicata, tigris et unicornis ibi generantur. Fluvius siquidem Don bis ternis ramusculis — Don grandis fluvius est, in Scitia oritur, ab Hungaris Etul nuncupatur ibi: montes niveos, qui Scitiam jungunt, transcurrit, amisso nomine Don vocatur, circa etenim meridiem, juxta ipsum jacet gens Rytanorum et gens Alanorum, tandem in mare cadit rotundum, tribus ramusculis. Tagora — Tagatha.

Pag. 34. Tandem intrat in Hyrcaniam = Situm etiam naturalem bis potuerunt in eam introire — Situm enim habet munitum, quod in solo loco uno parvissimo vadus ibi reperitur, propter quod ipsi Scitae nulli imperio, nec in Macedonico aliquo tempore sunt subjuncti, et pro tanto vocamus eos demptos i. e. exceptos ab omni potestate *), dicimus etiam dentos a dentositate, quia sicut dentes omnia corrodunt et triturant; unde Romanicos vocabant flagellum Dei. avesque legerfale — avisque legifalk.

Pag. 35. Scythicum enim regnum bis zu Ende des Kapitels fehlt, da es in unserer Handschrift schon oben (ad pag. 33) vorkömmt.

Keza, cap. II. pag. 36. Aufschrift, roth: Hic Hungari sint in consilio in unum congregati, dann Raum zu einem Bildchen, darauf die Aufschrift: Hic Hungari capitaneos fecerunt inter se isto modo, und abermals Raum zu einem Bildchen.

Anno domini septingentesimo — anno ab incarnatione Domini trecentesimo septuagesimo tertio, tempore Valentis Imperatoris et Coelestini primi, Papae Romanae ecclesiae. Ethele — Atila, so beständig.

*) Man vgl. Dankovszky's Hungarae Constitutionis Origines etc. Posonii, 1826, 8. pag. 18. seqq.

Pag. 37. Toesun — Toxun.

Pag. 38. Macrinus — Matrinus, ſo beſtändig. Tizam — Tysciam, ſo beſtändig.

Pag. 39. Ditricum de Verona — Detricum Veronensem, ſo beſtändig. Zazholm — Zazhalm.

Pag. 40. Matrino + consilium. in eorum descensu — in eorum tabernaculis in suo descensu.

Pag. 41. Tawarnucweg — Tauarnokuelghy.

Pag. 42. et Macrini = Cuwe — Kewa, ſo beſtändig. Tulnam — Tolnam. computata + Tolna civitas Austriae, tres rastas distans a Wienna. cum Macrino = Cuweazoa — Keuchaza.

Pag. 43. Cesummaur — Cezmaur. Wela, Rewa et Caducha — Bela, Kadicha et Keue.

Pag. 44. exercitus se dispersit — exercitus Romanorum de Cezmaur est dispersus, nunquam deinde per plures annos contra Hunnos congregari potuerunt. romano more Hunni bis fecit appellari — Anno ab incarnatione Domini quadringentesimo primo, ab ingressu vero Hungarorum in Pannoniam anno vigesimo octavo, Hungari, sive Hunni, concordiae voluntate tunc Atilam, filium Bendekuz, consvetudine Romanorum super se Regem praefecerunt, qui primo unus de capitaneis habebatur. Et ipse Budam fratrem suum de flumine Tysciae usque Don principem constituit ac rectorem, vocari se faciens, Regem Hungarorum, metum orbis et flagellum Dei. Titulum siquidem suum tali sub forma scribi faciebat: Atila Dei gratia filius Bendekus, qui est nutritus in Engaddi, nepos magni Nemproth, Rex Hungarorum, Medorum, Dariorum et Gothorum, metus orbis et flagellum Dei. ex nimia vero severitate quam habebat — a natura vero serenitatem habebat.

Pag. 45. secum ferebat + in hujusmodi igitur et aliis hujusmodi pompis Atila Rex Hunorum erat gloriosus.

Pag. 46. ferens arcus, cultros et lanceas — arcus habens et lanceas acutissimas, pariter et cultros accinctos in femore. Banerium — balnerium (sic) avis — austuris. quae hungarice Turul dicitur = In istis itaque bis Ende des Kapitels fehlt.

Caput III, pag. 47. Scewen — Zeuuen. homagium + et reverentiam regi. et Hunis = metus orbis — ipse Atila. Propter quod bis est vocata — ut eadem civitas non Argentina, sed Strospurg vocaretur, propter viarum pluralitatem, quas in muro ejus fecerat aperiri. Bizantiam — Bisancium. Masticoniam — Masticon. Lingonensem — Lingonem. et Lugdulum Burgundiae — Burgundiam et Lugdunum. Miramammonam — Miramanionam, ſo beſtändig. scilicet Marroquiae =

Pag. 49. Mirama — idem. Sibiliae — Sibile. Marroquiam — Marrochiam. brachio Sibiliae — brachio maris, quod strictum Sibilae dicitur. Ecius — Eucius. quae absens fuerat, jungeretur, — quae fuerat adversus Soldanum destinata, remearet. in campo Belinder — in campo, quod Beuind dicitur. capellum — capillum. valde valde magna =

Pag. 50. inter Hunos ac reges occidentis, in loco memorato — inter Reges occidentis ac Atilam in campo Beuind in Cathalaunis- hujus modi — hujus mondi.

Rex Adalricus miserabiliter intercipitur — Rex maximus

nomine Adalricus, extitit interemptus. in proelio + timens Atilam propter moram. Katalaunis — Cathalaunis, ſo beſtändig. in Belinder — in loco proelii.

Pag. 51. civitatem + scilicet capitalem urbem. Britanorum — Bractanorum. Abinde + Rheno inde Colonie transpassato. Norvagios — Norvanios. Sicambriam + Pannoniae civitatem. manibus propriis = appellari + Budavara.

Pag 52. fuisset + ut eadem civitas non Budavara. eam Echulburc nominarunt — Ecilburg eam vocant, id est: urbem Atilae. Oubudam — Obudam. sicut prius = Tertia in Don fluvii littore — tertia in littore Don fluvii, i. e. Etul

Caput IV. pag 53. Incidentia = Blachis — Vlachis. Dalmatiam + occupatis rebellibus. Tragurium — Traguriam. Sebenicum — Sibinicum. Scardenam = Nonam — Novam. Senam — Sceniam. Capoistriam — Capustriam. Triestinam — Teretrinam. oppida occupans — oppida in montibus discurrens. in montanis =

Pag. 54. quamplures + rebelles. qui Hunnorum dominium et Ethelae contempserunt =

Pag. 55. Eandem etenim — Quandam enim.

Pag. 56. Realt — Bealth. Veneti siquidem sunt Trojani etc. = musis et dogmatibus — multisque dogmatibus.

Pag. 57. catholicos — filiosque baptismatis.

Pag. 58. Zoard + ex tribu Zoard. in qua Catho natus habitavit — quam sapiens Catho fundasse dicitur.

Pag. 59. Micolt — Micolth, ſo beſtändig.

Pag. 60. Wela, Kaducha et aliis — cum Bela, Kadicha et Keue. Veronensis =

Pag. 61. ex Crimildi Germaniae principissa — ex Germaniae principissa, scilicet domina Crimicheldina. natio + cum paucis Hunis. Crumbelt. — Crimhelt. inundavit + mortuo igitur Atila, tam filii sui, quam Huni inter se sunt necati.

Pag. 62. ad patris nationes ac cognatos + Manserat namque Chaba in Graecia cum Honorio annis tredecim, sed rediit in Scitiam anno uno, propter viarum discrimina et difficultatem passagiorum. Hic autem in Scitiam dum venit, uxorem ex ea non duxit, sed de Corosmenia traduxit, de consilio Bendekuz, quem sanum, sed nimis decrepitum dicitur invenisse. Ex ista quidem uxore sua genuit Edemen et Ed. Hic igitur Chaba suo admonitu redire fecit Sciticos iterum in Pannoniam. Crimildino — Crimicheldino. qui timentes bis Zatulos vocaverunt — et cum timerent occidentis nationes, in campum Chigladmezei se colligere procurarunt, ad Erdeel intraverunt, non se Hunos, sed Siculos (ſo beſtändig ſtatt Zatulos) alio nomine se vocaverunt. sunt residui + usque ad alium Hungarorum adventum in campo praefato commorantes. partem in ea bis uti perhibentur =

Pag 63. est egressa — verissime est exorta. Cum ergo Chaba bis de gente Corosmina = da es in unſerer Handſchrift ſchon früher (ad pag. 62) vorkommt. Sclavis bis serviebant — Vlachis, Graecis, advenis, Messianis, Teutonicis, Sclavis, exulibus remanentibus, qui Atilae serviebant. Zvataplug — Suetibolug, ſo beſtändig. Morot — Moroth, ſo beſtändig. princeps quidem =

Pag. 64. qui Bracta subjugando bis dominari — coepit nihilominus in Hungaria dominari, de fluvio Hung — de Erdel et fluvio

Ung. subita bis eminent — circa pontem Bani, prope Tatam, cujus oppidi adhuc patet interuptio. perveniunt — deleverunt. qui superius sunt notati = populis + quos Morothi filius dilatando adauxerat. inceperunt dominari. + Regnavit autem Atila annis XLVIII, ducatum tenuit annis V, vixit autem centum viginti quinque annis. Darauf mit rother Tinte: *Quot annis Atila regnavit atque vixit, hic pernotatur,* novus erat + Huni vero aplicuerunt fluvio Tysciae, et de Tyscia egressi, quinto anno a proelio Kezumaur, usque regimen Atilae annus fluxit unus. Mortuus est autem Atila post ingressum Hungarorum in Pannoniam anno LXXII, ab incarnatione antem domini anno quadringentesimo quadragesimo quinto, tempore imperatoris Marciani secundi et Papae Gelasii primi. Nocte autem illa qua Atila mortuus est in Sicambria (?) vidit Marcianus imperator in somnis arcum Atilae fractum, ex hoc intelligens ipsum esse mortuum, qui tunc Constantinopoli morabatur.

Digestis igitur Hunorum natalibus, proeliis felicibus et sinistris, quotiensque sua loca immutaverunt; videndum nunc est, quo tempore in Pannoniam redierunt iterato, quique redeuntium fuerint Capitanei, quantus quisque numerus armatorum, apponere in praesenti opusculo dignum duxi. Haec secunda pars Cronicae est, de secundo ingressu Hungarorum in Pannoniam, et de vita morte Regum eorundem, in dicto regno hinc inde successorum.

Anno ab incarnatione domini sexcentesimo LXXVII, a morte vero Atilae Regis Hungarorum anno centesimo quarto, tempore Constantini Imperatoris tertii, et Zachariae Papae, sicut scribit Cronica Romanorum, Hungari do Scitia secundo ingressi sunt, hoc modo: Mit rother Tinte: *De generationibus infra declaratis patent.*

Porro Eleud filius Ugek, ex filia Ennodbilia in Scitia Magor genuit filium, qui nominatur Almus ab eventu, quia matri ejus in somno innotuerat avis, quasi in forma Austuris, veniens dum esset gravida, et quod de utero ejus eggrederetur torrens, ac in terra non sua multiplicaretur; ideoque factum fuit, quod de lumbis ejus gloriosi Reges propagarentur, quia vero somnum in lingua nostra dicitur Alm, et illius ortus per somnum fuit prognosticatus, ideo ipse vocatus est Almus, qui fuit Eleud, qui fuit Ugek, qui fuit Ed, qui fuit Chaba, qui fuit Atila, qui fuit Etele (sic), qui fuit Bendekuz, qui fuit Torda, qui fuit Scemeyn vel Zemerei, qui fuit Ethei, qui fuit Opus, qui fuit Cadicha, qui fuit Berend, qui fuit Zulta, qui fuit Bulchu, qui fuit Bolug, qui fuit Zambur, und ſo weiter, wie bey Thwrocz, pars II. cap. I. mit folgenden Abweichungen: Bezter — Beztur (Cod. Vind.), Rudli — Budli vel Buldy (Cod. Vind. hat Budli), Bukem — Buken (Cod Vind.), Bondofart — Bodofart vel Bondofart. Tarkans — Farkas (Cod. Vind.), Radar — Cadar (Cod. Vind.), qui fuit Chus, qui fuit Cham, qui fuit Abae, — qui fuit Thana, qui fuit Japhet, qui fuit Noee (Cod. Vind.). Almus tandem — Almus autem. Zoltan — Zolthan, ſo beſtändig. Imperante igitur Ottone Caesare, de Svevia oriundo, in Italia et Germania, in Francia Lotarii Regis filio Lodovico ac Antonio Duro filio Theodori, anno octingentesimo octoagesimo octavo ab incarnatione

Jesu Christi, vulgariter Maghiari sive Huni, latine vero Hungari, denuo ingressi sunt Pannoniam, transeuntes nempe per regnum Bessenorum u. s. w. wie bey Thwrocz, mit folgenden Abweichungen: Rio — Kyo (Cod. Vind.), Pannoniam — Hungariam, in confinium regni Hungariae, ad terram, quae nunc Erdel vocitatur — in confinium regni Hungariae, scilicet in Erdeel, invitis gentibus memoratis, ibique terreis castris septem praeparatis, pro uxoribus et rebus suis conservandis, aliquamdiu permanserunt; quapropter Teutonici partem illam, ab illo die, Siebenburg i. e. septem castra vocaverunt. Cumque in eisdem castris permanerent; irruptionem circumquaque jacientium dominorum formidantes, deliberato communi consilio, septem capitaneos inter se praefecerunt, et in septem exercitus sunt divisi; ita ut unusquisque exercitus unum haberet capitaneum, sine centurionibus et Decanis, consveto modo positis, unus namque exercitus habebat triginta millia armatorum, sine centumviris. Ex centum itaque et octo tribubus, in secundo egressu de Scitia, ducenta et tria millia armatorum sunt egressi, familiarum numero non apposito. Fuerat autem ex istis capitaneis ditior et potentior Arpad, filius Almi, filii Eleud, filii Ugek u. s. w. wie bey Thwrocz, cap. III., mit folgenden Abweichungen: Erdeleu — Erdeel, so beständig. habitatoresque terrae agnosceret = Zwatopolug — Svetibolug, so beständig. foenilibus — similibus. terram Seon Regis Amorrhaeorum Seon Regem Amorreorum et Og Regem Basan.

Thwrocz, cap. IV. Zabolch — Zaboley (Cod. Vind. Zabolch, aber in der Folge mit unserer Handschrift Zaboley), Chak — Chaak, so beständig.

Cap V. civitatem magnam — civitatem Albam. Sarolt — Zarolth. Kulam — Kulan (Cod. Vind.), so beständig. Keam — Kean, beständig. idem Beliud haereditavit — idem Kund. Beliud haereditavit.

Cap. VI. Cand — Kund.

Cap. VII. Messianos — messarios. Zuard — Zouard.

Cap. VIII. Verbulchu — Berbulchu. Palatinum — Balatun (Chron. Bud. Balatim Cod. Vind., wenn Schwandtner anders richtig gelesen hat).

Cap. IX. Seyo — Seo. Leytha — Scytha. poenalem — talemqui quidem septem bis capitaneis istis primis — Quiquidem septem ob offensam hujusmodi Lazari sunt vocati, vel sic: qui quidem septem ob offensam hujusmodi Hethmagiar et Gyak sunt vocati, de istis itaque sic damnatis vulgus dicit, non de septem istis primis. Geycha — Geysa. paganorum — paganismis. repugnantes + quam quippe adherentes.

Cap. X. ohne Abweichung.

Cap. XI. Humburg — Houmburch. in insulam Danubii, circa Jaurinum =

Cap. XII. Wenczellinus — Vecelinus. Vazunburg — Ueyzenburch. Symigio - Simigio.

Cap. XIII. Garam — Garany (Chron. Bud. Goron, Cod. Vind.).

Cap. XIV. a Conrado de Aldenburg — unde Conradus de Altinburg.

Cap. XV. Mersae — Gersae (Chron. Bud.), Comes — Cor-

ves (Chron. Bud.), Renoldi — Rinaldi (Chron. Bud. Renaldi, Cod. Vind.).

Cap. XVI. Sthoph — Stoph. Wyd — Vid.

Cap. XVII. Generationem Ratoldi de Apulia exivisse, nullus debet dubitare. De cognatione comitis Castriae Oliverius et Ratoldus oriundi, per Regem Colomannum, filium Geychae Regis, qui Dalmatiam subjugavit, in Pannonia collocantur.

Cap XVIII. Reisla — Reysla. Nuremburg — Nurenberg.

Cap. XIX. Orlamundi — de Orlemund. Buzad Bani — Buzadbani. Hohot — Hodolth. Hoboldum — Hodolth.

Cap. XX. Meisnensi — Mysciae. Filius bis de Herford — filius fuit Mysnensis Marchionis, filius comitis Marourgi de Herfold.

Cap. XXI. Bojoth — Boyoth. dicitur = ea propter, quod exercitum Soldani de Tunisio bis zu Ende des Kapitels fehlt.

Cap. XXII. Hismahelitae — Ysmaëlitae. seu Saraceni = Turingi, Misnenses et Rhenenses = Am Ende des Kapitels setzt unser Kodex hinzu; Quorum quidem nomina mihi nota essent, tamen huic operi non apponam. Man vergl. Simon de Keza, de Nobilibus advenis, ed Vind. pag. 117.

Cap. XXIII. Zwatopolug — Suetibolug, so beständig. Carinthiam — Corinthiam, beständig. Moraviae — Meraniae (Cod. Vind.). Eberhardus — Bernhardus (Chron. Bud.) et civitates eorum destruentes =

Cap. XXIV. Lynthar (Luithar, Cod. Vind.), Francosque orientales et Burgundos — Francos orientales, i. e. Burgundos. millibus — militibus.

Cap. XXV. decimo octavo anno — decimo septimo anno. fluvio + Lili. et occidimur = cum tuba = reversi = Strasburg — Strozpurg. quae in latino dicitur Argentina = Erhardum — Ekhardum. (Echardum Cod. Vind.) saevientes — servientes, populos exterminantes — per populos externi Martis. Lombardiae — Longobardiae.

Cap. XXVI. Bulgariam — Hungariam, offenbarer Schreibfehler. Bothond — Botond, beständig. censuram — caesuram.

Cap. XXVII. Ueberschrift mit rothen Buchstaben: *De generatione Sancti Stephani, primi Regis Hungariae, post secundum ingressum de Scitia in Pannoniam, ac de vita et bellis et morte ejusdem.* Ladislaum — Ladizlaum, beständig. nongentesimo sexagesimo nono — d. c. c. c. lx. nono.

Cap. XXVIII. Zirind — Zyrind. Coron — Garany. Erdel — Erdeel. Radi — Kadi (Chron. Bud.) Miscam — Misca (Chron. Bud.).

Cap. XXIX. Ueberschrift mit rothen Buchstaben: *Coronatus (sic) Sctus Stephanus.* avuneulum — proavunculum. ultra silvam — transsilvani.

Cap. XXX. Erdéli Zoltan — Erdeeli Zolthan. Nach uteretur zwey Punkte, wodurch ganz ein anderer Sinn, als in den Ausgaben des Thwroczy, erscheint. Nach et gladio accingere mit rothen Buchstaben: *Hic sanctus Benedictus Pontifex inungat sanctum Stephanum in Regem, et Barrones (sic) accingant gladio*, darauf Raum zu einem Bildchen. Reisla — Reysla, beständig.

Cap. XXXI und *XXXII*, ohne bemerkenswerthe Abweichung.

Cap. XXXIII. propria morte — praepropera morte. paganico. — paganismo. Egruth — Egyruh (Chron. Bud. Egiruth, Cod. Vind.) Sebum — Sebus. Ladislai — Ladizlaui. Leventa — Levente. Am Ende des Kapitels mit rothen Buchstaben: *Hic mortuus est Scts. Stephanus, Rex piissimus.* Darauf Raum zu einem Bilde.

Cap. XXXIV. Der Anfang dieses Kapitels lautet in unserem Kodex wie folgt: Beatus autem Rex Stephanus sanctitate et gratia plenus, quadragesimo sexto anno regni sui, in festo Assumptionis beatae Mariae Virginis, a praesenti saeculo eripitur. Nach Amen, mit rothen Buchstaben: *Hic sepelitur scts. Rex, et fit planctus magnus.*

Cap. XXXV. Aufschrift mit rothen Buchstaben: *De saevitia, expulsione, reingressu et morte Petri Regis.* centuriones + et etiam decuriones.

Cap. XXXVI. Porro — Petro. barbarum — barbatum. Sebum — Sebus. Nach occiderunt mit rothen Buchstaben die Aufschrift: *Expulso Rege Petro de regno, Aba Rex consecratur,* dann Raum zu einem Bilde. Visce — Viske. Toyslan — Toyzlan (Cod. Vind. et Chron. Bud.). Traysama — Treysama. Tulnam — Tullinam. Gotfridus bis Marchiones = (Cod. Vind. hat diese Stelle).

Cap. XXXVII. Rabcha — Rabcha (Chron. Bud.). Chanadiensis Episcopus = phalangibus aulicorum suorum — Flandris aulicorum suorum bellicosissimis. Supronium — Sopronium. Bobuth Rabtha — Bobuch Rabcha (Chron. Bud.). Rabtha — Rabcha, beständig. Mensew — Menseu. scrobe — scoobe (Cod. Vind. et Chron. Bud.). Saar — Sarus (Chron. Bud.) ferlorum payer — ferlorun payer. Vestnempti — Vezet nemet (Chron. Bud.). Nach Sagittarii enim occiderant illos (sic), mit rothen Buchstaben: *Aba mortuo Rege, Petrus Rex plenarie regali coronae restituitur; Hungari vero veniam obtinuerunt.* Weizinburg — Veyzenburg.

Cap. XXXVIII. Aufschrift mit rothen Buchstaben: *De adventu Caesaris in Hungariam, deinde ad propria rediit.* paschali = Misca — Myske. Pomerani — Pomorani.

Cap. XXXIX. Geysa — Geycha. Endrae et Levantae — Endre et Levente. Buhna — Buha, beständig. Leventam — Levente, beständig. Chanad — Chanaad. inter Hungaros — inter renatos. Vatha — Vata, beständig. equinas pulpas — equinas pulpas i. e. crudas carnes. paganismus abolitus resummatur — traditio resummatur paganisma, penitus abolenda. in civitatem — in situatu (in Sytiaten, Cod. Vind.) Beztrius — Bestridus (Chron. Bud. Boztricus Cod. Vind.), Benetha — Beneta. Gyod — Gyogh (Chr. Bud).

Cap. XL. Kelenfeld — Keleenfeld. Venecensis — Venetensis. Beztritus — Beztricus, beständig. Murthmur — Morthmir (Chron. Bud.), in dem Folgenden zweymal Muthmis.

Cap. XLI. Aufschrift roth: *De morte Petri Regis.* Musim — Musun (Cod. Vind. Chron. Bud.). Quinque ecclesiis + in basilica. in honorem b. Petri Apostoli = secunda vice =

Cap. XLII. deposito + ritu. Vuzul — Nazul. majestatis suae — potestatis. Palatini — Balatun (Cod. Vind. Chron. Bud.). Moroth — Morouth.

Cap. XLIII. Venerat enim bis contrita est =, Cod. Vind. hat diese Stelle. Multi enim milites bis dimicabant acriter =;

auch dieſe Stelle hat Cod. Vind. Gebarth — Guebarth, beſtändig. fratrem + suum (Chron. Bud.). Bodohath — Boduch (Chron. Bud. Bodohol, Cod. Vind.) quam primitus bis sacramento = laridorum — lardomum. mille tauros ingentes = Plurimi etiam bis mortui sunt = Wertesshegie — Uezteshegie (Vérteshegyes Cod. Vind. und Chron. Bud.). Teutonici bis vocant. =

Cap XLIV. Morvam — Morua. et rupto foedere bis deberet = quinque bis Hungariam = et coronari = Simulabat bis coronaret = Dicunt alii bis Rex et dux discordaverunt. = Musum — Musun. crucem suam — villam suam (Chron. Bud.). Stirem — Serioch (Chron. Bud. Cod. Vind. Scire, edit. Brun. et August. Stircz.). Thihon — Tyhon. (Chron. Bud. Tihon, Cod. Vind.). Balaton — Balatun — sine scitu ducis Belae =

Cap. XLV. Benim — Benyn (Cod. Vind. et Chron. Bud.). omnium enim — bis antiquas exactiones =

Cap. XLVI. ritu patrum nostrorum in paganismo vivere — ritum patrum nostrorum more paganismo vivere. exterminare — exentrare. Kanisa — kytusna, (Kyrusna, Chron. Bud. Kynisna, Cod. Vind.). Schluß des Kapitels: Sepultus est autem in monasterio sancti Salvatoris, quod ipse construxerat, in loco qui dicitur Zugzard.

Cap. XLVII. cum Imperatore = Moson — Musun. Hungaria — Hungaris (Chron. Bud.). Gewr — Ghewr (Gyur, Chron. Bud.). Nocte autem secuta bis zu Ende des Kapitels: In eodem autem anno, ducibus ibidem existentibus, ecclesia horribiliter est combusta.

Cap. XLVIII. Bator =

Cap. XLIX. portae = Meses — Mezes, beſtändig (Chron. Bud.), Byhor — Byhar (Chron. Bud.), Zamus — Zomus (ſo auch Cod. Vind. und Chron. Bud.; in unſerer Handſchrift iſt aber das o von der erſten Hand in a emendirt). Debuka — Doboka (Chron. Bud. Dobuka, Cod. Vind.). Franciska — Faneiska (Cod. Vind.), Osul — Oslu, ſo beſtändig (Chron. Bud.), Ungaros — Hungaros. gravissimum — paganissimum. Ladislaus — Ladizlaus (in dem Folgenden immer Ladislaus).

Cap. L. Bisseni — Besseni, beſtändig. Bazias — Bozias (Boztias Chr. Bud. Buzias, Cod. Vind.) Zalankemen — Zalonkemen (Chron. Bud.). Nandorfeyrwar — Nandorfeyruar (Nandurfeyruar, Chron. Bud.), celocibus — celonibus. Vid — Vyd, ſo beſtändig. Saracenis — Sarracenis, beſtändig. Post haec tres Saraceni bis et in turpitudinem projecerunt. = Nicota — Nichota, beſtändig. Dumque vidisset Rex plures ad ducem, bis zu Ende des Kapitels — Cumque vidisset Rex, plures ad ducem ex illis confugisse, paucos autem ad se; plurimum indignatus est, et eos qui ad fidei manus venerant, volebat dividere in tres partes, et duas sibi tollere, tertiam vero duci, dux autem non permisit haec fieri; haec ergo fuit causa malorum et seminarium discordiae inter eos.

Cap. LI. descenderant + et ad eum confugerant. facibus — faucibus. infectus — tragefactus.

Cap. LII. Nyr — Nys, gleich darauf Nyr, in der Folge aber immer Nys. Rene — Reue (Chron. Bud.). Rex autem venit in Albam bis ad Regem confluerent, — Porro eo tempore Rex celebravit natale domini, in loco qui vocatur geminum Castellum.

Deinde venit Zalam, ubi Marhart dux Teutonicorum cum comite Vyd instigaverunt Regem; ut ducem expugnaret, lactatusque et emulsus Rex pessimo consilio Viid (sic) perfidi, movit exercitum super ducem. Dux vero venabatur in Ygfan, auditoque adventu Regis super eum, misit Ladislaum fratrem suum in Bohoemiam, qui jam ne reversus erat de Ruscia, ut rogaret ducem Ottonem sororium eorum; ut ipsis in necessitate positis auxiliaretur. Geysa vero collecto exercitu obviam egit Salamoni in Kemey, cujus principes, imo traditores, miserunt clanculo nuntios ad Regem, dicentes: quod si Rex eos in dignitatibus suis teneret et in gratiam susciperet, ipsi in bello relicto duce omnes pariter ad Regem confugerent. glaciatam = Cumque apropinquassent bis promiserant, — ac ducem auxilio suorum fraudulenter destitutum superavit, sed et de ipsis traditoribus, fugam simulantibus, vix pauci evaserunt, et utinam ex illis nullus evasisset, qui benefactorem, dominum suum, sceleratissime tradiderant. Traditores autem bis tradiderant = Chotyd — Chotoid. et Georgium Nigrum bis Lampertum = usque Vaciam — ultra Bachiam: Cumque dux Geysa — bis quemadmodum forma bellorum est = submirteum — submirtensem. et capulo gladii sui adhaeserat = Thoroyd — Chotoid (Chron. Bud.) in eis — meis. Rakus — Rakos (Chron. Bud.). Vacz — Vach (Wach Cod. Vind.). Zingota — Zyngotha (Cod. Vind.). Moniorod — Monyorod, beſtändig (Chron. Bud. Monorod, Cod. Vind.). salinariis — salmariis (Cod. Vind. Chron. Bud. ed. Brun.). Vid bis fugient = cumque Ladislaus bis sive mori = signum — sinum. agmina super agmina — labia super agmina. sauciata = Zigetfen — Zigethfeu (Chron. Bud. Zygetfeu. Cod. Vind.). Moson — Musun. Semtepolug — Zuetepolug. Dux Bohoemorum — dux Sclavorum. Cumque Ladislaus perambularet, bis terra satiet. = Cumque Salamon bis uxor ejus retinuit = Moson — Musun. reliquerat + ob quam causam victus in proelio, ob timorem ducum ibi se recepit (Cod. Vind. et Chron. Bud.).

Cap. LIII. de Pesth — in Pesth. Bisseni — Besseni, beſtändig. Moson — de Musun. Rex autem Salamon bis conflictus proeliantum = fluit = Fercen — Ferteu (Cod. Vind. et Chron. Bud.). Zultan — Zolta. Victis itaque Bissenis bis zu Ende des Kapitels = der Cod. Vind. hat dieſe Stelle.

Cap. LIV. Moson — Musun. Rex autem Salamon bis tibi vendices = in Danubio + et alia necessaria copiose. Sempte — Semte. praesagiret =

Cap. LV. ducatumque dedit fratri suo Ladislas = castrum = milites vero Salamonis bis timere coeperunt — ducali libertati bis permittebat — regali liberalitate et sua benignitate largissima refovebantur et ad dominum suum libere ire permittebantur Zugzard — Zukzard. In primo etiam anno bis zu Ende des Kapitels =

Cap. LVI. populo primum = Laus — laos (Cod. Vind. et Chron. Bud.). dasys — doys (Chron. Bud.) et quamvis bis ducatum haberet = Zolomerus — Zoromerus, beſtändig. Eodem bis fulgure = Wyssegrad — Uisegrad. Erat autem bis ei condolebat = Kutesk — Cutesk, beſtändig. Ung et Borsua — Hung et Borsoa. asturis — austuris. ob memoriam bis obtinuerat = Cum enim vidissent Cuni bis qui eos interficiebant = nam revera de-

lituit visio + Quadam vice veste monachali, duobus solum contentus famulis Albam Regalem venit, ibique de manu Ladizlai elemosynam accepit, quem cum Ladizlaus vidisset, timuit eum, et diligenter requiri faciens, potuerunt eum invenire nullo modo. Visus est etiam semel in Hungaria u. s. w. wie bey Thwrocz. Am Rande eine viel jüngere Hand: Sepultus est in Lepoglawa claustro Heremitarum, ibi enim de marmore sculptum monumentum habet.

Cap. LVII, LVIII und *LIV, LX* bis *LXVI*, in unserem Kodex in folgender kürzeren Gestalt:

At Rex Ladislaus in anteriora semper se extendens, et de virtute in virtutem proficiscens, quasi virgula fumi, ascendens ex aromatibus myrhae et thuris et universi pulveris pigmentarii, qui non solum in Hungariam, sed et in universa regna Christianitatis respersit odorem svavitatis, unde mortuo Romanorum Imperatore, duces et tetrarchae Teutonicorum, cunctique barones et optimates rogaverunt eum, ut susciperet imperium. Quia vero ipse non sua, sed quae Jesu Christi sunt, quaerebat, illud divinum oraculum mente sedula revolvebat: Non transgrediaris terminos antiquos, quos posuerunt patres tui, matrimonii enim copula dissolutus, acceptabile munus continentiae Deo dedicans, in peregrinatione proficisci Jerosolimam disponebat, sed in brevi expeditione contra Bohoemos existente, aegritudine correptus, felix propositum non potuit adimplere. Forte divina gratia tam pretiosùm aurum spiritali de regno Hungariae noluit elongari. Regnavit autem decem et novem annis et mensibus tribus ac diebus tribus, migravit autem ad dominum; anno domini millesimo nonagesimo quinto, quarto Kald. Augusti, cujus sacratissimum corpus in suo monasterio Varadini devotissime veneratur.

Post ipsum autem regnavit Colomanus, filius Regis Geysae. Ipse enim Belam, filium Almus ducis, filii Lamperti ducis, filii Belae Regis, dicti Benin, adhuc infantem, de quorundam consilio, extractum de matris gremio, excaecavit, sed quia ipsi consanguinitate attinebat, ideo ipsum non interfecit, sed privavit lumine, ut non sit dignus portare coronam Sancti Regis. Iste Colomanus Episcopus fuit Varadiensis, sed quia fratres, quos habebat, morte sunt praeventi, ideo summo Pontifice cum eo disponente, regnare compellitur, qui ab Hungaris Kunues Kalman appellatur, eo quod libros habebat, in quibus horas canonicas ut Episcopus persolvebat. Iste Dalmatiae regnum, occiso suo Rege Petro nominato in montibus Petergazia, Hungariae adjunxit. Galeas quoque Venetorum solidans et allocans pecunia maxima, exercitum copiosum in Apuliam destinavit, qui Apulia spoliata, per tres menses in ea permansit, ubi etiam milites exercitus Monopolim et Brundusium civitates expugnantes, Venetis ad tenendum pro utilitate Regis Colomani reliquerunt, ipsi autem ad Hungariam exinde sunt reversi, quae quidem civitates per galiotas Pisanorum, missas per Caesarem, expulsis Venetis sunt rehabitae. Regnavit autem Rex Colomanus annis decem et octo, mensibus sex et diebus quinque, migravit ex hoc saeculo anno domini millesimo centesimo decimo quarto, tertio nonas Februarii, feria tertia, cujus corpus Albae quiescit.

Cui successit Stephanus filius ejus, qui regnavit annis decem et octo, mensibus sex et diebus quinque, migravit autem ad dominum anno domini millesimo centesimo tricesimo primo, cujus corpus Varadini quiescit.

Post ipsum vero regnavit Bela caecus. Impletum est in ipso illud propheticum: »dominus solvit compeditos, dominus illuminat caecos,« et iterum: »Inite consilium, et dissipabitur, loquimini verbum et non fiet.« Crevit autem puer caecus regnante Stephano filio Colomani Regis, et mortuo ipso coronatur quarto Kald. Maji, feria tertia, et genuit quatuor filios: Geysam, Ladislaum, Stephanum et Almus. Quo regnante Regina habito consilio Regis et Baronum fidelium, fecit congregationem generalem in regno, juxta Arad. Illa igitur die dictae congregationis, dum Rex sedisset super solium regni sui, venit Regina cum filiis suis, et sedit circa Regem. Dixit autem ad populum universum: omnes fideles nobiles, senes et juvenes, divites ac pauperes, dicite, cum unicuique vestrum Deus visionem dederit naturalem; volo audire cur dominus vester Rex oculis sit privatus, et quorum consilio hoc sit actum, mihi modo propalate, et eos fideliter in hoc loco judicantes, nobis de eis finem date. Ecce enim Deus Regi vestro pro duobus oculis dedit quatuor. Facta igitur hac voce, omnis populus irruit super illos Barones, quorum consilio Rex fuerát obcaecatus, et quosdam ex ipsis ligaverunt, quosdam vero detruncaverunt, sexaginta autem et octo prophanos ibidem crudeliter occiderunt, et omnes successores eorum, tam viri quam mulieres, eadem die sunt registrati. Insuper omnis illorum possessio ecclesiis cathedralibus est divisa, et sic omnes villae conditionales, donationes Regum nominantur. Regnavit autem ipse Bela caecus annis novem, mensibus undecim et diebus duodecim, et fuit pius Rex, migravit autem ad dominum anno domini millesimo centesimo quadragesimo primo ydus Februarii feria quinta, cujus corpus Albae quiescit. Regnavit autem post eum Geysa filius ejus, qui coronatus est quarto Kld. Martii in dominica invocavit me, transactis duobus diebus post mortem patris. Regnavit autem annis viginti, mensibus tribus et diebus undecim, et genuit quatuor filios, scilicet: Stephanum et Belam, Arpad atque Geysam. Migravit autem ad dominum anno domini millesimo centesimo sexagesimo primo, pridem (sic) Kld. Junii, feria quinta, cujus corpus Albae quiescit.

Cap. LXVII. Kalendis — IX Kld. (Chron. Bud.).

Cap. LXVIII. mensibus quinque + et diebus quinque (Chron. Bud.). Idus — tertio ydus (Cod. Vind. Chron. Bud. ed Brim. et Aug.) filius Geysae + sine haerede.

Cap. LXIX. in diebus — ydibus (Chron. Bud.), Kalendis — IX. Kld. (Chron. Bud.).

Cap. LXX. copulatur + et genuit filium nomine Ladizlaum.

Cap. LXXI. diebus quinque — diebus duobus (Chron. Bud.).

Caput LXXII. Pelis — Pelys (Chron. Bud.).

Cap. LXXIII. X = cap. — caput extrav. Erga — Ega (Cod. Vind. et Chron. Bud.), cujus corpus bis requiescit — cujus corpus Varadini ad pedes S. Ladislai requiescit. Cujus corpus in monasterio de Egrus feliciter requiescit. Am Rande von einer jüngeren Hand: Sic in alio libro.

Cap. LXXIV. XXV annis — XXXV annis, et genuerat duos filios, scilicet Stephanum et Belam, qui bonus appellatur. Anno domini bis regnante — Tempore autem istius Belae, anno a nativitate domini m. c. c XL. i. Seo — Sayo (Chron. Bud.).

Cap. LXXV. et in exercitibus — sed in exercitibus.

Cap. LXXVI. septuagesimo quinto, nonis — septuagesimo, quinto nonas. regnavit honestas + hic obiit Bela populi dux atque medela.

Cap. LXXVII. septuagesimo + primo. Brandenburgensibus — Banburgensibus. Rapcha — Rabcha (Chron. Bud.), praeterea Budam — postea Bodun (Chron. Bud.).

Cap. LXXVIII. septuagesimo sexto — septuagesimo tertio. qui Imperatore adjuvante — qui Rex Ladislaus, anno domini millesimo ducentesimo septuagesimo sexto, Imperatore adjuvante.

Cap. LXXIX. Ayduam — Eduam. Cupchek — Chupchech.

Cap. LXXX. ohne bemerkenswerthe Abweichung.

Cap. LXXXI. Kereszeg — Kyriszug. adhaeserat + et specialiter u. s. w. wie im Chron. Bud. interfectus + in quo Rege u. s. w. wie im Chron. Bud. inferius ostendent = impundebant + idemque Rex Ladislaus, sepultus esse dicitur Chanadini.

Cap. LXXXII. regni + Ugrinus. ac Ugemus filius Poch de Wylak =

Cap. LXXXIII. Martellum — Marcellum, beständig. contra bis Carolo = Felicis + et Pincis (Cod. Vind. et Chron. Bud.).

Cap. LXXXIV. Thauarnicorum — Tavernicorum. Godin — Godyn (Chron. Bud.).

Cap. LXXXV. judicem Budensem + et quosdam alios capiens (Chron. Bud.).

Cap. LXXXVI. archiepiscopus + et episcopus. regente + Budensem civitatem.

Cap. LXXXVII. Erdeln — Erdeel (Chron. Bud.). Bele — Beke (Cod. Vind. Chron. Bud.).

Cap. LXXXVIII. praedatores — proditores. Martunhermam — Marcum Hermam.

Cap. LXXXIX. singularem — generalem. quinque — quindecim (Chron. Bud.).

Cap. XC. Sarub — Sarus (Cod. Vind. Chron. Bud.). Scepes — Scepusienses. Harnad — Harnald (Chron. Bud.). Kakas — Kokos (Cod. Vind. Chron. Bud.). Bageri — Bagen (Chron. Bud.). Gurke — Gyurke (Chron. Bud.), so beständig. Bereg — Beregh. Aba — Abba.

Cap. XCI. decimo quinto — decimo septimo (Chron. Bud). stabilire + eodem anno Rex habuit de concubina sua quam acceperat de magna insula Danubii, filium, quem appellavit Colomanum *).

Cap. XCII. mortuus est + eodem anno quo natus est.

Cap. XCIII. Lippa — Lyppa. minorum — et positum est fundamentum in festo translationis beati Francisci.

Cap. XCIV. Regi — Reginae.

---

*) Man vergleiche das Chronicon sub Carolo Roberto confectum bey Pray Hierarchia II. p. 172 — 173, und Heinrich von Mugeln bey Rovachich Sammlung, S. 43.

Cap. XCV. ohne Abweichung.

Cap. XCVI. filius ejus + et in Alba terrae gremio commendatur. feria quarta — feria tertia (Chron. Bud.) sanctissimae Reginae — piissimae Reginae. Gyrola de Renesich — Gule de Reuesich (Chron. Bud.), per ostia — postea. Sebe — Zeba (Chron. Bud.). Kopay — Kope. Bechey — Beche.

Cap. XCVII. Zenrim — Zeurim, beſtändig (Cod. Vind. Chron. Bud.). ad inductionem Thomae bis Ancha — ad inductionem Dionysii fili Nicolai filii Joanka. in sequenti + feria secunda u. ſ. w., wie Chron. Bud. Posega — Posoga. Saruh — Sarus. Wlachi — Ulachi, beſtändig. Deseo — Desev.

Cap. XCVIII. duobus annis — tribus annis.

Cap XCIX. thenniis — anteniis. velata facie — non velata facie. notulis — nodulis. Zu Ende des Kapitels: Supreme Rex Christe u. ſ. w., wie im Chron. Bud. und edit. Brun.

Thwrocz, pars III. cap. I. Sane bis praecedente — Mortus tumulatoque domino Karolo Rege Hungariae, dux Lodouicus filius ejus, sequenti die dominico proximo, in urbe Albae Regalis, de Magnatum, procerum, baronum, militum ac communitatis nobilium Regni Hungariae, voluntate et favore praecedente, praesentibus u. ſ. w., wie im Chron. Bud.

Cap. II. ohne bemerkenswerthe Abweichung.

Cap. III. suum dominum ac sanctam coronam — suum dominium sub sancta corona.

Cap. IV. Wissegrad — Vysegrad, beſtändig. Dominus bis electus = Bohoemiam — Bohoemorum (Chron. Bud.).

Hierauf folgt ein ganz unbekanntes Fragment einer gleichzeitigen Geſchichte König Ludwigs des Großen von 1345—1355, das wir im nächſten Bande liefern werden.

An Account of the American Baptist Mission to the Burman Empire; in a Series of Letters addressed to a Gentleman in London. By Ann. H. Judson. London. 8. 1825.

(Aus einer Beurtheilung im Quarterly Review Nro. LXV. Dec. 1825, im Auszuge übertragen von F. M. W.)

Vorſtehende kleine Schrift iſt aus den Tagebüchern und Briefen eines frommgläubigen, verheiratheten und unterrichteten Ehepaares, Hrn. und Mrs. Judson, gezogen, welche in der Absicht, die Verbreitung des Christenthums nach Kräften fördern zu helfen, ihr Vaterland in Nordamerika verließen, und ſich als Missionare nach dem burmanischen Reiche in der peninsularischen Halbinsel begaben. Mrs. Judson hatte nach einem mehrjährigen, in Gesellſchaft ihres Gatten angetretenen Aufenthalte in der englischen Insel von den Engländern heimgeführt Gesellſchaft Kenntniß am Irrwahne in verirrten Gesinnungsverhältnissen nach Amerika zurück. Die von ihr auf dem erwähnten Wege abgefaßte Schrift beschäftigt ſich zwar hauptsächlich mit den die Mission betreffenden Verhältnissen, enthält aber auch mannigfache lehrreiche und anziehende Beobachtungen und Schilderungen des burmanischen Landes und Volkslebens.

Wenn wir uns in die Analyse der Schrift selbſt einlaſſen, müssen

auch dieſe Stelle hat Cod. Vind. Gebarth — Guebarth, beſtändig. fratrem + suum (Chron. Bud.). Bodohath — Boduch (Chron. Bud. Bodohol, Cod. Vind.) quam primitus bis sacramento = laridorum — lardomum. mille tauros ingentes = Plurimi etiam bis mortui sunt = Wertesshegie — Uezteshegue (Vérteshegyes Cod. Vind. und Chron. Bud.). Teutonici bis vocant. =

Cap. XLIV. Morvam — Morua. et rupto foedere bis deberet = quinque bis Hungariam = et coronari = Simulabat bis coronaret = Dicunt alii bis Rex et dux discordaverunt. = Musum — Musun. crucem suam — villam suam (Chron. Bud.). Stirem — Scrioch (Chron. Bud. Cod. Vind. Scire, edit. Brun. et August. Stircz.). Thihon — Tyhon. (Chron. Bud. Tihon, Cod. Vind.). Balaton — Balatun — sine scitu ducis Belae =

Cap. XLV. Benim — Benyn (Cod. Vind. et Chron. Bud.). omnium enim — bis antiquas exactiones =

Cap. XLVI. ritu patrum nostrorum in paganismo vivere — ritum patrum nostrorum more paganismo vivere. exterminare — exentrare. Kanisa — kytusna, (Kyrusna, Chron. Bud. Kynisna, Cod. Vind.). Schluß des Kapitels: Sepultus est autem in monasterio sancti Salvatoris, quod ipse construxerat, in loco qui dicitur Zugzard.

Cap. XLVII. cum Imperatore = Moson — Musun. Hungaria — Hungaris (Chron. Bud.). Gewr — Ghewr (Gyur, Chron. Bud.). Nocte autem secuta bis zu Ende des Kapitels: In eodem autem anno, ducibus ibidem existentibus, ecclesia horribiliter est combusta.

Cap. XLVIII. Bator =

Cap. XLIX. portae = Meses — Mezes, beſtändig (Chron. Bud.), Byhor — Byhar (Chron. Bud.), Zamus — Zomus (ſo auch Cod. Vind. und Chron. Bud.; in unſerer Handſchrift iſt aber das o von der erſten Hand in a emendirt). Debuka — Doboka (Chron. Bud. Dobuka, Cod. Vind.). Franciska — Faneiska (Cod. Vind.), Osul — Oslu, ſo beſtändig (Chron. Bud.), Ungaros — Hungaros. gravissimum — paganissimum. Ladislaus — Ladizlaus (in dem Folgenden immer Ladislaus).

Cap. L. Bisseni — Besseni, beſtändig. Bazias — Bozias (Boztias Chr. Bud., Buzias, Cod. Vind.) Zalankemen — Zalonkemen (Chron. Bud.). Nandorfeyrwar — Nandorfeyruar (Nandurfeyruar, Chron. Bud.), celocibus — celonibus. Vid — Vyd, ſo beſtändig. Saracenis — Sarracenis, beſtändig. Post haec tres Saraceni bis et in turpitudinem projecerunt. = Nicota — Nichota, beſtändig. Dumque vidisset Rex plures ad ducem, bis zu Ende des Kapitels — Cumque vidisset Rex, plures ad ducem ex illis confugisse, paucos autem ad se; plurimum indignatus est, et eos qui ad fidei manus venerant, volebat dividere in tres partes, et duas sibi tollere, tertiam vero duci, dux autem non permisit haec fieri; haec ergo fuit causa malorum et seminarium discordiae inter eos.

Cap. LI. descenderant + et ad eum confugerant. facibus — faucibus. infectus — tragefactus.

Cap. LII. Nyr — Nys, gleich darauf Nyr, in der Folge aber immer Nys. Kene — Keue (Chron. Bud.). Rex autem venit in Albam bis ad Regem confluerent, — Porro eo tempore Rex celebravit natale domini, in loco qui vocatur geminum Castellum.

Deinde venit Zalam, ubi Marhart dux Teutonicorum cum comite Vyd instigaverunt Regem; ut ducem expugnaret, lactatusque et emulsus Rex pessimo consilio Viid (sic) perfidi, movit exercitum super ducem. Dux vero venabatur in Ygfan, auditoque adventu Regis super eum, misit Ladislaum fratrem suum in Bohoemiam, qui jam ne reversus erat de Ruscia, ut rogaret ducem Ottonem sororium eorum; ut ipsis in necessitate positis auxiliaretur. Geysa vero collecto exercitu obviam egit Salamoni in Kemey, cujus principes, imo traditores, miserunt clanculo nuntios ad Regem, dicentes: quod si Rex eos in dignitatibus suis teneret et in gratiam susciperet, ipsi in bello relicto duce omnes pariter ad Regem confugerent. glaciatam = Cumque apropinquassent bis promiserant, — ac ducem auxilio suorum fraudulenter destitutum superavit, sed et de ipsis traditoribus, fugam simulantibus, vix pauci evaserunt, et utinam ex illis nullus evasisset, qui benefactorem, dominum suum, sceleratissime tradiderant. Traditores autem bis tradiderant = Chotyd — Chotoid. et Georgium Nigrum bis Lampertum = usque Vaciam — ultra Bachiam: Cumque dux Geysa — bis quemadmodum forma bellorum est = submirteum — submirtensem. et capulo gladii sui adhaeserat = Thoroyd — Chotoid (Chron. Bud.) in eis — meis. Rakus — Rakos (Chron. Bud.). Vacz — Vach (Wach Cod. Vind.). Zingota — Zyngotha (Cod. Vind.). Moniorod — Monyorod, beſtändig (Chron. Bud. Monorod, Cod. Vind.). salinariis — salmariis (Cod. Vind. Chron. Bud. ed. Brun.). Vid bis fugient = cumque Ladislaus bis sive mori = signum — sinum. agmina super agmina — labia super agmina. sauciata = Zigetfen — Zigethfeu (Chron. Bud. Zygetfeu. Cod. Vind.). Moson — Musun. Semtepolug — Zuetepolug. Dux Bohoemorum — dux Sclavorum. Cumque Ladislaus perambularet, bis terra satiet. = Cumque Salamon bis uxor ejus retinuit = Moson — Musun. reliquerat + ob quam causam victus in proelio, ob timorem ducum ibi se recepit (Cod. Vind. et Chron. Bud.).

Cap. LIII. de Pesth — in Pesth. Bisseni — Besseni, beſtändig. Moson — de Musun. Rex autem Salamon bis conflictus proeliantum = fluit = Fercen — Ferteu (Cod. Vind. et Chron. Bud.). Zultan — Zolta. Victis itaque Bissenis bis zu Ende des Kapitels = der Cod. Vind. hat dieſe Stelle.

Cap. LIV. Moson — Musun. Rex autem Salamon bis tibi vendices = in Danubio + et alia necessaria copiose. Sempte — Semte. praesagiret =

Cap. LV. ducatumque dedit fratri suo Ladislas = castrum = milites vero Salamonis bis timere coeperunt — ducali libertati bis permittebat — regali liberalitate et sua benignitate largissima refovebantur et ad dominum suum libere ire permittebantur Zugzard — Zukzard. In primo etiam anno bis zu Ende des Kapitels =

Cap. LVI. populo primum = Laus — laos (Cod. Vind. et Chron. Bud.). dasys — doys (Chron. Bud.) et quamvis bis ducatum haberet = Zolomerus — Zoromerus, beſtändig. Eodem bis fulgure = Wyssegrad — Uisegrad. Erat autem bis ei condolebat = Kutesk — Cutesk, beſtändig. Ung et Borsua — Hung et Borsoa. asturis — austuris. ob memoriam bis obtinuerat = Cum enim vidissent Cuni bis qui eos interficiebant = nam revera de-

lituit visio + Quadam vice veste monachali, duobus solum contentus famulis Albam Regalem venit, ibique de manu Ladizlai elemosynam accepit, quem cum Ladizlaus vidisset, timuit eum, et diligenter requiri faciens, potuerunt eum invenire nullo modo. Visus est etiam semel in Hungaria u. s. w. wie bey Thwrocz. Am Rande eine viel jüngere Hand: Sepultus est in Lepoglawa claustro Heremitarum, ibi enim de marmore sculptum monumentum habet.

Cap. LVII, LVIII und *LIV, LX* bis *LXVI*, in unserem Kodex in folgender kürzeren Gestalt:

At Rex Ladislaus in anteriora semper se extendens, et de virtute in virtutem proficiscens, quasi virgula fumi, ascendens ex aromatibus myrhae et thuris et universi pulveris pigmentarii, qui non solum in Hungariam, sed et in universa regna Christianitatis respersit odorem svavitatis, unde mortuo Romanorum Imperatore, duces et tetrarchae Teutonicorum, cunctique barones et optimates rogaverunt eum, ut susciperet imperium. Quia vero ipse non sua, sed quae Jesu Christi sunt, quaerebat, illud divinum oraculum mente sedula revolvebat: Non transgrediaris terminos antiquos, quos posuerunt patres tui, matrimonii enim copula dissolutus, acceptabile munus continentiae Deo dedicans, in peregrinatione proficisci Jerosolimam disponebat, sed in brevi expeditione contra Bohoemos existente, aegritudine correptus, felix propositum non potuit adimplere. Forte divina gratia tam pretiosum aurum spiritali de regno Hungariae noluit elongari. Regnavit autem decem et novem annis et mensibus tribus ac diebus tribus, migravit autem ad dominum; anno domini millesimo nonagesimo quinto, quarto Kald. Augusti, cujus sacratissimum corpus in suo monasterio Varadini devotissime veneratur.

Post ipsum autem regnavit Colomanus, filius Regis Geysae. Ipse enim Belam, filium Almus ducis, filii Lamperti ducis, filii Belae Regis, dicti Benin, adhuc infantem, de quorundam consilio, extractum de matris gremio, excaecavit, sed quia ipsi consanguinitate attinebat, ideo ipsum non interfecit, sed privavit lumine, ut non sit dignus portare coronam Sancti Regis. Iste Colomanus Episcopus fuit Varadiensis, sed quia fratres, quos habebat, morte sunt praeventi, ideo summo Pontifice cum eo disponente, regnare compellitur, qui ab Hungaris Kunues Kalman appellatur, eo quod libros habebat, in quibus horas canonicas ut Episcopus persolvebat. Iste Dalmatiae regnum, occiso suo Rege Petro nominato in montibus Petergazia, Hungariae adjunxit. Galeas quoque Venetorum solidans et allocans pecunia maxima, exercitum copiosum in Apuliam destinavit, qui Apulia spolinta, per tres menses in ea permansit, ubi etiam milites exercitus Monopolim et Brundusium civitates expugnantes, Venetis ad tenendum pro utilitate Regis Colomani reliquerunt, ipsi autem ad Hungariam exinde sunt reversi, quae quidem civitates per galiotas Pisanorum, missas per Caesarem, expulsis Venetis sunt rehabitae. Regnavit autem Rex Colomanus annis decem et octo, mensibus sex et diebus quinque, migravit ex hoc saeculo anno domini millesimo centesimo decimo quarto, tertio nonas Februarii, feria tertia, cujus corpus Albae quiescit.

Cui successit Stephanus filius ejus, qui regnavit annis decem et octo, mensibus sex et diebus quinque, migravit autem ad dominum anno domini millesimo centesimo tricesimo primo, cujus corpus Varadini quiescit.

Post ipsum vero regnavit Bela caecus. Impletum est in ipso illud propheticum: »dominus solvit compeditos, dominus illuminat caecos,« et iterum: »Inite consilium, et dissipabitur, loquimini verbum et non fiet.« Crevit autem puer caecus regnante Stephano filio Colomani Regis, et mortuo ipso coronatur quarto Kald. Maji, feria tertia, et genuit quatuor filios: Geysam, Ladislaum, Stephanum et Almus. Quo regnante Regina habito consilio Regis et Baronum fidelium, fecit congregationem generalem in regno, juxta Arad. Illa igitur die dictae congregationis, dum Rex sedisset super solium regni sui, venit Regina cum filiis suis, et sedit circa Regem. Dixit autem ad populum universum: omnes fideles nobiles, senes et juvenes, divites ac pauperes, dicite, cum unicuique vestrum Deus visionem dederit naturalem; volo audire cur dominus vester Rex oculis sit privatus, et quorum consilio hoc sit actum, mihi modo propalate, et eos fideliter in hoc loco judicantes, nobis de eis finem date. Ecce enim Deus Regi vestro pro duobus oculis dedit quatuor. Facta igitur hac voce, omnis populus irruit super illos Barones, quorum consilio Rex fuerát obcaecatus, et quosdam ex ipsis ligaverunt, quosdam vero detruncaverunt, sexaginta autem et octo prophanos ibidem crudeliter occiderunt, et omnes successores eorum, tam viri quam mulieres, eadem die sunt registrati. Insuper omnis illorum possessio ecclesiis cathedralibus est divisa, et sic omnes villae conditionales, donationes Regum nominantur. Regnavit autem ipse Bela caecus annis novem, mensibus undecim et diebus duodecim, et fuit pius Rex, migravit autem ad dominum anno domini millesimo centesimo quadragesimo primo ydus Februarii feria quinta, cujus corpus Albae quiescit. Regnavit autem post eum Geysa filius ejus, qui coronatus est quarto Kld. Martii in dominica invocavit me, transactis duobus diebus post mortem patris. Regnavit autem annis viginti, mensibus tribus et diebus undecim, et genuit quatuor filios, scilicet: Stephanum et Belam, Arpad atque Geysam. Migravit autem ad dominum anno domini millesimo centesimo sexagesimo primo, pridem (sic) Kld. Junii, feria quinta, cujus corpus Albae quiescit.

Cap. LXVII. Kalendis — IX Kld. (Chron. Bud.).

Cap. LXVIII. mensibus quinque + et diebus quinque (Chron. Bud.). Idus — tertio ydus (Cod. Vind. Chron. Bud. ed Brim. et Aug.) filius Geysae + sine haerede.

Cap. LXIX. in diebus — ydibus (Chron. Bud.), Kalendis — IX. Kld. (Chron. Bud.).

Cap. LXX. copulatur + et genuit filium nomine Ladizlaum.

Cap. LXXI. diebus quinque — diebus duobus (Chron. Bud.).

Caput LXXII. Pelis — Pelys (Chron. Bud.).

Cap. LXXIII. X = cap. — caput extrav. Erga — Ega (Cod. Vind. et Chron. Bud.), cujus corpus bis requiescit — cujus corpus Varadini ad pedes S. Ladislai requiescit. Cujus corpus in monasterio de Egrus feliciter requiescit. Am Rande von einer jüngeren Hand: Sic in alio libro.

Cap. LXXIV. XXV annis — XXXV annis, et genuerat duos filios, scilicet Stephanum et Belam, qui bonus appellatur. Anno domini bis regnante — Tempore autem istius Belae, anno a nativitate domini m. c. c XL. i. Seo — Sayo (Chron. Bud.).

Cap. LXXV. et in exercitibus — sed in exercitibus.

Cap. LXXVI. septuagesimo quinto, nonis — septuagesimo, quinto nonas. regnavit honestas + hic obiit Bela populi dux atque medela.

Cap. LXXVII. septuagesimo + primo. Brandenburgensibus — Banburgensibus. Rapcha — Rabcha (Chron. Bud.), praeterea Budam — postea Bodun (Chron. Bud.).

Cap. LXXVIII. septuagesimo sexto — septuagesimo tertio. qui Imperatore adjuvante — qui Rex Ladislaus, anno domini millesimo ducentesimo septuagesimo sexto, Imperatore adjuvante.

Cap. LXXIX. Ayduam — Eduam. Cupchck — Chupcheeb.

Cap. LXXX. ohne bemerkenswerthe Abweichung.

Cap. LXXXI. Kereszeg — Kyriszug. adhaeserat + et specialiter u. s. w. wie im Chron. Bud. interfectus + in quo Rege u. s. w. wie im Chron. Bud. inferius ostendent = impundebant + idemque Rex Ladislaus, sepultus esse dicitur Chanadini.

Cap. LXXXII. regni + Ugrinus. ac Ugemus filius Poch de Wylak =

Cap. LXXXIII. Martellum — Marcellum, beständig. contra bis Carolo = Felicis + et Pincis (Cod. Vind. et Chron. Bud.).

Cap. LXXXIV. Thauarnicorum — Tavernicorum. Godin — Godyn (Chron. Bud.).

Cap. LXXXV. judicem Budensem + et quosdam alios capiens (Chron. Bud.).

Cap. LXXXVI. archiepiscopus + et episcopus. regente + Budensem civitatem.

Cap. LXXXVII. Erdeln — Erdeel (Chron. Bud.). Bele — Beke (Cod. Vind. Chron. Bud.).

Cap. LXXXVIII. praedatores — proditores. Martunhermam — Marcum Hermam.

Cap. LXXXIX. singularem — generalem. quinque — quindecim (Chron. Bud.).

Cap. XC. Sarub — Sarus (Cod. Vind. Chron. Bud.). Seepes — Seepusienses. Harnad — Harnald (Chron. Bud.). Kakas — Kokos (Cod. Vind. Chron. Bud.). Bageri — Bagen (Chron. Bud.). Gurke — Gyurke (Chron. Bud.), so beständig. Bereg — Beregh. Aba — Abba.

Cap. XCI. decimo quinto — decimo septimo (Chron. Bud). stabilire + eodem anno Rex habuit de concubina sua quam acceperat de magna insula Danubii, filium, quem appellavit Colomanum *).

Cap. XCII. mortuus est + eodem anno quo natus est.

Cap. XCIII. Lippa — Lyppa. minorum — et positum est fundamentum in festo translationis beati Francisci.

Cap. XCIV. Regi — Reginae.

---

*) Man vergleiche das Chronicon sub Carolo Roberto confectum bey Pray Hierarchia II. p. 172 — 178, und Heinrich von Mugeln bey Kovachich Sammlung, S. 43.

Cap. XCV. ohne Abweichung.

Cap. XCVI. filius ejus + et in Alba terrae gremio commendatur. feria quarta — feria tertia (Chron. Bud.) sanctissimae Reginae — piissimae Reginae. Gyrola de Kenesich — Gule de Keucsich (Chron. Bud.), per ostia — postea. Sebe — Zeba (Chron. Bud.). Kopay — Kope. Bechey — Beche.

Cap. XCVII. Zenrim — Zeurim, beſtändig (Cod. Vind. Chron. Bud.). ad inductionem Thomae bis Ancha — ad inductionem Dionysii fili Nicolai filii Joanka. in sequenti + feria secunda u. ſ. w., wie Chron. Bud. Posega — Posoga. Saruh — Sarus. Wlachi — Ulachi, beſtändig. Deseo — Desev.

Cap. XCVIII. duobus annis — tribus annis.

Cap XCIX. thenniis — anteniis. velata facie — non velata facie. notulis — nodulis. Zu Ende des Kapitels: Supreme Rex Christe u. ſ. w., wie im Chron. Bud. und edit. Brun.

Thwrocz, pars III. cap. I. Sane bis praecedente — Mortus tumulatoque domino Karolo Rege Hungariae, dux Lodouicus filius ejus, sequenti die dominico proximo, in urbe Albae Regalis, de Magnatum, procerum, baronum, militum ac communitatis nobilium Regni Hungariae, voluntate et favore praecedente, praesentibus u. ſ. w., wie im Chron. Bud.

Cap. II. ohne bemerkenswerthe Abweichung.

Cap. III. suum dominum ac sanctam coronam — suum dominium sub sancta corona.

Cap. IV. Wissegrad — Vysegrad, beſtändig. Dominus bis electus = Bohoemiam — Bohoemorum (Chron. Bud.).

Hierauf folgt ein ganz unbekanntes Fragment einer gleichzeitigen Geſchichte König Ludwigs des Großen von 1345—1355, das wir im nächſten Bande liefern werden.

An Account of the American Baptist Mission to the Burman Empire; in a Series of Letters addressed to a Gentleman in London. By Ann. H. Judson. London. 8. 1825.

(Aus einer Beurtheilung im Quarterly Review Nro. LXV. Dec. 1825, im Auszuge übertragen von F. M. W.)

Vorſtehende kleine Schrift iſt aus den Tagebüchern und Briefen eines frommgeſinnten, verſtändigen und unterrichteten Ehepaares, Hrn. und Mrs. Judſon, gezogen, welche in der Abſicht, die Verbreitung des Chriſtenthums nach Kräften fördern zu helfen, ihr Vaterland in Nordamerika verließen, und ſich als Miſſionäre nach dem birmaniſchen Reiche in der jenſeitigen oſtindiſchen Halbinſel begaben. Mrs. Judſon kehrte nach einem mehrjährigen, in Geſellſchaft ihres Gatten zugebrachten Aufenthalte in der wichtigen (nun von den Engländern beſetzten) Handelsſtadt Ranguhn am Irawaddy in zerrütteten Geſundheitsumſtänden nach Amerika zurück. Die von ihr auf oben erwähnte Weiſe abgefaßte Schrift beſchäftigt ſich zwar hauptſächlich mit den die Miſſion betreffenden Gegenſtänden, enthält aber auch mannigfache lehrreiche und anziehende Beſchreibungen und Schilderungen des birmaniſchen Landes und Volkscharakters.

Bevor wir uns in die Analyſe der Schrift ſelbſt einlaſſen, wün-

schen wir einige Worte über die Baptisten-Missionen nach den Morgenländern überhaupt zu äußern.

Wir gestehen nun von vorn hinein, daß wir, bey übrigens gerechter Würdigung ihres redlichen Zweckes und des seltenen Eifers bey der Ausführung desselben, sehr starke Zweifel hegen, ob dabey der rechte Weg zur Erzielung dieses Zweckes eingeschlagen wird; wenn das Resultat ihrer Bestrebungen zum Maßstabe dafür genommen wird, muß die Antwort verneinend ausfallen, und wir wollen in der Kürze die Umstände angeben, die wir für hinreichende Ursachen dieses Mißlingens halten. Wir betrachten es demnach zuvörderst als einen großen Mißgriff und Mangel an Umsicht, wo nicht für etwas noch Schlimmeres, in der Eile angefertigte unvollkommene Uebersetzungen der heiligen Schriften und ihrer eigenen Abhandlungen religiosen Inhalts aufs Gerathewohl in jenen Ländern zu verbreiten, bevor sie eine hinlängliche Kenntniß der Sprachen, worin sie übersetzen oder gar schreiben wollen, erlangt haben, so daß ihre Arbeiten denjenigen, für die sie bestimmt sind, durchaus unnütz, wo nicht schädlich sind.

Die morgenländischen, namentlich die indischen Sprachen, sind in Bau und Styl so durchaus von den abendländischen, europäischen, verschieden, daß ein langes, unabläßiges Studium und anhaltender Fleiß dazu gehört, um mit einer derselben vertraut zu werden. Und doch haben die Missionäre zu Serampore, nach einem Studium und nach einer Arbeit von nur wenigen Jahren, der Welt verkündet, daß sie gewisse Theile der heiligen Schrift in nicht weniger als sieben und zwanzig verschiedene Sprachen übertragen hätten! — Die Folgen dieser zwecklosen und unverständigen Hast waren, so wie man sie erwarten konnte; die Uebersetzungen wimmelten von gräulichen Schnitzern und Sprachverstößen, was sie in den Augen der Eingebornen albern oder lächerlich erscheinen ließ, indem der Sinn des Originals durch falsche Schreibung, Setzung oder Anwendung von Wörtern oder ganzer Sätze gänzlich entstellt und verändert wurde. Mehrere Beyspiele dieser Art werden von dem Abbé Dubois (in seinem zu Paris erschienenen Werke über Ostindien) angeführt, und Dr. Caray hat redlich eingestanden, daß während er in dem Wahne stand, seine Schriften, Predigten und mündlichen Unterredungen mit den Eingebornen wirkten viel Gutes, er zu seinem Leidwesen inne ward, daß diejenigen, an die solche gerichtet worden waren, den Sinn derselbeu entweder völlig mißverstanden, oder kein Wort davon im Gedächtnisse behalten hatten.

Herr Judson erfuhr diese Schwierigkeit ebenfalls bald; erst nach zwey Jahren angestrengten Studiums (des Birmanischen) fing ihm der Umfang und die ungemeine Schwierigkeit desselben an klar zu werden, und von da an hegte er keine Hoffnung, in weniger als drey Jahren mit der Sprache vertraut zu werden. Wenn wir, sagt er, die Erlernung einer Sprache anfangen, die von einem Volke auf der anderen Halbkugel der Erde (aus amerikanischem Gesichtspunkte) gesprochen wird, dessen Gedanken- und Bilderkreis von dem unserigen durchaus verschieden ist, und dessen Sprech- und Ausdrucksweise daher uns völlig neu und sonderbar erscheint; wenn wir in den Buchstaben und Wörtern nicht die geringste Aehnlichkeit mit denen der Sprachen entdecken, die wir jemals kennen gelernt hatten, und diese Worte und Sätze nicht, wie in den abendländischen Schriften, durch Striche, Punkte und Anfangsbuchstaben deutlich geschieden, sondern allesammt in Eine ununter-

brochene Linie fortlaufen sehen, so, daß ein ganzer Satz oder eine Periode dem Auge als ein langes Wort erscheint; wenn wir anstatt deutlicher Schriftzüge auf Papier, nichts als verworrene Kritzeleyen auf trockenen, zusammengehefteten Palmblättern finden; wenn wir kein Wörterbuch und keinen Dolmetsch zur Erklärung eines einzelnen Wortes haben, und doch etwas von der Sprache verstehen müssen, ehe wir uns des Beystandes eines eingebornen Lehrers bedienen können, —

»Hoc opus, hic labor est.« —

Die außerordentliche Schwierigkeit, welche die Erlernung der birmanischen Sprache insbesondere darbietet, entspringt hauptsächlich aus dem Umstande, daß sie aus mehreren, wesentlich von einander verschiedenen Sprachen zusammengesetzt ist — namentlich dem alten Pali oder Bali (der heutigen längst ausgestorbenen Sprache des Budhaismus), dem Sanscrit — dem Mongolischen — dem Chinesischen. Sie wird mit Nagari-Charakteren geschrieben, welche gewöhnlich auf Palmblättern oder Bambusstäben eingegraben werden. Die Einsylbigkeit des chinesischen Elements der Sprache vermehrt die Schwierigkeit nicht wenig, weil es bar unmöglich ist, das Chinesische, wenn es mit Buchstaben eines Alphabets geschrieben wird, durch Zeichen oder Veränderungen in der Scheidung dieser Monosyllaben verständlich zu machen. Und doch wagte es Herr Judson, aller dieser vor ihm aufgethürmten Schwierigkeiten ungeachtet, Theile der heiligen Schrift zu einer Zeit ins Birmanische zu übersetzen, wo er, nach seinem eigenen Geständnisse, derselben noch nicht mächtig, und demnach diesem Unternehmen noch nicht gewachsen war! — Hätte er und seine wackere Ehehälfte sich auf das bloße Studium des Birmanischen beschränkt, zu gleicher Zeit aber auch die Eingebornen im Englischen unterrichtet, so wären ihre Bestrebungen wahrscheinlich mit mehr Erfolg gekrönt, sicherlich aber richtiger angewendet worden.

Ferner beobachten diese asiatischen Missionen ein Verfahren, welches denselben unter einem Volke, das in einem so hohen Grade von dem Hange nach Pomp und Glanz beherrscht wird, entschieden nachtheilig seyn muß — wir meinen den allzu kleinmüthigen Charakter, den diese Prediger des Evangeliums annehmen, und den Umstand, daß sie sich hauptsächlich mit der Gewinnung und Bekehrung der Hefen des Volkes beschäftigen. Die Unklugheit dieses Verfahrens ist so einleuchtend, und der daraus erwachsende Mangel an Erfolg ihrer Bemühungen bey den höheren Klassen so notorisch, daß wir uns wundern, wie sie die Zweckwidrigkeit desselben nicht einsehen; denn wenn wir auch die grobe Unwissenheit eines ungebildeten, in allen Arten von Aberglauben aufgewachsenen Pöbels, welcher die göttlichen Geheimnisse des Evangeliums nicht so leicht zu fassen im Stande ist, nicht in Anschlag bringen, so muß ihnen das erwähnte zweckwidrige Verfahren den Eingang und Erfolg bey den höheren Klassen des Volkes erschweren. Welchen Schlages die in Indien gemachten Proselyten großentheils sind, kann man von dem Abbé Dubois erfahren, welcher beynahe sein ganzes Leben in jenen Ländern zugebracht hat. »Während der ganzen langen Zeit, die »ich in Indien zubrachte,« erzählt dieser wackere katholische Geistliche, »habe ich, mit Hülfe eines eingebornen Missionärs, in allem ungefähr »dreyhundert Personen von beyden Geschlechtern zum Christenthum be-

»kehrt. Davon waren zwey Drittel entweder Pariahs oder Bettler; »und die übrigen bestanden in Sudras, Landstreichern und aus ver»schiedenen Kasten Ausgestoßenen, die, da sie sich aller Mittel zum »Fortkommen beraubt sahen, Christen wurden, um dadurch neue Ver»bindungen, vorzüglich Heiraten, einzugehen, oder sonst ihre eigennützi»gen Absichten zu erreichen.«

In dem birmanischen Reiche ist alles, was sich auf den Tempeldienst bezieht, darauf angelegt, mit dem Eindrucke der Pracht und Hoheit auf die Menge zu wirken. Der Pallast und der Tempel theilen sich in alles Gold und die Schätze des Landes. Zu den Tempeln gehört ein zahlreicher und mächtiger Priesterstand, und alle Zeremonien werden mit einem in anderen Ländern seltenen Pomp und Glanz gefeyert. Welchen Abstand mochte dagegen die kleine, mit Halmen gedeckte Bambushutte des Herrn Judson bilden, die er eigens zur Ausübung seines Missionsgeschäftes dicht an der, nach der großen Pagode zu Ranguhn führenden Straße errichtet hatte, worin sich weder Thüre, noch Fenster, noch Geräthe befanden, und worin er sich, als ob er, was auch wirklich geschah, die Aufmerksamkeit und den Unwillen der Priesterschaft hätte auf sich ziehen wollen, den ganzen Tag lang aufzuhalten pflegte, indem er den Vorübergehenden zurief: »Herbey! wen es dürstet, der gehe zum Wasser, und der kein »Geld hat, der komme hieher, kaufe und esse; herbey! kommt, kauft, »Wein und Milch unentgeldlich!« Dieß kommt uns, wie wir unumwunden gestehen, höchst albern vor; und wir möchten Herrn Judson in allem Ernste fragen, ob er wirklich glaubt, daß diese Vorübergehenden möglicher Weise den mindesten Begriff von dieser schönen Metapher haben konnten, und ob er die armen Birmanen, wenn sie, wie natürlich, selbe buchstäblich nahmen, darüber tadeln konnte, daß sie ihm ins Gesicht lachten, und ihn entweder für einen Menschen, mit dessen Verstande es nicht richtig sey, oder der sie zum Besten haben wolle, ansahen? Wir wissen, daß die Missionäre auch auf diese Einwendung eine Antwort bereit haben — nämlich »unser Heiland, sagen sie, sprach in Parabeln«; — allerdings that er das, aber er sprach verständlich, in der Landessprache; gebrauchte einheimische Bilder, bezog sich auf einheimische Gebräuche, und erläuterte den Sinn und Bezug seiner Parabeln, wenn er es für nothwendig und angemessen hielt, auf die deutlichste und faßlichste Weise. Dieß war aber, wie wir besorgen, in dem vorliegenden Falle keineswegs so, ja wir zweifeln, ob sich im ganzen birmanischen Wörterbuche ein Ausdruck für »Wein« findet.

Herr und Mrs. Judson kamen im May 1812 aus Amerika über England zu Kalkutta an. Die Missionäre standen damals in Indien in keiner sonderlichen Gunst, weil man dort den ungegründeten Verdacht hegte, daß sie mit der Angelegenheit von Vellore in Verbindung stünden. Unsere beyden Reisenden waren daher kaum ans Land gestiegen, als sie den gemessenen Befehl erhielten, auf demselben Schiffe, mit dem sie gekommen waren, unverzüglich wieder abzureisen. Sie begaben sich nach Isle de France, das damals unter brittischer Herrschaft stand, wo sie bey ihrer Ankunft erfuhren, daß der Gouverneur, Sir Robert Farquhar, von der obersten Regierung in Bengalen die Weisung erhalten hatte, ein wachsames Auge auf diese Missionäre zu haben. Sir Robert empfing sie jedoch aufs liebreichste, und eröffnete ihnen, daß es ihnen frey stünde, sich wohin sie wollten zu begeben; in Folge dessen reisten sie nach Madras, wo sie glücklicher

Weise ein nach Ranguhn bestimmtes Schiff fanden, an dessen Bord sie sich nach dieser birmanischen Handelsstadt einschifften. Bey ihrer Ankunft daselbst herrschte Hungersnoth im Lande, Raub und Mord waren an der Tagesordnung; sie verstanden kein Wort von der Landessprache; sie mußten einer Reihe von Entbehrungen und Mühseligkeiten entgegensehen; und trotz dem allen beschlossen sie, zu bleiben, und ihren Beruf zu beginnen.

Mrs. Judson schildert den allgemeinen Charakter der Birmanen mit günstigen Farben. Alle Berichte stimmen darin überein, daß dieselben von offener, freundlicher Gemüthsart sind, und ungeachtet ihrer Stammesverwandtschaft mit den Chinesen nichts von der kriechenden Verstellung dieser letzteren an sich haben. Die Strafgesetze und die Handhabung derselben sind jedoch barbarischer, als bey irgend einem anderen der sogenannten indo-chinesischen Völker. Das birmanische Volk ist lebhafter, gewerb- und betriebsamer, energischer und unterrichteter, als die meisten anderen vorder- und hinterindischen Völker; davon hat uns unser, in den letzten dreyßig Jahren mit demselben gepflogener Verkehr hinlängliche Beweise geliefert. Es besitzt weder die Feigheit der Hindu und Chinesen, noch die verschlagene und rachsüchtige Bosheit, welche ein Charakterzug der Malayen ist. Die Bildung des weiblichen Geschlechts ist bey denselben gewöhnlich vernachläßigt; jedoch ist das Frauenzimmer nicht, wie bey den meisten anderen asiatischen Völkern, von dem Verkehre und der Unterhaltung mit dem männlichen Geschlechte ausgeschlossen. Fast jeder Birmane kann lesen und schreiben; und daß viele derselben gewandte Dialektiker sind, davon sind in den hier mitgetheilten Kontroversen unserer Missionäre mit mehreren dieser Eingebornen mannigfache Beweise enthalten.

Mrs. Judson gibt eine Beschreibung von dem großen in Ranguhn gefeyerten Feste zu Ehren des Gaudama, welches drey Tage hindurch dauerte, und dem der Vicekönig nebst seinem Gefolge im vollen Staate, so wie die ganze Bevölkerung der umliegenden Gegenden beywohnten; diese Tage werden mit Ergötzlichkeiten, Tanzen, Singen, theatralischen Vorstellungen und unzähligen Feuerwerken zugebracht.

Unsere guten Missionäre hegen von der Lehre des Budhaismus, in Betreff des zukünftigen Lebens, eine unrichtige Ansicht. Der Nigbar ist nicht, wie sie behaupten, Vernichtung, oder ein Zustand, worin das Daseyn aufhört, sondern bloß ein Zustand der Ruhe, — vollkommene Feyer — frey von Schmerz und ungetrübt von Leidenschaften; so wie derselbe in den Bildern des Budha oder Gaudama erscheint, die mit kreuzweis übereinander liegenden Füßen und Armen und mit geschlossenen Augen vorgestellt werden. Es herrscht in dieser Hinsicht ein großer Unterschied zwischen den Göttern der Braminen und der Budhaisten; indem die ersteren stets in einem Zustande der Thätigkeit zum Guten oder Bösen vorgestellt werden. Die Seele muß, um in diesen seligen Zustand zu gelangen, eine große Anzahl von Wanderungen machen, und mannigfaltige Qualen erleiden, bis sie nach einer langen Reihe von Jahren von allen ihren Makeln und Schlacken gereinigt ist, und sodann auf dem Berge Meru, dem Elysium der Budhaisten, aufgenommen wird, wo sie »auf einem stillen, ewig klaren See von Seligkeit« ausruhet. Der Name, den die Hauptstadt des birmanischen Reichs führt, widerspricht dem Begriffe von Vernichtung, nämlich Amrapurah, d. h Stadt der Unsterblichkeit, und der Monarch

eröffnet seine Beschlüsse mit den Worten: »Ich, der König, unsterblich« u. s. f.

Eine damals zu Ranguhn wohnende französische Dame führte Mrs. Judson bey der Gemahlin des Vicekönigs auf, von der sie aufs Freundlichste empfangen wurde, indem sie ihr das herzlichste Vergnügen, sie bey sich zu sehen, an den Tag legte, und den Wunsch äußerte, daß sie ihren Besuch alle Tage wiederholen möchte. Diese edelmüthige Heidin scheint für die Unglückliche all die zarte, gefühlvolle Theilnahme, welche der herrschende Charakterzug des weiblichen Geschlechts in allen Weltgegenden ist, gehegt zu haben, und sie fand bald eine Gelegenheit, ihr solche zu beweisen. Das einsame Paar verlor sein erstes und einziges Kind, und wurde durch diese Heimsuchung in den tiefsten Kummer versenkt. Das biedere birmanische Weib vergaß und verließ unter diesen Umständen die Trauernden nicht. »Einige Tage nach dem unglücklichen »Vorfalle,« erzählt die Verfasserin, »besuchte uns die Vicekönigin mit »einem zahlreichen Gefolge. Sie schien inniges Mitleid mit unserem »Zustande zu haben, und drang in meinen Gatten und in mich, unsere »bereits erschütterte Gesundheit zu schonen, und einige Tage darauf lud »sie uns zu einem Ausfluge ins Innere des Landes mit ihr ein, zur Her»stellung unserer Gesundheit, und damit unser aufgeregtes Gemüth, »wie sie sagte, sich wieder abkühlen möge. Wir nahmen die Einladung »an, und sie sandte uns einen Elephanten zur Reise. Der Weg ging »drey bis vier Meilen weit durch lauter Wald, wo das Gesträuch und »Gebüsch oft so dicht verwachsen war, daß man nicht von der Stelle »konnte; der Elephant lichtete dasselbe aber bald mit seinem Rüssel, »was er auf das Geheiß seines Führers bereitwillig that. Die Scene »war in der That höchst anziehend. Um uns herum dreyßig Mann mit »Speeren und Flinten bewaffnet, und rothen Mützen auf dem Kopfe, die »zum Theil auf die Schulter zurückfielen; dann der mit einem vergoldeten »Howdah gezierte riesenhohe Elephant, und auf demselben ein hochge»wachsenes, edelgestaltetes Weib in reichem, roth und weiß seidenem »Anzuge. Wir hatten die Ehre, der Vicekönigin zur Seite zu reiten, »und hinter uns kamen noch drey bis vier Elephanten, worauf sich ihr »Sohn nebst mehreren Mitgliedern der Regierung befanden. Ein zwey»bis dreyhundert Personen starkes Gefolge schloß den Zug. Das Ziel »unseres Rittes war die Mitte eines prachtvollen Gartens des Vicekönigs, »welcher eine Fülle der herrlichsten indischen wildwachsenden uppig trei»benden Frucht- und Zierbäume enthielt. Unter dem entzückenden Schat»ten hoher Banyanen wurden unsere Matten ausgebreitet, auf denen »wir uns neben der Vicekönigin niederließen, um die Pracht der uns »umgebenden Scene zu genießen. Sie überbot sich in Merkmalen ihrer »Huld, um uns unseren Aufenthalt an diesem reizenden Orte angenehm »zu machen; pflückte Früchte, und schälte sie; brach Blumen, und band »sie zum Strauße, und überreichte uns beydes zum Zeichen ihrer Freund»schaft und Herablassung. Abends kehrten wir zurück, entzückt über die »Herrlichkeit des Landes, und die Gastlichkeit seiner Bewohner, aber »betrübt über ihre Götzendienerey und ihre Unkenntniß des wahren »Lichtes.« Wir theilen diese Stelle weniger wegen ihres schriftstellerischen oder sonstigen Werthes, als vielmehr in der Absicht mit, um zu zeigen, wie überlegen diese Missionäre in Schreibart und Bildung vielen anderen sind, welche nur allzu oft aus dem Stall oder dem Kramladen ins Schiff steigen, um ferne Völker in Gegenständen von höchster Wichtigkeit zu unterweisen, von denen sie selbst kein Jota verstehen.

Herr Judson setzte sein Studium des Birmanischen unverdrossen und unermüdet fort, und machte so glückliche Fortschritte in demselben, daß er bey der Ankunft der verlangten Druckerpresse, wie er erzählt, bereits mit der ersten in birmanischer Zunge abgefaßten Abhandlung über die Christenlehre zu Stande gekommen war. Seine Gattin verwendete ihrerseits den größten Theil ihrer Zeit an die Schule, die sie zum Unterrichte für junge birmanische Mädchen eröffnet hatte, und die von ungefähr dreyßig bis vierzig derselben ziemlich regelmäßig besucht wurde. Sie beklagen sich jedoch in den hier abgedruckten Briefen an Freunde und Verwandte, daß, trotz aller ihrer Bemühungen, und nach dem Verlaufe von vier Jahren (1816) noch kein Eingeborner seinen Götzendienst abgeschworen, und zum Christenthume übergetreten sey. Die Birmanen, sagt die Verfasserin, hängen mit Inbrunst und mit Leib und Seele an ihrem Götzendienste. Nach dem Verfluß noch zwey anderer Jahre wurde denselben endlich die Freude zu Theil, einen Birmanen zum Christenthume zu bekehren, und die heilige Taufe an ihm zu verrichten. »Wir begaben uns,« erzählt die Verfasserin, »nach einem benachbarten Teiche, an dessen Gestade ein ungeheures Bild des Gaudama steht, und hier verrichteten wir die heilige Taufe an dem ersten birmanischen Neophyten. Es war ein Mann aus der niedrigsten Volksklasse, welcher später noch einen anderen, einen armen Fischersmann, brachte, der, nebst noch einem dritten, binnen Jahresfrist zur Taufe vorbereitet wurde. Da sich beyde aber vor der Obrigkeit fürchteten, so verlangten sie, daß die Ceremonie in geheim, und am Abend vor sich gehen solle, weil die Regierung, wie es scheint, einige Kunde von der vorgefallenen ersten Taufe erhalten, und in Folge dessen eine nähere Untersuchung der Sache angeordnet hatte.«

Die Missionäre hatten gegen dieses Begehren nichts einzuwenden, weil ja, wie sie sagen, aus der heiligen Schrift nicht erhelle, daß Johannes die Taufe nur zu einer bestimmten Periode oder Tageszeit vorgenommen habe. Die Besorgniß vor der Obrigkeit, und das Wegbleiben der Menge, welche bisher zuweilen den Predigten in der Zayat (Kapelle) beyzuwohnen gepflegt hatte, scheinen auf diese Ceremonie einen trüben Schatten geworfen zu haben. »Wir begaben uns,« erzählt Mad. Judson, »nach der Stelle, wo früher Moung Nau getauft worden »war. Die Sonne durfte die demüthige, verstohlene, schüchterne That »nicht beleuchten; keine bewundernde Menge bedeckte, wie damals, den »nahen Hügel; keine lobpreisende Hymne drückte die überwallenden Ge»fühle freudiger Herzen aus. — Feyerliche Stille herrschte rings um »uns her. Wir fühlten uns an dem Gestade dieses abendlichen Sees als »ein einsames, verlassenes, schwaches Paar. Vielleicht sahen aber einige »in der Aetherbläue schwebende Engel dem schweigenden Vorgange zu; »vielleicht schaute Jesus mitleidig auf uns hernieder, und vergab uns »unsere Schwäche, und nahm uns zu Gnaden auf, und wird uns viel»leicht dereinst zu glücklichern Verkündern seines ewigen Wortes erkiesen.«

Auf die erwähnten drey Konvertiten und noch einen vierten und letzten, den sie in der Folge erhielten, beschränkte sich der Erfolg ihrer Bemühungen im Laufe eines ganzen Jahrzehends.

Es ergab sich täglich deutlicher, daß ein von den Priestern des Gaudama angestifteter Verfolgungsgeist sich gegen unsere Missionäre zu regen und auszubrechen beginne; den Vizekönig und seine Gemahlin, die sie als ihre Beschützer betrachteten, hatten sie verloren, weil der erstere nach Amrapurah zu einer hohen Stelle berufen worden war;

und sein Nachfolger erließ einen Befehl des Inhalts, »daß niemand, »welcher Hut, Schuhe, Sonnenschirm trage, oder zu Pferde sey, sich »innerhalb des zur großen Pagode gehörenden Platzes sehen lassen solle.« Da nun dieser Platz alle zu ihrer kleinen Missionsanstalt führenden Wege umfaßte, so war der Befehl offenbar gegen sie gerichtet, und die unmittelbare Folge davon war, daß sich keiner von den Eingebornen mehr ihnen näherte. Bey so bewandten Sachen war ein längerer Aufenthalt zu Ranguhn offenbar fruchtlos, es wurde daher beschlossen, daß sich Herr Judson und Bruder Colman, welcher sich der Mission beygesellt hatte, unverzüglich nach Neu-Ava begeben, und ihr Anliegen dem Kaiser vorlegen sollten. Der Vizekönig ertheilte ihnen ohne Schwierigkeit einen Paß, »um zu dem goldenen Fuße hinan zu wallen, und »ihre Augen zu dem goldenen Antlitze zu erheben.« Golden ist, wie es scheint, das allgemeine Beywort des birmanischen Monarchen, und zwar mit vielem Grunde, weil er und die Pagoden im ausschließlichen Besitze dieses edlen Metalles sind, und der Gebrauch desselben seinen Unterthanen untersagt ist, welche sich mit Silber und Bley begnügen müssen. Diese beyden Metalle werden in Barren als Austauschmittel gebraucht. Der Herrscher des birmanischen Reichs betrachtet sich, gleich dem Kaiser von China, als den größten Potentaten auf Erden. Zu dem Kapitän Canning, welcher im Jahre 1810 als Gesandter nach Amrapurah gekommen war, sagte er ganz gravitätisch, wenn der König von Großbritannien im französischen Revolutionskriege um seinen Beystand angehalten hätte, so würde er ganz Frankreich zu dessen Verfügung gestellt haben.

Es war schwer, das Geschenk zu bestimmen, daß sie dem goldenen Antlitze darbringen mußten; nach einigem Hin- und Herſinnen und Berathschlagen kamen sie darin überein, daß dasselbe etwas mit ihrem Charakter übereinstimmendes seyn müsse; sie erkoren daher die Bibel dazu, indem sie ein aus sechs Bänden bestehendes Exemplar nahmen, das in Goldblech gebunden, und jeder Band in ein reich verziertes Futteral eingeschlossen wurde.

Auf diese Weise zu ihrem Vorhaben ausgerüstet, schifften sie den Irawaddy hinauf, erreichten am zwölften Tage Pyne, gemeinhin Prome genannt), das 120 (engl.) Meilen von Ranguhn liegt, und ehemals der Sitz einer Herrscherdynastie war, jetzt aber in einem Zustande gänzlichen Verfalles ist; funfzehn Tage darauf gelangten sie nach Pahgan, einem in der Geschichte von Ava berühmten Orte, ungefähr 260 (engl.) Meilen von Ranguhn entfernt, das gegenwärtig eine ungeheure Ruine ist. Das ganze Land rings umher ist mit Ueberresten glänzender Pagoden und Denkmäler von jeder Art und Größe bedeckt; wovon sich manche im Zustande gänzlichen Verfalles befinden, mehrere dem Verfalle nahe, und andere die Merkmale neuerer Wiederherstellung an sich tragen. Die große Anzahl verfallener Pagoden mißt der Verfasser der vorherrschenden Meinung bey, daß es noch verdienstlicher sey, eine neue Pagode zu erbauen, als eine alte auszubessern. Nach sieben ferneren Tagreisen näherten sie sich endlich Neu-Ava oder Amrapurah, das ungefähr 350 (engl.) Meilen von Ranguhn liegt, und dessen goldene Pagodenzinnen in der Sonne blinkten. Der vorige Vizekönig von Ranguhn und seine Gemahlin empfingen die Ankömmlinge sehr gütig, und hörten die Darlegung der Umstände und Gründe, welche sie zur Reise nach der Hauptstadt vermocht, und ihren Wunsch, das goldene Antlitz

zu schauen, theilnehmend an. Der Vizekönig, welcher nun die Stelle eines Staatsministers bekleidete, wies und empfahl sie an den Minister der Audienzen, oder Oberceremonienmeister Moung Zah, dem sie die Beschaffenheit ihrer Angelegenheit aus einander setzten, und ihm sagten, daß sie Missionäre oder Glaubensausbreiter seyen, daß sie vor dem Kaiser zu erscheinen, und ihm ihre heiligen Schriften, die sie bey sich hätten, nebst einem Bittgesuche zu überreichen wünschten. In demselben Augenblicke kam die Anzeige, daß der goldene Fuß herannahe. Sie wurden eiligst in einen großen, prachtvollen Saal geführt, wo man ihnen befahl, sich niederzusetzen, und die Bücher ihnen zur Seite legte. »Das Schauspiel,« erzählt Herr Judson, »welches sich nun unsern »Blicken eröffnete, übertraf in der That unsere Erwartung. Der un»geheure Umfang der Säulenhalle, die große Menge und die Pracht »der Säulen, die ungemeine Höhe des Gewölbes, das ganz mit Gold »bedeckt war, bot einen imposanten und staunenswürdigen Anblick dar. »Es waren nur Wenige anwesend, und zwar offenbar lauter vornehme »Kronbeamten. Wir harrten so gegen funf Minuten, als sich alles in »die ehrerbietigste Stellung rückte, und Moung Zah uns zuflüsterte, »daß die Majestät in den Saal eingetreten sey. Wir blickten so weit, »als die Pfeiler uns die Durchsicht gestatteten, nach der Seite hin; — »da schritt er heran, ohne Begleitung, — in einsamer Hoheit, mit unge»mein stolzem, wahrhaft morgenländisch-majestätischem Gange. Sein »Anzug war reich, aber ohne Auszeichnung; in der Rechten trug er »ein goldenes Schwert; sein hoher Anstand und der gebietende Herrscher»blick fesselten aber vor allem unsere Aufmerksamkeit. Er schritt näher; »alle Stirnen, mit Ausnahme der unseren, lagen nun im Staube; wir »blieben knieend mit gefalteten Händen, die Augen auf den Herrscher »gerichtet. Als er in unserer Nähe war, zogen wir seine Blicke auf sich, »er stutzte, und blieb, mit theilweise gegen uns gewandtem Antlitze »stehen: »»Wer sind diese!«« »»Die Prediger, großer König!«« er»wiederte ich. »»Wie, du sprichst birmanisch! — Die Priester, von »»denen ich gestern gehört habe? Wann seyd ihr angekommen? seyd ihr »»Religionslehrer? seyd ihr, wie die portugiesischen Priester? seyd ihr »»verheiratet? geht ihr so gekleidet?«« Wir beantworteten diese und »noch mehrere andere dergleichen Fragen, die er an uns richtete; er »schien Wohlgefallen an uns zu finden, und ließ sich auf einem erhöhten »Sitze nieder. Seine Hand blieb am Griffe seines Schwertes, und sein »Blick fest auf uns geheftet. Moung Zah las nun unser Bittgesuch »vor.« Dieses lautete im Wesentlichen dahin, daß sie amerikanische Religionslehrer seyen, und in der Absicht hierher gekommen wären, um das goldene Antlitz zu schauen, und um die Bewilligung zu bitten, ihre Religion in dem birmanischen Reiche predigen zu dürfen; und daß diejenigen, welche Gefallen an derselben finden sollten, es seyen Ausländer oder Eingeborne, von den Beamten der Regierung nicht behelligt werden möchten; dieß sey die einzige Gunst, um deren Gewährung sie den erhabenen Kaiser, den Beherrscher von Land und Meer, anzugehen hätten. »Der Monarch horte die Vorlesung des Gesuchs an, und streckte »seine Hand aus; Moung Zah kroch heran, und überreichte sie ihm; »er nahm und las sie von Anfang bis zu Ende mit Bedacht durch. »Mittlerweile händigte ich Moung Zah einen Auszug aus einer in »birmanischer Sprache verfaßten Abhandlung ein, worin alle für die »herrschende Religion beleidigenden Stellen weggelassen, und das Ganze »in den behutsamsten Ausdrücken und in der zierlichsten Fassung ge-

»schrieben war. Nachdem der Monarch das Gesuch gelesen hatte, gab »er es schweigend zurück, und nahm die Abhandlung zur Hand. Unsere »Herzen schwollen in banger Erwartung, und flehten zu dem Allmächti»gen um einen Ausfluß seiner Gnade: O erbarme dich Birmas! er»barme dich seines Beherrschers! — Doch wehe! der Augenblick war »noch nicht gekommen. Der Monarch hielt die Schrift so lange in »den Händen, bis er die beyden ersten Sätze gelesen haben mochte, »worin es heißt, daß es einen ewigen Gott gebe, welcher den Zufällen »der Sterblichkeit nicht unterworfen, und daß außer ihm kein Gott ist, »und warf dieselbe mit gleichgültiger, wo nicht mit verächtlicher Geberde »auf die Erde. Moung Zah nahte sich ihm abermals in tief bis auf »den Boden gebückter Stellung, hob die Schrift auf, und stellte sie uns »zu. Moung Yo machte einen schüchternen Versuch, uns zu retten, »indem er einen der prächtigen Bände des Bibelexemplares aufschlug; »der Gebieter achtete aber nicht darauf; unser Schicksal war entschieden. »Nach einer kurzen Pause eröffnete uns Moung Zah die Willens»meinung seines kaiserlichen Gebieters in folgenden Worten: »»Was den »»Gegenstand eures Gesuchs betrifft, so verfügen Se. Maj. nichts die»»serhalb; was eure heiligen Bücher anbelangt, so können Se. Maj. »»solche nicht brauchen; — nehmt sie mit.«« Es wurde nun Bruder »Colmans ärztliche Geschicklichkeit mit einigen Worten erwähnt, »worauf der Monarch noch einmal den Mund öffnete, und sagte: »»Bringt ihn zu meinem Arzte, dem portugiesischen Priester, welcher »»ihn prüfen und ausmitteln soll, ob er Uns in dieser Hinsicht ersprieß»»lich werden kann, und erstattet Mir Bericht darüber.«« Er erhob »sich hierauf von seinem Sitze nach dem in unserer Nähe befindlichen »Ende des Saales, wo er sich auf Ruhekissen hinstreckte, um der »Musik zu lauschen, und eine Truppenparade in Augenschein zu nehmen. »Wir aber wurden nebst unserem verschmähten Geschenke ohne viele Ce»remonie eiligst hinweggebracht, und kamen durch die Thore des Palla»stes leichter hinaus als hinein. Vorerst wurden wir zu dem Mya»Deymen geführt, welcher eine Art von Protokoll über unsere Au»dienz aufsetzte, dabey aber zu sehr ins Helle malte. Hierauf mußten »wir eine zwey Stunden lange Wanderung in der brennenden Sonnen»hitze und dem Staube der Straßen von Amrapurah machen, bevor »wir in die Wohnung des erwähnten portugiesischen Arztes gelangten, »welcher natürlich alsbald erkannte, daß wir kein Arkanum besäßen, »welches den Kaiser vor allen Krankheiten bewahren, und ewiges Leben »gewähren könnte. Wir kehrten hierauf nach unserem Boote zurück.«

So waren denn alle ihre Hoffnungen auf den Schutz des Kaisers von Birma zu Boden geschlagen, und sie kehrten auf demselben Fahrzeuge, mit welchem sie nach Amrapurah gekommen waren, wieder nach Ranguhn zurück. Die Ufer des Irawaddy, längs denen sie hinfuhren, waren, wie aus ihren wenigen Bemerkungen und Angaben erhellt, mit Dörfern und Ortschaften besäet, die von einer, dem Anscheine nach wohlhabenden, glücklichen und kräftigen Bevölkerung bewohnt waren. Es war kurz nach dem Anfange einer neuen Regierung, und Friede im ganzen Lande (1820). Mad. Judson zu Folge wird die Volkszahl der vereinigten Königreiche von Arracan, Ava und Pegu, aus denen das birmanische Reich besteht, auf neunzehn Millionen Seelen geschätzt. Oberst Symes schlägt dieselbe auf siebzehn, sein Nachfolger, Oberst Cox, nur auf acht, und Kapitän Canning gar nur auf vier Millionen an; ein neuer Beleg, wie ungewiß und unzuver-

läßig dergleichen statistische Erkundigungen und Angaben der Reisenden in so fernen und unbekannten Regionen immer sind.

Unsere Missionäre fanden bey ihrer Zurückkunft nach Ranguhn, daß während ihrer Abwesenheit von den Priestern und Behörden eines benachbarten Ortes der Anschlag zum Verderben eines ihrer wenigen Neophyten entworfen worden war, und dieser sein Heil in der Flucht hatte suchen müssen. Es wird bey dieser Gelegenheit der außerordentlichen Verehrung erwähnt, worin die birmanischen Priester bey dem Volke stehen, welche sich unter anderem durch die ganz eigenthümlichen Ehrenbezeugungen kund gibt, die denselben nach ihrer Rückkehr, welches Ausdrucks sich die Birmanen nur von dem Tode eines Priesters bedienen, vor und bey der Verbrennung der Leiche erwiesen wird. Eine noch weit größere Verehrung aber, welche mit der gegen den Monarchen beynahe auf einer Linie steht, wird dem weißen Elephanten erwiesen, welcher in Birma in noch heiligerem Ansehen, als in Siam steht, den beyden einzigen Ländern, wo diese Verehrung, die auf keinerley Weise von der Budhareligion vorgeschrieben ist, Statt findet. Dem birmanischen Volksglauben zu Folge wohnt in dem weißen Elephanten eine Menschenseele, welche auf der letzten Stufe der von ihr zurückgelegten millionenfaltigen Wanderungen angelangt ist, und von wo aus sie unmittelbar in den Schooß der Gottheit zurückkehren, und mit derselben in Eins verschmelzen wird. Diese heiligen Thiere haben einen förmlichen Hofstaat, welcher aus einem Wonghih oder ersten Minister, einem Wuhndock oder Staatssekretär, einem Songhih oder Untersekretär, einem Nakihn oder Eilboten, außer mehreren anderen untergeordneten Funktionären, denen zum Theil die Verwaltung der Ländereyen, welche er in verschiedenen Theilen des Landes besitzt, übertragen ist, und aus einer ungemein zahlreichen Dienerschaft besteht. Alle fremden Gesandten bringen ihm regelmäßig Geschenke in kostbaren Seidenstoffen, Muslinen und Zitzen dar. Die Residenz desselben stößt an den kaiserlichen Pallast, mit dem sie durch eine lange, offene, auf hölzernen Pfeilern ruhende Gallerie oder Halle zusammenhängt, an deren Ende ein schwarzsammtener, reich mit Gold verbrämter Vorhang das heilige Thier den ungeweihten Blicken verbirgt, und vor welchem die für dasselbe bestimmten Spenden und Opfergaben niedergelegt werden. Der Aufenthalt des Elephanten ist ein hoher Saal, welcher von außen und innen glänzend mit Gold getäfelt ist, und auf vier und sechzig, zur Hälfte vergoldeten Säulen ruht. An zwey dieser Säulen sind seine Vorderfüße mit silbernen Ketten, und die Hinterfüße mit Ketten von geringerem Metalle gefesselt. Seine Lagerstätte besteht aus einer dicken, mit einer blauen Decke belegten Matratze, und einer darüber gebreiteten Matratze mit einer karminrothen Decke von Seidenstoff. Seine Aufzäumung ist wahrhaft prachtvoll, und besteht aus lauter Goldgeschmeide, das mit großen Diamanten, Perlen, Sapphiren, Rubinen und anderen kostbaren Steinen reich besetzt ist. Seine Betelbüchse, Knöchelringe, Eßgeschirre u. s. f. sind ebenfalls von Gold, mit Edelgestein besetzt, und die zu seiner Bedienung und Aufsicht bestimmten Personen betragen gegen tausend an der Zahl *).

*) Das Auffinden eines weißen Elephanten ist eine wahrhafte Begebenheit, mit welcher eine neue Aera in der Landesgeschichte anfängt. Der glückbegünstigte Entdecker wird mit einer Krone von Silber und so viel Land beschenkt, als die Raumweite beträgt, auf welcher man das Geschrey des

Mad. Judſon kehrte, ihrer Geſundheit halber, im Jahre 1821 nach Amerika zurück, kam aber im Jahre 1823 wieder nach Ranguhn, von wo ſich ihr Gatte mittlerweile wieder nach Amrapurah begeben hatte. Er reiſte in der Folge wieder nach Ranguhn, um ſie zu bewillkommen, und mit ſich nach der Hauptſtadt zu nehmen, wohin er eiligſt wieder zurückkehren mußte, weil der Bruder des Kaiſers dringend ſeine ſchleunige Rückkehr dahin, und die Mitbringung aller ſeiner heiligen Bücher verlangt hatte. In einem, vom Februar 1824 datirten Schreiben aus Amrapurah drückt die Verfaſſerin ihr Entzücken über den Empfang aus, der ihnen daſelbſt von allen Seiten, vorzüglich aber von den höheren Klaſſen der Einwohner zu Theil geworden ſey; ihre alte Freundin, die Gemalin des vormaligen Vicekönigs von Ranguhn, welcher unterdeß verſtorben war, befand ſich unter den erſten, von denen ſie bey ihrer Ankunft bewillkommt wurden. Wir können kaum hoffen, daß dieſe glänzenden Ausſichten nicht von dem eben damals ausgebrochenen unſeligen Kriege mit der Regierung von Bengalen getrübt worden ſeyn ſollte, obſchon wir glauben, daß das Leben dieſes intereſſanten Paares geſchont worden iſt. Wir haben zu unſerem Leidweſen erfahren, daß die von einigen Zeitungen verbreitete Nachricht, Herr Judſon ſey von Seite der birmaniſchen Regierung als Friedensunterhändler nach Prome geſandt worden, völlig ungegründet iſt, und daß man zu Calcutta ſeit achtzehn Monaten keine Kunde von ihm und ſeinen Gefährten erhalten hatte*).

Elephanten vernehmen kann. Er und ſeine Familie ſind bis zum dritten Geſchlechte von allen Dienſtleiſtungen, und ihre Beſitzungen von allen Abgaben befreyt. Siehe die im Jahre 1825 zu London erſchienene: Miſſion to Siam and Huć the Capital of Cochinchina in the years 1821 — 22 from the Journal of the late George Finlay son.

*) Herr Judſon, ihr Gatte, iſt, wie kürzlich ein Londoner Blatt (the Representative vom 6. März 1826) meldete, von den Birmanen beym Ausbruche des Krieges mit den Engländern feſtgenommen, und ins Innere abgeführt worden. Anm. d. Ueberſ.

Herausgabe beſorgt durch J. J. Hülſemann.

Bei Ausgabe dieses Heftes wurden folgende Bücher und Schriften
für die Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins
eingetragen. Die Namen der Geber sind in Klammern beigefügt.

Aus der Bibliothek des Vereins für die Geschichte Berlins.

Berlin. Die Hauptstadt. Ein Buch von Berlin. Berlin 1893. 8°.
Berlin

Jahrbücher der Literatur.

Drei und dreyßigster Band.

1828.

Juli. Aug. Sept.

Wien,
gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Jahrbücher der Literatur.

Vier und dreyßigster Band.

1826.

April. May. Juny.

Wien.

Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des vier und dreyßigsten Bandes.

Seite

Art. I. Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535, von Leopold Ranke. I. Band 1

II. Reisen in der Türkey. (Schluß.) 41

III. *Researches in Greece*, by William *Martin - Leake*. Part I. 111

IV. 1) Scriptorum veterum nova collectio e vaticanis codicibus edita ab Angelo Maio.

2) Catalogo de' papiri egiziani della biblioteca vaticana.

3) Di un egizio monumento con iscrizione fenicia, e di un egizio kilanaglifo con cifre numeriche. Osservazioni fatte da Michelangelo Lanci 146

V. 1) *Mishcat - ul - Masabih* or a collection of the most authentic traditions, regarding the actions and sayings of Muhammed; exhibiting the origin of the manners and customs; the civil, religious and military policy of the Muslemans. Translated from the original arabic, by Capt. *A. N. Mathews.*

2) A Collection of Proverbs, and proverbial phrases, in the persian and hindoostanee languages. Compiled and translated, chiefly, by the late *Thomas Roebuch* 155

VI. Blackwood's Edinburgh Magazine. Nro. 108 — 111 . 171

VII. Dramaturgische Blätter, von Ludwig Tieck . . . 183

VIII. 1) Versuch über den politischen Zustand der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, von Friedrich Schmidt. Erster und zweyter Band.

2) Letters from North America, written during a tour in the United States and Canada, by Adam Hodgson.

3) Johann Heckewälder, Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Indianischen Völkerschaften, welche ehemals Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten. Aus dem Englischen übersetzt, und mit Angaben anderer Schriftsteller vermehrt von Fr. Hesse. Nebst einem, die Glaubwürdigkeit des Autors betreffenden Zusatze von G. E. Schulze.

4) Sketches of the history, manners and customs of the North American Indians. By James Buchanan.

5) John Halkett, Historical notes respecting the Indians of North America. 231

IX. *C. Velleii Paterculi* Historiae Romanae Libri Duo. Edit. A. H. *Cludius* 258

Inhalt des Anzeige-Blattes Nro. XXXIV.

Seite

Cronica de gestis Hungarorum (Beſchluß) 1

Italieniſche Literatur 30

Jahrbücher der Literatur.

April, May, Juny 1826.

Art. I. Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535, von Leopold Ranke. I. Band. Leipzig und Berlin, bey G. Reimer, 1824.

Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, von Leopold Ranke. Eine Beylage zu desselben romanischen und germanischen Geschichten.

Je dickleibiger seit einigen Jahren die Meßkataloge, desto dünner wird die Literatur. — Werke indessen, wie das vorliegende Ranke's, wie Menzels Geschichte der Deutschen, wie Raumers Hohenstauffen, halten den Glauben an deutsche Kraft und deutschen Fleiß mächtig aufrecht. Die Wahl der Zeit, der Männer und der Gegenstände ist in dem vorliegenden Buche trefflich, denn jene Uebergangsperiode war in der That ungeheuer großartig. Sie war ein wahrer Wendepunkt nicht nur der europäischen Geschicke, sondern auch der gesammten Menschheit. Sie war es durch die großen Entdeckungen der Spanier und der Portugiesen, woraus eine gänzliche Umstaltung der, seit den großen Kreuzfahrten, morgenländischen Richtung des europäischen Handels in eine abendländische hervorging, sie war es durch das Wiedererstehen jener ewigen Alten Hellas und Latiums, durch die Wiedergeburt der Wissenschaften, durch die Buchdruckerkunst. Sie ward es durch die schnellere und umfassendere Führung der Kriege seit der Pulvererfindung und durch wissenschaftliche Führung der Seekriege; — durch den Fall des morgenländischen Kaiserthums, wornach die Türken Ispahan und Otranto, Kairo und Wien zugleich bedrohten, — durch den Fall Burgunds, dessen Erbe sohin an Habsburg gedieh. Dieses bekam nun eine doppelte Markgrafschaft des Reiches zu hüten, die Ostmark gegen die Türken und die Westmark wider Frankreich. Die Kriege um Neapel und bald um ganz Italien, die Vereinigung der burgundischen und spanischen Macht mit Habsburg entwickelten die Idee eines europäischen Gleichgewichts, — eines europäischen Staaten- und des Kolonialsystems, statt der bisherigen, losen und nur durch einen unzuberechnenden Okkasionalismus, manchmal in vorübergehende nähere Verbindung zusammengestoßenen Inselgruppe von Staaten, in ihren unmündigen Zeiten zu ihrem guten Glücke meist nur zusammengehalten durch den ihnen allgemeinen Vater und Vormund, den Papst.

Schon in der Vorrede zeigt der Verfasser etwas, was heut zu Tage leider immer seltener wird: — schöpferische Eigenthümlichkeit der Ansichten. — Der gewöhnliche, aber weder neue Bilder, noch neue Ansichten weckende Begriff einer »allgemeinen Christenheit« würde auch die Armenier umfaßt haben. Der Begriff von der »Einheit Europas« will dem scharfsinnigen Verfasser auch nicht recht passen, weil ein so großer Theil unseres Osten, Rußland und die Türkey, ohne Asien, nicht gründlich verstanden werden könnte. — Die lateinische Christenheit umschlänge auch die slawischen, magyarischen und lettischen Stämme, die dem Verfasser dieses Werkes fremd bleiben. — Er findet seine Einheit in der gemeinsamen Stammwurzel der germanischen und der romanischen Nationen. — Unter diesen Völkerstämmen rein germanischer oder germanisch-romanischer Abkunft trifft der Verfasser in der deutschen, englischen und in den drey skandinavischen, das germanische Element vorherrschend, das romanische aber, in den Spaniern, Franzosen und Italienern.

Diese verschiedenen Nationen nun betrachtet der Verfasser weniger an sich, als vielmehr in ihren gemeinsamen und wechselseitigen Berührungspunkten. — Er will nicht die gesammte Geschichte dieser Nationen binnen der, von 1494 bis 1535 abgelaufenen vierzig Jahre geben, sondern nur Geschichten: — die Vereinigung der spanischen Königreiche, die vollendete Ausarbeitung der Königsmacht in England und Frankreich, den Untergang der italienischen Freyheit, die Bildung einer zweyfachen Opposition, einer politischen durch die Franzosen, einer kirchlichen durch die Reformation, jener Spaltung unserer Nationen in zwey Theile, auf welcher alle neuere Historie beruht.

Als Einleitung beginnt eine Abhandlung von der Einheit der romanischen und der germanischen Völker und von ihrer gemeinschaftlichen Entwicklung. — Der Westgothe Ataulf wollte aus Romanien ein Gothien, und sich zum Cäsar machen, die römischen Gesetze beybehalten, somit die überwundenen abendländischen Römer mit den germanischen Eroberern zu einem Volke verbinden. Doch dauerte es lange, bis die Cäsarwürde in Karl dem Großen auf die germanischen Stämme überging, die endlich auch das römische Recht annahmen. — Die sechs großen germanischen Nationen, die wir oben genannt, in deren dreyen das Romanische, in den drey andern das Germanische vorherrscht, sind Brüder in Stamm und Sitten, in vielen gemeinschaftlichen oder analogen Einrichtungen. Merkwürdig ist der äußerlich fortlaufende Faden

des sich innerlich fortentwickelnden germanischen Lebens: — die Völkerwanderung, — die Kreuzzüge — und die Pflanzungen in fremden Welttheilen.

In der Völkerwanderung ging wohl die eigentliche nächste Bewegung von den Germanen aus, aber die romanischen Landschaften waren nicht etwa bloß leidend. — Die Ueberwundenen überwanden die Ueberwinder durch Religion und Sprache — und bald waren Römer und Longobarden, Römer und Westgothen in der italischen und in der pyrenäischen Halbinsel vollkommen vermischt. — Lateinisches Christenthum und romanische Bildung näherten sogar die unversöhnlichen Todfeinde, Britannen und Angelsachsen. — Freylich machte der Gegensatz des römischen und arianischen Katholicism großen Aufenthalt. — Schwer drohten Araber, Ungern und Slawen, zumal die ersteren, weil eben damals (nach echtdeutscher Weise) Dänen und Angeln, Franken und Longobarden, Franken und Sachsen unversöhnlich wider einander stritten. Aber es rettete die parallele Macht des Papstthums und Kaiserthums. — Noch eine Schlacht gewonnen, und es war aus mit dem romanischen Theil unserer Nation. — Die schönsten Reiche des Erdbodens beugten sich dem Islam, der ärmere und geringere Theil verehrte den Gekreuzigten, aber zum Glück siegte Karl Martell. — Die Ungern trieb der große Otto durch die Lechfeldsschlacht bey Augsburg in ihre Grenzen. Bald wurden sie Christen. Die Slaven wurden auf der deutschen Erde vernichtet oder unterworfen. — Die Normannen, diese lange gefürchteten Seeräuber, gewannen Sitze in Frankreich und England, und germanisirten darauf, gleichsam zur Vergeltung, beyde Sicilien, womit in der Hälfte des eilften Jahrhunderts die Flut der Völkerwanderungen endlich ebbte. — Die Sprachen waren in ihrer Einheit und Mannigfaltigkeit gegründet. Die französische Eidesformel beym Schwur von Straßburg, gibt zugleich Spuren der italienischen und der französischen Mundart. — Zeugt dieses von der Einheit der romanischen Dialekte, so zeugt es noch triftiger für die Einheit der germanischen, daß es vor Kurzem gelang, sie in eine einzige Grammatik zu vereinigen. — Das Papstthum stellte das romanische, das Kaiserthum das germanische Prinzip des großen Völkervereins dar.

Die Normannen, welche die Völkerwanderung geschlossen, begannen zugleich die Fortsetzung derselben, die Kreuzfahrten, durch ihren Robert, Tankred und Boemund. Die Kreuzfahrten sind eine ausschließende Unternehmung der romanischen und germanischen Völker. Zwar gingen diese Züge vornämlich ins heilige Land, aber auch

an die Nordküste Afrika's. Ohne Ludwigs des Heiligen unerwartetes Mißgeschick wäre Aegypten eine Kolonie von Frankreich, und das Reich der Lateiner zu Konstantinopel hätte bey längerem Bestande das ganze griechische Kaiserthum germanisirt. — Die ganze Eroberung Spaniens über den Islam geschah nur durch die eifrige Mitwirkung der verwandten germanischen und vorzüglich romanischen Stämme.

Ein ganz ähnlicher Kampf geschah in Norden wider die Finnen, Smaländer und Slaven. — Durch die Schwertritter und durch die deutschen Herren umfaßte späterhin der germanische Name den ganzen Belt. — Heinrich II. Plantagenet von England machte die Irländer den Engländern dienstbar; Venedig lehrte die Dalmatiner deutsch reden. — Die Poesie jener Zeiten gehört ausschließend den romanisch-germanischen Nationen, so wie das Ritterthum, das die wilde Kraft durch die Richtung auf das Göttliche läutern, die Gewalt durch Sitte und Frauen mäßigen, und den wahren Menschen retten sollte. Auch die geistlichen Ritterorden alle sind streng romanisch-germanisch. — Weder am Ritterthume, noch an der Entwicklung der Städte nahmen andere Nationen Theil. Ein ähnlicher durchlaufender Faden ist die Baukunst.

Wie die Völkerwanderung von der Bildung des Kaiserthums und Papstthums begleitet ward, so entwickelte sich mit den Kreuzzügen, des Papstthums und Kaiserthums unglückseliger Kampf, der alle unsere Nationen angeht. — Die beharrlichen Salier und jene großen Schwaben verwundeten sich selber mit den Streichen, die sie wider Rom zu führen vermeint. Eben so fälschlich hielt Rom den Fall der Hohenstauffen für einen Sieg. Kaum waren vier Jahrzehende vorüber, seit Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel geendet, und das Papstthum fiel in die französische Gefangenschaft zu Avignon, seit welcher es die alte Größe und Herrlichkeit nie wieder erreicht hat.

Folgenreiche Unterscheidung zweyer vorzüglichen Zeiträume der äußeren Unternehmungen, den einen, wo sie in erster Frische beginnen, den andern der Fortsetzung und des Erfolges, und der Nachwirkung, was sich vorzüglich bey den Kreuzfahrten zeigt. — Nach dem Verglimmen des Kampfes der beyden großen Gewalten, und nach ihrem Verfalle, nach dem allmälichen Erkalten des Interesses Aller nach außen, ist im Innern Krieg Aller gegen Alle, und die heftigste Entzweyung gerade der Zusammengehörenden, so der Provenzalen und Katalanen durch die Ansprüche ihrer Fürsten von Anjou und Barcellona, welche Neapel und Sicilien von einander rissen. — Portugals Emancipation von Kastilien, — in Spanien

die bürgerlichen Kriege jetzt nur dann und wann (sonst war es umgekehrt) durch einen maurischen unterbrochen.— Guelfen und Gibellinen, Stadt für Stadt und Haus für Haus, in Todfeindschaft, England durch die rothe und weiße Rose, Frankreich durch die große englische Partey, durch Burgund, durch Orleans zerrissen, Bruderzwiste, vatermörderische und Stammeskriege in Deutschland, — die Fürsten wider die Kaiser, die Landsassen wider die Fürsten, der Adel wider die Städte, und in den Städten die Zünfte wider die Geschlechter, die Thronfolge selber oftmals streitig. Aber die Partey, welche trennt, verbindet auch. Insonderheit knüpfen die englisch-französischen Kriege die übrigen Verhältnisse verwunderlich zusammen. — Der Verfasser, dieses weiter ausführend, bezweifelt sonach die lange als ungezweifelt vorausgesetzte Isolirung des Mittelalters(?), da selbst große, geistige Bewegungen damals mitten durch die Völker hindurch gingen, ihre innere Einheit verbürgend, und ihren äußeren Zusammenhang, — so in der Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, fast wie in unseren Tagen, ein ziemlich allgemeines Hinneigen zu erneuten Verfassungen, — Nachwirkungen des Zwistes zwischen Kaiser und Papst und der Kreuzzüge. — Aus den letzteren, aus den immer wieder erfrischten Maurenkriegen, aus dem Entschlusse der Ausbreitung des Christenthums, entsprangen die Kolonien. — Die Poblacionen, wie sie sich von den asturischen Bergen bis an die andalusischen und afrikanischen Küsten gezogen, beginnen nun jenseits des atlantischen Meeres; die Spanier rühmten nichts so sehr, als daß sie selbst statt barbarischer Völker, wie sie sagen, die Söhne und Abkömmlinge erlauchter kastilischer Häuser angepflanzt. Die fünf Millionen weißer Menschen daselbst sind wahre Spanier. Eine Million Portugiesen wohnt in Brasilien, eine nicht viel mindere Anzahl, obwohl entartet, kann man noch an den afrikanischen und ostindischen Küsten unterscheiden. So starke Pflanzungen sind wahre Wanderungen. Die Verbreitung des Christenthums ist die zweyte Idee, die sie mit den Kreuzzügen gemein hatten. Eine dritte aber ist ihnen ganz eigen: die Liebe zum Golde Amerika's, zu den Gewürzen Indiens, zu den Perlen unbekannter Meere, das Interesse des Handels.

Und nun (spricht der edle Verfasser) fasse man die germanischen und romanischen Nationen alle zusammen: die Spanier und Portugiesen, die englischen Kolonien in Amerika, die unabhängig geworden, und zwey Millionen Quadratmeilen einnehmen, — unter ihnen die Schweden, deren Naturell man noch unterscheidet, die Deutschen, welche dort ein neues Manheim und ein neues Heidelberg erbaut, und die andern

Kolonien, welche die Herrschaft des Mutterlandes anerkennen, — jene, die an den Küsten Afrika's hier die Neger christianisiren, und in Städte versammeln, dort zwischen den Einöden der Wüste, in schönen Oasen die Traube vom Rheine zeitigen; jene, welche unter den blauen Bergen von Neusüdwales, Weizen bauen und große Viehherden weiden, endlich jene, die in Asien bey hundert Millionen Hindus beherrschen. — Man muß Europa und Amerika nicht in einem Gegensatze betrachten. Es findet jenseits lediglich eine Entwicklung dießseitiger Geschlechter und dießseitigen Lebens Statt. In der That gehen uns Neu-York und Lima viel näher an, als Kiew und Smolensk.

Das erste Kapitel umfaßt die damalige Lage Frankreichs und Italiens, und den, die Verhältnisse beyder völlig umstaltenden Heereszug Karls VIII. gen Neapel. Es gibt ein vortreffliches Bild von der langen Herrschaft der Kapetingen, wie sie von ihrem Herzogthume France ausgegangen, wie sie mit den Eudos von Blois, mit den Plantagenets von Anjou gestritten, und auf einmal von allen Seiten von der Seeküste abgeschnitten waren. Aber Philipp August nahm die englischen, der heilige Ludwig die provenzalischen Besitzungen, und Philipp der Schöne unterwarf sich den Papst. Als der gerade Stamm Hugo Capets erloschen, gewannen seine weiblichen Sprossen, die Könige Englands, halb Frankreich, bis die Jungfrau von Orleans Karln VII. großen Glücksumschwung brachte. Doch wurde der finstere Ludwig XI. nur wahrhaft König, durch den Zufall, daß die Herzoge von Berry, von Anjou, von Burgund und von Bretagne ohne Söhne starben. Ludwigs Sohn, der junge Karl VIII., gewann durch Großmuth das Haupt des letzten Bundes der Großen wider den König, seinen Vetter, Ludwig von Orleans, der in der Folge als Ludwig XII. sein Nachfolger wurde. Er gewann auch Bretagne durch die Erbtochter Anna. — Karls Natur, den Zustand Frankreichs unter ihm, das nun erst vollständig für die Valois erobert war, seinen Anspruch auf Neapel und Jerusalem, wovon man zugleich die Vertreibung der Türken aus Konstantinopel und Europa hoffte, zeichnet der Verfasser mit wenigen meisterhaften Zügen, lebenswarm und kraftvoll.

Es folgt nun die Lage Italiens, und höchst ausgezeichnet ist das Bild der Arragonen zu Neapel und Ludwigs Sforza, des Mohren zu Mailand, und die Spaltung des arragonischen Hauses. Ueberaus treffend sagt der Verfasser über den damaligen Zustand der italienischen Halbinsel: — »so wohnten sie in

Frieden neben einander, sämmtlich, außer dem Papste, in angemaßten Herrschaften, ein jeder von seinen eigenen Unterdrückten bedroht, und nur besorgt, daß diese bey keinem Nachbar Hülfe finden; aber einer auf den andern gestützt. Es sind weder Völker, noch Stämme, weder Staaten, noch Reiche, es sind die ersten Staaten der Welt, und ihr Ursprung im Grunde dieser. Staat nannten sie anfangs die, einer Familie am nächsten zugethanen Freunde, und wir finden, daß Foligno dei Medici klagt, ihr Staat habe abgenommen; er zähle statt hundert, nur funfzig Männer, und diese schlecht mit Kindern versorgt.«

»Sind Krieg, Handel und Priesterschaft die drey ursprünglichen Beschäftigungen der Menschheit, so gründen sich die Staaten Italiens mehr, als andere darauf. Jedermann weiß, welcher auf die oberste Priesterschaft? Manufakturen haben Florenz, der Weltverkehr hat Venedig gegründet: und das ist der Handel in seinen zwey Gestalten. Auch der Krieg der Italiener war doppelt, Krieg der Parteyen, und Krieg der Condottieren; natürliche Formen desselben unter den Europäern, indem er um sein Selbst willen oder wegen der Meinung und wegen ererbter Feindschaft geführt wird; jener ist der Ursprung von Neapel, dieser oder beyde von Mailand.« — Die Medicis für Arragon, der berüchtigte Papst Alexander VI. für die Sforza, das furchtbare Ende des alten Königs Ferdinand. — Karls Aufbruch nach Italien, Ludwig der Mohr, Herzog zu Mailand, — wahrhaft herrliche Schilderung, wie Karl in Toskana waltete, was der Papst Alexander über diesen Zug empfand, Alphonso's Abdankung und die Flucht Karls in Neapel, Schilderungen, die alle Vorzüge der genauesten Lokalisirung in sich tragen.

Das zweyte Kapitel zergliedert mit eben der Uebersicht und Lebendigkeit die Vereinigung Kastiliens und Arragons, den Maurenkrieg, die Inquisition, die neue Königsmacht, die Entdeckung Amerika's, die Liga zwischen dem neapolitanischen und mailändischen Interesse, vom Türkenzuge keine Rede mehr. Der Rückzug Karls, die großen Bewegungen vor und hinter ihm. Die Schlacht bey Fornovo, Alles so schnell wieder verloren, wie gewonnen, und König Ferrantins Wiederkehr nach Neapel, das furchtbarste Beyspiel vom Wankelmuthe des Volks. Viele höchst charakteristische, romantische Züge, wie vom tapfern de la Tremouille und von dem Trunke, den Triulzi seinen Knaben aus dem blutgefärbten Taro thun ließ, und der Tod Ferrantins.

Nun tritt unser Maximilian auch in den Geschäften Italiens auf, und bereitet auf dem Reichstage zu Worms die Vermählung seiner Kinder mit den Kindern Ferdinands des Katholischen und der Isabella, und warb um des Reiches Hülfe wider Frankreich.

Maximilian ist von den meisten Ausländern, nicht nur Italienern und Franzosen, sondern selbst von hochverdienten Britten, wie Robertson und Roscoe, über alle Gebühr mißverstanden und zur Fratze entwürdiget worden. Eine um so merkwürdigere Erscheinung ist somit das Bild, welches Ranke von diesem seltenen Fürsten entwirft.

»Maximilian war Herr über Oesterreich und über die Niederlande. Es mochte etwa sechshundert Jahre seyn, daß in dem Donauthale, zwischen den Alpen und dem böhmischen Gebirge, um die Burgen Krems und Melk her, die Mark Oesterreich zuerst gegründet worden. Seitdem hatte sie sich anfangs im Thale gegen Baiern und Ungern, darnach durch das Haus Habsburg über den ganzen Nordabhang der Alpen, von dem Karste, bis hinauf, wo sich slavische, italienische und deutsche Zungen scheiden, und hinab bis nach dem Elsaß aus einer Mark zum Herzogthume erweitert. Nach allen Seiten hatten die Erzherzoge Ansprüche: nach der deutschen auf die Schweiz, nach der italienischen auf venezianische Besitzungen, nach der slavischen auf Böhmen und Ungern.

Hierzu brachte Maximilian durch seine Vermählung mit Marien von Burgund, das Erbe Karl des Kühnen. Wie ihn die Niederländer mit der Inschrift über ihren Thoren begrüßten: »Du bist unser Herzog, schlage unsere Schlacht;« so war vom ersten Augenblicke an, der Krieg sein Geschäft. Er trat ganz in das feindselige Verhältniß Karls zu Frankreich. Er errettete den größten Theil seines Erbes von den Entwürfen Loys XI. Tag und Nacht war sein Gedanke, es ganz zu erobern.

Aber indem sich ihm, nach dem allzufrühen Tode Maria's, Empörung auf Empörung entspann, indem sein Vater Friedrich zu alt ward, sich selbst zu beschützen, begab sich, daß im Jahre 1488 der Vater von den Ungern aus Oesterreich verjagt, der Sohn in Brügge von den Bürgern gefangen gehalten war, und sie selbst die Entfremdung von Tyrol fürchten mußten. Sie verloren den Muth doch nicht. Eben in diesen Zeiten bezeichnete der Vater mit den Vokalen AEIOU, das ist, alles Erdreich ist Oesterreich unterthan, was er hoffte. In demselben Jahre unterhandelte der Sohn um eine spanische Vermählung. Ihre wahre Hülfe lag in der kaiserlichen Würde

Friedrichs, in der königlichen Maximilians, die sie vom Reiche der Deutschen hatten. Als dessen Kraft sich bewegte, ward Maximilian frey; als sie ihm in der Gegenwart auch nur weniger Reichsfürsten zur Hand blieb, ward er Herr in seinen Niederlanden; die Fahne der Kennem mit Käse und Brot flog vor Leiden zum letzten Male, der letzte Hök, Philipp von Ravenstein, übergab ihm Sluys. Es war keine andere Hülfe, durch die er sich Tyrol sicherte, und Oesterreich wieder eroberte.

Seitdem gingen seine Pläne auf Ungern und Burgund. In Ungern konnte er nichts erlangen, als daß seinem Hause die Nachfolge zugesichert ward. Niemals aber, so oft er auch Frieden schloß, ließ er von seiner Absicht auf Burgund. Er hätte es hoffen dürfen, wäre Anna von Bretagne seine Gemahlin geworden. Den Tag, als er erfuhr, daß sie es nicht ward, warf er sich immer aufs Neue zu Pferd und in die Rennbahn. Aber damals kam das Reich seinem Zorne nicht zu Hülfe. Nunmehr, als er sich mit einer Sforza vermählt, und in die Liga getreten, da sein Vater todt, und das Reich verpflichtet war, ihn über die Berge zu begleiten, da die italienischen Verwicklungen Karln bedrohten, hoffte ers aufs Neue, und in dieser Hoffnung berief er einen Reichstag nach Worms.

Maximilian war ein Fürst, von dem wir zwar viele Bildnisse haben, doch so, daß selten eines dem anderen gleicht; so unbefangen und ganz ergab er sich den Dingen, so wenig herrschte in ihm eine Beschäftigung, eine Neigung vor; ein Fürst, von dem seine Zeitgenossen zwar ausführliche Sittenschilderungen, doch niemand eine genügende Geschichte hinterlassen hat. Seine Seele ist lauter Bewegung, Freude an den Dingen und Entwurf. Es gibt kaum etwas, das er nicht kann. In seinen Bergwerken ist er ein guter Schiner, in seiner Rüstkammer der beste Platner, der Andere in neuen Erfindungen zu unterrichten weiß. Die Büchse im Arme, überwindet er seinen besten Schützen, Georg Purkhard; mit dem groben Geschütze, daß er bohren gelehrt, das er auf Räder geschafft, trifft er meist am nächsten zum Ziel; er befehligt sieben Hauptleute in ihren sieben Sprachen, er wählt und mischt seine Speise, seine Arzney selbst. In Feld und Flur befindet er sich erst wahrhaft wohl. Lauschend reitet er das Gebüsch vorbey, wo er eine Nachtigall schlagen hört, etwa nach den Brabanter Forsten, den Eber zu jagen, oder nach dem Tyroler Gebirge, wo er die Steinböcke, als ihrer durch das Schießgewehr nur noch wenig geblieben, zu schießen verboten hat. Hier läßt er das Pferd hinter sich, und steigt ihnen die hohen Felsenwände empor

nach, wo er vierhundert bis fünfhundert Klafter fallen kann, wenn er einmal fehltritt; wo ihn zuweilen, wenn die Fußeiſen losgelaſſen, nur noch eine Staude, ein ſpitzer Stein errettet hat, wo er einſt im Hallthale ſchon die Lawinen hinter ſich brauſen gehört. Das Volk weiß viel zu erzählen, wie man ihn an großen Seilen aus der Höhe in das Thal gelaſſen, ja wie ihn, da auch dieß unmöglich geweſen, da man ihm aus der Tiefe ſchon das Kruzifix als zum letzten Gebet entgegengehalten, noch ein Engel von der Martinswand errettet habe. Kommt er nun zurück, ſo bringt ihm ſein Vogler alle Arten von Singvögeln in ſeine Stube, ſo, daß man kaum ſein eigen Wort hört, oder er beſucht einen Diener auf ſeiner Hochzeit, oder er hört zutraulich die Bitten ſeiner Unterthanen; oder er erzählt ſeinen Räthen, ſeinen Schreibern eine Geſchichte, diktirt ihnen ein Stück ſeiner räthſelhaften und faſt unergründlichen Bücher, eine Notiz in ſein Memoirenbuch, etwa, wie Prieſter Lasla die Chroniken zuſammenſtimmen ſolle, eine ſeiner ganz genauen Inſtruktionen, z. B. wie man bey Beutelſtein mit einer Nothbüchſe über Eck ſchießend, die Küche treffen könne? einen Brief. — So iſt ſein Weſen. — Doch den Zuſammenhang der Geſchichte geht dieß minder an. Was ſein öffentliches Leben eigentlich auszeichnet, iſt das Vorgefühl von der künftigen Größe ſeines Hauſes, das er von ſeinem Vater, das raſtloſe Streben nach derſelben, das er vom Hauſe Burgund geerbt hat. Nicht auf das Reich, für deſſen wahre Bedürfniſſe er wenig weſentliche Sorgfalt zeigt, auch nicht auf das Wohl ſeiner Erblande unmittelbar, ſondern hierauf geht ſeine ganze Politik, gehen alle ſeine Pläne. Hiervon ſind alle ſeine Schriften und Reden voll. Doch jeden einzelnen Entwurf hält er äußerſt geheim. Es gibt Vorhaben, die er keinem ſeiner Räthe mittheilt, dann weiſt er den fremden Geſandtſchaften einen Platz an, wo ſie nichts erfahren, und von dem ſie doch nicht weichen ſollen; dann ſchickt er ſeinen Mundkoch nur eine Stunde, ehe er ſelbſt aufbricht, voraus. Dann, wenn er glaubt, man durchſchaue ihn doch, laufen ihm die Adern am Halſe auf, und er ſtellt ſich ſelbſt zornig an; da geſchieht es nun freylich, daß eine Sache ihm unbetrachtete und unerwartete Hinderniſſe zeigt, wenn er ſie unternimmt. Indeß, da er immer andere Entwürfe hat, die alle zu demſelben Ziel führen, vergißt er leicht, was ihm mißlingt. Er iſt auch hier wie ein Jäger, der etwa einen ſehr ſteilen Berg hinan will, bald da, bald dort, und wenn es nicht gehen will, ohne große Bekümmerniß einen andern Weg verſucht.

Noch ist es früh am Tage; allmälich kommt er höher empor, und er ist nur besorgt, dem Thiere seine Spur zu verbergen.«

Wir wollen diesem herrlichen Bilde ein anderes gegenüber stellen, das Einer aus Tyrol, aus dem Lande, welches Maximilian vor allen geliebt, das ein Oesterreicher, der sich viele Jahre mit den Geschichten dieses Fürsten beschäftigte, von ihm aufgestellt hat. Es steht in des Freyherrn von Hormayr »Geschichte Wiens.« — Er sagt: es habe Wien als Stadt von Maximilian weniger aufzuweisen, als manche kleine Landstadt. Der Vorzug der Residenz ist gar nicht groß bey einem Fürsten von so außerordentlicher Liebe zu beständigen Reisen, und von solch ungeduldiger Thätigkeit, die ihn nur höchst ungerne durch mehrere Wochen am nämlichen Orte ließ. Der böse Eindruck der, in seiner zartesten Kindheit mit der geliebten Mutter Eleonore in der Wiener Burg ausgestandenen Belagerung scheint nie mehr ganz aus Maximilians Seele gewichen zu seyn, obgleich Niemand tiefer, als er, von der erbarmungswürdigen Unsicherheit der Herrschaft Friedrichs ergriffen war, die es der Treue selbst unmöglich machte, bey demjenigen auszuharren, der sich selbst verließ! Es gibt kaum einen schärferen Gegensatz, als diesen Vater und diesen Sohn. — Maximilians Andenken ist noch nach Jahrhunderten ein heller, ein warmer Sonnenstrahl im trübsten Wolkennebel und Regenschleyer, und in dunkler Gewitternacht. Bis ins zwölfte Lebensjahr der Zunge nicht mächtig, von den Meisten für blödsinnig erachtet, darauf durch einen rohen Lehrer, Peter Engelbrecht, Bischof in der Neustadt, mit Ekel und Abneigung gegen alles Wissen erfüllt, ward Max gleichwohl der wahrhafte Pförtner aus dem gemüthsstarken Mittelalter herüber in die neuere, wissensdurstige, rechnende Zeit. Er war eine der herrlichsten Blumen, und die letzte hochauflodernde Flamme des lange schon von innerlichem Moder verzehrten, nun gleich einem Riesen aus Asche, vom mächtigen Hauche der neuesten Ereignisse in alle Winde verstreuten Ritterthumes: — ein rechter Fürst der Kunst und der Liebe!

Auch Max sollte »Löwenherz« heißen, denn zu München und Utrecht that er, was Richard. Er hat ergrimmte Bären gefällt; Steinböcke, denen er den Ausweg versperrt, und seine eigenen Jagdhunde, drohten öfters ihn in den schwindelnden Abgrund zu reißen. Schneelavinen und Steingerölle donnerten über ihn hinweg; ähnliche Gefahren, wie jene an der Martinswand, kehrten mehr als einmal wieder. Auf dem Stephansthurme, am Ulmer, am Straßburger Münster that er schauderhafte Sprünge, und maß auf den Zinnen, mit den

Füßen wechselnd, anderthalb Schuh in die Luft hinaus. Im Turniere hatte er fast immer gesiegt, und wohl mehrere hundert Feinde mit eigener Hand getödtet, vierzehn, meist leichte Wunden erhalten, unzählige meuchelmörderische Versuche zu Schanden gemacht. — Vierzig Jahre verlebte er in beständigem Kriege, und sah sterbend die Welt im Frieden, und sein Haus in derselben das vorderste an Würde und Macht.

Er war der erste Scharfschütze, Lanzknecht, Konstabel, Küraſſier und Matrose seines Heeres. Lambecius zeigt ihn uns als Schriftsteller in den meisten Fächern »Vermerkht die püecher, die khayser Maximilian selbst gemacht.« — I. Gral. II. Erenporten. III. Triumphwagen (beym bestimmtesten Widerwillen gegen höfische Schmeicheley, und so, wie er in seine Biographie vom Priester Grünbeck eigenhändig hineinschrieb: »liber laudis post mortem,« durchglühte ihn der edle Durst, sich, seinen Rathsmännern und Helden, ihres Namens wohlverdiente Ewigkeit zu sichern, und hiefür die ersten Talente, Albrecht Dürer, Hansen Burgmeyer ꝛc., zu beschäftigen). IV. Der Stamm.- V. Stammchronik. VI. Die Heiligen (stets von Gelehrten umgeben, schickte er sie abwechselnd in alle Lande, die Denkmäler seines Hauses zu retten, zu sammeln, seine und seiner Ahnen Geschichte zu schreiben, alle großen Augenblicke durch die Kunst zu verherrlichen, dadurch Dynastie und Volk immer inniger zu verschlingen. Die unaufhörliche Beziehung auf Cäsar und Karl den Großen, auf viele Heilige, auf die hervorragendsten Heldengestalten der Tafelrunde, war nicht nur ein romantischer Ausflug seines Gemüths, sondern auch ein fruchtbarer, publicistischer Folgesatz seiner Politik). VII. Der Weißkhunik, ein historischer Roman seiner Haupt- und Staatsaktionen. VIII. Der Theuerdank (seine Abenteuer und Gefährlichkeiten). IX. Der Freudal (seine Turniere, Bankette und Mummereyen). X. Artalrey. XI. Paumeisterei. XII und XIII. Gärtnerei und die sieben Lustgezirk. XIV. Jägerey. XV. Valknerey. XVI. Vischerey. XVII. Wapenpuech. XVIII. Stalpuech. XIX. Platnerei. XX und XXI. Kücherey und Kelnerey. XXII. St. Görgenorden. XXIII. Moralität. XXIV. Andacht. — Darüber hin führte er noch zahlreiche Memorienbücher, worin er die geringsten Handgriffe und Vortheile, worin er die größten Staatspläne und geheimsten Gedanken (oft nur mit ein paar Worten, oft ganz in Chiffre) aufgezeichnet, seine Geliebten und seine Vögel, seine Kanonen und Pferde gleich sorgfältig porträtirt, worin er jede alte Inschrift, jede Spur einer Chronik, oder

vom alten Heldenliede und Heldensagen gleich Goldklumpen aufbewahrt hat.

Zwar nicht seinem Wien als Stadt, wohl aber als Stadt des Staates, vertraute Maximilian drey höchst wichtige Institute: eine Akademie der Wissenschaften, die Donaugesellschaft (sodalitas danubiana), dem rheinischen Vereine der Sodalitas rhenana des Dahlberg von Worms gegenüberstehend, die Hofbibliothek in der Burg und das Hausarchiv, gleichfalls in derselben, im sogenannten grünen Thurme mit dem Jäger und Hirschen. — Allen dreyen stand Maxens Leibarzt, Historiograph und gekrönter Dichter, Johann Cuspinian, vor. Es waren die vorzüglichsten Mitglieder: Hans Peter Krachenberger von Passau (Pierius Grecus), Maxens Geheimschreiber; Augustin Käsebrod von Ollmütz, K. Wladislaws Sekretär; Julius Emilius, Leibarzt Mathias Corvins, nun Wladislaws seines Nachfolgers, ein adeliger Italiener; Johann Spießhammer von Schweinfurt (Cuspinian), gekrönter Dichter, Rektor und Superintendent der Hochschule, Stadtanwald zu Wien, Historiograph, und nach Celtes Tode auch Hofbibliothekspräfekt; Andreas Stöberl, Stiborius von Wilshofen, Mathematiker, und Magus, Domherr zu Wien; Johann Stabius, Maxens Sekretär, Historiograph, und durch sechzehn Jahre sein unzertrennlicher Begleiter auf all seinen Feldzügen und Reisen; Christoph von Weitmühl, Sohn des böhmischen Geschichtschreibers Benesch von Weitmühl; Johann Staar (Sturnus, Sturlinus); Hieronymus Balbus, nachmals Bischof zu Gurk; Bartholomä Stöber, Sohn eines Wiener Lederers, Arzt und Redner; Johann Schlechta von Wssrd, K. Wladislaws Leibarzt, Freund des großen Erasmus von Rotterdam, und Bohuslaws Lobkowitz von Hassenstein; Georg von Neudeck, späterhin Kanzler, Bischof zu Trient, und Statthalter im eroberten Verona; Erasmus Pinifer von Krakau; Dietrich Ulsten; Heinrich Cuspidius; Peter Bonomo von Triest, Geheimschreiber Friedrichs IV.; Maxens, Kanzler der Kaiserin, Gesandter, Graf, nach seiner Gattin Tod Bischof zu Triest; Johann Vitez, einst Mathias Corvins Freund, Bischof zu Vesprim und zu Wien, mit Cuspinian dieser Gesellschaft Haupt; Ladislaw Suntheim, Maxens Genealog und Archäolog; Heinrich Gutglück (Eutychus); Wilhelm Peylinger (Polymnius); Stephan Rössel (Rosinus), ein Ausbund aller

vier Fakultäten; Gabriel Gutrath (Eubolius), Rektor, Stadtsyndikus und Bürgermeister ꝛc. ꝛc.

Es muß überraschen, bey solcher Breite zugleich so viele Tiefe, bey so viel Detail doch überall großartige Ansichten, nirgend aber die Sünde Friedrichs zu finden: überraschend groß in allem Kleinen, aber herzlich klein in allem Großen zu seyn! — Max treibt sein Handwerk überall als eine Kunst, nie aber die Kunst als ein Handwerk, und es schimmerte um ihn eine solche, alles veredelnde Poesie des Lebens, im Gewühle der Schlacht und in den Abenteuern der Jagd, im Glanze des Hofes und der Turniere, in Lust und Schmerz der einsamen Stunden, daß in Marens Nähe, ein sichtbares und dennoch unentrinnbares Liebesnetz ausgespannt war!

Immerdar heiter, mit Furcht und Zweifeln, mit Haß und Selbstsucht unbekannt, blieb keine Freude des Lebens ihm fremd. Neben dem früh verstorbenen Philipp und der großen Margarethe, Statthalterin der Niederlande, hinterließ er auch viele natürliche Kinder. Doch glühte in ihm ein solches Andenken seiner ersten Liebe, daß er beym bloßen Namen der burgundischen Maria in Thränen zerfloß, daß er einst den berühmten Abt Trittheim auf den Knien beschwor, ihm den theuren Schatten noch einmal heraufzurufen, daß er, obwohl der Abt es ihm bey seinem Heile verboten, die Gestalt, die er zu sehen glaubte, mit süßen Worten ansprach, und so die ganze Beschwörung zerstörte.

Allgemein und ganz mit Unrecht warf man Karln V. ein ehernes Fortschreiten zum Ziele der Universalmonarchie vor. — Mit weit größerem Grunde ließe sich dieses von Maximilian sagen. In seinem ritterlichen Aufflluge lag allerdings die Wiederherstellung des alten, wahren Kaiserthumes, wie Karl, wie Otto der Große, wie der Barbaroſſa es gehandhabt. Fast an alle Reiche erhob er oft sonderbare Ansprüche, »als Nachfolger seines altervatter des heilig khayser Karl, der da was der erste sunnenspiegel des reichs!« — Er führte die Schilder von England, Frankreich und Portugall, als durch seine Mutter Abkömmling der Königsstämme Portugall und Lancaster und vom Kaiserthume des Aufganges: »nur getrennt durch übermut der griechischen kirchen, darumb sy Gott gestraft hat und den hayden underworffen. Das hofft khunig Maximilian oder seine nachchomen in kurzer czeit wieder zu erlangen!« — Und dennoch — bey solcher, den Schwingungen der Wünschelruthe ähnlichen Verschlungenheit in allen irdischen Besitz, bey dem offenkundigen Vorhaben, Kaiser und

Papſt zugleich, bey dem in Briefen an ſeine Enkel ganz ernſtlich ausgeſprochenen Wunſch, dereinſt auch noch ein Heiliger zu werden, weht in jedem Athemzuge Maximilians, bey aller Anziehungskraft des Sächlichen, dennoch überall ein frommer und hoher Sinn für die Idee, für das ewig Unbewegliche im ewig Beweglichen. Bey aller ſcheinbaren Verſunkenheit in die Gegenwart, glüht ein kindlich zartes, rein geſchichtliches Hochgefühl für die Vergangenheit in ihm, eine heilige und zärtliche Innigkeit für alle, durch Ahnung und Erinnerungen bezeichnete Tage, Orte oder Perſönlichkeiten.

Legitimität — iſt kaum irgendwo ein gewichtigeres Wort, als in dem, ſo viele Stämme, Sprachen, Sitten und Satzungen zählenden, nur durch die Dynaſtie zuſammengebundenen Oeſterreich. — Max ſuchte und fand auch darin Legitimität, daß Niemand in ſeinen Räthen und Hauptleuten Diener zu ſehen glaubte, ſondern lauter Söhne und Brüder, daß Alles nur eine Familie war, eine Ehre, ein Intereſſe, die Pflicht ſomit alle Reize ſelbſtſtändiger Wahl erhielt, und den ganzen Sporn der Leidenſchaft.

Eines hat freylich Maxen gefehlt: an ſeiner Stelle vielleicht gerade das Nöthigſte und Höchſte. — Es hat dieſer Mangel ſeine meiſten Entwürfe (die nicht, wie die großen Erbfälle, unzuberechnender Zufall herbeyführte) ſcheitern gemacht. Es hat ſeinen großartigen Unternehmungen den Anſchein des Unüberlegten, des Unzeitigen, des Abenteuerlichen gegeben, es hat Maximilian von den Fernen und Fremden, unter ſeinen Zeitgenoſſen ſowohl, als von Robertſon, Hume, Roscoe und Sismondi, die ſchneidendſte Geringſchätzung zugezogen. — Selbſt beym außerordentlichen Mann findet ſich, was wir meinen, nicht immer. Zum großen Manne gehört es aber unerläßlich, als die Summe des Ebenmaßes und Gleichgewichtes: — die erhabene Ruhe und Geduld einer wahrhaften Herrſcherſeele! — Gar oft begann Maximilian einen ſchönen Bau mit der Glut der ihn vor Allem anziehenden Neuheit, mit allem ſelbſtſchöpferiſchen Eigenwillen. Aber von der Einbildungskraft verführt, durch das Beſſere vom Guten abgewendet, und entweder die Vergangenheit vergötternd, oder allzufrüh um die Zukunft bekümmert, faſt nie mit ganzer Kraft in die Gegenwart, in die Mittel und Wege, ihrer Herr zu werden, verſenkt, ohne genugſame Kenntniß der Menſchen, die ihn ungeheuer betrogen und mißbrauchten, gerade in den vielſeitigſten Verwicklungen ſich am beſten gefallend, ſprang er meiſt zur ſiebenten Unternehmung, bevor noch die dritte vollendet war. — Faſt

immer riß unbesiegbarer Geldmangel die nöthigsten Maßregeln im Beginne schon entzwey. Seine Heere liefen aus einander, wendeten sich gegen die eigenen Anführer, stellten ihn großer Schmach blos, und hatte er dennoch irgend ein Gebäude beharrlich vollbracht und reich geschmückt, so waren meistens die Pforten und Treppen vergessen, oder — Flügel für die Bewohner! — Maxens persönliche Liebenswürdigkeit ist jetzt, drey Jahrhunderte nach seinem Hintritte, immer noch ansteckend, und erschwert jedes kalte Urtheil über diesen Mann voll der edelsten Wärme. — Unstreitig war er der glänzendste Ritter seiner Tage, weit mehr, als er je Feldherr oder Fürst gewesen ist.«

Beyde Abbilder Maximilians treffen in den Grundzügen haarscharf zusammen, das Hormayr'sche malt ihn nach niederländischer Art ins Detail, und das Inkarnat des Konterfeys mag viel anschauliche Wahrheit haben. Von besonderen österreichischen Quellen führt Ranke nur Hormayrs Plutarch und dessen Excerpten aus Maxens Memorienbüchern auf; aber seine Umrisse sind von der scharfsinnigsten Bestimmtheit, von kühner Sicherheit, von großartiger Wahrheit. Es sind Umrisse, nicht unwerth, den Meisterbildern Johannes Müllers zur Seite zu stehen — und wie herrlich ist, was gleich darauf Ranke über die doppelte Kriegsmacht der Deutschen spricht: — »dieß war das Zeitalter, wo die Truppen, auf welche Wasiliowitsch traute, wenn er seine Moskowiten wider die Polen führte, welche Schweden der Union unterwarfen, welche in England für die Sache der Yorks auf derselben Stelle starben, wo sie die Schlacht erwartet, sowohl welche Bretagne für die Krone Frankreichs zweifelhaft machten, als die es eroberten, sowohl die Vertheidiger, als die Besieger von Neapel, die Ueberwinder von Ungern, so lange sie wollten, und die es retteten, da sie mit der Beute nach Hause gingen, daß diese Kriegführer und Entscheider in aller Welt, sämmtlich Deutsche waren. Doch waren das nur die Rauf-, die Reiselustigen der Nation, jene einspännigen Knechte, wider welche die Landfrieden eifern. Zu Hause gab es noch Bauern, wie die Ditmarsen, die ein siegreiches Heer, einen König dreyer Reiche hinter ihren Erdwällen erwarteten und schlugen, die den Danebrog in einer Dorfkirche aufhängten. Es gab hinter ihren Mauern und ihrem Geschütze fast lauter unangreifliche, in den Waffen geübte Bürger, die ihre guten Künste und Spiele trieben, bis ein Feind sie reizte, dem sie begegneten, wie die Straßburger Karln vor Nancy. Minder gesichert waren vielleicht Fürsten und Herrn; doch hatten sie Burgen wider den ersten Angriff, lehenspflichtige Hintersassen und allezeit getreue Unterthanen. Hätte Maximi-

lian diese gesammte Macht in seiner Hand vereinigt, so hätten ihm weder Europa noch Asien zu widerstehen vermocht. Gott gab aber, daß sie mehr zur Freyheit, als zur Unterjochung gereichte. Was war das Reich, das bey solcher Kraft seinen Kaiser aus seinem Erblande jagen ließ, und sich nicht bewegte, ihn zurückzuführen!« — Doch es ist wahrhaftig eine Versuchung, in einer Anzeige, die den Werth des trefflichen Werkes wahr und warm fühlt, dasselbe nicht abzuschreiben. Diese Versuchung fühlt man auch bey den überschauenden und gründlichen Stellen über den Verfall des Reichs und über die Ursachen, wodurch es, trotz so viel inneren Moders, trotz so vieler Risse und Brüche, doch noch zusammenhielt. Dieses Vereinigende und Erhaltende aber dünkt dem Verfasser, Herkommen und Papst bey Seite gelassen, vor Allem die Rechte der Einzelnen, die Einungen der Nachbarn und die Rangordnung des Ganzen. — Unvergleichlich, und doch ohne die geringste Weitschweifigkeit führt der Verfasser dieses im Einzelnen durch, und auch wir sind vollkommen überzeugt, daß man auf diese Art von Friedrichs III. Zeit eine durchaus neue, dem Häberlin ganz unähnliche, auf Personen und auf lebendige Verhältnisse gegründete Geschichte liefern würde! Maximilian auf dem Reichstage zu Worms, seine und der Stände Stellung gegen einander, geben den wahren Schlüssel der inneren Zerwürfniß, und lassen nur darüber erstaunen, wie dieses Reich doch noch drey hundert und zehn Jahre zusammengehalten hat. — Maxens Richtung auf Italien. Die Macht von Florenz. Der Dominikaner Savonarola, seine Lehre, seine Weissagung; sein Tod auf dem Scheiterhaufen. — Die Bünde von Spanien und England.

Das vierte Kapitel entwickelt den Untergang des arragonisch-sforzischen Hauses. — So malerisch, wie jenes Karls VIII., ist auch das Bild seines Nachfolgers, Ludwigs XII. Der schmähliche Krieg Marimilians wider die Schweiz. Der Krieg der Franzosen wider Ludwig Sforza, und sein Ausgang. Die Schilderung Alexanders VI. und seines Sohnes Cäsar Borgia stellt unsern Ranke als Portraitmaler neben Vandyk und Holbein, und auch die Tinten des Höllen-Breugel fehlen ihm nicht. Welche Kontraste in diesem Papste und in Ximenes, dem Kardinal?

Das zweyte Buch spricht vom spanischen Hause, und wie zu dessen gesammter Macht Habsburg die Hoffnung gewonnen? Während man eine neue Kreuzfahrt wider die Türken gewärtigen durfte, gab Neapel wieder Anlaß zur Entzweyung der Christenheit. Krieg in der Romagna. Der große Kapitän

von Cordova, herrliche Bilder von ihm, von dem kleinen, mageren Navarro, von Bayard, von Imbercourt, von la Palliſſe; die ſpaniſchen Ritter den Franzoſen ähnlich, aber wie etwa die mauriſchen Ritter im Arioſt den chriſtlichen. — Es wäre ſehr zu wünſchen, unſern Dramatikern ſtünde dieſe Gabe zu individualiſiren, es ſtünde ihnen dieſer Zauber der Charakteriſtik zu Gebote. Das gibt nicht allein das unausgeſetzte Studium; es gehört auch ein reges und warmes Naturgefühl dazu. — Wie herrlich iſt nicht der Abſchied von Mailand des Lodoviko Moro Sforza: — »Auch er wollte über die Berge. Als er Bernardinen da Corte, den er erzogen und vom Staub erhöht, das Schloß und ſeine Kleinodien übergeben, und den Kuß der Treue von ihm empfangen, war Alles beſtellt, und er ſprach zu ſeinen Begleitern: Seyd mit Gott! Nur mit ſich allein, ging er nach der Kirche Madonna delle Grazie. Beatrice, die Gefährtin ſeines Wohlergehens, mit der ſein Glück geſtorben, lag hier begraben. Hier hatte Leonardo da Vinci ſie beyde gemalt, ihn mit dem älteren, ſie mit dem jüngeren ihrer Knaben auf dem Schooße. Die Strahlen der untergehenden Sonne ſchienen durch die Fenſter; ſo ſtand er an ihrem Grabe. Die Brüder des Konvents begleiteten ihn heraus. Er ſah noch einmal um. Es iſt ein Gewebe, dicht von bunten Fäden, unabänderlich, eng verwoben von Glück und Luſt, Verſchuldung und Mißgeſchick, und das iſt — das Menſchenleben. Ihm brachen die vollen, wahren Thränen aus. Dreymal wandt' er ſich um: dann ſtand er lange, den Kopf zur Erde, in tiefen Gedanken, ohne Bewegung.« S. 152.

Gleichfalls ſehr anziehend iſt S. 197 die oberwähnte Schilderung der ſpaniſchen und franzöſiſchen Heeresfürſten. »Um dieſen Reſt der ſpaniſchen Beſitzthümer (gleichſam den Bord eines Schiffes, von dem man ſonſt vertrieben iſt) ward ein ritterlicher Krieg mit guten Waffen geführt. Hier waren die Helden, die Arioſt geſehen, als er von ſeinen Rüdigern und Rinalden zu dichten anfing. In Kalabrien war Imbercourt, dem die Hitze des italieniſchen Mittags Morgenkühle ſchien, wenn es zur Schlacht ging, und Aubigny, der, um dieſen loszukaufen, obwohl ihm derſelbe vorgezogen worden, ſein Silbergeräth nicht ſchonte. Vor Barletta war der bedächtige La Palice, dem die Feinde zuerſt den Namen des Marſchall gaben; Monloiſon, ſonſt vor Alter gebrechlich, aber wenn er zu Pferd ſaß, noch immer der »Sperber der Schlacht;« Fontrailles, den man »ohne Furcht« nannte; viele andere von jenen, die, wo es eine Schlacht gab, und ſie waren etwa unter ungünſtigem Winde zu Schiffe,

ans Land stiegen, und in drey Tagen hundert Lieues machten. Unter ihnen war auch der Bayard, der von der Stunde, da seine Mutter vom Thurme stieg, ihm zum Abschied ihre kleine Börse zu geben, und vier Dinge zu empfehlen: Gottesfurcht, Wahrhaftigkeit, dienstfertige und freygebige Sitten, seitdem keinen Tag dem nachzukommen gefehlt hatte. Er betete, so oft er aus seinem Gemache ging, und Niemand hat ihn jemals sich selbst loben gehört. Als er einmal funfzehntausend Dukaten erbeutet, und ein Anderer, doch mit Unrecht, sie forderte, ließ er zuerst sein Recht gerichtlich darthun; aber alsdann, wie das Geld aufgezählt war, und dieser sagte: »Ich wäre mein Lebtage glücklich, hätte ich nur die Hälfte,« versetzte er: »So will ich Euch die gerade Hälfte geben;« gab ihm die eine, und seinen Begleitern die andere. »O mein Herr, mein Freund!« rief jener auf seinen Knien, »kein Alexander ist so freygebig gewesen.« Sein Leben ist spiegelhell, sein Herz zur Stelle in jeder Gefahr, und seine Seele mild. Den Franzosen nun sind die Spanier ähnlich; aber sie sind es, wie etwa die mauriſchen Ritter im Arioſt den christlichen. Da war der kleine, magere Pedro Navarro, der sich vom Solde eines Liliengroschens zum Grafen gedient, dem kein Fels zu fest war, er grub eine Mine da; sein Mund war fest geschlossen, seine Nase spitz und streng; dicht und schmal hing ihm der lange Bart vom Kinn abwärts. Da war Pedro de Pez, den man kaum über den Kopf seines Pferdes sah, wenn er darauf saß, schielend, dürr und verwachsen, aber das kühnste Herz der Welt; der sich mit seinem Mohren, welcher ihm die Fackel vortrug, er selbst mit einer andern und dem bloßen Schwerte, in die verrufensten Grotten des Gaurus wagte, um desselben Schätze zu heben, denn er fürchtete Geister so wenig, als den Feind in der Schlacht. Ihr Haupt war Gonzal Fernandez Aghilar de Cordova, dessen Helmbusch man gleich in seiner ersten Schlacht mitten im Getümmel erblickt hatte, nun ein wahrer Feldherr. Er machte nichts daraus, daß Spanier, welche schimpfliche Bedingungen eingegangen, von den Andern als Ausgeartete erschlagen wurden; aber daß ein, unter Vertrag abziehender Feind seiner goldenen Kette beraubt würde, litt er nicht, sondern ritt dem Räuber, selbst in das Meer nach. Er sprach: Ich wollte lieber Löwen zähmen, als diese Asturier; aber — er zähmte sie. Sein Fußvolk bestand aus Leuten, welche die spanische Erde ihrer Verbrechen wegen nicht mehr litt; aber er machte sie seinem König getreu, unter einander ehrbegierig, unermüdlich in Belagerung und Vertheidigung, furchtlos zur Schlacht. Er erfand zuerst die unüberwindliche Verbindung spanischer, italienischer

und deutscher Fußvölker zu einem Treffen, und an der Spitze der Leyva, Pescara, Alba, Farnesen und so vieler berühmter Hauptleute, die mit dem Heere, dessen Kern er zuerst gebildet, ein anderthalb Jahrhundert beynahe nicht aus dem Felde gekommen, steht er billig als »der große Hauptmann.«

Wir fügen diesem die überaus seelenvolle und rührende Schilderung hinzu, die der Verfasser vom Wahnsinne der spanischen Johanna, Mutter Karls V. und unseres Ferdinands I., entwirft: — »Damals, seit Johanna von Philipp in Thränen Abschied genommen, schlug sie die Augen nicht mehr empor, und sagte kein Wort, als nur zuweilen, sie wolle ihm nach, bis sie erfuhr, er habe sicheres Geleit auch für sie. Alsdann wollte sie ihrer Mutter nicht mehr warten, sondern ließ ihre Wagen immer nach Bayonne gehen; alsdann wollte sie — denn man versagte ihr die Pferde — selbst zu Fuße fort. Als man ihr das Thor schloß, blieb sie, unbewegt von Kammerfrauen und Beichtvater, im leichten Gewande bis in die Nacht — es war November — auf der Barriere sitzen, und nur ihre Mutter brachte sie noch in ihr Zimmer zurück. Endlich kam sie wieder zu ihrem Gemahl. Da mußte sie ihn einem schönen Mädchen mit blondem Haar ergeben finden. Vielleicht mehr, um ihn zu heilen, als um sich zu rächen, ließ sie dem Mädchen das Haar abschneiden. Philipp verbarg nicht, daß er unmuthig war. Hier — wer kennt die unergründete Tiefe der Seele, wo sie bewußtlos schafft und bewußtlos leidet, wo die Wurzel ihrer Gesundheit und ihrer Krankheit ist? — ward es in ihrem Gemüthe dunkler. Wie in Spanien die Liebe zu Philipp, stieg in den Niederlanden die Ehrerbietung vor ihrem Vater empor. Diese beyden Gefühle nahmen sie ganz ein, bewegten sie wechselweise, und schlossen ihr die übrige Welt zu. Seitdem kannte sie wohl die Dinge, und stellte sich auch das Entfernte wahr und lebendig vor; aber sie verlernte, sich in die Mannigfaltigkeit des Lebens zu schicken. Noch in den Niederlanden wünschte sie, daß ihr Vater die Gubernation behalten möge. In Spanien ritt sie im schwarzen Sammtrock, das Gesicht verhüllt, in ihre Hauptstädte ein; dann saß sie oft, die Kappe halb übers Gesicht, in einer ganz dunklen Kammer, und wünschte ihren Vater nur einmal zu sprechen. Aber mit dem Tode ihres Gemahls erst kam ihre ganze Schwäche zum Ausbruch. Sie ließ seine Leiche in ihrem halb flandrischen, halb spanischen Schmucke in einen Saal bringen, und darin die Exequien halten. Von ihr hörte man keinen Seufzer und sah man keine Thräne dabey, sie saß nur, und legte die Hand ans Kinn. Die Pest vertrieb sie von Burgos, doch nicht aus der Nähe dieser Leiche.

Ein Mönch hatte ihr gesagt, er wisse einen König, der vierzehn Jahre nach seinem Tode wieder erwacht. Sie nahm die Leiche mit sich; vier friesische Hengste zogen den Sarg; man reiste des Nachts, und Fackeln umgaben ihn; zuweilen hielt man still, und die Sänger stimmten einen Klagegesang an. Wie sie in diesem Zustande nach Furnillos, einem kleinen Orte von vierzehn bis funfzehn Hütten, kam, und ein nicht übles Haus mit einer schönen Aussicht sah, blieb sie hier: »eine volkreiche Stadt gezieme einer Witwe nicht,« und behielt die Regierung, die man eingerichtet, und die Großen vom Hofe bey sich, am Sarge gab sie Audienz.«

Der Tod Alexanders VI. ist in der Historie viel schwächer, als im Trauerspiele der Tod des Kardinals Beaufort-Wincheſter in Shakespeare's Heinrich VI., doch noch immer in Wahrheit erschütternd genug; aber auch der Ausgang Cäsars ist von erschütternder Gewalt, und zeigt, daß eine Macht im Himmel waltet, wie keck auch die Menschen auf Erden freveln mögen.

In des zweyten Buches zweytem Kapitel zeigt Ranke, daß, wie aus dem romagnischen Kriege die Entzweyung zwischen Venedig und dem Papste Julius II., so auch aus dem neapolitanischen Kriege, durch die Verhältnisse Philipps, eine Spaltung des spanisch-österreichischen Hauses zurückblieb. — Seltsam genug wurde Maximilian, durch die Einwirkung des französischen Bundes, Sieger und Herr in Deutschland. Im Erbfolgekrieg von Baiern-Landshut entschied er, und der beste Nutzen wurde seinem Hause. — Max und Frankreich vereinigte sich, und der Herzog von Geldern hatte gar keine Zuflucht mehr, als sich dem Sieger zu Füßen zu werfen, und den Vasalleneid zu schwören. — Maximilian richtete nun seine Augen auf die Nachfolge in Ungern, als der große Mathias Corvin unlängst zu Wien in eben dem Augenblicke plötzlich vom Schlagflusse hinweggerafft worden, als der einzige männliche Habsburger, eben der Maximilian, auf der Martinswand zwischen Himmel und Erde dem Hungertod ohne Rettung überliefert schien. — Maximilian dachte ernstlich an eine Universalmonarchie über alle romanisch-germanischen Nationen, — er erhob Ansprüche an Schweden, an Portugall, an England, — er war ein überaus edler und liebenswürdiger Fürst, aber welche Bürgschaft hatte er, daß auch nach ihm lauter so edle Geister walten würden? — Gott wollte nicht, daß dieses geschehe. — Der Bund riß. — Statt mit dem jungen Karl V., wurde Claudia, die Tochter Ludwigs XII., mit

ſeinem Vetter und Thronfolger, Franz von Angouleme, verlobt.

Die ſeltſame Zuſammenkunft Ferdinands des Katholiſchen und ſeines Schwiegerſohns Philipp bey der Kapelle am ſchwarzen Waldbache. — Sehr unvollſtändig aus Mangel an genugſamer Erfahrenheit in den beſonderen und in den beſonderſten Quellen iſt die Schilderung, wie Maximilian die Nachfolge in Ungern geſucht.

Ferdinand, Herr in Neapel und in Kaſtilien, und ſeine Falſchheit gegen den großen Kapitän. — Wie Ximenes war: »Ximenes, der Sohn eines Advokaten, theologiſcher und juriſtiſcher Wiſſenſchaften kundig, und der Rom geſehen, war bereits einmal von zwey Anhängern Iſabella's, Mendoza und Cifuentes, von jenem zum Vikar ſeines Bisthums, von dieſem zum Verweſer ſeiner Grafſchaft gemacht worden, als er auf ſo glänzendem Wege umkehrte, und ſich in ein Minoritenkloſter, unfern Toledo, begab. Hier ſchritt er barfuß einher, kleidete ſich in Sack, ſchlief auf ein wenig Stroh, und geißelte ſich oft. In beſſeren Stunden fand man ihn unter einigen Kaſtanien, die breit und dicht genug gewachſen, um ihm ſelbſt vor der Mittagsſonne dieſes Himmelſtrichs Schutz zu verleihen. Hier lag er oft mit der Bibel im hohen Graſe, oder kniete und betete; hier erfuhr er alle Leiden und Entzückungen einer einſamen Seele, die Gott ſucht. Gerade dieß war der Weg zu ſeiner Erhöhung. Die Königin nahm ihn zu ihrem Beichtvater, und ſeitdem erſchien dieſer Menſch, lang von Geſtalt, ganz blaß und hager, mit tief liegenden, ſcharfen Augen, einer Adlernaſe, einer bis in das höchſte Alter faltenloſen Stirn, von Zeit zu Zeit in der Kutte am Hofe, hörte ihre Beichte, und ging nach ſeinem Kloſter zurück. Einmal, im Jahre 1495, hatte er die geiſtlichen Uebungen der Königin in der Faſten geleitet, und bereits ſeinem Gefährten, Franz Rugy, ein Gemüſe kochen und die Eſel ſatteln zu laſſen aufgetragen — denn ſie wollten den Charfreytag im Kloſter zu Ocanna halten — als er noch einmal zur Königin gerufen ward, und aus ihren Händen einen Brief mit dem päpſtlichen Siegel und mit der Aufſchrift erhielt: »Unſerem Bruder Franz, erwählten Erzbiſchof zu Toledo.« Iſabelle, die einen Erzbiſchof ohne Verwandten ſuchte, der kein Majorat ſtiften, der die Einkünfte dazu anwenden möchte, wozu ſie urſprünglich geſtiftet worden, zur Behauptung Granada's, der Küſten und allem Maurenkriege, hatte ihn erwählt. Er ſprach: »das iſt nicht an mich,« und ritt ungeſtört weiter nach ſeinem Kloſter. Ein neuer Befehl des Papſtes mußte ihn, die Würde anzunehmen,

und ein anderer, ſich ihr gemäß zu betragen, zwingen. Seitdem fing er an, ein ſeidenes Oberkleid zu tragen, doch das untere blieb mönchiſch; koſtbares Pelzwerk, jedoch aſchgrau, um ſich an ſeine Regel zu erinnern; weiche und ſchöne Betten, eine anſehnliche Dienerſchaft, auch einen Narren, eine Art klugen Zwerges, zu halten. Doch oft ſchlief er auch auf dem Brete, wie ſonſt, und im Inneren des Palaſtes hatte er etliche Mönche, mit denen er von nichts, als von Gott und ſtrenger Zucht redete, denen er eine Tafel aufgehängt, wie ſie ſich ganz der Welt enthalten müßten. In dieſer Vereinigung geiſtlicher und weltlicher Dinge lebte er fortan, er ſprach ſehr wenig und lachte faſt nie; ſein Leben war That und Ausführung; es bildet einen guten Gegenſatz wider das Leiden der Königin. Es wird uns erzählt, wie er einmal von der Synode ſeines Sprengels, wo er täglich Meſſe geleſen und geiſtliche Ordnungen gemacht hatte, zu den arragoniſchen Kortes kam, und ſie zum Schwur bringen half; wie er von da unverweilt zur Univerſität von Alkala, die ganz ſein Werk ward, ein Werk, um das ihn Könige beneideten, den Grund zu legen ging: wie er von hier nach Granada eilte, die Mauren zu bekehren, wieder kam, und den neuen Principe (1502) zu Toledo empfing, und wie er nun, ſtatt bey Turnieren zu ſitzen, die Handſchriften ſeiner Bibliothek durchſuchte, die mozarabiſche Liturgie erneute, mit ſieben Gelehrten die Beſorgung der komplutenſiſchen Polyglotte beſprach, und zugleich einen Verein ſtiften half, welcher alle Nacht mit Laternen die Hallen der Stadt durchſuchen ließ, ob wo ein verſchämter Armer ohne Obdach ſchmachte? Heute entwarf er den Plan zu einem Feldzuge nach Afrika, morgen zu einem Nonnenkloſter, und führte ſie beyde aus. Seine Briefe in den Angelegenheiten des Staates ſiegelte er mit dem Bilde des heiligen Franz.

Dieſer Mann, welcher, wie man glaubt, Iſabellen vermochte, in ihrem Teſtamente eine Milderung der Alkavala für die Städte zu verordnen, und doch der Erſte von allen Prälaten und Granden war, ſtand zwiſchen den Parteyen in der Mitte. Philipp und Ferdinand zu verſöhnen, wollte ihm, wie wir ſahen, nicht gelingen; beſſer gelang ihm jetzt, wenigſtens den offenen Bürgerkrieg zu verhindern. Auch er hatte eine Garde, die ſchweizeriſch gerüſtet war; man ſah ſeine Reiter täglich zur Uebung ins Feld reiten; aus den aſturiſchen Eiſenwerken kamen häufig neue Waffen, und am Ende bewirkte er, daß, außer den ſeinen, alle andern Truppen vom Hofe mußten.«

Drittes Kapitel. Julius II. und Venedig. Vene-

digs Handel und seine Pracht; der Handel in Osten und Westen. Seine Verfassung, seine Eroberungen zur See, an den Küsten, auf dem italienischen Festlande. — Julius II. wider die Venetianer. — Das Umschlagen des venetianischen Handels durch die Entdeckungen der Portugiesen. — Vasco de Gama in Kalikut.

Die Liga von Cambray wider Venedig, der Fall der Landmacht und des Handels der Venetianer. — Meisterliches Bild der beyden Feldherrn des heil. Markus, Alvian und Petiglian, die Schlacht von Agnadello. Maximilians Krieg zwischen den julischen und rhätischen Alpen bis an die Etsch und den See Garda. — Julius dem II. scheint endlich des Unheils über Venedig genug zu seyn. Sein Plan ging von nun an auf die Befreyung Italiens, — er selbst aus Angriff und Bedrohung, ein Angegriffener und höchst Bedrohter. Er sah Ferrara nicht erobert, Italien nicht befreyt, Bologna verloren, von dem Volke, dem er geschmeichelt, seine Bildsäule zertrümmert, einen siegreichen Feind auf seinem Boden, und seinen vertrautesten Freund ermordet. — Für Italien, von welchem dort gerade damals Belehrung und Antrieb über ganz Europa ausging, wurde es immer schwerer, von den fremden Nationen wieder unabhängig zu werden. — Allgemeine Verweichlichung, fremde Sitten, die diese Nachahmung hervorbringt. — Fürchterlicher Einfluß der Päderastie und des französischen oder neapolitanischen Uebels. — Selbst die Dichtungen erkoren fremde, und keine nationalen Stoffe, und wirkten eher gegen, als für den Gemeingeist.

Viertes Kapitel. — Die Erhöhung des spanisch-österreichischen Hauses bis nahe zur höchsten Gewalt in Europa. Julius im Bunde mit Ferdinanden von Spanien, die Schweizer für sich selbst im Kriege. — Gaston von Foix, des Königs Neffe, Feldherr der Franzosen. — Wiedereroberung Brescia's. — Die Ravenna-Schlacht, Gastons Sieg und Tod, — der große Krieg des Papstes mit Venetianern, Schweizern und Spaniern war vollständig verloren.

Eine neue Liga. — Heinrich VII. von England und sein Sohn Heinrich VIII. mit wenigen starken und kühnen Strichen, mehr geschnitzt, als gemalt, zum Sprechen ähnlich und vollendet, — Versöhnung Ferdinands und Maximilians. Der brittische Heinrich mit ihnen. — Die Schweizer dringen in Italien, und nehmen Mailand. — Die Allegorie des Raphael'schen Heliodor. Drüber den Papst, welcher, unbewegt, von unbewegten Schweizern getragen, dem Siege der Kirche zusieht. — Navarra für Spanien erobert, die

Revolution in Florenz. Der Kardinal-Legat, Johann von Medicis, Demüthigung der Popolaren. Dieser Johann von Medicis folgt Julius II. als Leo X. Der Kampf der Franzosen mit den, zwischen ihrer und der spanisch-österreichischen Macht in der Mitte stehenden Schweizern. Alle Fürsten buhlten damals um die Gunst dieser Bauern. Die Eidgenossen waren nie mächtiger, als damals. Die Schlacht bey Novara. Flucht der Franzosen. Unter Ludwig XII. geht es, wie unter Karl VIII. Der Anfang ist in beyden die schnelle Eroberung, der Wendepunkt ist die Entzweyung mit dem Papste, hierauf tritt eine Liga ein, dann erfolgt der Verlust der Eroberung. Im April 1513 war ein Angriff auf Frankreich von allen vier Seiten beschlossen, von der englischen und deutschen, von der spanischen und italienischen. — Maximilian bey Guinegarte, wo er vor 34 Jahren gesiegt. Die Franzosen und Schotten. Der letzte König Jakob geht auf der Flucht verloren. Frankreich war aber dießmal nicht verwüstet, sondern durch die Saumseligkeit und das getheilte Interesse seiner Feinde gerettet.

Das Mißgeschick von Venedig. — Bey so viel andern meisterhaften Schilderungen von Treffen und anderen Begebenheiten hätte jene unendlich malerische Schlacht in den Schluchten von Creazzo eine noch umständlichere Ausführung verdient. — Statt dessen steht allein der Görge von Freundberg da, wider die Angreifenden im ersten Gliede, schwingt sein Schwert gewaltig, keucht wie ein Holzhacker, der im Walde eine Eiche fällt, und haut wieder. Die eben für verloren gehaltenen wurden die Herren des Landes, und Mailand war für die Franzosen verloren. — Der Gang neuer Pläne zu schnellerer und gewisserer Vergrößerung des spanisch-österreichischen Hauses, seine ungemeine Macht würdig geschlossen durch ein wahrhaft großartiges Bild, wie eben dieses große Glück, Ludwigen, den letzten Jagellonen von Ungern und Böhmen, und jenen Bluthund Christian, welchen endlich Gustav Erichson Wasa gestürzt, bewogen, sich Marien und Isabellen, Enkelinnen Maximilians, zu vermählen. — »Wir sehen (endet der treffliche Ranke), wie es in Europa stand, wie den Franzosen nicht allein Italien entrissen, sondern wie ihre Partey beynahe allenthalben entweder zu Grunde gerichtet, oder spanisch geworden war; wie aus den zwey großen Vereinigungen eine einzige zu werden drohte, und Ludwig auf dem Punkte stand, selbst ein Glied der spanisch-österreichischen Verwandtschaft zu werden, wie im July und August 1514 diese Dinge hart an ihrer Vollendung waren. Da begeg-

net uns, wie um dieselbe Zeit zum Vortheil desselben Hauses die zweyte Hauptentdeckung in Amerika geschah. Im September 1513 ging jener Nunez Balboa, welcher Veragua gegründet, in Darien aus, die Südsee zu suchen. Nach langen Mühsalen, seinen Begleitern voraus, stieg er auf den Gipfel eines hohen Berges, und sah unter allen Menschen unsers Geschlechts zuerst das große Meer, das die beyden Vesten von einander trennt. Er häufte Steine zum Denkmal zusammen, und nahm den Berg. Er ging an die Küste herab, rief seine Notare, und nahm die See für Ferdinand den Katholischen in Besitz. Dem Kaziken, der ihm den Weg gewiesen, gab er in der Taufe den Namen des Erben aller dieser Macht in Europa und Amerika, seines Principe Karl.«

Ist des Werkes vorangehender Theil, der bis 1514 reichende, bis 1535 annoch fortzuführende Theil der Geschicke der romanischen und germanischen Völker, wahre Historiographie, so ist der Nachtrag eine wahre Historiomathie. Er gibt Rechenschaft, aus welchen Quellen Ranke selber geschöpft? zu welchen Büchern diejenigen gehen müssen, die den seltenen Ernst in sich fühlen, bis an die Quellen zu dringen? endlich will der Verfasser beytragen zur Sammlung eines unverfälschten Stoffes, zu gründlichem Urtheile über Natur und Werth der über die neuere Geschichte vorhandenen Denkmale und urkundlicheren Schriften. Ja wohl: »sie reden uns in tausend Stimmen an, sie zeigen die verschiedensten Naturen: sie sind in alle Farben gekleidet. Einige gehen feyerlicher einher, sie wollen darstellen: es dünkt sie der Weg der Alten, den sie nehmen. Andere wollen aus dem Vergangenen, Lehren für die Zukunft herleiten; Viele wollen vertheidigen oder anklagen; nicht Wenige bemühen sich, die Begebenheiten aus tieferen Gründen, aus Gemüth und Leidenschaft, zu entwickeln. Dann sind Einige, die nur den Zweck haben, zu überliefern, was geschehen ist: zu diesen treten die Bericht erstattenden Augenzeugen. Die Handelnden selbst nehmen das Wort; Urkunden, angebliche und wirkliche, sind in Menge vorhanden.«

Guicciardini ist die Grundlage aller späteren Werke über den Anfang der neueren Geschichte, und er hat billig den Vortritt. Beaucaire, auf dessen Gewähr sich Sismondi im 104ten Kapitel seiner italienischen Geschichte 27 Mal, und im 105ten nicht minder 27 Mal stützt, folgt ihm zunächst Von allen spanischen Geschichtschreibern hat Mariana diesseits der Pyrenäen den größten Ruhm und die größte Verbreitung gefunden; er ist der dritte. An diese drey schließen sich Fugger, Sleidan und Jovius; so daß in dem ersten Abschnitte von

zwey Italienern, zwey Deutschen, einem Franzosen und einem Spanier gehandelt wird.«

»Das sind die Nationen, die an den Begebenheiten der Zeit den lebendigsten Antheil nahmen. Auch die übrigen, von denen hierauf nach der Reihe gehandelt wird, stammen aus ihnen; in vier folgenden Abschnitten ist nach der Reihe von Italienern, Spaniern, Deutschen, Franzosen gehandelt worden.«

»Machiavell ist kein eigentlicher Historiker von dieser Zeit; aber er hat von derselben so wesentliche Nachrichten überliefert, er hat Ansichten mitgetheilt, die so tief aus ihr stammen, und so tief in sie eingreifen, daß er am wenigsten vernachläßigt werden dürfte.«

Ueber Guicciardini gibt Ranke zuvörderst seine Lebensumstände, die Form, den Erfolg und das Verdienst seines Werkes, die Darstellung seines eigenen Verhaltens, die von ihm, gleich Livius eingeschalteten Reden, seine falschen Erzählungen, und wie ferne er als Quelle zu betrachten sey? — Die ganze Untersuchung darf wahrlich als ein Muster in ihrer Art gepriesen werden.

»Guicciardini's bisher unbedingtes Ansehen zeige sich ungegründet. Beaucaire habe wenigstens vom fünften bis zwanzigsten Buche seiner »Commentarii rerum gallicarum« nur eine Umarbeitung des Guicciardinischen Werkes in gutes Latein gegeben. Der geistreiche und unparteyische Jesuit Mariana habe fast alles Wichtigere aus Zurita, von welchem unten bey den Spaniern die Rede ist, entlehnt, und könne unter die Quellen der neueren Geschichte deßhalb nicht gerechnet werden;« obwohl seine Natur und seine Seele ihn immerdar lesenswerth machen. — Der unter dem Namen Jakob Fuggers erschienene »Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich,« aufgefrischt und umgearbeitet 1668 auf Antrieb Leopolds I. durch Sigmund von Birken, »in der löblichen, fruchtbringenden Gesellschaft der Erwachsenen,« einem vorzüglichen Werkzeuge der Erhaltung und des Wiederaufblühens deutscher Dichtkunst, ist, wie Ranke zeigt, nur zum geringsten Theile der echte und gerechte Fugger, sondern aus Gerard van Roo, Pontus Heuterus, Guicciardini, Linturius, Mariana, mit geringer Sorgfalt zusammengetragen. — Der Wunsch ist wohl allgemein und gerecht, der Fugger der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, den erst neuerlich wieder Schottky abgeschrieben und ausgezogen, möge doch endlich einmal unverfälscht ans Licht treten. — Daß Johann Sleidans berühmtes Werk: »de statu religionis et reipublicae sub Carolo V. Imperatore,« nichts weniger, als wie

Ranke glaubt, durch und durch urkundlich, sondern eine bloße Ueberarbeitung der gleichzeitigen öffentlichen Denkmale sey, dieses, wie so viele andere, dem schmeichelnden Anbeginne der Reformation angehörige Irrthümer hoffen wir dereinst, wenn uns günstige Sterne leuchten, ohne irgend welche Zuthat eigener Klügeley, bloß aus Urquellen und Thatsachen gründlich zu widerlegen. Uebrigens hat der verdienstvolle und aufrichtige Ranke selbst schon geahnt, wie grobe Verfälschungen in den in Sleidanus enthaltenen öffentlichen Staatsreden selbst fürstlicher und churfürstlicher Personen vorkommen.

Das seltsame Geschick und das fast immer ungerechte Urtheil, das aller derjenigen wartet, welche die Geschichte ihrer Zeit schreiben, hat sich auch an Paul Jovius (Giovio) bewährt. — Schon bey Bayle und Tiraboschi kann man sehen, wie er für einen Lügner und Schmeichler gegolten hat, der mit zwey Federn geschrieben, mit einer goldenen für die, welche ihn bezahlten, mit einer eisernen für die, so ihm nichts gegeben. Von ihm selbst werden mehrere Stellen angeführt, die darauf hinauszugehen schienen, um rothes Gold sey Alles von ihm zu haben gewesen. — Dessen ungeachtet zeigt die That das Gegentheil. Paul sagt von seinen Gönnern und Brotherren, von beyden Mediceern, Leo X. und Klemens VII., wie von Hadrian VI., die bittersten Wahrheiten ganz rund heraus. — Sandoval beschuldigte ihn der Leidenschaftlichkeit wider die Spanier, Rainald der Parteylichkeit für die Kaiserlichen; einem jeden war etwas Anderes nicht recht. Die ausgezeichnetsten Bekanntschaften und die stete Beziehung eines langen Lebens auf die Geschichtschreibung derselben Zeit, mußte ihm allerdings einen großen Schatz der vortrefflichsten Nachrichten gewähren. Bearbeitet hat er gut. Die Bilder der Länder, der Völker, der Sitten und der Schlachten zeugen von Fleiß und zeugen von Liebe. — Von des Jovius Beredsamkeit ist gar viel geredet worden, allein dieses hat auch seine Schattenseite. — Machiavells durchdringender Geist fehlt. Die Lage der öffentlichen Geschäfte wird nie ergründet, die Räthsel der Politik nicht aufgelöst, und die Hyperbel scheint eine stehende Figur des Jovius. Die deutsche Nation hat am wenigsten Grund, diesem Italiener gram zu seyn. Sein Werk hat das Siegel wenn nicht der Vollendung, doch des Geistes, und ist ein würdiges Merkmal des mehr als Dritteljahrhunderts, das der Verfasser darauf gewendet hat.

Ranke geht nun hinüber auf die italienischen Geschichtschreiber einzelner Städte oder Begebenheiten dieser Zeit. Die Florentiner Nardi, Nerli, Varchi, Rucellai;

die Venetianer Benediktus, Mocenigo, Bembus, Paruta; die Mailänder Corio, Florus, Arluni, Capra oder Capella, Carpeſan; die päpſtlichen, Damaſus, Platina, Panvinius, Volaterranus, Burkard, Paris de Graſſis; die Neapolitaner Conſtanzo, Porzio, Caraczelo, Paſſero, Facellus, kritiſch zergliedert und muſterhaft gewürdigt. — Ein Zug gleich beym allererſten, beym Nardi. — »Seine Seele erkennt man in folgendem Zuge. Bey dem großen Aufruhr erzählt er, wie die Feinde zuerſt in den Pallaſt zu dringen ſuchten, und man keine Waffen wider ſie hatte, ein alter Bürger den Jünglingen gewiſſe große Steine gezeigt habe, deren ſie ſich zur erſten Gegenwehre bedienen könnten, eine That, die unfehlbar die klügſte im ganzen Aufruhr war, ſonſt würde der Feind ſogleich eingedrungen, und ein Vertrag unmöglich geworden ſeyn. Aber warum nennt er den alten Bürger nicht? Er war es ſelbſt. Er rettete die Stadt, und nennt ſich nicht. — Als er nun fliehen müſſen, begab er ſich nach Venedig, und im Exil arbeitete er an den Geſchichten ſeiner Vaterſtadt, zur Erholung, wie ein armer Taglöhner, der ſich die harte Arbeit durch Singen erleichtere!«

Nerli war aus einem Geſchlechte, deſſen Väter vor dreyhundert Jahren Konſuln geweſen, deſſen Mutter Dante bemerkt. Sein Oheim ließ den Homer zu allererſt drucken; ihm ſelbſt war in ſeiner Jugend der Horaz gewidmet; »denn er laſſe keinen Tag vergehen, ohne darin zu leſen.« In den Gärten der Rucellai, in dem Umgange mit Machiavell, der ihm ſelbſt ein Kapitel weihte, bildete er ſich aus.

Sonderbarer war wohl nie ein Vergleich, als der des Andreas Mocenigo mit dem Salluſt! — Aus den Mailändern mag nur Capra, genannt Capella, rühmen, quaequae ipse miserrima vidi et quarum pars magna fui! — Der Parmeſaner Carpeſan meint, die Schotten ſeyen bis in ſeine Tage »Menſchenfreſſer« geweſen! Julian Paſſero, der wahre Neapolitaner wie er leibt und lebt! — Der Dominikanerbruder, Thomas Facellus, iſt dasſelbe für Sicilien. — Mit den päpſtlichen Geſchichtſchreibern iſt ein Abſchreiben, ein Fortſetzen und ein Erweitern, wie in den deutſchen Chroniken mit Hermannus Contractus. — Die Tagebücher ihrer Ceremonienmeiſter.

Petrus Martyr, Sekretär der lateiniſchen Expedition am Madriter Hofe bildet den Uebergang von den Italienern zu den Spaniern, ſeltſame Widerſprüche in ihm; — der Hiſtoriograph Karls V., Juan Gines de Sepulveda. Seine

Unparteylichkeit wird gegen unbillige Angriffe in Schutz genommen. Das Unternehmen Karls mit dem Papſte Klemens wider Florenz nennt er rund heraus: »exemplum crudele et inhumanum,« und meint, der Krieg der Kommunidaden unter Juan de Padilla, oder wie wir ihn zu nennen gewohnt ſind, der Städteaufſtand in Kaſtilien, würde nicht entſtanden ſeyn, wenn man nur etwas klüger und rechtlicher regiert hätte, »nam regna non solum ad regum utilitatem, sed ad subjectorum populorum felicitatem, instituta esse.« — Karl hatte den Sepulveda oft auf Reiſen bey ſich, und vergönnte ihm lange Unterredungen. Daß er ſein Volk vor andern liebt, iſt billig. Die Spanier ſind von einer großartigen Natur. — Seine Nachahmung der Alten im Style iſt aber nicht, wie bey Andern, hindernd, ſondern vielmehr belebend, und das Buch eine wahre geiſtige Erfriſchung. Es iſt vielleicht auch ein Irrthum, wenn man gegenwärtig die ſchöne Darſtellung an die neueren Sprachen, wie wenn man ſie einſt an die alten gebunden glaubte.

Aus den ſpaniſchen Geſchichtſchreibern iſt Zurita, den Mariana geplündert, der wichtigſte, und das Leben Karls V. durch den Biſchof von Pamplona, Sandoval, durchaus aus Urquellen geſchöpft, aber vielmehr ein Aktenauszug. — Sehr wahr iſt, daß wir Deutſche ſo wenig Wichtiges aus jener Zeit für uns anzuführen haben, während die Italiener und Spanier, wenn ſie mit Guicciardini, mit dem Mariana unzufrieden ſind, aus andern, zum Theil trefflichen Büchern Belehrung ſchöpfen können. — »Wie aber, wenn uns Birken und Sleidan nicht genügen, woraus belehren wir uns? Maximilian hat ohne Zweifel mehr für Geſchichte und Gelehrſamkeit gethan, als Ferdinand; doch hat er keinen Zurita gefunden. Unreſt's öſterreichiſche Chronik, ſonſt gedankenreich, ſchön und fromm, iſt in den wenigen Jahren, die ſie von dieſer Zeit berührt, ganz dürftig. Die große Chronik von Johann Vergenhans geht wenigſtens bis 1500; aber ſtatt genauer Nachrichten vom Wormſer Reichstag hat ſie ein Paar gewechſelte Gedichte. Roo iſt nicht ausführlich genug, und nur ſelten urkundlich: ſeine Quellen ſind meiſt Guicciardini und Petrus Juſtinianus, ein nur hie und da urkundlicher Geſchichtſchreiber von Venedig. Wir haben zwey gleichzeitige Lebensbeſchreibungen Maximilians, von Johann Spießhamer, genannt Cuspinian, und von Joſeph Grünbeck. Beſonders die letzte iſt durch die rührende Liebe zu dem Kaiſer, die in jedem Worte athmet, ausgezeichnet. Aber ſie ſind beyde Sittenſchilderungen; in die öffentlichen Verhältniſſe dringen ſie nicht im mindeſten ein. Nicht

einmal die Akten der Reichstage sind gesammelt. Bey wichtigen Begebenheiten müssen wir zu fremden, zu Zurita, zu italienischen Gesandtschaftsberichten gehen, und unsere Geschichte von Ausländern erbetteln.«

»Wie kommt dieß? Es ist aus drey Gründen geschehen; wegen der minderen Theilnahme der Nation an diesen Begebenheiten, von denen sie nicht wußte, welch einen großen Einfluß sie selbst von ihnen erfahren würde; wegen des Geheimnisses, womit man öffentliche Dinge einst behandelte, und bis zu dieser Stunde behandelt; und wegen der hierauf folgenden Spaltung der Nation in zwey feindselige Theile, welche ihre Aufmerksamkeit auf den Augenblick oder auf die Spaltung selbst richtete.«

Daniel Scheidners legatio gallicana ist kein diplomatisches Werk, sondern eine rhetorische Schularbeit. — Willibald Birkheimer, vom sogenannten Schwabenkriege wider die Eidgenossen von 1499, ist gut, wo er als Augenzeuge spricht, aber auch nur da; über viele Vorfälle des Krieges höchst unrichtig. — Göblers Chronika der Kriegshändel Kaiser Maximilians gibt die Korrespondenz des Herzogs Erich von Braunschweig, kaiserlichen Feldobristen, von der tyrolischen Mühlbacher Klause bis nach Krain, vom März und April 1508. Die Briefe sind von unendlich ungleichem Werthe, Wichtiges und Unwichtiges durch einander, wie der blinde Zufall es eben gewollt. — Von Maximilians späteren Kriegen wider Venedig hat Michael Kochlim von Tübingen, genannt Coccinius, eine wahrhaft belehrende Schrift: de bellis italicis, hinterlassen. Kochlim war der Kanzler Veits von Fürst, welcher eine zeitlang Modena als Locotenent des Kaisers inne hatte. Aber nur sein viertes treffliches Buch, die Jahre 1511 und 1512 enthaltend, ist auf uns gekommen.

»Etwa wie Joinville sein Buch von Louys dem Heiligen, dem Louys Hutin weihete, damit er und seine Brüder und wer es nur lese gute Lehren daraus ziehen möchten, so hat Markus Treitzsauerwein, den Weißkunig an Karln V. gesandt, ihm und seinem Bruder Ferdinand zu einer Unterweisung: »in Gottesfurcht zu leben, in königlicher Mäßigung zu regieren, mit dem Schwerte der Gerechtigkeit zu streiten.« »Noch sey das Buch mehr ein Stoff, als vollendet, so viel ihm Maximilian offenbart, aus dessen schriftlichen Unterricht habe ers zwischen Johannis und Weihnachten 1514 zu Stande gebracht.

Das Werk hat drey Theile. Der erste, von der Vermählung Friedrichs III. mit Leonora von Portugal, ist in

der Heiterkeit und Fülle der besten Chroniken geschrieben. Daß man ihn nicht unter die vorzüglichsten historischen Arbeiten rechnen kann, liegt nur am Stoffe. Hat ihn Maximilian selbst verfaßt, so verdient er eine Stelle, freylich nicht etwa neben Cäsar, aber, was viel gesagt ist, neben Königshofen, ja Froissart.«

Der zweyte handelt von Maximilian, des jungen weißen Königs Jugend, Unterweisung und Heirat, sehr eigenthümlich, sehr vollständig.

»Der dritte Theil dagegen, von des Königs Heerfahrten und Kriegen, ohne Zweifel der wichtigste, ist unvollendet und sehr unverständlich. Er handelt von den Kriegen des weißen Königs mit einem blauen und mit einem grünen König, mit einem grauen und einem apfelgrauen Bund, mit dem großen Partmann, mit der braunen Gesellschaft und dem Bauernbunde von den seltsamen Fahnen, und wir erkennen zwar, daß die Könige von Frankreich und von Ungern, der huykische und der geldrische Bund, Herr Wilhelm von Arenberg, die flandrischen Stände und die Kennemer genannt werden; wir sehen, daß seine schwarzweiße und rothweiße Gesellschaft Bretagner und Engländer anzeigt, aber im Einzelnen bleibt uns Vieles dunkel. Endlich kommt er auf die italienischen Geschichten, auf den König Mana, d. i. von Neapel, und dessen Krieg mit Karl; aber in diesen ist er vielleicht am allerdunkelsten.«

»Seltsam, wie das Buch, sind auch Burgmeier's Holzschnitte zu demselben. Sie sind besonders dadurch unnatürlich, daß sie den Helden fast in jeder Lage mit der Krone darstellen. Nur zwey werden leicht in des Menschen Gedächtniß haften; erstens derjenige, welcher den Zerfall der Liga von Cambray durch die Fürsten darstellt, wo ein jeder eine andere Thür ergriffen hat, hineinzugehen; dann vor allen der drey und zwanzigste, wo der junge Fürst in ein Buch sieht, das sein Schwarzkünstler in der Hand hat; mit der Linken faßt er seinen Mantel, mit der Rechten das Buch; das Gesicht will vorwärts, der Fuß tritt unwillkürlich zurück. Reiz und innere Abwehr streiten trefflich mit einander.«

»Gerade das Räthselhafte dieses Werkes wird uns immer wieder zu ihm ziehen. Der Held erscheint als das Haupt einer großen Partey in unermeßlichen Hoffnungen, mit starken und wieder frischen Feinden im Kampfe.« — Hat Maximilian im Sinne gehabt, diese Materialien, wie Treizsauerwein sagt: »mit lieblicher Wohlsprechung, rechter Ordnung und nothdürftigen Zugehörungen,« etwa zu der Fülle und Freyheit auszubilden,

welche der erſte Theil hat, ſo iſt, daß dieß nicht geſchehen, für die Nation ein wahrer Verluſt. Ueberhaupt, da die Elemente einer guten Geſchichte in dieſer Zeit alle vorhanden waren, im Gemüthe, Treue und Gottesfurcht, Freude an den gegenwärtigen Dingen, in den Begebenheiten, Heldenmuth, Gefahr und Errettung, allgemeine Bewegung, und endlich in Karls V. Lage ein großer Ausgang, was iſt es, daß doch die Geſchichte ausbleibt? — Man könnte wohl viele Gründe anführen, die ſich pragmatiſch genug ausnähmen; der vornehmſte und einzig haltbare ſcheint nur: es fehlte bisher an dem Manne. — Nicht ſo häufig ſtimmen Talent und Lage, Einſicht und guter Wille zuſammen. Der rechte Mann unter der Menge, die etwas verſucht, der, welcher es leiſtet, iſt immer ſelten.

Der Weißkunig wurde 1775 zu Wien bey Kurzbeck durch den, in dieſen Jahrbüchern mehrmals beſprochenen Hofbibliothekskuſtos, Joſeph Heyrenbach, herausgegeben. Die Handſchrift war in dem Schatze von Ambras geweſen. Ein Theil fand ſich ſehr unvermuthet bey den Jeſuiten zu Grätz, und kam gleichfalls in die Wiener Hofbibliothek. Nach langer Vergeſſenheit weihte ſich dieſem Werke der Hofkammerpräſident, Archivdirektor und Geſandte Rudolphs II., Richard Strein, Freyherr von Schwarzenau, und ſein nicht minder gelehrter Freund, Georg Chriſtoph Freyherr von Schallenberg. Einen Kodex mit Maximilians eigenen Randgloſſen und mit den Schallenbergiſchen Bemerkungen, einen Kodex, der bey der Herausgabe zur Vergleichung diente, beſaß der Reichsreferendär Freyherr von Gundel.

Der Triumph Max I. mit den Verſen von Treitzſauerwein und mit den Holzſchnitten nach Hans Burgmeier war gleichfalls in Ambras, in Grätz und Wien zertheilt. Der verdienſtvolle Herausgeber des peintre-graveur, nachmalige Hofrath und erſte Kuſtos der Hofbibliothek, Adam Bartſch, gab dieſen Triumphzug 1797 zu Wien bey Schmidt heraus, der Londner Buchhändler Edwards nahm Theil an der Herausgabe, und legte in der Folge ſowohl den Weißkunig, als auch den Triumphzug mit den Holzſchnitten und mit einem kurzen franzöſiſchen Texte in England noch einmal auf. Des Kaiſers Urenkel, Erzherzog Ferdinand von Tyrol, Gemahl der ſchönen Philippine Welſer, hatte in ſeiner Schöpfung, Ambras, einen Schatz von Denkmalen und Materialien des ritterlichen Max aufbewahrt. Dort war die herrlichſte Handſchrift von den Abenteuern des Theuerdank, dort der Weißkunig, dort der Triumphzug, dort Freidals Turnierbuch und Mummereyen, dort das Heldenbuch. — Die Folgereihe

von Hormayr's hiſtoriſchen Taſchenbüchern und ſeines Archives für Geſchichte, Statiſtik, Literatur und Kunſt, hat ſich die Beſchreibung und zum Theil die Aufbewahrung dieſer köſtlichen Ueberreſte Maxens zur eigenen Aufgabe gewählt. Im Taſchenbuche von 1820 gab Kuſtos Primiſſer Freidals Turnierbuch, XXI und XXII, das Heldenbuch oder die Sammlung altdeutſcher Gedichte, 1823 und 1824, ſetzten die in Hormayr's öſterreichiſchem Plutarch begonnenen Memorien- oder Gedenkbücher Maxens fort. — Das Archiv von 1810, 1811 und 1812 enthält eine Menge wichtiger Aktenſtücke über des Kaiſers Privathaushalt, über die bittere Feindſchaft wider Venedig und über den Venediger Krieg, über die Irrungen mit dem alternden, vom Wiener Hofe übel behandelten und ihm darum äußerſt abgeneigten Erzherzog Sigmund; Maxens Tagebücher über ſeinen Heerzug in Ungern nach dem Tode Mathias Corvins und der Wiedereroberung Wiens; Inſtruktionen und Depeſchen aus den Unterhandlungen mit Ungern und mit Ludwig XII. ꝛc. ꝛc.

Die Ambraſſer Sammlung iſt überhaupt reich, auch an andern Denkmalen, an anderen Monumenten Maximilians, — wie an Muſikalien (in welcher Kunſt er ſelbſt Außerordentliches geleiſtet), ſo auch in Turnier-, Waffen- und Kriegsgeräth, mit den Porträts aller ſeiner Kanonen, Sturm- und Schußwerkzeuge, der »Kitzlerin, der beyden Siegerinnen, der Buhlerin, des Pfauenſchwanz, des Weckauf, des Purlepaus« (die das trotzige Kuffſtein bezwangen). — Eben ſo merkwürdig iſt darin Maximilians Fechtbuch, Lichtenauers Kampfbuch, Thalhofers Anleitung zum Ernſtkampf und die herrlichen Maskeraden, Ballaufzüge und Umritte, die bey der zweyten Vermählung Ferdinands mit Anna von Mantua, und 1580 bey der Vermählung des, durch Philippine Welſer dem Erzherzog Ferdinand verſchwägerten Hans v. Kollowrat mit dem Fräulein von Boymund Statt fand. Das Werk des verdienſtvollen Kuſtos eben dieſer Ambraſſer Sammlung und des k. k. Münz- und Antikenkabinets, Alois Primiſſer, verdient bey allen Arbeiten über die Zeiten und über die Helden Max I. und Karls V. achtungsvoll zu Rathe gezogen zu werden. — Es iſt eine ſehr natürliche Folge jener ganz eigenthümlichen, romantiſchen Gemüthsart Maximilians, daß in Allem, was über ihn und von ihm geſchrieben wurde, Wahrheit und Dichtung ſo ſeltſam in einander verſchlungen, ſo untrennbar in einander verwurzelt ſind, wie Verſtand und Einbildungskraft, wie Geiſt und Gemüth in dem trotzigen und verzagten Menſchenherzen, ja daß ſelbſt in den einfachſten Darſtellungen

und Abenteuern des Weißkunig und des Theuerdank, der romantische Anflug von der geschichtlichen Wahrheit kaum zu trennen ist. — Jedes auffallendere Begegniß verdiente wohl eine so ernste und nüchterne Untersuchung und zugleich dichterische Nachempfindung, wie jenes durch die Imhof und durch Heinrich Collin gefeyerte Abenteuer von der Martinswand es bis auf die kleinsten Lokal- und Personalumstände gefunden hat, in Hormayrs geschichtlichem Taschenbuche auf 1820 und in seinem Archive auf 1821 Nr. 4. Hier ist sogar Maxens Retter von dem fürchterlichen Felsen aufgestanden in einem Augsburger Bergmann, der mit den Fuggern, Welsern und Hochstättern nach Tyrol gekommen war, in einem Ohaimb, der damals Lehen im nahen Burgau besaß, und von dessen Nachkommen ein hessischer General der Kavallerie, von Ohaimb, Großkreuz des goldenen Löwen und Ritter des Ordens pour la vertu militaire, Ahnherr der, auch in Oesterreichs Dienst seit eben den Tagen Maxens und Karls V., ausgezeichneten Freyherrn von Boyneburg oder Bömelburg ward. Als nämlich (heißt es in dieser Familie von Munde zu Munde) Max auf der schwindelnden Felsenspitze mit lauter Stimme und hoch emporgehobenen Armen um einen schnelleren Tod zum Himmel flehte, habe ihm auf einmal ein Schwatzer Bergmann freudig auf die Schulter geklopft, auf einen schmalen, gefährlichen, jedoch möglichen Seitenpfad der Rettung hinweisend, mit den Worten: »o haimb!« (folge mir nach Hause), zugleich durch einen liebevollen Doppelsinn des Zufalles, Maxen seinen Namen nennend. — Der Gerettete habe dem Retter den Adel, mit dem Namen Ohaimb und einen ritterbürtigen Wappenschild verliehen: »im weißen Felde, das Obertheil eines Gemsenschädels, woraus sieben Blutstropfen fallen!« — Solche Züge sind denn doch der Aufbewahrung werth, und Maxens Leben ist daran überreich, wie keines andern deutschen Ritters oder Fürsten seit Karl dem Großen, nur etwa Rudolph, den königlichen Ahn ausgenommen, dessen Gedächtniß, echt homerisch oder nibelungisch, in den Schimmeln und weißen Windspielen von Tiefenstein, in den Utzenberger Fischen, im Hofnarren von Regensberg, in Jakob Müllers Hosenscherz, im Brey und Faß von Straßburg, im Gärber von Basel, im Wirthsäckel von Erfurt, im Kohlenwasser des bösen, alten Weibes, in den Burgunderrüben, im Pfahl des Murtner-Sees, im Agnus Dei des Kusses vom Speyrer Bischof fortlebt.

Adam Reisners Leben der beyden tyrolisch-schwäbischen Helden, Georg und Kaspar von Freundsberg, schildert vortrefflich die Individualität des damaligen Kriegswesens,

insonderheit was er selbst gesehen und mitgemacht, den Feldzug von 1526, der trotz des drückendsten Geldmangels und des daraus entstandenen Aufruhrs der Landsknechte, der Georgen von Freundsberg das Leben kostete, Karls V. siegendes Uebergewicht in Italien, die Erstürmung und Plünderung Roms und die Gefangenschaft Clemens VII. herbeyführte. — Alsdann erwähnt der Verfasser noch verschiedener Quellen zur Geschichte des unruhigen Herzogs Ulrich von Würtenberg.

Darauf charakterisirt er die Franzosen: zwey Chronisten im alten Styl, Gilles und Monstrelet; vier Hofgeschichtschreiber, André de la Vigne und Desrey zu Karls VIII., Seyßel und St. Gelais zu Ludwigs XII. Zeit; die beyden Biographen Bayard's und Tremoille's, zwey, die ihre eigenen Begegnisse aufgesetzt, Fleuranges und Villeneuve; zwey Verfasser allgemeiner Memoiren, Comines und Bellay; und endlich zwey Historiker vom Fache neuerer Art und Weise, Ferronus und Pasquier.

Ueber Comines ist Ranke vorzüglich lehrreich. — »Ein Memoire, ist keine Geschichte. Es ist die Ansicht eines Gebäudes von einem gewissen Standpunkte aus. Zu Grundriß und Aufriß und einem Umgehen seines Gegenstandes ist es nicht verpflichtet. Es kann sich den Standpunkt überdieß nicht wählen, sondern derselbe ist ihm vom Leben und Begegniß gegeben.«

Die vortrefflichste Zergliederung ist jene des Florentiners Nikolaus Machiavell und seiner politischen Schriften, seiner »Gespräche über die erste Dekade des Livius,« über die sieben Bücher »von der Kunst des Krieges;« endlich des durch alle Jahrhunderte berühmten Principe, dessen Hoffnung zur Vereinigung Italiens und zur Vertreibung der Fremden auf die Medicäer gerichtet war, und der mit Aristoteles (wie hier durch viele Stellen gezeigt wird) auffallend zusammentrifft. — Sinnvoll, wie Alles, ist auch das geistvolle Schlußresultat über den Principe:

»Uns laßt endlich gerecht seyn! Machiavell suchte die Heilung Italiens; aber der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben.«

»Von dem, was noch zu thun sey?« handelt ein eigener Abschnitt. In den italienischen Dingen überhaupt, ist Ranke zufrieden. Er gibt vortrefflich an, wie und wodurch einzelne Lücken ausgefüllt werden können. — Der Franzose Daru erhält entschiedenes Lob, obgleich Ranke es sich nicht verbirgt, daß noch sehr viel, wenn auch nicht zu leisten, doch zu wünschen

übrig sey. — »Wir jagen unbekannten Gräfern bis in die Wüsten Libyens nach. Sollte das Leben unserer Altvordern nicht desselben Eifers in unserem eigenen Lande werth seyn?« So fragt er mit Fug und Recht, und dringt als auf zwey vorzügliche Heilmittel, auf unverdrossene Sammlung und Herausgabe der Quellen, vorzüglich der Reichstagsabschiede, Akten, Briefe ꝛc., und auf Monographien einzelner Städte, Burgen, Familien, Korporationen, wissenschaftlicher, wohlthätiger oder merkantilischer Institute, einzelner Züge über die ausgezeichnete Persönlichkeit der Fürsten, insonderheit Maxens und seiner Räthe, jenes Kardinal Lang von Gurk, Särenthein, Lichtenstein, Gossenbrod ꝛc. — Dafür ist seit den letzten zwey Jahrzehenden unstreitig in Oesterreich mehr geschehen, als in dem unmittelbar vorhergegangenen halben Jahrhundert, weit mehr, als unseres Wissens in jedem anderen deutschen Lande. — »Originalpapiere über diese Zeit müssen sich (sagt Ranke), trotz der schwedischen Verwüstung, an jedem Hofe, in jeder Stadt finden. Gesandtschaftliche Schreiben und Akten, wie man aus jenen sehen kann, welche Hormayr in dem Archive über Karls V. Zeit mitgetheilt hat, sind am allerwichtigsten. Hier ist nicht eine Nachlese, sondern eine Ernte: eine Ernte von schönen Kenntnissen menschlicher Handlungen, wahren Lebens und vaterländischer Zustände.«

Was wir im Beginn dieser Anzeige über den Werth dieser seltenen Erscheinung äußerten, mögen wir jetzt um so zuversichtlicher wiederholen, da die Leser so viele einzelne Perlen aus dieser reichen Fundgrube als Bürgschaft unseres Urtheils für sich haben.

Die italienischen, die französischen, die spanischen Händel sind es, welche diese Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514 am umständlichsten, am scharfsinnigsten und durchaus quellengemäß entwickelt. Viel weniger können wir dieses von den deutschen, am wenigsten können wir es von den österreichischen Historien sagen, wie denn auch in Raumers vortrefflichem Werke über die Hohenstauffen, Asien und seine Geschicke während der Kreuzfahrten eine sehr große Breite einnimmt, während das schwäbische Stammland, und die Erhebung Oesterreichs zum Herzogthume, und die Rückgabe Baierns an die Welfen und Heinrichs des Löwen Aechtung, überhaupt alle deutschen Verhältnisse in unerwarteter Kürze abgefertigt sind. — Allein die Forderung wäre durchaus nicht billig, allüberall gleich einheimisch zu seyn in den besonderen und besondersten Quellen aller einzelnen Länder mit gleicher Vollendung zu Hause

zu seyn. — Es hat zwar Maximilians thatenreiches Leben und glänzende Persönlichkeit bald nach seinem Tode viele Aufmerksamkeit erregt. In ihm selbst loderte ein edles Feuer für das Gedächtniß der Nachwelt, und seine Enkel Karl und Ferdinand haben diese heilige Flamme für seinen Nachruhm mit der zärtlichsten Besorgniß unterhalten. Seit den Hohenstaufen und seit Rudolph von Habsburg erfreuten sich die Deutschen keines Kaisers, der ihre nationale Literatur (Karl IV., Böhmens Vater, des Reiches Stiefvater, war ganz der slavischen zugewendet) geehrt und gefördert hätte, bis auf Maximilian. — Billig wurden daher auch Andere vergessen, denn Schätze, Macht und Hoheit allein, sind zu ewigem Ruhm nicht genug, während zahlreiche Denkmale und Ueberreste Maximilians ritterliche und liebenswürdige Persönlichkeit auf die spätesten Enkel verherrlichend fortpflanzten. — Aber mit der zum täglichen Brote gewordenen Verachtung des »finstern und barbarischen Mittelalters« wurde im philosophischen Jahrhundert auch Maximilians Andenken höchst unbillig außer Acht gelassen, und jenen irrigen, ja hie und da beynahe abgeschmackten Mißdeutungen seines Wesens und seiner Regentenlaufbahn durch die Fremden, Thüre und Thor geöffnet. — Erst (wie wir oben bemerkt, und Ranke selbst anerkennt) seit den letzten zwanzig Jahren glimmte wieder ein Funke besserer Erkenntniß empor, und neu eröffnete Quellen und Monographien haben Maxens Plane und seine Persönlichkeit und seine Diener kennen lernen, z. B. wie er (Tagebuch von 1506) »acht schreibern auf ainmal genug zu schreiben geben (diktiren) will, damit sein Mayjestät den Julium Cäsarem überpoche.« — »Item der groß Kaiser Odo hat gehabt ein Tochter, Muetter Herzogs Capet, Grafen von parys, derselbe groß kaiser hat gemacht den Sarenspiegel und ist gewest under den Kaisern aus der Lombardi, darnach dasselb kayserтum auf Ire predecessores ex familia Burgundorum sancta, *hoc verisimile, ergo veraciter*, also will es k. Mayt. *semper Carolus Magnus ejus Familia*.« Oder wie er seiner Tochter Margarethe sein Vorhaben, Papst und dereinst heilig gesprochen zu werden, eröffnet.« »Nous envoyons demains l' Eveque de Gurk à Rome devers le Pape, pour trouver façon, que nous pouissions accorder avec luy, de nous prenre pour ung *coadjuteur*, affin que apres sa mort, pourrons estre assuré de avoir *le papat* et devenir *prestre* et apres estre *saint*, et que — apres ma mort vous serez contrainte, de me *adorer*, dont je me trouverê bien gloryoes.«

Wen ein seltener Zusammenfluß von Umständen so begün-

stigt hat, sich durch eine Reihe von Jahren eben sowohl mit den Archiven des ehemaligen Freystaates Venedig, wie mit jenen von Burgund, mit den Korrespondenzen Max I., Philipps I., Karls V, Philipps II. und der beyden großen Regentinnen Margarethe und Maria zu beschäftigen, der überschaut allerdings, welche große Ausbeute noch über jenes zu liefern wäre, was Ranke kennt? — Man hat viel davon gesprochen, Robertson habe durch den Staatskanzler Fürsten Kaunitz freyen Zutritt zu den Archiven von Mecheln und Brüssel gewonnen, und daraus die wichtigsten Aufschlüsse seines schätzbaren, obgleich weit überschätzten Werkes gezogen. — Dagegen findet sich in Hormayrs Archiv von 1810, 1811 und 1812 beynahe ein halbes Hundert vorzüglich wichtiger Stellen und Wendepunkte, welche Robertson durchaus irrig erzählt und falsch erklärt!! — Gar zu wenig finden wir bey Ranke über die Angelegenheiten Ungerns, welche doch für Süd-, ja (wegen der damaligen Vereinigung der Kronen Ungerns und Böhmens auf dem schwachen Haupte des Jagellonen Wladislaw) für das ganze mittlere Deutschland von vielfacher Wichtigkeit waren. — Da, wie Ranke mit Fug und Recht selbst bemerkt, der germanische Name den ganzen Belt umfaßte, so hätte auch Marens Stellung zum deutschen Ritterorden in Preußen, den er, so wie den russischen Czar Iwan Waßiljewitsch in ein wohlberechnetes Bundessystem wider die Jagellonen, Kasimir und Sigmund von Polen und Wladislaw von Ungern und Böhmen, einzog, erwähnt werden sollen; ferners wie er, während Steno Stures Reichsverwesung und während der Ungewißheit der höchsten Gewalt, Schweden in den Verbann des Reichs einzuflechten, und durch Georg von Thurn nach seiner Krone getrachtet habe, — wie er, viel später, sogar einen ewigen Erbverein mit dem Czar eingegangen, und ihm, dem weniger strengen Ceremoniell gegen außereuropäische, morgenländische Fürsten folgend, den Kaisertitel beygelegt, endlich seine glänzendste Seite, die Organisation und Verwaltung des Innern, und die beständige Bereitschaft der Mittel des Angriffs und der Gegenwehre, ein durch alle Alter und Klassen der Nation durchgehender Wehrstand, — eine imposante Infanteriereserve, — große Waffenplätze, — kleinere Sperrpunkte und Brückenköpfe im Inneren, Landwehre, Reserven und Landsturm, musterhaft geordnet durch die Landlibelle von 1506, 1508 und 1511.

Betrachten wir die vorliegende Arbeit an und für sich als überaus verdienstlich und als eine der erfreulichsten Erscheinungen des letzten Jahrzehends, so mögen auch die oben aus dem

Werke selbst gegebenen Auszüge, die natürlichste, die beredteste Vertheidigung des Styles seyn, seiner Schärfe, seiner Lebendigkeit.

Es ist ein altes Hausspäßchen, überall, wo große Gedankenfülle und warme Färbung, hie und da mit antikem, hellenisirenden oder latinisirenden Periodenbau zusammentrifft, auch bey den unter sich ganz und gar verschiedensten, ja entgegengesetzten Darstellern, wie Ranke und Hormayr, Pfister und Dippoldt, von »Nachahmung Johannes Müllers« zu sprechen! — Solche wohlfeile Weisheit ist treffliche Habergrütze für diejenigen, die sich gar zu gerne durch derley nichtssagende Gemeinplätze von der äußerst verhaßten Obliegenheit eigenthümlicher Gedanken loskaufen. — Wir wollen auch nicht widersprechen, daß der Verfasser an einzelnen Stellen, zu sehr nach gedrungener Kürze gestrebt habe. — Er entschuldigt es ferners mit der Menge Personen von einerley Namen, daß er die französischen Könige nach alterthümlicher Weise, Loys statt Ludwig, die Ferdinande von Spanien und Neapel aber, Hernando und Ferrantin nennt; viele tadeln es aber gewiß sehr scharf, als Affektation und Bizarrerie.

Des Verfassers hie und da eingestreute Reflexionen sind oftmal von antiker Einfachheit und Schönheit, manchmal streng und düster, aber auch häufig ermuthigend oder religiös-tröstend, — von der erstern Art zum Beyspiel: »Des Menschen Leben ist ein langes Wachsen, ein kurzes Blühen, ein langes Verwelken; das erste ist voll Hoffnung, das letzte voll Reue?«

»Was ist es nun, das die Nationen erhöht und erniedrigt? Ist es die Entwicklung ihrer Natur, Wachsen und Vergehen, wie eines Menschenleben? Aber oft wirken äußere Umstände wunderbar zusammen. Ist es die Verknüpfung eben dieser Umstände zu einem Erfolge? Dann ist in dem Leben kein Sinn, und wir sind, wie die Blume, die der Nachtfrost tödtet. Ist es Gott, der nicht allein Schöpfer ist, sondern auch Verderber seyn kann, der an dem Menschen Gefallen und Mißfallen findet?«

»Der Mensch muß wissen, daß das Geschick ist, wie die Natur, welche mit Liebe hervorbringt und gleichgültig tödtet, daß der Tod nicht allein dem menschlichen Leibe, sondern auch seinen Thaten bevorsteht. Unser ist nur das Leben des Augenblicks, Entschluß, kurze Freude, langer Schmerz.«

Wo ein so reiches Füllhorn von Vorzügen winkt, wer wollte da dem wählerischen Nasenrümpfer gleichen, dem in einem trefflichen Buche nichts auffällt, als die Druckfehler, und auf einem herrlichen Gemälde, der Fliegenunrath?! — In der Frag-

und Kundschaftsamts- und Fabriks-Literatur unserer Tage, muß diese ausgezeichnete Erscheinung, jeden Redlichen mit Freude und mit dankbarer Anerkennung erfüllen. Was einzelne Eigenthümlichkeiten betrifft, möchten wir an des Verfassers Stelle solchen Mückenstechern antworten, was der alte Tilly dem französischen Windhunde Grammont, der über des Feldherrn dunkelgrünes spanisches Atlaswamms mit aufgeschlitzten Aermeln und seinen überhohen Hut mit rothen Straußenfedern stutzend, höhnisch fragte: »Was denn dieses um des Himmels Willen für eine Mode sey?« — im Gefühle der ruhmbekränzten Tage von Prag, von Wimpfen, von Höchst, von Stadtloo, von Lutter, kurz und trocken erwiederte: »C'est à *ma* mode!« —

Art. II. Reisen in der Türkey.

(Schluß des fünften Artikels vom XXXIII. Bande.)

IV. Das östliche Griechenland.

Da, Vaudoncourt ausgenommen, alle unsere Reisende sich in ihren Eintheilungen bloß an die Benennungen der alten Geographie gehalten haben, so treten auch wir hierin in ihre Fußstapfen, wiewohl wir uns in der geographischen Uebersicht der asiatischen Türkey für die Nothwendigkeit erkläret haben, die Geographie jener Länder nach der heute üblichen Ländereintheilung der türkischen Regierung zu studieren. Außerdem aber, daß diese Eintheilung des osmanischen Katasters theils in Vaudoncourt nach Hadschi Chalfa, theils in Pouqueville nach den neueren Abänderungen aufgeführt ist, so hat es mit der europäischen Türkey hierin noch eine andere Bewandtniß, als mit der asiatischen. Griechenland ist sowohl durch seine Lage, als durch seine Bewohner, durch seine alte und neue Bildungsgeschichte mit der ganzen übrigen gebildeten europäischen Welt zu nahe verwandt, als daß nicht die Nationalität des eingebornen Völkerstammes und griechischer Kultur immer ihre Rechte behaupten, und die alten Marken des Landes aus dem Schutte, worin sie so lange vergraben lagen, wieder emporheben und aufstecken sollte. Hiezu tragen überdieß die Reisebeschreibungen, die geographischen Forschungen und die Karten europäischer Geographen das Ihrige bey, und die alten Benennungen leben großentheils noch in der Sprache des Volkes fort, während dieselben in Asien größtentheils in türkischen untergegangen sind. Sollte in Europa das diese Länder lose zusammenhaltende Band osmanischer Herrschaft und Verwal-

tungsform noch mehr aufgelockert werden, so wird sich dasselbe in Asien nur desto fester zusammenziehen, und das Gebäude türkischer Ländereintheilung und Städtebenennung wird in Asien noch lange fortdauern, wenn dasselbe auch in Europa einst nicht mehr bestehen sollte. Selbst für das ganze klassische Alterthum ist Griechenland (so wie Italien) eigentlich heiliger Grund, und in allen seinen örtlichen Beziehungen dem wissenschaftlich gebildeten Europäer weit inniger vertraut, als die durch griechische Kolonien angesiedelte Küste Kleinasiens und das innere Land, weit inniger vertraut durch die heiligen Stätten seiner Tempel und Orakel, seiner poetischen Berge und Quellen, Flüsse und Höhlen, seiner Siegesspiele und Freyheitsschlachten. Mit den durch klassische Universitätserziehung in der Jugendkraft ins volle Leben getretenen Bildern großer Zeiten, großer Männer und des Schauplatzes ihrer großen Thaten besuchen die Reisenden, meistens fellows englischer Universitäten oder andere auf denselben gebildete Classical Scholars, Griechenland mit Pausanias und Homer in der Hand, und leben meistens weit mehr in der Vergangenheit, als in der Gegenwart, die ihnen fast überall nur als Schlagschatten dient, um das Gemälde der ersten desto lebendiger und kräftiger herauszuheben. Da uns zu dieser Uebersicht nicht, wie zu jener der asiatischen Türkey, noch unbenützte Quellen morgenländischer Geographie zu Gebote stehen, und diese Anzeige ohnedieß fast unter dem Reichthume des Stoffes, von welchem sie Kunde geben soll, erliegt, so kann dieselbe nicht hier, wie dort, die einzelnen Landschaften nach ihren Grenzen bestimmen, und in ihrem ganzen Umfange durchwandern, sondern muß sich damit begnügen, bloß die von unseren Reisenden beschriebenen Oerter, als die hervorspringenden Punkte, welche die Aufmerksamkeit des Lesers verdienen, nach der alten Ländereintheilung in der Richtung von Norden gegen Süden anzugeben.

1. Macedonien. Den heiligen Berg (αγιον ορος), d. i. den Berg Athos mit seinen 22 Klöstern, ihren Kirchen und Bibliotheken hat der englische Botschaftskaplan Hunt auf eine sehr genugthuende Weise beschrieben [1]). Diese Beschreibung leidet hier eben so wenig einen Auszug, als die vom verstorbenen Dr. Sibthorp gelieferten naturhistorischen Beyträge, welche in einer beträchtlichen Liste griechischer Pflanzen-, Vögel-, Fische- und anderen Thiernamen bestehen [2]). Das schon oft beschriebene Salonik haben Holland und Clarke neuerdings beschrieben.

---

[1]) Walpole's Memoirs, S. 198, und Clarke II. Sect. III. S 332.
[2]) Walpole's Memoirs, S. 235 und 255.

Die Citadelle erinnert durch ihre sieben Thürme an das Bollwerk von Konstantinopel [1]), so wie die Kathedrale nach dem Vorbilde Agia Sofia gebaut und genannt ist. Die besterhaltenen Monumente sind die Ruinen des Triumphbogens [2]), der Propyläen des Hippodroms [3]), die cyklopischen Mauern, auf deren Grundlagen die byzantinischen aufgebaut sind [4]). Die Bewohner Saloniks gibt Holland auf 70,000 an [5]), der vorzüglichste Handel wird mit Korn, Baumwolle, Wolle, Tabak, Wachs und Seide aus Macedonien getrieben; auch sind die Teppiche von Salonik und das grobe Tuch für die Janitscharen, das hier verfertiget wird, bekannt. Die zehn Bege von Salonik haben das Kornmonopol, sie führen jährlich 30,000 Kilos von den Ebenen von Wardar, Kassandra und Panomia aus, und bringen dadurch anderthalb Millionen Piaster in Umlauf. 30,000 Fuhren Baumwolle, die Fuhre zu 100 Okka, gehen jährlich nach Deutschland, der Betrag wird auf 5,250,000 geschätzt, und 3,000,000 Werth wird zur See ausgeführt. 15,000 Ballen Tabak gehen jährlich nach Aegypten, 3000 nach der asiatischen Küste, 20,000 nach Europa [6]). Der beste Tabak wächst in der Ebene von Jeneidsche Wardar, auf dem östlichen und westlichen Ufer des Wardar (Axios), auch nördlich von Salonik und östlich bis nach Cavalla. Die Route von Salonik nach Cavalla, bey zwey Seen, den zwey Städten Beschick und den Berg Pangäus vorbey, theilt Clarke aus Walpole's Tagebuch mit [7]). Holland gibt die jährliche Erzeugung des Tabaks auf 35—40,000 Ballen, den Ballen zu 110 Okka, die Ausfuhr nach Aegypten wie Clarke an [8]). So wie die Ebenen des Wardar durch Tabak, so ist die um Seres (das alte Sintice) durch Baumwolle berühmt [9]). Der Herr von Seres ist Ismail Beg, der hier fast mit eben so unumschränkter Macht waltet, als die Familie Karaman Oghla gegenüber in Asien [10]). Ueber die Minen von Siderokapsa, südöstlich von Salonik, wiederholt Clarke bloß Belons Bericht, so wie von Cavalla (nicht Cavallo), daß dasselbe nicht Bucephala, sondern Neapolis sey [11]). Der See von Beschik ist der bolbäische, in dessen Nähe das Thal der Arethusa und das Grab des Euripides an dem Zusammenflusse

---

[1]) Holland, S. 318. [2]) Clarke II. Sect. III. S. 316. [3]) Eben da, S. 352. [4]) Eben da, S. 348. [5]) Holland, S. 319. [6]) Clarke II. Sect. III. S. 364. [7]) Eben da, S. 379. [8]) Holland, S. 329. [9]) Eben da, S. 330. [10]) Eben da, S. 328 und Clarke II. Sect. III. S. 304. [11]) Clarke II. Sect. III. S. 413.

zweyer Ströme stand, dessen Aufsuchung künftigen Reisenden aufbehalten bleibt. Die schmutzige Stadt Pravista westlich von Cavalla, hält Clarke für das Drabiscus Strabo's. Clarke sah weder die Ruinen von Drama [1]), noch das Schlachtfeld von Philippi, die nördlichste der durch klassische Schlachten berühmten griechischen Ebenen; aber er fand eine sehr seltene Münze von Philippi, mit einem Herkules auf der Vorderseite, und einem Dreyfuße auf der Rückseite zu Orphano, welches am Ende der fruchtbaren Ebene von Mestania auf der Ostseite des Strymon liegt [2]). An der Mündung desselben ist Emboli, das alte Amphipolis, welches auch Acra Myrica Crademna und Anadremus hieß [3]). Wie Amphipolis an der Mündung des Strymon, lag Abdera an der Mündung des Nestos (heute Karaßu); aber Clarke konnte die Ruinen desselben nicht entdecken [4]), dafür aber fand er die von Bistonia, an dem Fuße des gleichnamigen Sees, wo er sich mit dem Meere vereint; sie heißen heute Boar Kalis [5]). Von hier reiste Clarke über die Ebene Chowadschilargir an der Südseite des Rhodope, welcher hier Karowlan heißt, nach Kümürdschina, eine Stadt von 1000 Häusern, wovon 400 griechische, 60 jüdische, 15 armenische [6]). Clarke bemerkt, daß er und sein Reisegefährte hier von den Türken Tschiaurs genannt wurden, und setzt in einer Note [7]) hinzu, daß dieses eben so korrekt sey, als Giauer, welches aber durchaus nicht wahr ist; denn Dschiaur ist nur die verderbte Aussprache von Giaur. Zu sagen, daß das erste richtig sey, wäre eben so viel, als zu behaupten, daß die Griechen auf Cypern, welche das γ wie dsch aussprechen, eben so korrekt sprechen, als die, welche es wie g aussprechen; überhaupt stößt Herr Clarke überall wider die Wahrheit an, wo er ein türkisches Wort aussprechen oder erklären will, so z. B.: Urlarula, a good journey [8]), soll heißen; Oghurlar ola, wörtlich aus dem lateinischen Augurium sit, oder wenn er Maschallah mit What hath God done übersetzt [9]), während es, was Gott will, heißt: oder wenn er die türkische Trommel Tamburdschi nennt [10]), welches einen Guitarrenspieler bedeutet; denn Tambur ist eine Art türkischer Guitarre, und Tamburdschi derjenige, der sie spielt. Clarke kreuzte die große Ebene von Doriskos, welche der Hebrus bewässert,

---

1) Clarke II. Sect. III. S. 408. 2) Eben da, S. 402. 3) Eben da, S. 398. 4) Eben da, S. 422. 5) Eben da, S. 427. 6) Eben da, S. 433. 7) Eben da, S. 437. 8) Eben da, S. 438. 9) Eben da, S. 445. 10) Eben da, S. 439.

an dessen Mündung das thracische Enos stand, das heute noch Enos heißt. Clarke bemerkt, daß noch kein Reisender die Quellen des Tearus nördlich von Kirkilise besuchet habe [1]), wo das Denkmal des Darius stand, und daß schon zu Plutarchs Zeit am Ufer des Hebrus eine Pflanze wuchs, die wie Tabak geraucht ward [2]). Dieses Umstandes wegen möchte Rec. doch nicht, wie Hr. C., die Authenticität der Abhandlung περι ποταμων bezweifeln, weil auch in Persien lange vor der Verpflanzung der Nicotiana Kräuter als Cigaren (der Name selbst ist ursprünglich persisch) geraucht wurden [3]). Clarke setzte seinen Weg über Rhodosto (das Bisanthe Herodot's, das Redestos der Byzantiner [4]) nach Konstantinopel fort, wohin wir ihm nicht folgen, sondern wieder an die Thore von Salonik zurückkehren. Vor den Thoren der Stadt (von der Südseite) ist der größte und vielleicht am besten erhaltene Grabhügel der ganzen Türkey, dessen Basis 277 Schritte im Umfange hat, und etwa 70 Klafter hoch ist. Clarke hält denselben für den Grabhügel der hier in der Schlacht wider Philipp gefallenen Einwohner von Salonik [5]). Ein ähnlicher Grabhügel steht südlich von Salonik am Dorfe Kitros, drey Stunden von Katarina, an der Mündung des Haliacmon, und Clarke hält denselben für den gemeinen Grabhügel des Schlachtfeldes von Pydna, wo die Macedonier ihre Freyheit wider die Römer verloren [6]), wie die Römer selbst später durch die Schlacht von Philippi. Strabo heißt diese gemeinsamen Grabhügel der Schlachtfelder Polyandrion, und Clarke hat dieselben auf den Ebenen von Marathon, Platäa, Chäronea, Leuktra, Pydna, Pharsala und zu Thermopylä gefunden [7]). Drey Stunden von Katarina am Olympus sind die Ruinen von Malathria, welche Clarke nicht besuchte, und die noch unbeschrieben sind [8]); auch bleibt künftigen Reisenden die Bestimmung mehrerer Städte, welche auf der Straße von Salonik nach Illyrien liegen, übrig, als: Lychnidus, Aegae und Aedessa [9]). Die letzte Stadt heißt nun Wodina, und Herr Fiott sah hier Felsengräber (vermuthlich die der macedonischen Könige), die er aber nicht näher untersuchte [10]). Künftigen Reisenden bleibt also übrig, dieselben zu untersuchen, so wie die leeren Stellen der Landkarten

---

1) Clarke II. Sect. III. S. 453. 2) Eben da, S. 454. 3) Den Beweis liefern mehrere Stellen aus Ferhengi Schuuri. 4) Clarke II. Sect. III. S. 468. 5) Eben da, S. 344. 6) Eben da, S. 328. 7) Eben da. 8) Eben da, S. 318. 9) Eben da, S. 340. 10) Eben da.

zwischen dem Hebros und Axios auszufüllen [1]). Clarke sah in Macedonien besonders viele Särge, deren viele in Wassertröge verwandelt sind [2]), eine Bestimmung, welche mit der symbolischen, vermög welcher der Wasserkrug ein Symbol des Todes war [3]), ganz übereinkömmt. Clarke empfiehlt das Studium albanesischer Sitten ganz besonders, weil er der Meinung ist, dieselben seyen die Reste der alten Macedonier [4]). Beyläufig mit demselben Rechte macht Choiseul Gouffier sowohl die Hellenen, als die Gothen und Vandalen, zu Scythen [5]), und glaubt, daß man in den heutigen Bulgaren des Gebirges Hämos die alten Thracier erkennen könne [6]). Der Olympus trennt Macedonien von Thessalien, indem er an das Meer ausläuft. Am Fuße desselben dehnt sich zwischen Katarina und Platamonos (Heraclea ad Olympium) die morastige Ebene von Kalidia aus, welche nördlich von den Flüssen Magronero und Pellica (welche vereint der Baphyrus des Livius sind) begränzet wird [7]). Den Grabhügel beym Dorfe Spi in der Nähe von Katarina hält Clarke für das Grabmal des Orpheus, welches zu Pimplea, nicht ferne von Dion, stand [8]). Wenn die von Pausanias angegebene Entfernung des Grabes des Orpheus von Dion, der dieses Grabhügels von Katarina entspricht, so dürfte dieses wohl an der Stelle von Dion und nicht von Heraklea stehen.

2. Thessalien. Reisende, welche so Persien als Griechenland bereiset haben, fanden große Aehnlichkeit zwischen dem gebirgigen Irak [9]) (um Hamadan und Iß fahan); diese Aehnlichkeit bewährt sich auch darin, daß Thessalien, wie das persische Irak, die durch ihre Schönheit berühmtesten Gebirgsthäler in sich schließt. Welch ein Land, das nördlich vom Olympus und Ossa und dem sie trennenden Zauberthale von Tempe, und südlich von dem Passe von Thermopylä im Gebirge Oeta begränzt wird! Der Olympus heißt heute Mezzovo, der Ossa, Kissavo [10]), der Peneus, welcher das Thal Tempe durchströmt, Selymbria. Den Lauf desselben bestimmte schon Choiseul Gouffier wider Danville's Meinung, und fand zu dessen großer Freude den Sinus latmicus wieder [11]). Die Schönheiten Tempes haben Horaz, Virgil, Lucan, Statius, Catullus, Theo-

---

1) Clarke II. Sect. III. S. 339. 2) Eben da, S. 340. 3) Eben da, S. 312. 4) Eben da, S. 341. 5) Choiseul Gouffier, S. 98. 6) Eben da, S. 104. 7) Clarke II. Sect. III. S. 305. 8) Eben da, S. 311. 9) Walpole's Memoirs, S. 518. 10) Eben da. 11) Choiseul Gouffier, S. 115.

critus und auch Aelianus poetisch beschrieben [1]). Nach den prosaischen, uns vorliegenden Beschreibungen von Dodwell [2]), Clarke [3]), Hawkins [4]), Walpole [5]), Palmer [6]) und Pouqueville [7]) verdient Tempe eher eine Schlucht als ein Thal zu heißen, indem dasselbe bloß die erhabenen Schönheiten einer wilden, von einem Bergstrome durchbrochenen Alpennatur darbeut (etwa wie der Paß des rothen Thurmes); indessen unterscheidet Walpole zwischen der Schlucht von Tempe, durch welche der Peneus ausbricht, und dem Thale von Tempe, welches weiter den Fluß hinauf liegt, und welches von allen diesen Reisenden nur Palmer gesehen hat [8]). Das Lob der Silberklarheit, welches die Dichter dem Peneus beylegen, scheint ihm aber nie gebührt zu haben, weil er (laut Dodwell) immer trübe und schlammicht fließt [9]). Die Ruinen einer befestigten Stadt in der Schlucht von Tempe hält Hawkins für die von Gonos [10]), vermuthlich dieselbe, welche Pouqueville Orocastron nennt [11]), während Clarke mit weit weniger Wahrscheinlichkeit das heutige Baba für das alte Gonos hält [12]). Nach ihm gleicht das Thal von Tempe dem Passe von Kyllycrankie in Schottland, oder dem von Devedale in Derbyshire [13]). Ampelakia hält er für das alte Atrakia, welches durch die Entdeckung des grünen Marmors, der bey den Alten der atrakische Marmor oder thessalische Stein hieß, außer Zweifel gesetzt zu seyn scheint. In der Note werden aus Biagio Garofola's Werk: de marmoribus antiquis, 27 Arten griechischen Marmors aufgeführt [14]). Alles, was Barthold y und Clarke [15]) über den Wohlstand dieses Ortes gesagt haben, widerspricht Pouqueville [16]), er sagt, daß wenn hier wirklich Menschenhaß und Reue gegeben, und eine Maurerloge gehalten worden wäre, die Einwohner vermuthlich alle mit ihrem Halse dafür gebüßt hätten. Die Fabriken und Färbereyen des türkischen Garnes, die P. zu Ampelakia nicht fand, fand er zu Agia am Onochonos, welcher in den Peneus strömt; sie ist die vorzüglichste Stadt des alten Magnesia, und hat sechstausend Einwohner, welche im Mittelpunkte eines fruchtbaren Hochlandes im blühenden Wohl-

---

[1]) Walpole's Memoirs, S. 521. [2]) Dodwell II. S. 109. [3]) Clarke II. Sect. III. S. 274. [4]) Walpole's Memoirs, S. 517. [5]) Clarke II. Sect. III. S. 273. [6]) Eben da. [7]) Pouqueville III. S. 51. [8]) Clarke II. Sect. III. S. 274. [9]) Dodwell II. S. 110. [10]) Walpoles Memoirs, S. 526. [11]) Pouqueville III. S. 257. [12]) Clarke II. Sect. III. S. 279. [13]) Eben da. [14]) Eben da, S. 283. [15]) Eben da, S, 288. [16]) Pouqueville III. S. 64.

stande leben. Die alte Quelle Hemonia beym Meierhofe von Ormani ist heute ein Ajasma des heiligen Nikolaus [1]).

Der heutige Hafen von Volo ist der alte Sinus pagaseticus. Die Gestalt, unter welcher sich die Berge Ossa und Pelion dem Auge darstellen, erklärt die Sage, welche den ersten auf den letzten setzen ließ [2]). Volo, im Grunde des Meerbusens gelegen, hat siebenhundert Häuser aus Stein [3]). Pouqueville und Holland halten es für das alte Pagase [4]), der letzte sagt, daß sich keine Spuren des alten Pharas finden, wofür jener Velestina hält [5]). Die größte Stadt des Distriktes von Volo ist Makriniza von zwölfhundert Häusern, deren Einwohner sowohl durch den reichen Ertrag ihres Bodens an Oel und Wein, als auch durch ihre politische Lage begünstiget sind, indem sie keiner Ortsobrigkeit unterworfen, unmittelbar der Schwester des Sultans gehören [6]). Meliäs ist in der neugriechischen Literaturgeschichte als der Geburtsort des Gründers des Hermes Logios (Anthimos Gazi) und des Uebersetzers von Lalande's Astronomie und Condillac's Logik (Daniel Philippidi) bekannt [7]), so wie das oben erwähnte Velestina als der Geburtsort des unglücklichen Riga [8]). Der Distrikt von Armyros umfaßt das Thal Amphryssa, worin das thessalische Thebe blühte, dessen Stätte Holland zu Nekida [9]) am Meere gefunden zu haben glaubt [10]). Seitun ist eine kleine Stadt von sechshundert Häusern am Fuße des Oeta, das alte Lamia, wohlhabend durch seinen Ertrag an Oel (wovon es den Namen hat) und an Korn, der Ebene von Hellada [11]).

Eben so fruchtbar, als die Ebene von Hellada, aber berühmter, weil sie durch das Blut römischer Legionen gedüngt worden, ist die Ebene von Pharsalia, welches heute Tschataldsche (und nicht Sataldschik, wie Dodwell sagt) heißt [12]). Diese Ebene war aber schon früher durch den Sieg berühmt geworden, welchen hier Pelopidas wider Alexander, den Tyrannen von Pherä, erfochten hatte [13]). Auf der pharsalischen Ebene (westlich von Volo) war der Ort Kynoskephalä [14]), von zwey gegenüberstehenden kahlen Hügelreihen so genannt [15]). Fünf Stunden von Pharsalia ist die Stadt

---

1) Pouqueville III. S. 64. 2) Holland, S. 348. 3) Eben da, S. 350. 4) Pouqueville III. S. 70 und 71. 5) Eben da, S. 70. 6) Holland, S. 349. 7) Eben da. 8) Eben da, S. 350. 9) Eben da, S. 354. 10) Pouqueville III. S. 72. 11) Holland, S. 356. 12) Clarke II. Sect. III. S. 262, und Holland, S. 362. 13) Dodwell II. S. 120. 14) Eben da, S. 122, und Pouqueville III. S. 69. 15) Eben da.

Thaumakos (bey Holland Thomoko [1]), von wo eine der schönsten Aussichten über die vom Ossa und Olympos begränzte thessalische Ebene. Der Berg Pelion, der sich mit dem Ossa vereiniget, heißt heute Plesnid, oder auch der Berg des heiligen Georg, am Fuße desselben, drey Meilen östlich von Volo, fand Dodwell zu Boritza die Ruinen von Jolkos (vermuthlich ist der Name Volo aus Jolkos entstanden), das wie Pergama gelegen war [2]). Pherä lebt heute nur noch dem Namen nach, und der hyperische Quell (welchen Pouqueville mit der Quelle Messenis ganz wo anders, im heutigen Distrikte Moskoluri sucht) ist in einen kleinen Teich ausgeartet, welchen Dodwell besuchte [3]). Zu Moskoluri fand schon Gyllius Hexen, welche mit den thessalischen Zauberinnen wetteiferten [4]), auch ist der Charakter der heutigen Thessalier noch ganz derselbe, wie der ihrer Voraltern. Die Bewohner der Küste von Volo und Trikeri bedürften nur eines Jasons, um mit den Argonauten als Seefahrer zu wetteifern, die Bewohner Magnesias sind im Erwerbe geschäftig, alle sind aber, wie schon zu Plutarchs Zeiten, unter einander in beständigem Hader [5]).

Die drey vorzüglichsten Städte Thessaliens sind: Tricca, Turnovo und Jenischehr oder Lariſſa, welches mit dem ebenfalls in Thessalien, aber am Meere gelegenen Larissa cremaste [6]) nicht zu verwechseln ist. Pouqueville gibt das Tableau des Erzbisthums von Lariſſa mit den vierzehn denselben untergebenen Bisthümern, den Einkünften und den Residenzen der Bischöfe [7]). Turnovo erhob sich seit dem Verfalle der Fabriken von Ampelakia und Aja zu einem solchen Grade des Wohlstandes, daß im Jahre 1810 für anderthalb Millionen Piaster Aladscha (gestreifter Baumwollenzeug) und Flocotis, d. i. eine Art von Damast zu Handtüchern, und dreyßigtausend Marokinhäute ausgeführt wurden. Durch die Pest i. J. 1813 wurde der Ort so verheert, daß die Fabriken alle zu Grunde gingen, und i. J. 1815 kaum vierhundert arbeitsfähige Personen übrig waren [8]). Den Namen des alten Tricca haben die Türken in Trikala verändert, so daß es das dreyfache Schloß heißt, wie Tripolitza in Morea die dreyfache Stadt. Wie Thessalien nördlich vom Olympus und Ossa begränzt wird, so wird es südlich vom Oeta begränzt, der nicht so hoch

---

[1]) Dodwell II. S. 123 und Holland S. 360. [2]) Dodwell II. S. 93. [3]) Eben da, S. 94, und Pouqueville III. S. 86. [4]) Pouqueville III. S. 85. [5]) Eben da, S. 91. [6]) Holland, S. 351. [7]) Pouqueville III. S. 44. [8]) Eben da, S. 49.

als der benachbarte Parnassos, und niedriger als der Olympus, der Taygetos aber und Cyllene demselben an Höhe zunächst stehen, sich mit dem Pindus verbindet, welcher sich an die akrocerauniſchen Gebirge anschließt. In viele Schluchten gebrochen, prangt er mit herrlichen Waldern von Eichen, Föhren und Platanen, und ist mit unzähligen Quellen bewässert [1]. Dodwell sah auf der Höhe desselben ein Thal, welches sehr viel dem Krater eines erloschenen Vulkanes glich [2]; er bedauert, den Gipfel nicht besucht und untersucht zu haben, weil er nicht unwahrscheinlich vermuthet, daß die Sage des auf dem Scheiterhaufen verbrannten Herkules und des in das Meer geschleuderten Lichas, der dort in einen Felsen verwandelt ward, sich von einem Vulkan herschreibe. Der höchste Gipfel des Oeta ist unmittelbar ober den Thermopylen, welche Dodwell, Holland und Clarke beschrieben haben. Die Enge des Passes wird durch einen Morast verursacht, welcher unmittelbar an die See stößt. Der gefährlichste Theil desselben ist die Stätte der heißen Quellen, wovon der Paß seinen Namen hat [3], und wo heute die türkische Paßwache (Derbend) gelagert ist. Dodwell hält den Hügel von Derbend am Eingange des Passes für den, wo die Spartaner und Thespier den letzten Widerstand thaten [4], und vielleicht für das gemeinsame Grab der Spartaner, welches Clarke in dem Tumulus hart an der alten Landstraße fand, auf welchem noch rothe Marmorblöcke zerstreut liegen [5]. Wenn die Beschreibungen Herodot's und Strabo's nicht mehr passen, so ist die Ursache hievon größten Theils in den großen physischen Veränderungen zu suchen, welche das Erdreich seitdem durch Zurücktretung der See und Austrocknen von Flüssen erlitten hat [6]. Von sechs berühmten Flüssen, welche sich durch die trachynische Ebene in den malischen Meerbusen ergossen, sind heute nur der Boagrios, Asopos und Sperchios übrig. Die trachynische Ebene ist durch ihre Moräste äußerst ungesund [7]; die trachynischen Felsen hängen über den Paß herein, etwas nordwestlich von den warmen Quellen, und nahe am Eingange des Passes brechen sich die Felsen in ein steiles und rauhes Thal, aus welchem ein Strom herunter kömmt, den Holland, so auch Dodwell, für den Asopos hält [8]. Thermopylä ist nicht nur durch den Durchzug der Perser unter Xerxes, sondern auch durch die Schlachten berühmt geworden, welche hier

---

[1] Dodwell II. S. 73. [2] Eben da S. 126. [3] Clarke II. Sect. 3. S. 249. [4] Dodwell II. S. 68. [5] Clarke II. Sect. 3. S. 240. [6] Dodwell II. S. 68. [7] Clarke II. Sect. 3. S. 252, und Dodwell II. S. 72. [8] Holland S. 379, und Dodwell II. S. 79.

die Griechen den unter Brennus vordringenden Galliern, und die Römer dem Antiochus lieferten [1]). Mit leichterer Mühe als die Perser unter Xerxes durchzogen den Paß die Hunnen unter Attila, und die Türken unter Bajasid; ein griechischer Bischof soll dem letzten den Weg gezeigt haben [2]). Die heißen Quellen, welche dem Herkules geheiligt waren, heißen noch heute Thermä, und sind gerade halben Weges zwischen Seitun und Bodoniza. Nicht ferne von Thermopylä liegt im Gebirge das Dorf Elevtherochori, d. i. das Freydorf, welches aus 80 — 100 elenden, aus Koth gebauten Hütten besteht, der alte Wohnort der Oenianen, auf deren Berggipfeln sich Herkules verbrannte [3]). Bodoniza, welches einige für Opus, die Hauptstadt von Lokris, halten, ist nach Clarke weit wahrscheinlicher das alte Thronium, die Stadt der Locri Epicnemidii [4]). Der Fluß, welcher von Bodoniza in den malischen Meerbusen fließt, und heute Alimana heißt, ist der Boagrios Strabo's.

3. Phokis begreift die Ebene von Kephissos in sich, welche mit der von Livadia in Verbindung steht. Die Ebene des Kephissos ist fruchtbar an Reiß und Mais, die von Krissa trägt Weizen und Gerste, wiewohl dieselbe meistens mit Oliven bepflanzt ist; die erhabene Fläche, auf welcher Distomo, das alte Ambryssos liegt, verbindet den Parnassus mit dem Helikon [5]). Das Thal von Delphi wird auf einer Seite vom Parnassus, auf der andern vom Kirphis begränzt. Delphi heißt heute Kastri, und liegt am Abhange des Parnassus, dessen Gipfel hier senkrecht aufsteigen [6]). Die zwey Quellen sind Kastalia und Cassotis [7]). Das eigentliche Heiligthum, wo der die Pythia begeisternde Dampf aufstieg, hat noch kein Reisender gefunden [8]), Clarke sagt mit Wahrscheinlichkeit, daß das Adytum, dessen Stephan von Byzanz erwähnt, in der Mitte der Stadt unter dem cyklopischen Mauerwerk gesucht werden müsse [9]). Dieses Adytum ist aber nicht mit der pythischen Höhle zu verwechseln, welche laut der von Holland angeführten Stelle Justins wahrscheinlich in einer Kluft, hoch über der kastalischen Quelle zu suchen ist [10]). Die koryeische Höhle, welche andere Reisende umsonst suchten, fand Clarke zu Saranda aulás (die 40 Höfe) in der von Pausanias angegebenen Entfernung von 60 Stadien, vor ihm aber

[1]) Dodwell II. S. 71. [2]) Holland S. 381. [3]) Clarke II. Sect. 3. S. 245. [4]) Eben da S. 234. [5]) Walpole's Travels S. 339. [6]) Eben da S. 340. [7]) Eben da S. 68 und 340. Dodwell I. S. 173 und 174. [8]) Holland S. 392. [9]) Clarke II. Sect. 3. S. 180. [10]) Holland S. 392.

schon Raike 350 Fuß lang, 200 breit, ganz von Stalaktiten gebildet [1]). Die Höhle am Berg Kirphis, d. i. die von Sybalis (heute die von Jerusalem genannt), erwähnt nur Dodwell [2]). Zu Delphi sind noch die Ruinen des Gymnasiums und Stadiums sichtbar, und das Kloster von St. Elias steht auf der Stelle eines der vorzüglichsten Tempel [3]).

An der Stelle des Gymnasiums von Delphi, wo Ulysses auf der Jagd mit den Söhnen des Autolykus die Wunde erhielt, an der ihn seine Amme Euryklea erkannte, steht das Kloster der Panaija [4]). Die Gräber einer Höhle in der Nähe des Stadiums und der Kirche des heiligen Elias erwähnt Hobhouse [5]). Wiewohl Delphi von den meisten unserer Reisenden (nämlich von Clarke, Hobhouse, Holland, Hughes, Turner und Pouqueville) besucht worden ist, so hat doch nur Clarke den Gipfel des Parnassus erstiegen. Der Papas (Geistliche) von Delphi erzählte Turnern, daß er zwölf Stunden gebraucht habe, hinauf zu steigen, und oben eine Ebene von drey Stunden im Umfange mit einer herrlichen Aussicht gefunden habe [6]). Diese Ebene liegt nach Clarke in der Mitte eines vulkanischen Kraters. Die Weiber von Kastri zeichnen sich durch natürliche Schönheit und ungeschmückte Eleganz aus, die meisten der Einwohner können lesen und schreiben, und sprechen griechisch und albanesisch [7]). Auf dem Wege nach dem Gipfel kam Clarke durch das Dorf von Arakova von 250 Häusern, lauter Albaneser und Griechen [8]), und im Herabwege zeigten ihm die Wegweiser Lugari, vermuthlich das Lykorea des Pausanias [9]). Gerade auf der entgegen gesetzten Seite des Berges (von Delphi) sind die Ruinen von Tithorea bey Veliza; aus der Stelle des Pausanias über den Kultus der Isis zu Tithorea schließt Clarke, daß die ägyptischen Vögelmumien, so wie die Perlhühner zu Tithorea zum Dienste der Göttin mit leinenen Binden umwunden wurden [10]). Anderthalb Stunden von den Ruinen von Tithorea ist Dadi, eine wohlbevölkerte griechische Stadt auf einer Erhöhung am Fuße des Parnaß, vermuthlich das alte Amphiklea [11]). Elatea, welches nach Delphi die größte Stadt in Phocis war, heißt heute Turkochorio [12]). Eine Stadt gleiches Namens lag bey Gonos in Tempe.

---

[1]) Walpole's Memoirs S. 314, und Dodwell I. S. 189. [2]) Dodwell I. S. 187. [3]) Holland S. 394, und Clarke II. Sect. 3. S. 186 und 191. [4]) Hughes Cap. VIII. [5]) Hobhouse S. 244. [6]) Turner I. S. 305 bis 307. [7]) Dodwell I. S. 167. [8]) Clarke II. Sect. 3. S. 201. [9]) Eben da 211, und Dodwell S. 174 und 189. [10]) Clarke II. Sect. 3. S. 220. [11]) Eben da S. 228. [12]) Eben da S. 225, und Dodwell II. S. 140.

4. Doris, und 5. Lokris. Der Namen von Doris hat sich in dem heutigen Lidorichi erhalten [1]) und man erkennt in der Sprache der Bewohner deutlich den dorischen Dialekt [2]). Pouqueville verfolgt den Marsch des Brennus durch Doris und die Ebene des Sperchius, in welcher Patradschick oder Neupatra liegt [3]). Nicht ferne davon, bey Kastriza sind cyklopische Ruinen, welche man für die des alten Hypatia hält. Das westliche Lokris, zum Unterschied von dem östlichen oder opuntischen und epicnemedischen, das stinkende (Ozolä) genannt, umfaßt einen Theil des Distrikts von Lidorichi und Malandrino [4]). Der Hauptort ist Ainabachti oder Lepanto, das alte Naupaktus, welches einen Pascha von zwey Roßschweifen und 1357 Familien zu Bewohnern hat [5]). Die Sitten der Lokri Ozolä finden sich ganz wieder in der Niederträchtigkeit und dem Schmutze der Kravarioten. Sie werden von Jugend auf zur ekelhaftesten Betteley erzogen [6]). Am Fuße des Berges Rigani findet man noch die Grotte der Venus, wo ehemals die Wittwen ihre Gaben opferten, und heute die lokrischen Mädchen die Miren (Parken) um ihr künftiges Schicksal befragen. Die westlichen Lokrier waren von den östlichen nicht durch den Parnassus, sondern durch das Thal von Doris getrennt [7]). Der Kephisos, der in dem Vereinigungspunkte der Berge Pindoros, Oras und Zonas entspringt, heißt heute Mauropotamos [8]).

6. Böotien wird von den Bergen Parnassus, Helikon, Cithäron auf der einen, und auf der andern Seite von der gebirgigen Gegend der Lokris und dem Meere umschlossen. Dieser Kessel wird durch niedrige felsige Hügelreihen in die Ebenen von Platäa, Leuctra, Chäronea, Lebadea und Thebe zerschnitten [9]). Lauter berühmte Namen, so wie die der Quellen und Flüsse. Der Hercyna entspringt im Helikon ober Lebadea, und nachdem er das Wasser der Quellen des Gedächtnisses und der Vergessenheit (Mnemosyne und Lethe) aufgenommen, fällt er in den See Kopais, der auch den Kephissos aufnimmt [10]), welcher sich schlangenartig aus Phocis hervorwindet. Dodwell bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß vermuthlich die ägyptische Sage von Horos und Ob, die von Apollo und Pytho veranlasset habe [11]). Daß dieser böotische Kephissos nicht mit dem attischen

---

[1]) Pouqueville III. S. 207. [2]) Eben da S. 252. [3]) Eben da S. 253. [4]) Eben da S. 243. [5]) Eben da S. 217. [6]) Eben da. [7]) Eben da S. 251. [8]) Eben da. [9]) Walpole's Memoirs S. 334. [10]) Eben da S. 335. [11]) Dodwell I. S. 180.

zu verwechseln sey, darf nicht erst bemerket werden. Wie dieser vor den Mauern Athens floß, so der Ismenos (ein seichtes Flüßchen [1]) an den Mauern Thebes. Thebe ward auch durch den Quell Dirke verherrlicht, so wie Platäa durch den benachbarten Quell Gargaphia, welcher heut Vergentiani heißt [2]). Der südlichste Gränzfluß Böotia's ist der Asopus, der bey Tanagra [3]) (heute Scamino [4]) in die See geht, und mit dem Asopus der Thermopylen eben so wenig zu verwechseln ist, als der dortige Sperchios mit dem südlicheren Flusse dieses Namens. An der nördlichen Gränze von Böotien, gegen Phocis ist die dreyfache Wegscheide (nach Daulis, Delphi und Thebe) [5]) des Oedipus, in dessen Nähe das Grab des Laios stand [6]). Die Ruinen von Orchomenos, der nördlichsten berühmten Stadt Böotiens, sind in der Nähe des heutigen Skripu. Auf der Ostseite der Akropolis und der Nordseite des Kephissos sind die Reste der sogenannten Schatzkammer des Minyas, welche Pausanias unter den Wundern Griechenlands aufzählt [7]). Sowohl Clarke als Dodwell unterscheiden nach Pausanias, die Schatzkammer des Minyas von seinem Grabe, welches sie in einem nahegelegenen Tumulus zu finden glauben [8]). Aeußerst merkwürdig für die Geschichte der Architektur ist die von C. gemachte Bemerkung, daß das Dach der Schatzkammer, ein Gewölb, der Dom gewesen sey [9]). Orchomenos war auch durch die Grabmale Hesiods und Aktäon's, durch den Quell der Grazien (Akidalia [10]), durch den Tempel und die Spiele der Grazien [11]) berühmt. C. gibt eine richtigere Abschrift der schon von Meletios gelieferten Inschrift, worinnen der charitesischen Spiele erwähnt wird, und fügt bey dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die Aussprache des Digamma bey, welches wie das englische VV lautete [12]). Er gibt auch die Abbildung eines Basreliefs (aus dem in der Nähe von Orchomenos gelegenen Dorfe Romeiko, welches einen alten Mann mit einem Hunde vorstellt, und welches nach C. Urtheil das merkwürdigste aller griechischen Basreliefe ist [13]). Die Bedeutung des Namens des

---

[1]) Turner I. S. 315 und 316. [2]) Walpole's Memoirs S. 338. [3]) Dodwell I. S. 150. [4]) Walpole's Memoirs S. 338, Dodwell sagt, es heiße heute Grenata. [5]) Hughes VIII. Cap. [6]) Dodwell I. S. 198. [7]) Eben da S. 226, Walpole's Travels S. 336, Hobhouse S. 269. [8]) Dodwell I. S. 232, Clarke II. Sect. 3 S. 168. [9]) Clarke II. Sect. 3. S. 168. [10]) Dodwell I. S. 232. [11]) Clarke II. Sect. 3. S. 164. [12]) Eben da S. 160. [13]) Eben da S. 148, und Dodwell I. S. 243.

Flusses Melas, d. i. Schwarzwasser, hat sich in der heutigen, türkischen Benennung desselben Karaßu erhalten [1]).

Chäronea heißt heute (nach Squire) Caprena [2]), nach Hobhouse Caperna [3]), nach Clarke Caprenu [4]). Hobhouse fand hier weder den Grabhügel der Thebaner, noch sonst etwas anderes von Alterthümern, Clarke aber die Ruinen einer Wasserleitung, eines sehr großen und sehr alten Theaters, und eine Stunde vom Dorfe den sehr sichtbaren Grabhügel der Thebaner [5]). Die Ebene von Chäronea war berühmt durch ihre Fruchtbarkeit, berühmter durch die hier gelieferten Schlachten, durch den Sieg, welchen hier die Böotier über die Athenienser, Philipp über die Heere von Thebe und Athen, Sylla über den Mithridates erfocht [6]). Sylla hatte seinen Namen in Griechenland auch zu Delphi als Tempelräuber, wie Xerxes und Brennus, verewigt [7]). Chäronea war auch früher als der Ort, wo der Scepter Agamemnons aufbewahrt ward, und später als Plutarchs Geburtsort berühmt [8]).

Zwey Stunden von Chäronea liegt Livadia (das alte Lebadea), durch die Grotte des Trophonios, die Quellen Lethe und Mnemosyne, und den Fluß Hercyna weit berühmt. Die Grotte und die Quellen haben Hobhouse [9]) und Holland [10]), Dodwell [11]) und Clarke [12]), Sibthorp [13]) und Turner [14]) beschrieben. Lebadea liegt zwischen Chäronea und Coronea, jenes nördlich, dieses südlich. Dodwell suchte die Ruinen des letzten beym Dorfe Rastamitis [15]), und den Tempel des tilphossischen Apollo zu Agia Paraskevi [16]). Drey Stunden von Livadia kam Dodwell bey einer reichströmenden Quelle vorbey, welche entweder Libethrias oder Telphussa ist, die bey Plutarch Kiphussa heißt [17]).

Ueber den See Kopais und die künstlichen, in den Felsen gehauenen Abflüsse desselben (Katabothra), hat Walpole aus Raike's Papieren sehr merkwürdige, von Müller jüngst in seiner Geschichte Griechenlands benützte Aufschlüsse, von seinen eigenen Bemerkungen begleitet, gegeben [18]). Die Zahl der Kata-

---

[1]) Clarke II. Sect. 3. S. 150. [2]) Walpole's Memoirs, S. 337. [3]) Hobhouse S. 267. [4]) Clarke II. Sect. 3. S. 138, und Dodwell I. S. 211 und 219. [5]) Clarke II. Sect. 3. S. 142. [6]) Eben da S. 143, und Holland S. 395. [7]) Dodwell I. S. 175 und 179. [8]) Clarke II. Sect. 3. S. 144. [9]) Hobhouse S. 260. [10]) Holland S. 395. [11]) Dodwell I. S. 217. [12]) Clarke II. Sect. 3. S. 145. [13]) Walpole's Memoirs, S. 66 u. 335. [14]) Turner I. S. 311. [15]) Dodwell I. S. 247. [16]) Eben da S. 246. [17]) Eben da. [18]) Walpole's Memoirs, S. 297 und 305.

bothra ist noch nicht bestimmt, Dodwell sah deren nur vier [1]), die er beschreibt, und bey dieser Gelegenheit sich über die künstlichen und natürlichen Ausflüsse anderer Seen und Flüsse in Griechenland, Kleinasien und Italien verbreitet [2]). Südlich vom See Kopais ist der Berg Sphinx, von wo das Räthsel aufgebende Ungeheuer ausging [3]).

Das alte Thebe, durch seine sieben Thore und sieben Helden berühmt, ist heute eine kleine Stadt von etwa 800 Häusern, welche bis auf 200 türkische alle griechisch sind [4]). Die sieben Thore sind nicht so leicht zu bestimmen, als die Quellen Dirke und Ismenus, jene am Eingange von Livadia, diese südöstlich von der Stadt [5]). Hobhouse gibt die Zahl der Häuser nur auf fünfhundert an, und sagt, daß die Bewohner meistens Türken seyen, also gerade das Umgekehrte von dem was Turner meldet. Clarke setzt die Zahl der Häuser gar nur auf 300 an, was von Turner's neuester Angabe einen großen Abstand macht [6]). Den Irrthum neuerer Reisenden, welche die sieben Thore im dem Umfange der heutigen Mauern suchen, hat Hughes am deutlichsten dargethan, indem er bemerkt, daß der alte Umfang der Stadt so ganz zerstört ist, daß auch kein Rest derselben erkannt werden mag [7]). Clarke zählt die alten Thore in einer Note auf [8]), und leitet den Namen des Thores Neit entweder von dem Namen einer Seite oder von Neis, dem Neffen des Amphion, ab. Beydes irrig, indem dieses Thor ganz gewiß nach der ägyptischen Pallas (Neith) so genannt ward. Der beste Beweis dafür ist der Umstand, daß Apollodorus in der Aufzählung der Thore statt dem der Neit das der Onka nennt, welches bekanntermaßen ein Beynamen der Pallas war; indessen nennt Aeschilus diese beyden als verschiedene Thore [9]). Statt nach dem Grabe Pindars wird heute nach dem des heiligen Lucas gewallfahrtet, dessen angeblicher Sarg aber laut der bekannten, von Clarke aber richtiger mitgetheilten Inschrift der Sarg des Nedymos, eines Neuplatonikers, ist [10]). Einen andern in einen Wassertrog verkehrten Sarg außer der Stadt erwähnt Clarke wegen des merkwürdigen Basreliefs eines auf der Spitze eines Obeliskes sitzenden Phönix [11]).

Wir steigen nun von der Ebene von Thebe in die von Platäa und Leuktra hinunter, welche durch die Schlachten der

---

[1]) Dodwell I. S. 238. [2]) Eben da S. 240. Siehe auch Holland S. 399. [3]) Turner I S. 312. [4]) Eben da S. 313. [5]) Holland S. 400. [6]) Hobhouse S. 278. [7]) Hughes Cap. VIII. [8]) Clarke II. Sect. 3. S. 67. [9]) Dodwell I. S. 266. [10]) Clarke II. Sect. 3. S. 58. [11]) Eben da S. 71.

Griechen, und durch die großen Namen ihrer Feldherrn Epaminondas und Pelopides, Pausanias und Aristides (jene zu Leuktra Sieger über die Spartaner, diese zu Platäa über die Perser) auf ewig in der Geschichte verherrlichet worden sind. Die Ruinen von Platäa sind südwestlich von Theben, nebst einem Dorfe, welches Hobhouse Kokli [1]), Dodwell und Clarke Kokla [2]) nennen. Die zwey Ebenen von Platäa und Leuktra, heute Leftra, sind nur durch eine Hügelreihe getrennt. Dodwell sucht die Ruinen von Leuktra beym Dorfe Parapongi, auf dem halben Wege zwischen Eremochastro und Kokla [3]). Holland [4]) bemerkt mit Hobhouse [5]), daß das Schlachtfeld nicht Raum genug habe für die Zahl der angegebenen Streiter. Clarke findet die gargaphische Quelle im Strome Platana, und den heiligen Brunn des Pausanias in dem nicht weit davon noch heute bestehenden Brunn [6]). Die Quelle des Asopus ist nicht auf dem Berge Cithäron, sondern auf der platäischen Ebene nächst einer Kapelle nicht ferne vom Platana. Der Helikon ist zweygipflig [7]) (wie der Parnaß), und heißt heute Sagari, er trennt Böotia von Attika. Die auf dem Gipfel desselben befindliche Grotte der sphragatitischen Nymphen hat noch kein Reisender untersucht. Die cyklopischen Ruinen von Gyptokastro in einer Schlucht des Cithäron (auf der attischen Seite), welche Dodwell beschreibt, sind wahrscheinlich die Ruinen von Eleutherä [8]). Die von Thespia, am Fuße des Helikon, welche Meletios irrig nach Kakosi und D'Anville nach Neochorio verlegte, fand Dodwell nicht weit von Neochorio, drey englische Meilen vom Fuße des Berges. Die schöne Quelle, aus welcher heute der Strom Kanabari quillt, ist wahrscheinlich der Quell Danakon des Pausanias, wo Narcissus sich in sein eigenes Bild verliebte [9]). Auf der anderen südlichen Seite des Helikon dehnt sich gegen das Meer hin die Ebene von Marathon, welche der Oberst Squire [10]), Hobhouse [11]) und Clarke [12]), mit besonderer Rücksicht auf die berühmte Schlacht und Niederlage der Perser, untersuchet haben. Clarke zeichnet sowohl den Grabhügel der Athener, als den der Platäer und das Grabmal

---

[1]) Hobhouse S. 273. [2]) Dodwell I. S. 275, und Clarke II. Sect. 3. S. 79. [3]) Dodwell I. S. 261. [4]) Holland S. 403. [5]) Hobhouse S. 476. [6]) Clarke II. Sect. 3. S. 83, und Hobhouse S. 471. [7]) Dodwell I. S. 252 u. S. 260. [8]) Eben da S. 283. [9]) Eben da S. 255. [10]) Walpole's Memoirs, S. 234. [11]) Hobhouse S. 427. [12]) Clarke II. Sect. 3. S. 12, 15, 17.

des Miltiades aus [1]). Die Quelle Makaria [2]) fand er beym Dorfe Seferi, am Fuße des Hügels des Pan's [3]), dessen Grotte Dodwell, so wie Clarke den Engpaß von Marathon beschreibt, wo die Perser, wie zu Thermopylä, durch einen engen Ausgang hingedrängt, in die größte Verwirrung gerathen mußten, welche ihre Niederlage vervielfältigte [4]).

Indem wir am Fuße des Helikon, d. i. an der attischen Gränze stehen, überschauen wir die Gebirge, welche sich von hier durch Attika hinziehen, und deren Namen keinem Liebhaber griechischer Geschichte und griechischen Alterthums fremd sind, nämlich den Helikon, Cithäron, Parnes und Brilessus, welche hinter einander fortlaufend gleichsam eine Kette von einem Meere zum andern bilden, dann die Berge um Athen, Pentelicus, Hymettos, Anchesmos, Lykabetes, Aigaleos, Augdoos, Korydallos und Laurion. Die meisten derselben durch Ruinen alter Tempel, an deren Stelle hie und da Klöster getreten sind, ausgezeichnet. Der berühmteste und merkwürdigste derselben ist der erste, der Helikon, auf welchem Clarke der erste bey dem Kloster St. Nikolas den Hain der Musen, die Quelle Aganippe, und weiter oben die von Hippokrene sammt dem Permessos entdeckte, und dort eine 33 Zeilen lange Inschrift fand, welche auf die den Musen geweihten Spiele Bezug hat [5]). C. gelangte zu dieser Entdeckung, indem er einen bisher von Reisenden unbetretenen Weg einschlug, und von Neochori (dem alten Askra), welches auf der Nordseite des Berges, in der Nähe von Kakosia (das alte Thisbe nicht zu verwechseln mit dem benachbarten Thesbeia) den geraden Weg über den Berg nach dem auf der andern Seite desselben gelegenen Kloster St. Georg einschlug. Dodwell vermuthete schon die Hippokrene in dieser Gegend beym Dorfe Kukura, bedauert aber, daß er verhindert ward, die Stelle derselben selbst zu besuchen [6]).

Auf der halben Höhe des Cithäron ist das Kloster des heiligen Meletios ebenfalls an die Stelle eines alten nahe gelegenen Tempels getreten, wie die Marmorsäulen der Kirche bezeugen. Das Kloster ist größer als das auf dem Berge Pentelicus, und sieht, mit hohen Mauern und Schießscharten zur Vertheidigung gegen die Albaneser eingerichtet (wie das Kloster auf Sinai wider die Araber), eher einem Bollwerke als einem Klo-

---

[1]) Clarke II. Sect. 3. S. 21 u. 22. [2]) Eben da S. 26, und Walpole's Memoirs, S. 326. [3]) Dodwell I. S. 162. [4]) Clarke II. Sect. 3. S. 28. [5]) Eben da S. 102. [6]) Dodwell I. S. 259.

ster gleich [1]). Der Berg Parnes heißt heute Nozia [2]), und die Gegend am Fuße desselben, welche ehemals Päonia hieß, hat denselben in Panagia [3]) nach einem nahe gelegenen Kloster verwandelt. Auf dem Berge Parnes fand Dodwell eine große stalaktitische Höhle mit mehreren Nischen für Opfergaben, welche vermuthlich dem Pan heilig war, und den Nymphen, wie die Grotte zu Bari zwischen Athen und Sunium [4]). Südlich von Parnes liegt der Korydallos, welcher ein und derselbe Berg mit dem Aigaleos ist. Dodwell bestieg den Gipfel desselben, um von hier die herrlichste Aussicht über ganz Attika, über die benachbarten Meere und Inseln zu genießen; sein heutiger Name ist Scarmarga [5]). Von hier aus überschaute Xerxes auf goldenem Throne seine Flotte. Der Berg Anchesmos erhebt sich nahe von den östlichen Mauern Athens mit felsengekröntem Gipfel, auf welchem ehemals die Stelle des Zevs Anchesmios stand, an dessen Stelle heute eine Kirche des heiligen Georg getreten ist [6]). Der Berg Brilessos ist in den Hügelreihen auf der Ostseite der Akademie zu suchen, welche parallel mit dem Pentelikos und Hymettos laufend, und Turkobuna, d. i. Türkenberge, heißen [7]).

Pentelikos, heute Pendele oder Mendele genannt, war vorzüglich seines Marmors, wie Hymettos seines Honigs wegen berühmt; allein auch auf Pentelikos wird Honig, wie auf Hymettos Marmor gefunden [8]). An die Stelle des Tempels der Aphrodite, auf Hymettos, ist das Kloster Saliani (bey Hobhouse Cyriani) getreten, welches noch vorzüglich von Weibern besucht wird, und in dessen Nähe der Quell, wo Prokris ihren geliebten Kephalos tödtete [9]). Wie Hobhouse die Aussicht vom Aigaleos beschreibt, so Clarke die vom Hymettos nach allen Richtungen des Kompasses [10]). Der Hymettos heißt heute Trelovuni, d. i. der Narrenberg, nicht Telovuni, wie Hobhouse schreibt [11]). Die Berge waren bey den alten Griechen auf mehr als eine Weise göttlicher Verehrung geheiligt, durch die Statuen und Tempel, welche auf ihren Gipfeln standen, durch die Quellen, welche auf denselben entsprangen, und durch die Höhlen, welche in ihnen die Natur geheimnißvoll gebildet hat. Die merkwürdigsten solcher dem Pan

---

[1]) Hobhouse, S. 463. [2]) Clarke II. Sect. III. S. 34. [3]) Hobhouse, S. 441. [4]) Dodwell I. S. 508. [5]) Eben da, S. 513. [6]) Eben da, S. 514. [7]) Eben da und Hobhouse, S. 391 und 434. [8]) Hobhouse, S. 391 und Dodwell I. S. 487 und 498. [9]) Hobhouse, S. 391 und Dodwell I. S. 487. [10]) Clarke II. Sect. II. S. 574. [11]) Hobhouse, S. 387 u. Turner I. S. 345.

und den Nymphen geheiligten Höhlen waren in Attika nebst der oben erwähnten des Berges Parnes, die von Bari in einem Theile des Hymettos [1]). Hobhouse gibt in Holzschnitt eine Abbildung der darin befindlichen rohen Skulptur, welche einen Mann mit einem Hammer in der einen Hand, und wie es scheint in der andern mit einem Beutel vorstellt, einen Kabiren nämlich [2]). Sollte man den Beutel lieber für eine Art von Stemmeisen halten wollen, so kann diese Figur nur den Archedamos selbst vorstellen, welcher, wie die Inschrift sagt, den Nymphen diese Höhle ausmeißelte und den benachbarten Garten pflanzte [3]). Die Grotte des Pan bey Marathon, welche Pausanias beschreibt, fand Clarke nicht [4]), aber Hughes sah und beschrieb dieselbe als eine Stalaktitengrotte, wie mehrere auf Parnassos, Hymettos und Antiparos [5]). In der Akropolis zu Athen ist die Höhle des Pan unter dem rechten Flügel der Propyläen zu sehen, welche sich auch auf einer athenienſischen Münze abgebildet findet; wiewohl dieselbe nur zwölf Fuß tief ist, so scheint sie doch die Tempel des Apoll und Pan enthalten zu haben; dem ersten war sie geheiligt, weil er hier die Liebe Creusa's gewann [6]). Frühere Reisende hielten statt dieser auf der Nordseite der Akropolis unter dem pelasgischen Walle gelegenen Grotte des Pan, die auf dem südöstlichen Winkel ober dem Theater des Bacchus gelegene Grotte der heiligen Jungfrau von der Höhle (παναγια Σπηλιοτισσα) für die Grotte des Pan [7]); welche aber dem Bacchus geheiliget gewesen zu seyn scheint, denn Hobhouse bemerkt mit Recht, daß die unterirdische Verehrung der Alten nicht nur auf die des Pan und der Nymphen sich beschränkte, sondern sich auch auf Bacchus, Priapus, Apollo, Merkur, Jupiter und Herkules erstreckte [8]). Bey Gelegenheit des engen Raums, welchen die Pangrotte in der Akropolis für die Tempel des Apollo und Pan gewährt, bemerkt Clarke, daß dieß tragbare Tabernakel gewesen seyn dürften (dergleichen sich in den ägyptischen Monolithen erhalten haben, und dergleichen der Neugrieche und Russe als Heiligenkästchen, κιβωτοι ιερατι) bey sich trägt [9]). Endlich bemerkt Dodwell, daß sich die abergläubische Verehrung der Grotten und Höhlen noch heute in

---

1) Clarke II. Sect. II. S. 457. 2) Hobhouse, S. 404. 3) Eben da. Siehe auch Dodwell I. S. 552, wo eine Abbildung der Höhle. 4) Clarke II. Sect. III. S. 33. 5) Eben da. 6) Clarke II. Sect. II. S. 475 und Dodwell I. S. 302 u. 404. 7) Clarke II. Sect. II. S. 480 u. 545. 8) Hobhouse, S 406. 9) Clarke II. Sect. II. S. 476.

ganz Griechenland erhalten hat, und daß jeder derselben in der Gegend von Athen besondere Eigenschaften beygelegt werden [1]).

Je reicher der Stoff der nun an die Reihe kommenden Topographie von Athen, welche nicht nur Leake in dem sich mit derselben ausschließlich beschäftigenden Werke, sondern auch Clarke und Hobhouse, Hughes und Holland, Dodwell und Turner in ihren Reisebeschreibungen, Hawkins mit einem beygefügten Plane der Stadt in Walpole's Memoiren, und Gell in seinem Itinerary geliefert haben, desto weniger kann solchen Reichthum diese Anzeige umfassen, die sich daher auf die Nennung der berühmtesten Denkmale und auf einige wenige Bemerkungen beschränken muß. Von vielen der größten Monumente ist kaum eine Spur vorhanden, wie vom Pantheon, das 120 Säulen phrygischen Marmors, vom Gymnasium Hadrians, welches hundert Säulen lybischen Marmors zählte, vom Tempel der Juno, des Zevs Panhellenius und dem der Dioskuren, vom Metroon, Bulevterion, Leocorion und Pythion [2]). Dreyviertel der öffentlichen Gebäude waren auf der Süd-, Südost- und Südwestseite der Akropolis, nur das Theseon stand nordwest, das Dioskureon, Anakeon und Agraulos auf dem nordöstlichen Abhange, das Prytaneon und der Tempel Ilythya's auf der östlichen Ecke der Akropolis [3]). Ueber die Skulpturen des durch Lord Elgin verwüsteten [4]) Parthenon, welches keine Lichter hatte, hat Wilkins in Walpole's Reisen eine besondere Abhandlung geliefert, und dieselbe mit einem Kupfer begleitet [5]). Der Tempel des Sieges, welcher auf der rechten Seite der Propyläen stand, war zuerst von den Venetianern in die Luft gesprengt worden, und ward von Lord Elgin, dessen Namen mit denen der Tempel Athens auf die Nachwelt übergehen wird, wie der des Herostratos mit dem Tempel der Diana zu Ephesus, gänzlich zerstört [6]). Das einzige Geschenk, was Lord Elgin der Stadt Athen machte, ist das einer Schlaguhr im Hause Lusieri's, damit dieselbe, wie Turner sagt [7]), die Bewohner stündlich an die Tempelräuber des Parthenon erinnere. Der Streit, ob die sechzehn herrlichen Säulen aus weißem Marmor zu dem Pantheon Hadrians oder zum Tempel Jupiter Olympios gehören, ist noch unentschieden [8]). Entschiedener scheint zu seyn,

---

[1]) Dodwell I. S. 397. [2]) Eben da, S. 410. [3]) Walpole's Memoirs, S. 499. [4]) Dodwell I. S. 320, 322, 326, und Clarke II. Sect. II. S. 484. [5]) Walpole's Travels, S. 414. [6]) Hobhouse, S. 337. [7]) Hughes, Cap. II. [8]) Turner I. S. 371, Dodwell I. S. 387, Clarke II. Sect. II. S. 556.

daß das Theater des Bacchus (wofür Stuart und Wheler, und nach ihnen Barthelemy, das Odeon ansahen) unter der Höhle Panagia Spiliotissa gelegen gewesen [1]). Unsere liebe Frau von der Höhle ist hier an die Stelle des Bacchus getreten, wie unsere liebe Frau von der Festung (Panagia Kastriotissa) an die Stelle der Minerva medica [2]). Auch die Rednerbühne (der Pnyx) wurde ehemals für den Areopagus oder das Odeon gehalten [3]). Das Gebäude, welches alle Reisende bis auf Chandler für das Theater des Bacchus, und dieser für das Odeon des Perikles gehalten hatte, ist nach Clarke das von Herodes Attikus erbaute Odeon der Regilla, mit dem des Perikles nicht zu verwechseln [4]). Zunächst dem Odeon der Regilla ist der Areopagus, wo Paulus den Athenern den unbekannten Gott verkündete [5]). Das Erechtheon, das 150 Fuß weit von der Nordseite des Parthenon liegt, bestand aus den drey Tempeln des Erechtheos, der Pallas Polias und der Nymphe Pandrosos [6]). Die Verwüstung, welche Lord Elgin an dem Tempel der Pandrosos durch den Raub einer der sechs herrlichen Karyatiden beging, hat der edle Lord Guilford (welchen Hughes mit Recht den brittischen Attikus nennt) dadurch, daß er eine gleiche Statue in England verfertigen, und nach Athen schaffen ließ, zu ersetzen gesucht [7]). Das Erechtheon enthielt das Grab des Erichthonius, wie das Theseon das Grab des Theseus, dem in der jüngsten Zeit das Grab des englischen Reisenden Tweddel mit einer Inschrift von Walpole beygegeben ward [8]). Das Theseon, dessen Säulenzahl mehrere Reisende ganz unrichtig angegeben haben [9]), ward von Lord Elgin's Verwüstung nur durch den Umstand gerettet, daß es in eine dem heiligen Georg [10]) geweihte Kirche verwandelt worden war, so daß der Name des Heiligen christlicher Ritter den Tempel des griechischen Heros vor der Zerstörung des schottischen Räubers schützte [11]). Vom Tempel der Venus Phile glaubt Pouqueville, daß derselbe nicht pelasgischer, sondern hellenischer Bauart gewesen, und daß das Argolithos des Pausanias nicht die cyklopische Bauweise, sondern nur überhaupt einen aus rohen Steinen aufgeführten Bau bedeute [12]).

---

[1]) Hobhouse, S. 350. [2]) Hughes, Cap. VI. [3]) Dodwell und Clarke II. Sect. II. S. 540. [4]) Eben da, S. 505. [5]) Eben da, S. 513. [6]) Eben da, S. 496, 497, 501. [7]) Hughes, Cap. VIII. [8]) Clarke II. Sect. II. S. 532. [9]) Dodwell I. S. 396. [10]) Hobhouse, S. 311. [11]) Dodwell I. S. 369. [12]) Pouqueville IV. S. 112.

Das von Herodes Attikus erbaute Stadion trägt noch heute den Namen Pentathlon von den fünf Uebungen der Paläſtra [1]). Die Brücke des Hadrian, welche aus drey Bogen beſtand, ward erſt im Jahre 1780 zerſtört, um die Steine zum Bau der Stadtmauern zu brauchen, aber die Triumphbogen Hadrian's haben ſich noch bis heute erhalten [2]). Ueber die Inſchriften desſelben hat man ſich geſtritten, ob ſie ſich auf das, was man innerhalb oder außerhalb des Bogens ſieht, beziehen. Hawkins widerlegt die Auslegung von Wilkins, daß die Inſchrift des Bogens nur auf die Gegenſtände hindeute, zu welchen der Wanderer durch den Bogen ſelbſt geleitet werde [3]). Die Ruinen, welche öſtlich dem Theſeon liegen, welche Spon für den Tempel des Serapis, Wheler für den des Caſtor und Pollux hält, ſind wahrſcheinlicher die des ptolomäiſchen Gymnaſiums, welches laut Pauſanias nächſt dem Theſeon ſtand [4]). Daß aber der der Dioskuren nicht weit von hier geweſen ſeyn konnte, bezeugen die in der Nähe gefundenen Inſchriften. Der Keramikos, d. i. die Tuilerien (Ziegelerey) von Athen, lag auf der Südſeite der Akropolis, und begriff die Agora (das Forum der Stadt) in ſich [5]). Südoſt von der Agora iſt der achteckige Thurm der Winde, ſonſt auch die Klepſydra des Andronikos Cyrrheſtes genannt, heute in ein Derwiſchenkloſter [6]), ſo wie das choragiſche Monument des Lyſikrates in ein Kapuzinerkloſter verwandelt [7]). Das letzte heißt auch die Laterne des Demoſthenes. Statt des Lyſikrates führt hier ein Pater Guardian den Chor der Kapuziner, und im Tempel der Winde führen die Derwiſche die alten Tänze der Korybanten auf. Die Monumente des Thraſyllos und Philopapus erinnern noch durch ihre Ruinen an ihre alte Beſtimmung [8]). Außer der Klepſydra des Cyrrheſtes, welche von Varro auch Horologium genannt wird, hat ſich zu Athen noch eine alte Sonnenuhr nächſt dem Theater des Bacchus erhalten. Clarke fand eine ähnliche zu Orchomenos neben den Ruinen des dortigen Theaters, mit den Zahlenzeichen der zehn Stunden [9]). Von den Waſſerleitungen Hadrian's und Antonin's haben ſich nur einige Spuren erhalten [10]). Aber der Iliſſos und die Quelle Kal-

---

[1]) Dodwell I. S. 409, dann Clarke II. Sect. II S. 560. [2]) Clarke II. Sect. II. S. 551 und Dodwell I. S. 386. [3]) Walpole's Memoirs, S. 502. [4]) Dodwell I. S. 371. [5]) Walpole's Memoirs, S. 480. [6]) Dodwell I. S. 373. [7]) Eben da, S. 291. [8]) Dodwell I. S. 392 und Clarke II. Sect. II. S. 544. [9]) Clarke II. Sect. III. S. 166. [10]) Walpole's Memoirs, S. 515.

Ilirrhoe, sonst auch Enneakrunos genannt, fließen noch immer, nur nicht so reichlich wie ehemals [1]). Im Quelle Kallirrhoe, mit dessen Reinigung sich ein Reisender großes Verdienst um Athen erwerben konnte, quaken die Frösche [2]), aber vermuthlich auch weit melodischer, als andere, wie Turner dieß von den Fröschen im Ilissos bemerkt [3])! Die zwölf alten Thore von Athen bestimmt Hawkins mit der größten Wahrscheinlichkeit, so wie den Zug der langen Mauern, die von der Stadt nach dem Piräus liefen. Durch ähnliche lange Mauern waren auch die Festungen (Akropolis) von Korinth, Megara und Eleusis mit ihren Häfen verbunden [4]). Die von Athen waren Munychia, Phalerum und Piräus [5]). Am Eingange des letztern steht das Grabmal des Themistokles [6]).

Ueber den Inhalt der bey Athen aufgegrabenen Gräber gibt Dodwell einen sehr belehrenden Abschnitt. In mehreren derselben fanden sich dünne Metallplatten (laminae) mit den Siegeln der Stadt und mit den Namen der Stifter [7]), die darin begraben waren. Aus den wenigen Aschenurnen, die man findet, läßt sich schließen, daß es mehr Sitte gewesen sey, die Körper unverbrannt zu begraben [8]). Gefäße werden in Menge gefunden: große Weinkrüge mit einem Henkel (σπονδειον), aus denen in die kleineren zweyhenkligen Krüge (διωτα) der Wein übergegossen ward, Gefäße, um das Blut der Schlachtopfer zu empfangen (σφαγεια), andere zu Wohlgerüchen, welche gewöhnlich bisher Thränengefäße genannt wurden [9]). Die größeren Gefäße, deren Vorstellungen sich auf gymnastische Uebungen beziehen, waren nach aller Wahrscheinlichkeit Kampfpreise (αθλα) [10]), oder Dionysische Gefäße, welche dem in die Mysterien Eingeweihten ins Grab mitgegeben wurden [11]). Die seltensten aller Gefäße sind die vielfärbigen, welche vorzüglich zu Aegina gefunden werden; unter die schönsten gehörten die zu Colias verfertigten Opfergefäße (κρατηρες), deren Athenäus erwähnt, und von denen Dodwell Bruchstücke fand [12]). Die schönsten steinernen sind die aus orientalischem Alabaster, die nicht stehen, und vermuthlich bloß für Salben und Balsam gehörten [13]). Außer diesen Salben- und Opfergefäßen findet man in den Gräbern auch Votivfiguren von Menschen, Thieren, Vasen u. s. w.

---

[1]) Dodwell I. S. 472 und 475. [2]) Turner I. S. 339. [3]) Eben da, S. 329. [4]) Clarke II. Sect. II. S. 790. [5]) Turner I. S. 363. [6]) Eben da, S. 362, Dodwell I. S. 424. [7]) Eben da, S. 433. [8]) Eben da, S. 447. [9]) Eben da, S. 455. [10]) Eben da. [11]) Eben da, S. 454. [12]) Eben da, S. 465. [13]) Eben da, S. 449.

in Holz [1]), Löffel, Striegel, Lampen und andere Geräthe, die den Verstorbenen lieb gewesen zu seyn scheinen [2]).

In dem Kloster von St. Spiridion, wo Dodwell einige Tage verweilte, um von dort aus besser die Lage der alten Mauern des Piräus bestimmen zu können, befindet sich ein alter Thronos, dessen Inschrift sich auf die Fratres Arvales bezieht, und dessen Gestell mit Löwenfüßen endigt [3]). Eines ähnlichen Thrones aus Marmor erwähnt Raike in der Kirche des Heilands (Sotiros) zu Athen, und eines andern unter den Ruinen von Rhamnus [4]). Diese Sitze waren kein gewöhnliches Hausgeräth, sondern wahrscheinlich als öffentliche Sitze für ausgezeichnete Männer auf Kosten des Staats errichtet, welche dann laut der von Raike gemachten und von Walpole bestätigten Bemerkung [5]) den Ehrentitel προεδροι, das ist Vorsitze, empfingen, eine Ehrenbenennung, welche sich in den Kurialien des osmanischen Reiches erhalten hat, in welchem die obersten Würden des Gesetzes Ssadr, d. i. Vorsitze, heißen. Einen ähnlichen Thron fand Clarke auch zu Chäronea, und fügt die Bemerkung bey, daß dieselben meistens nächst Theatern gefunden werden, wo sie in der Mitte des Orchesters standen, und nach C's Meinung vielleicht den Ehrensitz (Λογειον, Θυμελη) bildeten, auf welchem Künstler ihre Preisgesänge absangen [6]). Am Hafen Munychia sind die Ruinen eines kleinen Tempels, vermuthlich die des Tempels der Diana gleichen Namens zu sehen [7]); unter den Ruinen sind eine Menge Brunnen und Getreidekammern, welche die Wanderung den Reisenden gefährlich machen [8]). Eine der größten Sehenswürdigkeiten von Athen ist das Museum Fauvel's, welches eine Menge alter Hausgeräthe, Gefäße u. dgl. in sich faßt, unter andern eine geschlossene Kinnbacke, welche noch den Obolus für Charon zwischen den Zähnen hält [9]). Von der durch ganz Europa bekannten Gesellschaft der Philomusen, deren Sitz zu Athen ist, spricht Holland vortheilhaft und mit Achtung [10]), und Pouqueville nachtheilig mit Hohn [11]). Der letzte hat während seines Aufenthaltes zu Athen 21 griechische Inschriften gesammelt, die er mittheilt [12]). Inschriften der Graburnen liefert auch Dodwell [13]). Die reichste Lese griechischer Inschriften findet sich in Walpole's Reisen, wo deren 65, von

---

[1]) Dodwell I, S. 450. [2]) Eben da, S. 469. [3]) Eben da, S. 419. [4]) Walpole's Memoirs, S. 308. [5]) Eben da, S. 309. [6]) Clarke II. Sect. III. S. 145 und Sect. II. S. 617. [7]) Dodwell I. S. 425. [8]) Eben da, S. 426. [9]) Pouqueville IV. S. 76. [10]) Holland I. Cap. VII. [11]) Pouqueville IV. S. 91. [12]) Eben da, S. 101. [13]) Dodwell I. S. 454 und 466.

Leake gesammelte mit Noten begleitet sind, mit einem vorausgeschickten Schreiben Lord Aberdeen's, als Antwort auf die beyden an ihn gerichteten Schreiben Rochette's [1]), welcher sich viele (aber unnütze) Mühe gab, die Lügenhaftigkeit und Betrügereyen Fourmont's vor der gelehrten Welt zu retten. Neue Beweise davon enthält Lord Aberdeen's in den Memoiren von Walpole über einige Marmormonumente von Amyklä eingeschalteter Bericht [2]), und die Auszüge aus Fourmont's Briefen an den Grafen von Maurepas, in denen Fourmont sich selbst als einen antiquarischen Poliorketes und Zerstörer ganzer Städte (deren mehrere aber heute noch eben sowohl in ihren Ruinen bestehen, wie zu seiner Zeit) thrasonisch ausposaunt. Diese Prahlereyen sind wirklich höchst lächerlich. Z. B.: Je l'ai fait, non pas raser, mais abattre de fond en comble. Il n'y a plus de toute cette grande ville, une pierre sur une autre etc. — Dans le moment que je suis occupé à la dernière destruction de Sparte etc. — imaginez-vous si vous pouvez, dans quelle joie je suis. Elle est des plus grandes [3]). — Sparte est la cinquième ville de la Morée que j'ai renversée, Hermione et Troezene ont subi le même sort — je n'ai pardonné à Argos, à Phliasia etc. — Je suis actuellement occupé à détruire jusqu'à la pierre fondamentale du temple d'Apollon Amycléen etc. [4]) u. s. w. Eben so viele Inschriften, als Pouqueville zu Athen, hat Walpole auch in verschiedenen anderen Theilen Griechenlands gesammelt, und mit Noten begleitet seinen Memoiren einverleibt [5]). So enthalten die genannten Werke über ein Hundert griechischer Inschriften mit Anmerkungen begleitet und erläutert; ein reichhaltiger Beytrag zur griechischen Palaeographie. Die wichtigste derselben ist ganz gewiß die ein paar Hundert Zeilen lange architektonische Inschrift, welche aus dem Erechtheon ins brittische Museum geschafft, in Walpole's Memoiren [6]) von Wilkins erläutert wird; da dieselbe alle Theile des Gebäudes umfaßt, so werden dadurch eine Menge von Kunstwörtern, worüber die Wörterbücher bisher nicht genügenden Aufschluß gaben, erörtert. Wilkins bemerkt hiebey, daß der Tempel der Pallas Polias und der Nymphe Pandrosos nur ein doppelter und nicht ein dreyfacher gewesen sey, wie alle anderen Reisenden wollen, indem derselbe nur auf die Stelle des alten Tempels des Erechtheus gebaut worden sey,

---

[1]) Walpole's Travels, S. 489. [2]) Walpole's Memoirs, S. 446. [3]) Walpole's Travels, S. 501. [4]) Eben da, S. 501. [5]) Walpole's Memoirs, S. 452. [6]) Eben da, S. 580.

von welchem in dem spätereu Erechtheon, wie die architektonische Inschrift ausweiset, nichts erhalten worden ist [1]).

Lusieri, der von Lord Elgin zu Athen verwendete Maler, hat Hrn. W. einige Bemerkungen über die von ihm ausgegrabenen Grabgefäße (Ληκυθοι) mitgetheilt [2]), über welche sich auch Clarke in der Einleitung seines letzten Theiles verbreitet, und den Gegenstand eines solchen Vasengemäldes (Orestes und Elektra an der Grabsäule Agamemnons) erläutert [3]). Derselbe schaltet auch an mehreren Orten Bemerkungen über alte Münzen und Grabsymbole ein. So bemüht er sich, die leere Amphora und die Nachteule, welche auf atheniſchen Gräbern vorkömmt, als Symbole des passiven Naturprinzipes und der Abwesenheit des Lichtes zu erklären [4]), was wohl zu weit hergeholt ist, indem der Wasserkrug bloß die Todtenkühlung (Refrigerium mortis) und die Eule die Oertlichkeit von Athen zeigt. Hie und da finden sich philologische Bemerkungen über griechische Synonyme eingestreut. So führen Dodwell und auch Hawkins [5]) die verschiedenen Wörter auf, welche von den Alten für Tempel und für Stadt [6]) gebraucht wurden [7]), und die Synonyme der Gottheiten, welche denselben Tempel gemein hatten [8]).

Die Bevölkerung von Athen gibt Pouqueville auf 10,000, und die von ganz Attika auf 25,000 Seelen an [9]). Das Gemälde, welches er von den Gegenden Attika's macht, ist nichts weniger als reizend: Les mots de malheur et de l'Attique sont si intimement liés, qu'il semble que la nature elle-même soit altérée dans son principe vital, lorsqu'on voit des plateaux entiers frappés de stérilité [10]). Diesen Phrasen widerspricht der aus den Papieren Dr. Sithorp's den Memoiren Walpole's einverleibte umständliche statistische Bericht über Attika's Viehzucht und Feldbau, wobey gelegentlich auch mehrere in diese beyden Zweige der Oekonomie gehörigen neugriechischen Ausdrücke erläutert werden [11]). Clarke gibt die Bevölke-

---

1) Walpole's Memoirs, S. 582. 2) Eben da, S 321. 3) Clarke II. Sect. III. S. 1. 4) Clarke II. Sect. II. S. 527. 5) Walpole's Memoirs, S. 486. 6) Dodwell I. S. 296, eine Stadt hieß: Ακροπολις, πολις, αςυ, πτολις, πτολιεθρον, βαθρον, δωμα, πολιχνιον, πολιχνα, πολισματιον, πολισμα, μητροπολις, κωμοπολις, κωμη, κωμηδρον, χωρα, χωρος, χωριον, πετρατειχος, 7) Eben da, S. 297 Die für Tempel gebrauchten Worter waren: ιερον, ναος, ναϊδιον, τεμενος, τεμενη, ιερος, περιβολος, εδος, σηκος, βωμος, τυμβος, αλσος, οικημα, μεγαρον, ναισκον, σηπωμα und ταφος. 8) Eben da, S. 346. Diese Gotter heißen: Συνναοι, ομοβωμοι, συνοικεται, παρεδροι, συμβωμοι, συνεδροι, συνθρονοι. 9) Pouqueville IV. S. 92. 10) Eben da, S. 97. 11) Walpole's Memoirs, S. 141 bis 145.

rung von Athen auf 15,000 Seelen [1]), Turner die Zahl der Häuser auf 2000 an [2]). Nach Hobhouse zahlt Attika an die Pforte jährlich zwischen 700 und 750 Beutel, aber mit den Erpressungen der Kodschabaschis oder Ortsobrigkeiten steigt diese Summe auf 1500 Beutel, d. i. auf 750,000 Piaster [3]); nach Turner beträgt die jährliche Taxe nicht mehr als 200,000 Piaster [4]). Hobhouse berichtet auch über das Klima und den Wetterzustand von Athen [5]), und Turner über die Lebensweise der Athener, welche in vielen Stücken die Stellen Xenophons und der Odyssee erläutert [6]). Pouqueville klagt über die Augenkrankheiten und das schlechte Wasser [7]).

Der Zustand der Kunst beschränkt sich heute auf grobe Goldschmiedarbeit für albanesische Weiber, und auf noch gröbere Malerey von Heiligenbildern nach ausgeschnittenen Mustern, nach welchen auch die Gemälde auf den Grabgefäßen (den sogenannten etruskischen) verfertiget wurden. Clarke meint, daß die Töpferkunst aus Etrurien nach Griechenland gekommen sey [8]), während dieselbe umgekehrt von Großgriechenland nördlich gewandert ist, und überall in den selbst auf etruriſchem Boden gefundenen Vasen das Gepräge des griechischen Genius trägt. Wir haben uns bereits zu lange bey Athen aufgehalten, um eben so ausführlich über die anderen merkwürdigen Städte Attika's sprechen zu können; so gerne wir auch in der rharischen [9]) und thriasischen [10]) Ebene, zwischen welchen Eleusis [11]) liegt, am blumichten Quell, auf welchem Ceres ausruhte [12]), an dem eleusinischen Kephissos [13]) (weder mit dem attischen, noch dem böotischen zu vermengen) verweilten; so gerne wir uns auch bey den Silberminen von Laurium (über welche und über die Einkünfte von Attika Lord Aberdeen und Herr Walpole eine sehr ausführliche Abhandlung geliefert haben [14]) verweilten; so gerne wir die Ruinen des Tempels der Nemesis zu Rhamnus [15]) (heute Taurokastro) und den Quell der Diana zu Aulis [16]) (heute Vathi), und den Tempel der Diana Amarusia zu Marusi [17]), und die Stelle auf dem

---

[1]) Clarke II. Sect. II. S. 520. [2]) Turner I. S. 369. [3]) Hobhouse, S. 296. [4]) Turner I. S. 370. [5]) Hobhouse, S. 355. [6]) Turner I. S. 386. [7]) Pouqueville, S. 93 und 94. [8]) Clarke II. Sect. II. S. 524. [9]) Pouqueville IV. S. 114. [10]) Dodwell I. S. 286 und Clarke. [11]) Clarke II. Sect. II. S. 771. [12]) Hobhouse. S. 480 und Clarke II. Sect. II. S. 771. [13]) Clarke eben da, S. 779. [14]) Walpole's Memoirs, S. 426 und Hobhouse, S. 417. [15]) Walpole's Memoirs, S. 307 und Holland, S. 482. [16]) Hobhouse, S. 445. [17]) Dodwell I. S. 526.

Vorgebirge Sunium besuchten, wo die berühmte Statue der Pallas stand, deren Lanze nicht zu Athen, wohl aber von der See auf einer gewissen Höhe gesehen werden konnte. Da wir keine Zeit haben, uns bey den Ruinen der Tempel, welche sich jemals hier der Pallas und dem Poseidon erhoben [1]), noch bey den Statuen des Pan und der Ceres, welche Clarke von Eleusis nach Cambridge geschafft [2]), uns aufzuhalten, so gehen wir durch die Landschaft Megaris, welche den Kontinent von Griechenland mit der Halbinsel des Peloponnesus verbindet, sogleich zur letzten über.

8. Megaris. Der Hauptort Megara enthält tausend Häuser, wovon nur sechshundert bewohnt, viele davon bloß von Koth gebaut, und alle terassenartig gedeckt sind [3]). Die ganze Landschaft heißt Derweni Choria (eigentlich Derbend), d. i. die Landschaft des Passes, weil sechs Ortschaften die Vertheidigung der Landenge, wodurch Attika mit dem Peloponnes zusammenhängt, den albanesischen Bewohnern dieser sechs Oerter (Megara, Kondura, Villia, Mazi, Pisa und Pera Chora), deren Gesammtzahl 10430 Seelen, und die der bewaffneten Männer 3577 beträgt, aufgetragen ist [4]). Die Bergkette Keratas von Megaris scheint von ein Paar Felsen, welche wie Hörner aussehen, diesen Namen erhalten zu haben [5]). Der Boden von Megara ist unfruchtbar, das Klima ungesund, es lag auf den zwey Hügeln Karia und Alkathoos, von welchen zwey lange Mauern nach der See liefen, die es mit dem Hafen Nisäa verband [6]). Von den Gebäuden, welche Pausanias beschrieben hat, sind kaum Spuren vorhanden [7]), aber die Quelle der sithnidischen Nymphen quillt noch wie ehemals [8]). Megara war vormals durch seine Flotten nicht minder berühmt, als durch die Feinheit seiner Topferarbeit [9]). Clarke sammelte hier mehrere Inschriften, worunter eine noch nicht bekannte, die er mittheilt [10]). Das Felsenufer, welches längs des saronischen Meerbusens hinläuft, ist unter dem Namen der scironischen Felsen berühmt. An dem äußersten Ende stehen die oneischen Berge vereinzelt als das wahre Bollwerk des Peloponnesus [11]).

---

1) Dodwell I. S. 543. 2) Clarke II. Sect. II. S. 480. 3) Hobhouse, S. 479. 4) Pouqueville IV. S. 128 u. 133. 5) Eben da, S. 123. 6) Dodwell I. S. 177. 7) Eben da. 8) Eben da, S. 180, Pouqueville IV. S. 134 und Clarke II. Sect. II. S. 769. 9) Clarke eben da, S. 766. 10) Eben da, S. 768. 11) Pouqueville, S. 136.

V. Morea.

Pouqueville hält dafür, daß der heutige Namen des Peloponnesus aus dem alten Beynamen desselben Πραια, und nicht aus dem neugriechischen Namen der Maulbeerbäume entstanden sey [1]). Er gibt die genaue Vermessung desselben und die Zahl der Einwohner an, die im Jahre 1798 nicht mehr als 240,000 Christen und 40,000 Türken betrug [2]), wiewohl die Bevölkerung von 111 Städten ehemals auf 200,000 Einwohner berechnet werden mochte [3]). Hobhouse gibt die Gesammtzahl der Einwohner auf 400,000 an [4]), aber die von Pouqueville ist wahrscheinlicher, er belegt seine Angabe meistens mit statistischen Tabellen, deren eine den vollständigsten Ausweis des Klerus der Morea und seiner Einkünfte enthält [5]).

1. Die Landschaft Korinth. Das heutige Korinth enthält fünfhundert Häuser und zwey Moscheen [6]). Die Bevölkerung der ganzen Landschaft, welche siebzehn Dörfer in sich begreift, gibt Pouqueville auf zwölfhundert Familien oder 7300 Köpfe an [7]). Von allen Herrlichkeiten alter Architektur sind nur sieben Säulen übrig, welche Holland für die Ueberbleibsel des Tempels der Venus [8]), und Turner für die des Tempels der Juno hält [9]). Das Schloß, nämlich Akrokorinth, ist einer der festesten Punkte von ganz Griechenland, und der Besitz desselben, so wie der der Landenge und der Pässe von Gerania, würde, wie Dodwell bemerkt, bey einem Befreyungsversuche der Morea unumgänglich nothwendig seyn, um die Halbinsel zu schützen [10]). Nach Dodwell erstreckt sich die Herrschaft des Beg von Korinth auf 136 Dörfer; das Haupterzeugniß ist Korn, Baumwolle, Tabak, Oel, und ein besserer Wein, als der von Athen [11]). In einigen auf dem Schlosse zerstreuten Fichten sieht Pouqueville das Andenken an den Hain Kranae, welcher dem Bellerophon und der Aphrodite Melanis geheiligt war [12]). Die Ruinen des Tempels der Stärke und Nothwendigkeit hat er nicht zu bestimmen gewagt, wohl aber die der Pallas Chalinitis und des Zevs Koryphäos, die des Theaters und des Gymnasiums gefunden [13]). Die Quelle Pirene, aus welcher Pegasos trank, als er von Bellerophon ergriffen ward, quillt, nach Dodwell, noch

---

[1]) Pouqueville III. S. 471. [2]) Eben da, S. 483 u. 493. [3]) Eben da, S. 477. [4]) Hobhouse, S. 230. [5]) Pouqueville IV. S. 461. [6]) Holland, S. 420. [7]) Pouqueville IV. S. 143. [8]) Holland, S. 420. [9]) Turner I. S. 292. [10]). Dodwell II. S. 187. [11]) Dodwell II. S. 193. [12]) Pouqueville IV. S. 424. [13]) Eben da, S. 28.

heute aus dem Felsen, und verliert sich in verschiedenen kleinen Bächen der unteren Stadt [1]). Pouqueville aber glaubt, daß dieses Wasser, welches er Ssuhamam (Hamam ssuji?) heißt, nicht die Quelle Pirene seyn könne, sondern ein unterirdischer Strom sey, wie der der Quelle von Vaucluse [2]). Der heutige Name von Korinth ist Korto, und die Zahl der Häuser derselben 377 [3]). Die Weiber stehen im Rufe großer Häßlichkeit [4]). Es ist sonderbar, daß der von Periander, Alexander, Demetrius, Julius Cäsar, Caligula, Nero und Herodes Attikus angefangene Versuch, die Landenge abzugraben, nie ausgeführt ward [5]). Clarke fand die Ruinen der Stadt Isthmus beym Dorfe Heramilia, auf der Seite des saronischen Meerbusens [6]), den Hafen von Kenchreä mit dem Bade der Helene in dem heutigen Kechre, und das alte Kromyon im heutigen Karneta [7]).

2. Sicyon. Die Stadt der ehemaligen Landschaft dieses Namens heißt heute Vasilika [8]), ein Dorf von 53 albanesischen Familien, in dessen Ruinen man umsonst nach den Tempeln des Herkules und Aeskulap, nach den Kapellen des Schlafes und des Apollo sucht [9]). Nur die Ruinen eines Theaters auf der sicyonischen Ebene sind noch sichtbar [10]), und unter den Ruinen der Akropolis, welche vielleicht die Ueberbleibsel der Tempel der Fortuna Akrea und der Dioskuren sind, quillt noch die Quelle Stazusa [11]). Pouqueville bestätigt den von Fourmont aufgenommenen Plan von Vasilico als richtig [12]), gibt sich aber (wie Rochette) fruchtlose Mühe, die Betrügereyen dieses antiquarischen Prahlhanses gegen Knight und Alberdeen zu vertheidigen [13]). Hingegen erwähnt er des von David le Roi (zu Korinth) beschriebenen Sonnentempels noch als bestehend, wiewohl Herr von Chateaubriand gesagt, daß die Säulen desselben im Hafen von Schönos (wo seit zehn Jahren keine Schiffe landeten) eingeschifft worden seyen [14]).

3. Argos. Die Bevölkerung der zu Argos gehörigen Dörfer, deren Ausweis Pouqueville angibt [15]), beträgt 20,195 Familien, und die des Distriktes von Nauplia, wo ein Pascha von zwey Roßschweifen residirt, 21,850 Köpfe. Die fruchtbare

---

1) Dodwell II. S. 188. 2) Pouqueville IV. S. 28. 3) Eben da, S. 32. 4) Eben da, S. 35. 5) Dodwell II S. 184. 6) Clarke II. Sect. II. S. 750. 7) Eben da, S. 760 und Dodwell II. S. 193. 8) Pouqueville IV. S. 6. 9) Eben da, S. 12. 10) Clarke II. Sect. II. S. 719. 11) Dodwell II. S. 295 und Clarke II. Sect. II. S. 722. 12) Pouqueville IV. S. 7. 13) Eben da. 14) Eben da, S. 21. 15) Eben da, S. 167.

Ebene von Argos wird durch den Inachus bewässert, der heute Laniza heißt, und öfters kein Wasser hat [1]).

Die Ruinen der Mauern von Argos sind cyklopisch, so wie die des berühmten Schlosses von Tiryns [2]), welche Clarke eher für celtischen als ägyptischen Ursprungs hält [3]). Das merkwürdigste Ueberbleibsel der alten Citadelle ist ein 84 Fuß langer, in gespitztem Bogen bedeckter Gang [4]) Von Argos selbst, der von Göttern und Helden geliebten Stadt, der Ernährerin schöner Frauen und edler Pferde, sind nur wenige Ruinen übrig. Auf der Stelle des Tempels der siegbringenden Aphrodite soll die Moschee, und das der Panagia geweihte Kloster Katechumeni auf der Stelle des Tempels der Juno Akräa gebaut seyn [5]). Turner sah in der Nähe von Argos eine hohe und tiefe Höle, heute eine griechische Kapelle, auf deren rechter Seite ein Hügel ist, in welchem einige und zwanzig Säulen vergraben sind; beyde dieser Merkwürdigkeiten sind in der Nähe des Dorfes Milos [6]). Die Bevölkerung der Stadt Naupli a gibt Clarke auf zweytausend Seelen [7]), Dodwell aber auf viertausend an [8]). Dieß ist nicht der einzige Fall, wo Reisende in ihren statistischen Angaben um das Doppelte von einander abweichen. Der Berg, auf welchem die Akropolis steht, trägt noch heute den Namen des Palamedes, des Sohnes des Nauplius [9]). Nauplia trägt in ihrer ganzen Lage den Charakter der Handelsstadt, so wie Athen den der heiligsten, Korinth der festesten, und Argos den der königlichsten von ganz Griechenland. Dodwell suchte umsonst nach den in der Nähe von Nauplia gebauten Holen und Labyrinthen der Cyklopen [10]), deren eine wohl die von Turner bey Milos gesehene Grotte seyn dürfte. Die Ruinen von Mycenä sind cyklopisch, wie die von Tiryns und Argos, und sind durch die Schatzkammer des Atreus ausgezeichnet, deren Dach das Ansehen eines gothischen Gewölbes hat [11]). Alle Reste von Mycenä tragen die Spuren ägyptischen Geschmackes. Besonders merkwürdig ist das Löwenthor, weil es halb cyklopischer, halb späterer Bauart ist [12]). Clarke gibt sich viele Mühe, zu beweisen, daß die sogenannte Schatzkammer des Atreus vielmehr das Grab des Agamemnon

---

[1]) Pouqueville IV. S. 156. [2]) Hughes Cap. V., Clarke II. Sect. II. S 648, und Dodwell II. S. 348. [3]) Clarke II. Sect. II. S. 648. [4]) Dodwell II. S. 250. [5]) Pouqueville IV. S. 258 und Clarke II. Sect. II. S. 672. [6]) Turner I S. 284. [7]) Clarke II. Sect. II. S. 642. [8]) Dodwell II. S. 245. [9]) Clarke II. Sect. II. S. 645. [10]) Dodwell II. S. 252. [11]) Holland, S. 421, Turner I. S. 289, Dodwell II. S. 229. [12]) Eben da, S. 241.

oder Perseus gewesen sey, weil die Schatzkammer nicht außerhalb der Stadtmauer, sondern innerhalb derselben gelegen gewesen seyn müsse [1]). Derselben Meinung stimmt auch Pouqueville bey [2]). Walpole aber und Dodwell halten diese Kammern für einen Thesaurus, wie die zu Orchomenos, und der erste hat über die Bestimmung der Thesauri überhaupt eine kurze aber sehr lehrreiche Abhandlung geliefert [3]). Clarke will auch die Löwen des Löwenthores nicht für Löwen gelten lassen, sondern will, daß dieselben Panther seyen [4]). Die Gräber des Aegisthus und der Klytemnestra hat Herr. v. Chateaubriand eben so wenig, als die Ruinen von Sparta zuerst entdeckt, indem schon Foucherot und Fourmont den Plan davon aufgenommen hatten [5]).

Von dem Tempel Nemea's sind nur drey dorische Säulen von sehr zarten Verhältnissen übrig [6]). Mehrere Ruinen sollen zu Phlius sich befinden, welche von unseren Reisenden nur Pouqueville gesehen haben will [7]); aber die Quelle Adrastea (heute Kutzomcti) und die Höle des nemäischen Löwen in der Schlucht Trete (dem Tretus des Pausanias) haben Dodwell, Pouqueville, Hughes und Clarke besucht [8]). An der Gränze des Gebietes von Argos und Korinth ist der Berg Polyaphengos, ehemals von den Cönobiten, welche die Brüder Lauri hießen, bewohnt [9]), die aber heute ausgestorben sind. Nächst der Ebene von Nemea ist das Grab des Opheltes, heute nur ein Steinhaufen in der Nähe des Adrastäischen Quells, welcher auch ehemals der Quell des Archemoros hieß, und heute Licoria genannt wird [10]). Dieses Licoric ist nicht zu verwechseln mit dem Dorfe Ligurio [11]), fünf Stunden von Nauplia am Eingange der großen Fläche, wo der Tempel und der heilige Hain des Aeskulap von Epidauros fand. Das Dorf Liguria steht an der Stelle des alten Lesse. Die Ligurianer sind stark in der Geschichte des Aeskulap: The Ligurians, like the inhabitants of Epiàda, amused us with traditionary stories of Asclapius, considering him as a great king who had once reigned in Epidauria [12]).

---

[1]) Clarke II. Sect. II. S. 688 u. 690. [2]) Pouqueville IV. S. 151. [3]) Walpole's Memoirs, S. 556. [4]) Clarke II. Sect. II. S. 701. [5]) Pouqueville IV. S. 149 u. 150. [6]) Holland, S. 421, Dodwell II. S. 209. [7]) Dodwell II. S. 212, und Pouqueville IV. S. 189. [8]) Hughes I. Cap. V., Clarke II. Sect. II. S. 712, Dodwell I. S. 213, Pouqueville IV. S. 185. [9]) Eben da, S. 183. [10]) Clarke II. Sect. II. S. 713. [11]) Dodwell I. S. 255 [12]) Clarke II. Sect. II. S. 615.

Das alte Epidaurus, dessen Namen sich noch im heutigen Dorfe Epidaura erhalten hat, war fünf Meilen vom Tempel des Aeskulaps entfernt [1]). Die Ruinen sind sehr verwachsen, und nur durch Zufall fand Dodwell die Ruinen eines Tempels, wahrscheinlich der Juno, während von denen des Aeskulap, Bacchus, Aphrodite und dem Hain der Diana, laut Dodwells Versicherung, keine Spur mehr zu sehen ist [2]). Indessen glaubt doch Clarke sowohl die Ruinen des Tempels des Aeskulap aus dem nahe dabey gelegenen Stadion erkannt, und den Tempel der koryphäischen Diana auf dem Berge Kynortium aus einer am Fuße desselben gefundenen Inschrift, worin ein Priester der Artemis genannt wird, aufgefunden zu haben [3]). Zunächst diesem Tempel fand er ein Bad und einige dorische Säulen von Lumachella, welche Chandler für die Ruinen des Tempels Apolls auf dem Berge Kynortium hielt [4]). In der Nähe ist das Theater des Polykletos, dessen ganze Architektur Clarke genau beschrieben hat [5]). Die epidaurische Fläche ist klein, aber fruchtbar an Korn und Wein; der letzte hat aber seinen alten Ruhm verloren, indem er schwach und pechig ist [6]). Die Aussicht von hier gegen das Meer erstreckt sich gegen die Halbinsel Methana, welche nebst dem Dorfe gleiches Namens noch so wie vor Alters genannt wird [7]). Dodwell fand hier Inschriften und Münzen, die er mittheilt [8]).

4. Arkadien. Die Ebene von Mantinea, durch die verlorene Schlacht des Epaminondas berühmter, als manche andere, durch eine gewonnene, heißt heute Milias [9]). Die Spuren der Stadt (heute Paläopolis genannt) sind durch die Mauern und ein Theater erkennbar [10]). Weli Pascha fand in den hier aufgegrabenen Gräbern einige Statuen, mit denen er dem Lord Sligo ein Geschenk machte [11]). Zwischen Mantinea und Tegea lag der Berg Mairalos und die gleichnamige Stadt, welche mit Tegea und Mantinea die Materialien zum Baue der Stadt Tripolitza, der heutigen Hauptstadt der Morea, hergegeben hat [12]). Wahrscheinlich steht dieß an der Stelle des alten Tripolis [13]); es hat beyläufig funfzehntausend Einwohner, wovon nur ein Drittheil Tür-

---

[1]) Dodwell II. S. 261. [2]) Eben da, S. 262. [3]) Clarke II. Sect. II. S. 620. [4]) Eben da, S. 625. [5]) Eben da, S. 630. [6]) Dodwell II. S. 264. [7]) Eben da, S. 280. [8]) Eben da, S. 283. [9]) Eben da, S. 421, Holland, S. 430. [10]) Holland, S. 430. [11]) Turner I. S. 269. [12]) Dodwell II. S. 417. [13]) Eben da.

ken sind; das Serai des Pascha an der Nordseite bildet eine unregelmäßige Gruppe von Gebäuden [1]). Die Ruinen von Tegea sind vier Meilen von Tripolitza beym Dorfe Piali [2]), mit den Resten des großen Tempels der Pallas Alea, von Skopas, erbaut, eines der größten und schönsten Tempel des Peloponnesus [3]). Auf der Ebene von Orchomenos, an dessen Stelle das Dorf Kalpaki steht, und welches mit dem attischen Orchomenos, wo insonderheit die Grazien verehrt wurden, nicht zu verwechseln ist, sind noch die Grabhügel zu sehen, von denen schon zu Pausanias Zeiten Niemand wußte, wem sie gehören [4]). Dodwell kam auf seinem Wege von Orchomenos über den Berg Oligyrtos an den Quellen vorbey, welche den See von Orchomenos nähren, und welche Pausanias Teneia nennt [5]). Jenseits desselben ist der See Stymphalis beym Dorfe Zaraka, sieben Stunden von Kalpaki [6]). Die Ueberbleibsel der Stadt Stymphalos, welche Pindar die Metropolis von Arkadien nennt, sind eine Stunde südwest von Zaraka auf einer felsigen Anhöhe, die vom See aufsteigt; zehn Minuten davon ist die Quelle Stymphalos, welche heute Kephalobryssi heißt, und den Strom Stymphalos bildet, welcher, nachdem er durch den See gegangen, in einen unterirdischen Abgrund fällt, bey Argos als Quelle des Flusses Erasinos wieder hervorkömmt, und zunächst dem lernäischen Sumpfe in den Meerbusen von Argos fällt [7]). Auf diese Art verbindet dieses Wasser unter verschiedenen Namen und verschiedenem Lauf den durch die stymphalischen Vögel und die lernäische Hydra so berühmten See und Morast. Nördlich von Stymphalos und Stymphalis liegt der See Pheneos, dessen Namen, so wie der

---

[1]) Holland, S. 428. [2]) Dodwell II. S. 418. [3]) Eben da, S. 419. [4]) Eben da, S. 425. [5]) Eben da, S. 430. [6]) Eben da, S. 432, und Pouqueville IV. S. 197. Bey Gelegenheit der Stymphaliden macht P. folgenden Ausfall auf Lord Byron: Lord Byron, qui a voyagé dans la Grèce à-peu-près avec autant de succès pour les sciences que Cyrano de Bergerac dans la lune, aurait bien dû choisir le Stymphale pour y placer ses Vampires. Quels vers ampoulés (sesquipedalia verba) lui aurait inspiré un lieu aussi digne de son génie élucubratif? Je l'engage à visiter, s'il ne l'a pas fait, le Stymphale, afin de puiser quelque bon cauchemar poétique dans ses marais. Je ne fais cette observation au noble Timon de la Grand'-Bretagne que pour le remercier du souvenir dont il m'a honoré dans les notes de son Child Harold, en le prévenant toutefois que je ne tiens pas plus à son suffrage qu'à sa critique. [7]) Dodwell II. S. 432.

der gleichnamigen Stadt sich in dem heutigen Phonia erhalten hat [1]). Derselbe wird vom Flusse Olbios oder Aroaneos genährt, der vom Berge Cyllene kömmt, und von Herkules in einen künstlichen Kanal geleitet ward [2]).

Phaneos war schon einmal durch eine Ueberschwemmung untergegangen, weil man den Kanal des gleichnamigen Flusses nicht gereiniget hatte, und dasselbe wäre im Jahre 1812 ohne die Vorsorge Kamilbegs von Korinth bald abermals geschehen [3]). Der Aroaneos nimmt den Kleitor auf, dessen Wasser seiner Vortrefflichkeit willen in dem Rufe stand, den Trinkern desselben den Geschmack an Wein zu verleiden, stürzt sich dann unter die Erde, und kömmt beym Dorfe Likuria unter dem Namen des Ladon wieder hervor, welcher sich mit dem Alpheos, wie dieser mit dem Eurotas vereinigt [4]). Das Gegenstück der Reinheit und Vortrefflichkeit des Kleitor und Aroaneos bilden die Wasser des Pheneos und benachbarten Styx, deren Ufer zwar einen sonderbaren, traurigen Anblick darbieten, aber deren Flut keine der ihnen von den Alten angedichteten Eigenschaften besitzt [5]). Der Fisch Ποιχιλια, dessen Pausanias im Aroaneos als eines singenden erwähnt, war zweifelsohne die Forelle [6]). Dodwell besuchte die Ruinen von Kleitor und die von Kyneta; auf der Stelle des letzten steht die Stadt Kalabryta [7]), in deren Nähe der Quell Alyssos in dem Rufe stand, die von tollen Hunden Gebissenen zu heilen [8]). Zwey Stunden von Kalabryta ist das berühmte Kloster Mega Spileon [9]). Die Höle, woraus der Weinlust vertreibende Kleitor quillt, heißt Achillona Spileon [10]). Der Namen des Styx heißt heute Mavronero, d. i. Schwarzwasser, und ein Theil des Berges Cyllene heißt heute Chelmos [11]).

5. Lakonien. Der Eurotas, der berühmteste der lakonischen Flüsse, heißt heute Basilopotamos [12]). Der Taygeton, der berühmteste der spartanischen Berge, pflegt noch heute so zu heißen [13]). Die Ruinen von Amykla haben Dodwell und Lord Aberdeen besucht, und der letzte hat zwey von dort hergebrachte Marmorsteine, welche merkwürdige Skulpturen enthalten, beschrieben [14]). Die Ruinen von Sparta sind in

---

[1]) Dodwell II. S. 440. [2]) Eben da. [3]) Pouqueville IV. S. 207. [4]) Dodwell II. S. 444. [5]) Eben da, S. 441, und Pouqueville IV. S. 214. [6]) Dodwell II. S. 445. [7]) Eben da, S. 443, 447 u. 451. [8]) Eben da, S. 451. [9]) Eben da, S. 447. [10]) Pouqueville IV. S. 219. [11]) Eben da, S. 214. [12]) Dodwell II. S. 409. [13]) Eben da, S. 414. [14]) Eben da, S. 413, und Walpole's Memoirs, S. 446.

der Nähe von Misithra, wo sich noch das Andenken von Fourmont's gewaltsamer Verstümmlung griechischer Inschriften im Munde der Einwohner erhalten hat [1]). Dodwell besuchte auch die Ruinen des Tempels des Apollo Epikurios, des schönsten im ganzen Peloponnes nach dem Pallastempel zu Tegea [2]). Das im Jahre 1812 durch die Herren Cockerell und Foster ausgegrabene schöne Fries ist jetzt eine der Zierden des brittischen Museums [3]). Der Berg Lycäon ist mit Eichen- und Platanenwäldern bedeckt, wiewohl denselben Sidonius Apollinaris cypressentragend nennt. Seine Hölen und Wälder dienen Räubern zum Aufenthalte [4]). Die Ebene von Megalopolis, auf welcher die Ruinen der gleichnamigen Stadt beym Dorfe Sinano, erstreckt sich bis an den Berg Mänalion, welcher das dem Taygeton entgegengesetzte Bollwerk der spartanischen Ebene bildet [5]).

Die Bergbewohner Lakoniens sind die Tzakonioten, die Reste des eleuthro-lakonischen Bundes, der schönste Menschenschlag in Griechenland, stark, kriegerisch und gastfrey. Der südlichste Distrikt Lakoniens an der See heißt bekanntlich Maina, nach Dodwell von vierzehn Häuptlingen regiert, welche der Kapudanpascha wählt, und die oft unter einander im Streite sind; ihr Land besteht aus 100 Dörfern und 45,000 Einwohnern [6]). Morritt, welcher den ganzen Distrikt von Maina im Jahre 1795 bereiste, hat davon in Walpole's Memoirs eine ausführliche Beschreibung gegeben [7]). Er findet große Aehnlichkeit zwischen der Einrichtung der Kapitänschaften von Maina mit den schottischen Klans [8]). Der Charakter der Einwohner ist der von Seeräubern; ihre Feindschaft ist verrätherisch und grausam, aber ihre Freundschaft unverletzbar; ihre Religion ist die neugriechische, auf den höchsten Punkt des Aberglaubens gesteigert [9]). Die Zahl waffenfähiger Männer wird auf zwölftausend angegeben. Die Knaben sind schon mit acht bis zehn Jahren gute Scharfschützen, und die Mädchen eben so geschickt im Steinschleudern nach einem gesetzten Ziele. Ihre Raubboote, lang und schmal, jedes für zehn, zwanzig oder dreyßig Mann, heißen Tattas. Die Kleidung der Kapitäne und ihrer Weiber ist prächtig, und reich mit Gold besetzt. Der Hauptort ist Kalamata, auf der Ostseite der vom Pamisos durchschnittenen messenischen Ebene; sie hat drey-

---

1) Dodwell II. S. 403 u. 405. 2) Eben da, S. 385. 3) Eben da, S. 387. 4) Eben da, S. 390. 5) Eben da, S. 369. 6) Eben da, S. 414. 7) Walpole's Memoirs, S. 33. 8) Eben da, S. 40. 9) Eben da, S. 43.

hundert Häuser zwischen Gärten und längs den Ufern des gleichnamigen Flüßchens (der Nedon) [1]).

6. Messene. Dodwell hat ganz allein von unseren Reisenden die messenische Ebene mit den Ruinen der gleichnamigen Stadt, den Paß Klissura, welcher den Eingang von Arkadien her bildet, und den Gipfel des Berges Ithome besucht [2]). Von Ithome, der eigentlichen Akropolis des späteren Messene, sind nur wenige Ruinen übrig, und überhaupt sind cyklopische Mauern eben so selten in Messenien, als häufig in Arkadien. Auf der Stelle des berühmten Tempels des Zevs von Ithome erhebt sich das Kloster des heiligen Elias, und statt der Eichenkrone kränzen sich die Griechen in den Tänzen, welche sie jährlich am Ithome aufführen, mit Rosenlorbern [3]).

7. Elis. Die alten und neuen Eintheilungen dieser Landschaft gibt Pouqueville [4]); sie heißt heute die Gerichtsbarkeit (Kasa nicht Cazas) von Gastuni, und begreift auch die von Pyrgos von 1710 griechischen Familien in sich. Die Ruinen der Stadt Elis heißen heute, wie die so vieler anderer griechischer Städte Paleopolis, und sind unbeträchtlich [5]). Das osmanische Gastuni steht auf der Stelle des alten Koryne, und der Peneus von Elis heißt heute der Fluß von Gastuni. Es waren ehemals in Eleia zwey Pylos und ein drittes in Messenien, von welchen jedes die Ehre ansprach, der Geburtsort Nestors zu seyn. Dodwell bezweifelt, daß die Spuren der beyden ersten gefunden werden können [6]), Pouqueville glaubt aber, die Ruinen von beyden, das eine nicht ferne von Pyrgos, und das von Triphylos auf dem anderen Ufer des Alpheus, nicht ferne von der Mündung desselben gefunden zu haben [7]).

Den Lauf des Alpheos (heute Orphea oder Rufia) und Eurotas, welche beyde eine Strecke unter der Erde laufen, und dann wieder erscheinen, beschreibt Dodwell nach Pausanias [8]). Ueber die Existenz der alten Stadt Olympia folgt Dodwell der Meinung Paw's, daß Olympia keine besondere Stadt, sondern nur ein anderer Name für Pisa gewesen sey [9]). Pouqueville glaubt aber, die Existenz einer von den Pisanern auf dem rechten Ufer des Alpheos gegründeten Stadt Olym-

---

1) Walpole's Memoirs, S. 36. 2) Dodwell II. S. 353. 3) Eben da, S. 362. 4) Pouqueville IV. S. 232. 5) Dodwell II. S. 316. 6) Eben da, S. 318. 7) Pouqueville IV. S. 267. 8) Dodwell II. S. 325, und Pouqueville IV. S. 268. 9) Dodwell II. S. 326.

pia behaupten zu können, welche aber im Grunde doch keine andere als Pisa ist [1]). Dieselbe liegt nicht, wie man sich eingebildet, auf einer angeblichen olympischen Ebene, die nicht existirt, sondern war westlich vom Hippodrom, südlich vom rechten Ufer des Flusses, nördlich durch eine Bergkette, östlich durch Gräber begränzt [2]). Pouqueville ist sehr ausführlich über den großen olympischen Hippodrom, von dem noch die Mauern erkenntlich, während der Alpheos mit jedem Jahr mehr und mehr das Stadion zerstört [3]). Die Ueberschrift des CXXIV. Kap. Pouqueville's spricht vom Laufe des Enipeus, Dalion, Acheron, Partheneas, Cythereos und Kladeos, und verspricht die heutigen Namen dieser Flüsse, ohne im Inhalte des Kapitels das Wort der Ueberschrift zu lösen [4]). Die Ruine, welche in Fauvel's Plan für den Tempel des olympischen Jupiter angegeben wird, hält P. für den der Juno [5]). Olympia war nicht nur durch seine Spiele, sondern auch durch seine Künstler berühmt, indem Phidias seine Werkstätte am Ufer des Kladeos aufgeschlagen hatte [6]).

8. Achaia. Die Hauptstadt von Achaia und von ganz Morea ist Patras, wo ehemals Diana die Gutmüthige (Laphria) und die panachaische Pallas verehret ward. Von diesen Tempeln ist keine Spur mehr vorhanden, der aber der Venus, als Tochter Amphitritens, scheint auf einer Terasse ins Meer hinaus [7]), und der Tempel der Ceres, auf der Stelle, wo heute die Kirche des heiligen Andreas steht, gestanden zu haben [8]). Die Bevölkerung gibt Hobhouse nur auf 8000 Seelen [9]), Pouqueville auf 12000 Griechen, 4000 Türken und 17 jüdische Familien an [10]). Ueber das ungesunde fieberische Klima ist nur eine Stimme. Patras ist heute eben so durch seine ungesunde Luft berühmt, als es zu Cicero's Zeiten durch gesundes Klima berühmt war. Der Hafen ist einer der größten Handelsplätze der Levante, aber zugleich eine Freystätte aller Spitzbuben [11]). Die Regierung führt ein Beg, wie zu Koron, Modon, Navarin, Misitra, Argos und Korinth [12]). Patras ist wie jede andere türkische Stadt schlecht gepflastert und schmutzig [13]). Wie es zu Pausanias Zeit durch seine seidenen Stoffe berühmt war, so heute durch seine Lederarbeiten und Sattelsäcke. Der türkische Namen der

---

1) Pouqueville IV. S. 287. 2) Eben da S. 288. 3) Eben da S. 292. 4) Eben da S. 277. 5) Eben da S. 304. 6) Eben da S. 313. 7) Pouqueville III. S. 499. 8) Eben da S. 504. 9) Hobhouse S. 217. 10) Pouqueville IV. S. 511. 11) Hughes Cap. IV. 12) Hobhouse S. 217. 13) Turner I. S. 213.

Stadt ist Baliabadra (Παλαια Πατρα). Die der Ceres heilige Quelle ist heute das Ajasma des heiligen Andreas [1]). Zwey Meilen südlich von Patras ist eine ungeheure Cypresse, deren Stamm 23 Fuß im Umfange hat, und also größer ist als der zu Soma bey Mailand, aber nicht so groß als die Cypresse bey Mistra am Fuße des Taygetos, welche 30 Fuß mißt [2]). Dodwell führt bey dieser Gelegenheit die größten Bäume von Griechenland auf [3]).

VI. Das westliche Griechenland, oder Albanien und Epirus.

Albanien und Epirus werden gewöhnlich, aber mit Unrecht, mit einander vermischt. Das erste wird durch das adriatische Meer, die akrocerauunischen Gebirge, den Pindus, den westlichen Theil des Hämus und Montenegro, das zweyte westlich durch die akrocerauunischen Gebirge, östlich durch eine dem Pindus parallel laufende Gebirgreihe, südlich durch den Meerbusen von Arta und durch das jonische Meer begränzt. Albanien entspricht dem ehemaligen griechischen oder südlichen Illyrien, Macedonien, oder dem westlichen Epirus. Um die Geographie und Statistik dieser beyden Länder hat sich Pouqueville das allergrößte Verdienst erworben, und so ermüdend die Durchlesung seiner fünf Bände, deren jeder fünf bis sechshundert Seiten hat, auch für jeden Leser seyn mag, welcher sich nicht unmittelbar mit der alten oder neuen Geographie dieser Länder beschäftiget, so ist sein Werk doch ein unumgänglich nothwendiges für die genauere Kenntniß des westlichen Griechenlandes, das er während seines zehnjährigen Aufenthalts als französischer Konsul zu Janina in allen Richtungen durchreiset hat. Er stattet über das, was er durch das vorliegende Werk für die Erd- und Staatenkunde geleistet hat, in der Vorrede einen genugthuenden und keineswegs sein Verdienst überschätzenden Bericht ab, aus dem wir hier höchstens die Umrisse aufnehmen können, ohne ihm in das Detail der Situationszeichnung seines ganzen Werkes nachfolgen zu können. Wirklich findet zwischen seinem Werke und mehreren früheren über diese Gegenden erschienenen, das von ihm selbst angezeigte Verhältniß der Geschichte zum Roman Statt, und er fand und beschrieb sowohl den Epirus, als seinen gegenwärtigen Beherrscher Alipascha ganz anders, als man ihm das Land und den Mann beschrieben hatte. Von 70 Städten des Epirus, welche Paulus Aemilius zerstört hatte, fand er 45, und sollten viel-

---

[1]) Dodwell I. S. 120. [2]) Eben da S. 121. [3]) Eben da S. 122.

leicht die alten Namen der einen oder der andern nicht richtig bestimmt und ausgemittelt seyn, so bleibt ihm doch das Verdienst sorgfältiger Forschung und Vergleichung aller geographischen Quellen, sowohl der griechischen und römischen, als der vor ihm hiezu wenig benützten byzantinischen. Durch solche von dem Alterthume in das Mittelalter übergegangene Spuren entdeckte er zu Kastriza, wo noch täglich epirotische Münzen gefunden werden, die alte Hauptstadt der hellopischen Pelasger; in dem Kloster der heiligen Jungfrau von Hellopi fand er die ersten Spuren Hellopiens, und in der Volkssage vom Walde, wohin man schlafen gehe, um helle Ideen zu erhalten, erkannte er die Sage von den wahrsagenden Eichen Dodona's. Er fand das letzte von dem heiligen Sitze der Seller und den Tempel des pelasgischen Zevs in den cyklopischen Umfangsmauern von Gardiki, in der Nähe von Janina, und in der Akropolis von Kastriza erkannte er das pelasgische Hella. Durch diese gefundene Punkte orientirte er sich in den übrigen Provinzen der alten Geographie. So fand er in dem Distrikte Pogoniani den der Molosser, in dem Thale von Drynopolis das alte Dryopien, und in dem Sandschak von Delvino das Land der barbarischen Chaoner.

Im Distrikte von Schamuri erkannte er Thesprotien, welches die Flüsse Acheron und Thyamis einschließt, und der Theil des Distriktes von Margariti zunächst am acherusischen Sumpfe trägt noch heute den Namen Aidoniens, wo die Celten (eine epirotische Völkerschaft) wohnten. Der heutige Distrikt Paramythia, das eigentliche Schattenland am Acheron, erinnert noch durch seinen heutigen Namen an die alten Fabeln (παραμυθια) der Unterwelt, so wie sich in dem Namen von Suli der Name der Seller, der alten Bewohner dieser Gebirge, erhalten hat. Südlich von Suli umfassen die heutigen Distrikte Spianza und Lamari das alte Kassiopien und die Halbinsel Nikopolis, und auf der östlichen Seite der Gebirge dieser Distrikte liegt das alte Ambracien. Die Ebene zwischen dem Arethon und Inachus ist das alte Amphilochien, der heutige Distrikt von Dschumerka das alte Athamanien, der Theil des Thales des Arethon, der sich gegen die Landschaft Timpheis erstreckt, das alte Parorea, der Distrikt von Malakassis, oder die große Wallachey des Nicetas, das alte Dolopien, der Distrikt von Zagori, das alte Perrhäbien, und endlich der heutige Distrikt von Janina das alte Atintanien. Diese vierzehn Landschaften des alten Epirus sind heute unter die Sandschake von Janina, Delvino, Schamuri und die Woiwodenschaft von Arta un-

tergetheilt, und P. gibt den vergleichenden Ausweis der alten und neuen Landschaften und Distrikte. In Atamanien allein, dessen Lage bisher auf den Karten noch nicht gehörig ausgemittelt war, fand H. P. sechs von Livius angezeigte Städte, unter denen das alte Theudoria noch seinen alten Namen führt. In dem östlichen Theile des Epirus sind an die Stelle der schon zu Strabo's Zeiten verschwundenen Dolopen die Wallachen getreten, über deren Ursprung, Sprache, Sitten, Stämme und Anzahl, so wie über die der Albaneser oder Schypetars (wie sie sich selbst nennen), die belehrendsten Nachrichten mitgetheilt werden. Der Ursprung mehrerer Flüsse, namentlich des Aous, das Inachus, des Axios sind zuerst von H. P. geographisch genau bestimmt worden. Fast überall sind statistische Ausweise der Bevölkerung beygefügt, und des Tyrannen Alipascha Lebensgeschichte so umständlich und urkundlich beschrieben, wie dieselbe nirgends anders zu finden ist. Dieselbe hat auch Malte Brun in der Biographie Alipascha's in den Annales de Géographie zu Grunde gelegt, dabey aber auch die von drey anderen unserer Reisenden, nämlich von den Engländern Holland, Hobhouse und Hughes gelieferten Nachrichten benützt, von denen besonders der letzte aus längerem Umgange und näherer Kenntniß dieses grausamen, treulosen, rachsüchtigen und unerschrockenen Gewalthabers spricht, der sich durch Muth und Glück vom Straßenräuber zum Landesbeherrscher emporschwang.

Statt hier die mit Blut bezeichneten Fußstapfen seiner Lebensgeschichte und Regierung nachzuweisen, ist's dem Geiste dieses Auszugs und dieser Blätter mehr angemessen, Einiges über den Ursprung und die Eintheilung des von ihm beherrschten Volkes der Albaneser, welchem er selbst angehörte, aus den äußerst lehrreichen neun Hauptstücken des zweyten Bandes, welche ausschließlich von den Albanesern oder Schypetars handeln, anzuführen. H. P. bestreitet die Meinung, welche die Albaneser für die Reste der alten Mazedonier hält, und glaubt, daß dieselben ursprünglich aus Kolchis oder dem asiatischen Albanien gekommen seyen. Er weiset die Spuren derselben in Thucydides, Ptolemäus und Plinius nach, bey deren letztem sich der heutige Namen Schypetar als Scirtari und beym vorletzten als Skirtones findet. Die Namen ihrer Hauptstämme, nämlich die Gegen, Mirditen, Toxiden, Japyden und Schamiden sind nach H. P. Meinung keine anderen als die Gog, Merdaiten, Lesgier, Schumik, welche aus Asien eingewandert, ihre Sprache behalten, ihre Namen nur wenig verändert haben. Sie sprechen viererley Spra-

chen (Mundarten) einer und derselben Sprache. Erstens die Sprache der Geg und Mirditen (die Marden Strabo's); zweytens die Sprache der Lesgistans oder Toriden; drittens die der Japyden, welche H. P. gar für eines und dasselbe Volk mit den Jazygern zu halten geneigt ist, und viertens die der Schumik oder Schami*).

Die wildesten und rauhesten der Schypetars sind die Gegen; die Mirditen, welche Katholiken, sind die tapfersten, welche etwas Strenges und Melancholisches in ihren Gesichtszügen haben. Bey dem Blutbade, wo Alipascha die entwaffneten Einwohner Gardiki's nach der Zerstörung ihrer Stadt in ein Karawanserai zusammengesperrt niederschießen ließ, weigerten sich die Mirditen (wiewohl die erprobtesten und tapfersten von des Tyrannen Rotten), die Wehrlosen niederzumetzeln, forderten, wenn sie dem Mordbefehl Folge leisten sollten, daß den zum Tode verurtheilten Schlachtopfern auf offenem Felde Waffen zur Vertheidigung in die Hand gegeben würden, und als Alipascha wuthschaumend auf dem Befehl der Niedermetzelung der Waffenlosen beharrte, zogen sie unwillig murrend ab, ohne ihre Hände in diesem Schlachten zu beflecken. Die Toriden sind minder frey und unabhängig, als die Gegen und Mirditen, aber reicher und schmucker. Ihre Kleidung ist ganz die der alten Heroen; mit Kothurn, Chlamys, Toga, Gürtel, Waffenhemde könnte man sie für die Krieger des Achilles oder Pyrrhus halten. Die Japyden, Bewohner der akrocerauniſchen Gebirge, sind der Auswurf der Albaneser, klein, mager, unreinlich, scheußlich wie Ge-

*) Pouqueville II. S. 510, 318, 522. Der alte Name der Jazyger kömmt auf den in Ungern gefundenen, im k. k. Antikenkabinet zu Wien aufbewahrten goldenen Prachtgefäßen im Genitiv als IHTZIIΩN vor, was weit von den Japyden abgeht. Nicht richtiger leitet Hr. P. den Namen der Armatolis von den ersten bewaffneten Milizen der Venezianer ab. In den ältesten türkischen und in den gleichzeitigen ungrischen und lateinischen geschichtlichen Urkunden heißt der Name dieser streifenden Banden aber keineswegs Armatolis, sondern Martolos, welche immer mit den Heiducken und anderem Raubgesindel zusammen gestellt werden. Ne liceat Praefectis, et subditis ambarum partium intertenere, et alere Haidones seu Martolossos plagiarios, heißt es in den Verhaltungsbefehlen Kaiser Maximilians an seine Botschafter (epistolae Imperatorum et Regum hungariae Ferdinandi I. et Maximiliani II. Pestini 1808. S. 232). Der Herausgeber leitet in der Note das Wort vom ungrischen Martalotz ab, und erklärt es als Seelenverkäufer. Vielleicht ist es richtiger vom griechischen Αμαρτωλος herzuleiten.

spenster, leben sie nur von Raub, und sind durch ihre Unreinlichkeit berühmt. Sie entkleiden sich nie, und lassen die Kleider auf dem Leibe verfaulen. Die Weiber sind nach den verschiedenen Stämmen verschieden gestaltet und gesittet. Kriegerisch am Ufer der Drina wetteifern sie mit den Amazonen, und die der Toriden, züchtiger und schöner, nehmen es mit cirkassischen und georgischen Schönheiten auf; die der Japyden sind scheußlich wie ihre Männer, und die der Schamiden haben von der Schönheit der Bewohnerinnen Thesprotiens nur den kleinen Fuß und die reizende Haltung.

Durch die oben erwähnten vierzehn Landschaften des westlichen Griechenlandes und des Epiros beginnt unsere Wanderung von Süden nach Norden. Erstens Aetolia Epiktetos heißt heute Karli Jli, d. i. Karlslandschaft, vom Despoten dieses Namens [1]), und der östliche Theil desselben heißt Venetiko, weil es den Venezianern entrissen ward [2]). Der letzte Distrikt gehört dem Sandschak von Ainabachti (nicht wie H. P. schreibt Enebatsche [3]), welches heute dem von Negroponte zugeschlagen ist. Der Hauptort von Karli Jli ist Vrachori, in der Nähe des gleichnamigen Sees, welcher auch der See von Oceros und Sudi heißt, und der alte Trichon ist, wovon Polybius spricht [4]). Eine Brücke von 366 Jochen, welche über den nahe gelegenen Morast durch eine Strecke von 600 Klaftern führt, wird von den Türken für ein Werk Suleiman's des Großen, von den Griechen für ein Werk der Normänner, und von P. für ein römisches Werk gehalten [5]). Sehr sinnreich erklärt H. P. die Sage von dem Kampfe des Herkules mit dem Achelous, worin dieser eines seiner Hörner verlor, aus der Anschwemmung des Erdreiches, wodurch die Echinaden mit dem festen Lande vereiniget wurden. Anatoliko, die letzte der Echinaden, ist nach P. nicht Dulichium, welches heute Atakos heißt, sondern Pemele. Die Stadt zählt 350 Familien, worunter etwa 40 mohammedanische [6]). Die drey Distrikte von Anatoliko, Missolungi und Hypochori, welche die heutige Landschaft von Zigos oder Etolien ausmachen, trugen im Jahre 1815 1500000 Franken, und zählten 9435 Einwohner in 2 Städten und 31 Dörfern [7]). — Zweytens das alte Akarnanien, welches größten Theils noch unter dem Namen von Karli Jli begriffen wird [8]), und vielleicht

---

[1]) Pouqueville III. S. 205, 162 und 163. [2]) Eben da S. 205. [3]) Eben da S. 206. [4]) Eben da S. 175. [5]) Eben da S. 176. [6]) Eben da S. 179 und 190. [7]) Eben da S. 202. [8]) Holland S. 77.

gar seinen Namen daher ableiten dürfte, wird durch den Achelous (heute Aspropotamos) von Aetolien getrennt, durch den ambraciſchen Meerbuſen und das joniſche Meer begränzt [1]). Die Ruinen des alten Anaktorium ſind beym Dorfe Mauri Tſchiftlik, nicht ferne von der heutigen Stadt Voniza, die kaum 100 griechiſche Familien zählt [2]). Arta, am Fluſſe Lurcha (der alte Arachtus) gelegen, ward von früheren Reiſenden für das alte Ambrakia gehalten, was ſchon Hobhouſe bezweifelte [3]), während auch P. die Stelle dieſer alten Stadt in den Ruinen von Olpe ſucht [4]). Holland gibt Artas Bevölkerung über ſechstauſend Seelen an, es hat 6 Moſcheen und 24 Kirchen [5]) (nach P. 26 Kirchen, 7 Synagogen und 5 Moſcheen, und über achttauſend Einwohner [6]). Die vorzüglichſten Artikel der Ausfuhr des ambraciſchen Meerbuſens ſind: Korn, Holz, Oel, Tabak, Baumwolle und Wolle [7]). Funfzehn engliſche Meilen von Arta iſt das Serai von Muliana, wo Alipaſcha auf ſeinem Wege von und nach der Küſte gewöhnlich die Nacht zubrachte [8]). Weiter an der Hälfte Wegs zwiſchen Arta und Janina liegen fünf Brunnen auf dem höchſten Punkte der Gegend, welchen Holland 15 — 1600 Fuß über der See erhaben hält [9]). Durch die Quellen des Arachtus oder Arethon, welcher heute Lurcha oder der Fluß von Rogu heißt, beſtimmte P. die Gränzen der alten Landſchaften Tymphais und Paroreia [10]). Die Ruinen von Ambrakia heißen heute Kaſtri; und Arta ſteht vermuthlich an der Stelle des alten Argithea [11]). Die Landſchaft um Arta bildet das alte Amphilochien, welches heute Haſ, d. i. das Vergnügen, heißt. P. ſchreibt Chiz, welches, wenn es Vergnügen heißen ſoll, als Haſ geleſen werden muß, oder etwas anderes heißt, wenn es Chaß geleſen wird, nämlich ein zum Kammerbeutel gehöriges Gut [12]). Die Lage des alten Argos Amphilochicum fand P. in den halb unter Waſſer ſtehenden Ruinen von Philokaſtron, deren Entfernung von Kaſtri oder Ambracia genau mit den alten Angaben übereintrifft [13]). Die Bevölkerung der Woywodenſchaft von Arta, wohin auch die Diſtrikte von Theodoria und Dſchumerka, nämlich das alte Athamanien, gehören, beträgt 14000 Seelen [14]). Dieſes Athamanien iſt

---

1) Pouqueville III. S. 104. 2) Hobhouse S. 193, und Pouqueville. 3) Holland S. 78, 81, 93. 4) Pouqueville S. 105. 5) Holland S. 84. 6) Pouqueville II. S. 99. 7) Holland S. 84. 8) Eben da S. 88, und Pouqueville II. S. 88. 9) Holland S. 90. 10) Pouqueville II. S. 57. 11) Eben da S. 93. 12) Eben da S. 90. 13) Eben da S. 108. 14) Eben da S. 114.

nicht das Homers im Berge Ossa, sondern das des Polybius und Titus Livius [1]). P. durchwanderte dasselbe mit den alten Geschichtschreibern in der Hand [2]). Am Ausgange des Meerbusens von Arta liegt auf der nördlichen Seite die Halbinsel Prevesa, mit der gleichnamigen neueren Stadt, und gegenüber derselben auf der südlichen Landspitze die Ruinen von Aktium, dessen für die Weltherrschaft August's entscheidender berühmter Sieg von demselben durch den Bau von Nikopolis gefeyert ward. P. hat diese ganze merkwürdige klassische Gegend mit vorzüglicher Aufmerksamkeit beschrieben, und dem zweyten Theile eine besondere Karte hierüber beygefügt. Prevesa, welches Alipascha auf seine Weise regenerirt, d. i. die Einwohner erwürget hat, ist heute durch eine Horde wilder Bergarnauten bewohnt [3]). Die fünf Fischereyen, welche zu Prevesa gehören, werden jährlich um 80000 Piaster verpachtet [4]). Prevesa war ehemals ein Meerhafen, wo Andreas Doria mit seiner Flotte lag, welcher aber heute durch eine Sandbarre unzugänglich ist [5]). Der heutige Name von Aktium ist Punta, d. i. die Spitze [6]). Die Ruinen von Anaktorium liegen nicht wo D'Anville dieselben hinsetzte, am Eingange des Meerbusens, sondern weiter landeinwärts, beym Tschiftlik von Mauri, wie schon oben gesaget worden [7]). Die Halbinsel von Anaktorium, welche der von Prevesa entgegen liegt, wird durch den akarnanischen Olymp gebildet, welcher heute Vergantini heißt [8]). Das alte Limnea ist das heutige Lutraki, und Olpe wird heute aus Irrthum Ambrakia genannt [9]). Gegenüber von Salagora, welches auf der nördlichen Seite des Busens gelegen ist, sind vier kleine Inseln, deren die Alten nicht erwähnen [10]). Fünf Meilen von Salagora mündet der Lurcha, welchen Palmer mit dem Inachus verwechselt hat [11]). P. berichtigt denselben, und macht zugleich auf einen Irrthum des Livius oder seiner Abschreiber aufmerksam, indem der Arethon, der im Gebirge von Tympheis und Paroraia entspringt, als aus Akarnanien kommend angegeben wird [12]).

Die Landschaft von Suli ist durch die unglücklichen Freyheitskriege seiner Bewohner wider den Tyrannen von Janina Allen, die nur je ihre Blicke gegen die Levante gewendet haben,

---

[1]) Pouqueville II. S. 117. [2]) Eben da S. 124. [3]) Eben da S. 141. [4]) Eben da S. 142. [5]) Eben da S. 134. [6]) Eben da S. 135. [7]) Eben da S. 137. [8]) Eben da. [9]) Eben da S. 138. [10]) Eben da S. 141. [11]) Eben da S. 55. [12]) Eben da S. 67.

nur zu bekannt. Eton, Hobhouse, Holland, Hughes haben dieselbe beschrieben; keiner aber mit solcher Ausführlichkeit und mit solchem Pathos als Pouqueville, welcher dieser in der jüngsten Zeit so unglücklichen Landschaft, durch die geographische Entdeckung, daß hier die Sitze der alten Sellen gewesen seyen, ein neues Interesse verliehen hat. Zwischen wild gestalteten Bergen, deren einige über 3000 Fuß hoch und theils mit Eichen, theils mit herabstürzenden Fichten schauerlich bewachsen sind, rauscht im Abgrunde der Acheron, der kurz vor seiner Mündung durch den acherusischen See fließt [1]). Holland hat zuerst den Irrthum des neugriechischen Erdbeschreibers Meletios nachgewiesen, welcher den Kalama für den Acheron hielt, während jener, wie dieses auch Hughes und Pouqueville bestätigen, kein anderer als der Thyamis ist [2]). Er heißt heute der Fluß von Suli, und an einer Stelle auch der Fluß von Zagura [3]), er kömmt von Derviziana und wirft sich bey Protofanari ins Meer [4]). Den Systrani hält P. für den Kocytus [5]). Er erwähnt auch eines unterirdischen Flusses, der dem Aornos gleichet, und mit Getöse in den Acheron stürzt [6]), und so wären denn alle vier Füße des Erebos in den Strömen der Gebirge von Suli gefunden, deren wilder und schauerlicher Anblick der alten Sage vollkommen entspricht. Wenn die Sage, welche dieses wilde Gebirgsthal zum Eingange des Orkus machte, längst aus dem Munde der Bewohner verschwunden ist, so scheint noch auf diesen Gebirgen und ihren unglücklichen Bewohnern der Fluch der Unterwelt zu ruhen, der in unseren Tagen die Ufer des Acheron so oft mit dem Blute seiner Bewohner geröthet hat.

Holland hat die Ansicht der Gebirge von Suli vom Hafen Glykys aus, in einer (wie alles übrige seines Werkes) niedlich gestochenen Kupferplatte, und eine zweyte Ansicht des Serai's von Suli, welches auf thürmenden Felsen über den Abgründen des Acheron aufsteigt, gegeben [7]). Diese zwey Kupferplatten versinnlichen am besten die Beschreibung von der wilden Natur dieser stromdurchwühlten Felsenschluchten, deren Bewohner dem Tyrannen von Janina unversöhnlichen Haß geschworen, wie er ihnen. Holland unterscheidet den Fluß Zaguri von dem Acheron, in welchen er fallt, während P. beyde nur als einen Fluß nennt [8]). Von einer dieser sich wild aufthürmenden Felsenmassen, in welcher die Vorzeit vielleicht den

---

[1]) Holland S. 444. [2]) Eben da S. 445. [3]) Pouqueville II. S. 41. [4]) Hughes I. S. 255. [5]) Pouqueville II. S. 44. [6]) Eben da S. 43. [7]) Holland S. 447. [8]) Eben da S. 451.

Felsen des Sisyphus sah, stürzten die Weiber der Sulioten, als ihre Freyheit zu Ende war, ihre Kinder hinunter, und so bewährte sich noch in unseren Tagen des Aristophanes Beschreibungswort des bluttriefenden acherontischen Felsens [1]). Das Thal von Paramythia, oder wie es sonst genannt wird, die Ebene von Glykys, welches sich gegen die See hin weitet, und wohl bebaut und wohl bewohnt ist, war in der alten Sage vermuthlich die Stätte der elisäischen Felder [2]). Eine der beträchtlichsten Ortschaften auf der Westseite des Thales ist die kleine Stadt Carbonari am Ufer des Acheron! [3]) Die Stadt Paramythia in dem oberen Theile des Thales enthält 9000 Einwohner, meistens Mohammedaner, und hat fünf Moscheen, doch ist dieselbe auch der Sitz eines griechischen Bischofes, der sich Bischof von Paramythia und Parga schreibt [4]).

Das Thal von Janina ist das alte Hellopien, oder das Land der Seen, wo der Tempel des pelasgischen Zevs am Tomoros und das berühmte Orakel von Dodona stand. Andere Reisende hatten Dodona im Thale von Delvino, in den Ruinen von Dremischu und bey Berat gesucht, P. aber dieselben in den cyklopischen Umfangsmauern von Gardiki gefunden, dessen Berg er für den Tomoros des pelasgischen Zevs, den aber bey Berat gelegenen Tomoros oder Imoros für den Ismaros hält [5]). Den über die wahre Lage Dodona's sehr umständlich durchgeführten Untersuchungen ist der Plan des ehemaligen Umfanges dieser cyklopischen Mauern beygefügt [6]). Aehnliche fand P. zu Castriza (nicht zu verwechseln mit Castri, dem alten Ambrakus) [7]). H. P. hat der erste das Verdienst, nach einer handschriftlichen griechischen Chronik eine Geschichte der Stadt Janina gegeben zu haben, von ihrer ersten Wiederherstellung an durch Joannes, den Sohn des Alexis Comnenus, bis auf die Eroberung durch die Türken. Er berichtigt das Datum des Meletios statt des Jahres 1424 auf das Jahr 1431, fällt aber dafür in den weit größeren und unverzeihlichen Fehler, daß er Murad den zweyten, den sechsten Sultan der Osmanen, als den neunten aufführt [8]). Janina zählt 14 Moscheen und 7 Kirchen, die eben so wenig als das Spital und das Collegium gesehen zu werden verdienen [9]). Die Zahl der Häuser beträgt 3200 [10]) und die der Einwohner 17100 Christen, 5000 Mohammedaner und

---

1) Holland S. 452. 2) Pouqueville II. S. 45. 3) Holland S. 457. 4) Eben da S. 458. 5) Pouqueville I. S. 99. 6) Eben da S. 93. 7) Eben da S. 104. 8) Eben da S. 108 und 115. 9) Eben da S. 120. 10) Eben da S. 126.

1200 Juden, zusammen 23300 Seelen, ohne die albanesische Besatzung, die zahlreichen Geißel und Fremden zu rechnen, mit welchen die Bevölkerung der Stadt wohl 35000 Seelen betragen dürfte [1]). Die Pallaste Alipaschas und seiner Söhne sind sehenswerth. Von der Moschee des Schlosses hat Holland eine Ansicht geliefert; der in demselben befindliche Pallast ist alt und größtentheils verfallen, desto prächtiger das neue Gartenhaus Alipascha's in der nördlichen Vorstadt, dessen großer Saal 240 Fuß im Umfange hat, nicht ein vollkommener Zirkel, sondern aus vier Zirkelabschnitten zusammen gesetzt, deren jeder neun Fenster hat, alles ganz mit Marmor ausgelegt und in der Mitte mit einem Marmorbecken, worin eine pyramidenähnliche Festung steht, ebenfalls aus Marmor, deren Kanonen Wasser speyen, während eine Orgel an der Wand dazu spielt [2]). Der sehenswertheste Theil der Stadt sind die Basare der Juwelenhändler, der Pelzhändler, der Gewürzkrämer, der Pfeifenverkäufer, der Lederhändler u. s. w. [3]). Ein großer Theil der Baumwolle und des gesponnenen Garnes von Thessalien geht durch Janina nach Italien und Deutschland; nach Albanien wird Korn, Tabak, Wolle, Oel u. s. w. ausgeführt [4]). Die Bewohner Janina's stehen unter den Neugriechen auch in nicht unverdientem literarischen Ansehen durch ihre beyden Gymnasien und ihre gelehrten Vorsteher Psalida und Balano, beyde Verfasser von neugriechischen, zu Wien gedruckten Werken [5]); auch ist Janina die Vaterstadt des Geographen und Geschichtschreibers Meletios, des Grammatikers Sokdoris, des Lexikographen Georgios u. s. w. [6]).

Die heutige Landschaft Zagori erkennt P. für das alte Perrhäbien, dessen bisher zweifelhafte Lage eben durch die Bestimmung des alten Hellopiens (das Thal von Janina) ausgemittelt wird, und welches nach der Angabe aller alten Schriftsteller im Pindus lag. Westlich wird es vom Thale von Janina durch die Bergreihe getrennt, welche P. Mitchikeli und Holland Metzoukel nennt [7]). Die merkwürdigsten der eilf Dörfer des Distriktes von Zagori sind Liaskovo und Calotta; der erste dieser beyden Orte ist die Pflanzschule aller Quacksalber, welche unter dem Namen von Aerzten, Griechenland überschwemmen. Sie zeichnen sich vorzüglich durch die Heilung von Brüchen aus [8]). Die Bewohner des Distriktes von

---

[1]) Pouquevlle I. S. 126. [2]) Holland S. 130 und 133. [3]) Eben da S. 132. [4]) Eben da S. 150. [5]) Eben da S. 152. [6]) Pouqueville I. S. 120. [7]) Eben da S. 149, und Holland S. 138. [8]) Pouqueville I. S. 154.

Zagora sind emsig und handeltreibend, und haben Handlungshäuser zu Wien, Breslau, Moskau, Leipzig und Amsterdam; sie sind ein schöner Schlag von Menschen und die Weiber sind schöner und frischer, als in den südlichen Theilen des Epirus; 5350 griechische Familien, aus welchen die Gesammtzahl der Zagoriten besteht, hat Alipascha als Tschiftlik, d. i. als Leibeigene seines dritten Sohnes Ssalihbeg erklärt [1]). Nördlich von Zagori ist die Stadt Konitza von 600 Häusern, die Hälfte von Mohammedanern bewohnt, zwey Kirchen, zwey Moscheen, ein bischöflicher Sitz und ein Serai, in welches Alipascha die abgetragenen Schönheiten seines Harems verwies [2]). P. berichtigt einen wesentlichen Irrthum der Lage dieser Stadt und des Laufes des Aous (Vojussa) auf der Karte Palma's [3]). P. berichtigt auch einen numismatischen Irrthum Riga's, welcher eine Münze der Kavloniaten den Avloniaten zuschreibt, während P. den Distrikt von Kandavia oder Devol für das alte Kavlonias oder Phöbatien hält, welches noch heute den Namen Kavlonias trägt [4]). In dem Flusse von Desnitza erkennt P. den Eribäus, und in dem Ergent oder Argant den Apsus der Alten, welcher im Pindus entspringt, bey Berat vorbey, und ober den Ruinen von Apollonia ins Meer geht [5]). Die Höle der Gräber, welche sich östlich von Staria beym Dorfe Kodras befindet, hat P. selbst nicht gesehen, aber die Auskunft erhalten, daß nebst vielen in den Felsen gehauenen Sarkophagen und Grabgemächern sich auch zwey in Stein ausgehauene Löwen befinden, so daß also auch hier der Löwe als symbolischer Grabwächter erscheint, wie in Aegypten als Träger des Sarges, wie auf den persepolitanischen Gräbern der Könige [6]). Die Bevölkerung des Distriktes von Kavlonias beträgt in 20 Dörfern 6400 Seelen, theils Türken, theils Christen, welche ihre Unabhängigkeit gegen Alipascha, selbst nachdem er sich Berat unterworfen, behauptet haben [7]). Das Erdreich ist undankbar und die Bewohner suchen daher ihren Lebensunterhalt als Hirten oder Soldaten. Den Lauf des Aous (Vojussa) und die auf dem linken Ufer desselben gelegenen Distrikte von Ostanitza, Karamurtades, Pogonia und Premiti beschreibt P. mit ihren Dörfern, und erkennt in dem Dorfe Mezareth oder Sesareth das alte Sesarethos und die Päße des Pyr-

---

[1]) Pouqueville I. S. 158. [2]) Eben da S. 170. [3]) Eben da S. 174. [4]) Eben da S. 183. [5]) Eben da S. 188. [6]) Eben da S. 191. [7]) Eben da S. 192.

rhus [1]). Premiti ist eine ganz neue Stadt und P. hält die Mauern auf dem benachbarten Felsen des Aous für eine der alten Akropolen Justinians. Die Bevölkerung beträgt 700 Familien, wovon zwey Drittheile Türken, ein Sechstel Christen und der Rest Zigeuner sind [2]). Alipascha hat auch hier ein neues Serai gebaut. Die Stadt lehnt sich mit dem Rücken an den Berg Mertchika, dessen Namen aus dem alten Merope oder Aerope verstümmelt ist, der Berg Asnaus heißt heute Trebechina [3]). Der engste Theil des Passes, ehemals Stenum genannt, heißt heute auf albanesisch Gruka, d. i. die Kehle; der Hauptort des Distriktes von Desnitza ist Klissura (d. i. die Klause), was schon bey den Byzantinern vorkömmt [4]). Von hier geht der Weg nordwestlich nach Berat und südwestlich nach Tebelen, dem Geburtsorte Alipascha's. Wiewohl alle Reisenden Tebelen oder Tepelen schreiben, so ist dieses doch durchaus unrichtig, und nur eine Abkürzung im Munde des Volkes für Depedelen, welches der eigentliche türkische Name dieser Stadt ist. P. hält dieselbe für eine ganz neue, andere nicht unwahrscheinlich für die Nachfolgerin des alten Titopolis, aus dessen Namen der von Depedelen entstanden zu seyn scheint [5]). Das Serai, welches Alipascha hier erbaut hatte, war die Niederlage seiner Schätze, der Kerker der unglücklichen Schlachtopfer seiner Tyranney, der Zwinger eines Theiles seines Harems [6]).

Indem P. den Weg von Klissura nach Berat durch das Thal von Desnitza verfolgt, vergleicht er die Angaben der alten Erdbeschreiber mit den seinigen, und begleitet dieselben mit Bemerkungen über das XXXII. Buch des Titus Livius, welches den Feldzug des Quintus Flaminius wider Philipp den König von Mazedonien erzählt [7]).

Das alte Akroceraunien, durch seine Felsen schon aus Horaz als übel berüchtigt bekannt, heißt heute Japygien oder Japurien. Dasselbe liegt von allen Theilen des Epirus dem gesitteten Europa am nächsten, und ist doch am wenigsten bekannt und besucht, weil europäische Reisende theils durch die Wildheit seiner Felsengestade, theils durch die seiner Bewohner davon abgehalten werden. Man glaubt, daß dieß das Aornos Homers, und folglich von dem Aornos Strabos, welches dieser an das Ufer des thesprotischen Acheron setzt, verschieden sey. Der Namen der cimmerischen Stadt hat

---

[1]) Pouqueville I. S. 200. [2]) Eben da S. 213. [3]) Eben da S. 220. [4]) Eben da S. 223. [5]) Eben da S. 229. [6]) Eben da S. 231. [7]) Eben da S. 233.

sich noch in dem der heutigen Bewohner (der Chimarioten) erhalten [1]). Die Luft des Distriktes von Chimera ist äußerst rein und gesund, und man findet dort mehr hundertjährige Greise, als irgendwo anders; aber der Anblick der wilden, unfruchtbaren, in fürchterlichen Gestalten auf einander gethürmten Felsen ist abschreckend genug, um hier den Eingang der Unterwelt zu suchen [2]). Die heutige Stadt Chimara bietet keine Alterthümer dar, aber nahe dabey sind pelasgische Ruinen, welche vermuthlich das Homerische Chimara sind, welches Plinius nach Akrocerauniem an den königlichen Quell verlegt; noch heute heißen die Ruinen das alte Schloß der Königin [3]).

Westlich vom Distrikte von Zagora liegt im Gebirge von Metzovo (der Pindus) die gleichnamige Stadt, welche meistens von Wallachen bevölkert ist. Ihre malerische Lage (mit übereinander aufsteigenden Häuserreihen) sucht der Kupferstich Hollands anschaulich zu machen [4]); die geographische Lage derselben ist einer der merkwürdigsten Punkte der südlichen Türkey; hier entspringen vier Flüsse nach vier verschiedenen Richtungen: der Fluß von Arta, der Aspropotamos (Achelous), der bey Missolungi gegenüber den Echinaden (Kurzolari) ins Meer fällt, der Peneus (heute Salymbria) und die Vojußa oder Aous der Alten [5]). Die Höhe des Pindus, über welche der Weg führt, schätzt Holland auf 4500 Fuß, und die der höchsten Gipfel auf ein paar tausend Fuß höher [6]). Auf der Südseite des Pindus liegen die Städte Malakassi (an dem Zusammenflusse der beyden Ströme), welche den Peneus bilden, und vermuthlich nicht weit von der Lage des alten Aeginium. Die Häuser, etwa fünfhundert an der Zahl, sind zwischen Bäumen verstreut, wie die von Metzovo [7]). Die kleine Stadt Kalabaka, von etwa zweyhundert Häusern, liegt unter einem der höchsten überhängenden Felsen [8]), in der Nähe der so berühmten Felsenklöster von Meteora, deren höchst malerische Ansicht Hollands Kupfer verdeutlichet [9]). Meteora wird mit der größten Wahrscheinlichkeit für das Ithome Homer's und Strabo's gehalten [10]). Der heutige Name Meteora spricht bloß die luftige Lage dieser Felsennester aus [11]). Südöstlich von Kalabaki liegt die Stadt Trikala, deren Ebene gute Seide erzeugt, welche über den Pindus nach Janina oder nach Smyrna verführt wird. Die Zahl der

---

[1]) Pouqueville I. S. 250. [2]) Eben da S. 252. [3]) Eben da S. 255. [4]) Eben da S. 208. [5]) Eben da S. 212. [6]) Eben da S. 217. [7]) Eben da S. 228. [8]) Eben da S. 232. [9]) Eben da S. 235. [10]) Eben da S. 241. [11]) Eben da.

griechischen Familien beläuft sich auf fünf bis sechshundert. Zwey kleine hier befindliche Serai's gehören den Söhnen Alipascha's, Welipascha und Muchtapascha. Die Stadt steht an der Stelle des alten Trikka, welches durch einen Tempel des Aeskulaps hoch berühmt war [1]). Der Distrikt von Trikala erzeugt an Baumwolle jährlich beyläufig 6000 Zentner [2]). Eine große Anzahl der Bewohner von Trikala ist mit der Fabrikation des groben Tuches beschäftigt, welches in Albanien und anderen Theilen von Griechenland verbraucht wird [3]). Nordöstlich von Trikala, im Dreyecke mit demselben und Kalabaki, liegt der kleine Ort Zarko, der nur beyläufig 500 Einwohner hat, welche von der Fabrikation wollener Stoffe leben [4]). Von hier setzte Holland seine Reise durch Thessalien nach der Hauptstadt des Landes Lariſſa oder Jenischehr fort, dessen griechisches Bisthum mit neun Suffraganen versehen, jährlich 200000 Piaster eintragen soll, wovon aber mehr als 30000 zur Bestreitung der gewöhnlichen Forderungen Alipascha's erfordert werden [5]). Dr. Holland besuchte hier Welipascha und seine beyden Söhne Mohammedbei und Selimbei [6]). Das Harem bestand aus 60 Weibern. Welipascha ist der einzige Türke, in welchem Dr. Holland einen Liebhaber und Kenner von Schätzen der alten Kunst fand [7]).

Der Hauptsitz der Manufakturen wollener Stoffe ist die Stadt Tornavo, eine große Stadt, in welcher i. J. 1812 nicht weniger als 120000 Menschen gestorben seyn sollen [8]). Von den hier fabrizirten wollenen Zeugen werden jährlich 20 — 30000 Stück, jedes von 6 — 12 Piaster ausgeführt, nicht nur in die Levante, sondern auch nach Malta, Livorno, Triest und andern Häfen des mittelländischen Meeres, auch ist hier ein Hauptmarkt des so schön hellroth gefärbten türkischen Garnes. Tornavo ist endlich der Geburtsort des durch seine Uebersetzung der Geschichte Goldsmith's, der Geographie Abulfeda's, durch eine türkische Grammatik und durch die Herausgabe der griechischen Zeitung Telegraphos vortheilhaft bekannten griechischen Literators Demetrius Alexandrides [9]). Nach diesem Ausfluge nach Thessalien, wohin uns Dr. Holland mitgerissen, kehren wir wieder zum Epirus zurück, dessen Geschichte im Mittelalter Hughes ziemlich ausführlich und belehrend mittheilt [10]). Die Potamographie der Flüsse des Pindus, deren vier vor-

---

[1]) Holland S. 245. [2]) Eben da S. 248. [3]) Eben da S. 249. [4]) Eben da S. 253. [5]) Eben da S. 257. [6]) Eben da S 258. [7]) Eben da S. 263. [8]) Eben da S. 265. [9]) Eben da S. 266. [10]) Hughes I. S. 278 bis 295.

züglichste schon oben nach Holland erwähnt worden sind, liefert Pouqueville, welcher die Quellen des Aous besucht, und die Arme, welche den Inachus bilden, untersuchet hat [1]). Er fand den Namen des Berges Lakmon, von welchem der Inachus auch Haliakmon hieß, fast ganz unverändert in dem heutigen Namen Ora liaca [2]). Er schildert den Epirus als ein wahres Alpenland, und als einen Sammelplatz aller Himmelsstriche [3]), und theilt denselben in sieben große Thalkessel ein [4]).

Die Wasser des Epirus sind nach der Natur des Erdreiches sehr verschieden, besonders im Thale von Tebelen (Depedelen). Kalt und schwer am Pindus löst das Wasser nicht einmal die Seife auf, und ist für andere Mägen als für epirotische unverdaulich; dennoch gibt es hier keine Kröpfe. In den Schluchten von Karamurtades erhitzen sich die Quellen zuweilen, und man lauft Gefahr mit jedem Schlucke kleine Blutegel zu verschlucken [5]). Die auf der westlichen Seite des Epirus ins jonische Meer strömenden Flüsse sind: der Simois, die Thyamis (heute Kalamas) und der Acheron (heute Glykus) [6]). Indem H. P. die Mineralogie der sieben Thalkessel durchgeht, deutet er auch die dort befindlichen Salzquellen, Steinölquellen und Steinkohlengeflötze an [7]). Die Erdbeben sind im Epirus sehr häufig und ereignen sich immer unmittelbar vor oder nach einem Regen [8]). H. P. gibt davon folgende malerische Beschreibung: Après une longue sécheresse, on est averti du changement de temps d'une manière subite par une secousse souterraine précédée d'un long sifflement dans l'air, et accompagnée d'une détonation sourde. À peine ce mouvement a-t-il eu lieu, qu'on voit aussitôt des nuages blancs voltigeant par flocons, se détacher des sommets des montagnes, et s'élever dans les airs. À la seconde commotion, qui éclate quelques heures après l'explosion mère (nom que les habitans donnent à ce coup de tonnerre souterrain), le ciel se couvre, et une troisième, qui ne manque pas d'avoir lieu dans le courant de la journée, est suivie de la pluie. Le ciel semble alors réconcilié avec la terre! On respire, les alarmes cessent; les personnes nerveuses, qui souffrent au point d'éprouver des convulsions; les femmes hystériques surtout, dont les accès sont tels qu'elles poussent des cris étouffés et rauques, se sentent

---

1) Pouqueville II. S. 224. 2) Eben da S. 235. 3) Eben da S. 243. 4) Eben da S. 244. 5) Eben da S. 247. 6) Eben da S. 249. 7) Eben da S. 252. 8) Eben da S. 255.

soulagées. Mais si les nuages ne répandent qu'une averse passagère, si la sérénité se rétablit, et que les vents cessent de souffler, alors les secousses recommencent jusqu'au moment où des tonnerres bruyants amènent un déluge d'eau qui ne cesse pas de tomber pendant plusieurs jours.

Wenden wir uns nun wieder nach der Seeküste, nach dem westlichen (nicht östlichen, wie es bey P. [1]) durch einen Druckfehler zu stehen scheint) Theile Akrocerauniens, welcher heute Japurien heißt, ein Name, der aus dem Japydien des alten Epirus verstümmelt ist. Der Hauptort dieses Distriktes Dukates ist von 150 christlichen und mohammedanischen Familien bewohnt, welche in dem Zustande der größten Wildheit leben [2]). Anderthalb Lieues von Dukati sind die Ruinen von Orikum, welche andere Reisende zu Kanina gesucht haben. Indem H. P. die Lage dieser Stadt nach den Angaben des Polybius ausmittelt, bestimmt er auch die von Byllis und Amantia, die Ruinen des ersten zu Gradista, gegenüber von Carbonara, die zweyten in der Nähe von Miviza [3]). Das ganze akrocerauniſche Gebirg faßt eine Bevölkerung von 7450 Familien oder 44700 Individuen, in 85 Dörfern vertheilt. Der Reichthum ihrer Herden wird auf 200000 Schafe und noch einmal so viele Ziegen geschätzt, deren Kapital auf 4,375,000 Franken angeschlagen, ein jährliches Einkommen von etwa 1200 Franken abwirft [4]).

Nördlich von Japurien begreift das Sandschak von Awlona das alte Taulantien oder das heutige Musakia, welches H. P. Musaché schreibt. Die alte Stadt Oeneus fand er in dem heutigen Kanina, und die von Apollonia bey dem Kloster von Pollini, wo an der Stelle dieser großen und herrlichen Stadt, wie sie Cicero nennt, heute nur zwölf Mönche hausen [5]). Awlona ist heute nur von 6000 Individuen bevölkert, von den mit Oliven bepflanzten Hügeln kommt das Flüßchen Artatus, welches die Gräben der Citadelle mit Wasser und die Stadt mit ungesunder Luft füllt, und dann in das Meer geht [6]). H. P. führt die Unfreundlichkeit der Bewohner dieses Distriktes als den widerlegendsten Beweis wider die Behauptungen neuerer Reisenden auf, welche die Gastfreundschaft der Morgenländer preisen [7]). Das ganze Land ist mit Zigeunern überschwemmt, welche H. P. nicht aus Indien, son-

---

[1]) Pouqueville I. S. 261. [2]) Eben da S. 263. [3]) Eben da S. 270, 274 u. 277. [4]) Eben da S. 280. [5]) Eben da S. 288. [6]) Eben da S. 286. [7]) Eben da S. 292.

dern aus Aegypten entsprungen wissen will, und allen Thatsachen, welche die Einwanderung einer indischen Kolonie nach Aegypten darthun, zuwider, lieber glauben will, daß die Hindus selbst aus dem Nilthale ausgewandert seyen [1]). Im Anfange des zwölften Jahrhunderts erduldeten die aus Phrygien eingewanderten Zigeuner durch den Kaiser Alexis die bekannte schwere Verfolgung unter dem Namen der Bogomilen [2]). Die Stadt Berat (auf türkisch das albanesische Belgrad genannt) hat eine Bevölkerung von 6000 Seelen, wovon ein Drittel Türken sind [3]).

Hr. P., dessen Reisebeschreibung sich vor allen denen seiner Vorgänger vorzüglich durch die Genauigkeit statistischer Angaben auszeichnet, bringt auch die Eintheilung der 13 Distrikte und der darin enthaltenen 155 Dörfer bey, welche das heutige Sandschak von Awlona ausmachen [4]). Er leitet den heutigen Namen Musaché von dem der alten Stadt Museion ab, welche unter Justinian die Hauptstadt des mittleren Albaniens oder alten Taulantiens war [5]). Die weiten Ebenen dieses Distriktes bewässert der Apsus, heute Beratino genannt. In dem in der Ebene von Maille Castra gelegenen See erkennt Hr. P. den von Diokassius erwähnten, und findet auch die von dem Biographen Skanderbeg's angezeigten Salinen. Nördlich von Musakia (Musaché) liegen die Woywodschaften Pekini, Cavailha und Durazzo, die Sandschake von Elbassan, Tyranna und Croja, welche H. P. noch bereiset und beschrieben hat. Elbassan steht an der Stelle des alten Albanopolis und ist der Hauptort des Paschalik's gleichen Namens, dessen Distrikte etwa 14000 Familien oder 70000 Einwohner fassen. Die Einkünfte dieses in der letzten Zeit auch von Alipascha abhängigen Sandschaks werden auf eine halbe Million Piaster, die waffenfähigen Männer im Falle der Noth auf 7—8000 geschätzt [6]). Die Woywodschaft von Pekini hält H. P. für das Skuria der Geschichten Skanderbeg's [7]).

Die Bevölkerung des Hauptortes der Woywodschaft von Cavailha wird auf 435 türkische Familien geschätzt. Die Gerichtsbarkeit des Woywoden erstreckt sich auf 35 türkische und 46 andere Dörfer, welche von Katholiken bewohnt sind. Die Zahl der Einwohner der letztern beträgt nur 6000 Seelen, während die Bevölkerung der erstern sich auf 12000 beläuft, ohne die

---

[1]) Pouqueville I. S. 295. [2]) Eben da S. 297. [3]) Eben da S. 299. [4]) Eben da S. 308. [5]) Eben da S. 310. [6]) Eben da S. 320. [7]) Eben da S. 321.

Hirten zu rechnen [1]). Zu Durazzo unterscheidet man noch heute deutlich den doppelten Umfang des alten pelasgischen Epidamnus und des neueren Dyrrhachium [2]). Die Stadt faßt heute vierhundert türkische Familien und ein Korps von Janitscharen. Außer den Mauern der Stadt ist die katholische Vorstadt, von sechshundert Familien bewohnt, mit der noch von den Normanen gebauten Kirche des heiligen Rochus [3]). Die Bevölkerung der ganzen Woywodschaft von Durazzo beträgt 5400 Familien oder 27000 Seelen, Christen und Türken. Die drey Woywodschaften von Durazzo, Pekini und Cavailha, welche jährlich um vierhundert Beutel nach Konstantinopel verpachtet werden, werfen den Begen das Dreyfache des Pachtschillings ab. Der Strom Lisana oder Isanus macht die Gränze zwischen der Woywodschaft von Durazzo und dem Paschalik von Tyranna, welches in 110 Dörfern 23500 Seelen begreift, wovon eilf Zwölftel Katholiken [4]). Nördlich stößt dasselbe an das ebenfalls durch einen Pascha von zwey Roßschweifen verwaltete Sandschak von Croja, welches die Türken Akserai oder Akhißar, d. i. den weißen Pallast oder das weiße Schloß nennen, und welches im Jahre 1333 vom Herrn von Skuria gebaut ward. Die Gerichtsbarkeit erstreckt sich auf hundert Dörfer, wovon sechzig katholische, die vom Bischof von Alessio abhängen; die Einkünfte des Pascha werden auf dreytausend Beutel oder 150,000 Franken geschätzt [5]).

Nachdem wir Hrn. P. bis an die Gränze Albaniens gefolgt, kehren wir mit ihm wieder bis an die der Insel Korfu gegenüber gelegene Küste des Epirus zurück, von wo wir dann nach den sieben jonischen Eilanden übersetzen, und unseren Periplus mit dem des Archipels beschließen wollen. Der Küstenstrich von der mittäglichen Seite der akrocerauniſchen Gebirge ober Santi Quaranta bis zum Hafen Glykys (an der Mündung des Acherons) macht das heutige Sandschak von Delvino aus. In dem Umfange desselben liegt der Distrikt Arberi, in welchem Hr. P. das Land der Abanten wieder erkannt hat [6]). Drey und dreyßig Dörfer im Thale Scarphitza von den Quellen der Belitza bis zum Zusammenflusse derselben mit der Pavla bildeten den Distrikt Arboriens (Arberi), ehe es dem Tyrannen Alipascha gelungen war, dieses Segengefilde zu zerstören, und an den Nachkommen der Abanten (den Arborioten), wie an den Nachkommen der Sellen (den Sul-

[1]) Pouqueville I. S. 323. [2]) Eben da, S. 325. [3]) Eben da, S. 326. [4]) Eben da, S. 328. [5]) Eben da, S. 330. [6]) Eben da, S. 352.

lioten) ein blutiges Beyspiel der Rache zu geben. Zu Palãa Avli bestehen cyklopische Ruinen, welche Hr. P. für die des Ptolomäischen Eleuntis hält [1]). Delvino, der Hauptort des Sandschaks, zählt kaum sechshundert Häuser, welche von Oliven-, Citronen- und Granatenbäumen umgeben, sehr romantische Ansichten gewähren [2]). Auf den Ruinen von Anchesmus steht heute das Dorf Lykuria [3]).

An den Ufern der Bistritza entdeckte Hr. P. die Ruinen von Phoinike, welche noch heute Pheniki heißen, und welche Meletios ganz wo anders sucht. Die Stadt erstreckte sich von Osten gegen Westen, und in der letzten Richtung bis gegen die Pavla, die man für den Xanthos der Kolonie von Buthrotum hält, so wie die Bistritza für den Skamandros der neuen Troas. Die Stadt Buthrotum, berühmt durch die rührenden Episoden Virgil's und Ovid's, durch die Tragödien des Euripides und Racine (und in jüngster Zeit auch durch die topographischen Vergleichungen, welche die Beschreiber der Ebene von Troas, Choiseul und Chevalier, über die Aehnlichkeit des Lokale angestellt haben), welche von Pyrrhus, dem Sohne Achill's, wieder hergestellt, aber nicht erbaut worden war, findet sich am Ufer des See Pelodes. Zwischen den Ruinen der Gebäude der Griechen und der Römer unterscheidet man die verfallenen Mauern christlicher Kirchen, deren Schutt sich mit dem heidnischen Tempel vermischt; in den Mauern der Citadelle aber erkennt man pelasgische Grundfesten, welche allein genug wären, das Alter dieser Stadt über Pyrrhus hinaufzurücken, wenn man nicht wüßte, daß Jason hier das Grab Medea's erhöhet hat [4]). Das Gebiet von Buthrotum (heute Butrinto), welches den Türken von den Venetianern entrissen, und von diesen durch den Frieden von Campo Formio an die Franzosen übergegangen war, umfaßt die Seen und den Lauf des falschen Simois bis ans Meer [5]).

Die heutige Rhede von Gerovoglia zwischen dem Berge Megalongi und der Mündung des Simois scheint der See Pelodes oder Pelois gewesen zu seyn, wo Antonius und sein Admiral Aenobarbus mit vierhundert Schiffen landeten [6]). Sonderbar genug, daß der Aenobarbus der neueren Zeit, nämlich Barbarossa, in eben diesen Meeren, wie sein Namensgenosse, der Römer Flotten befehligte. Der Hafen Pelodes ist daher von Buthrotum zu unterscheiden. Im ersten und nicht zu Buthrotum fand Aeneas am Ufer

[1]) Pouqueville I. S 359. [2]) Eben da. [3]) Eben da, S. 360.
[4]) Eben da, S. 370. [5]) Eben da, S. 371. [6]) Eben da.

des neuen Simois Andromachen den Manen Hektors opfernd, und hier überbrachte der Aegypter Tamus die Nachricht von dem Tode des großen Pan, die er, bey der Insel Paxos vorbeyfahrend, vernommen hatte [1]). Die weite Rhede von Pelodes hat etwa funfzehnhundert Klafter in ihren verschiedenen Durchmessern [2]). Der Pelodes heißt heute Vivari. Derselbe und die anderen Seen, deren Umfang Hr. P. beschreibt, vergiften die Luft mit mephitischen Dünsten, welche sich nicht nur auf die Ufer des Simois erstrecken, sondern im Sommer bis nach dem gegenüber gelegenen Korfu ihre verderbliche Wirkung äußern, und die daher schon seit lange nicht minder berühmt sind, als die pontinischen Sümpfe. Durch dieselben wurde das Heer des Großvesirs, welcher das vom Marschall Schulenburg vertheidigte Korfu belagerte, so sehr geschmolzen, daß er die Belagerung aufheben mußte [3]).

Von Delvino, dem Hauptorte des gleichnamigen Sandschaks, ist das demselben nordöstlich gelegene Delvinaki, d. i. das kleine Delvino, wohl zu unterscheiden. H. P. hält dieses für Omphalon; es liegt in einem durch seine Lage ganz einzigen Kessel. Der Ort ist von sechshundert Christen bewohnt [4]). Den See von Gervina hält P. für den Pambotis der Molossen, und widerlegt die von den Bewohnern der Umgegend erzählten Mährchen [5]). H. P. begleitete hieher den Pascha von Janina auf einer Reise nach den Schwefelgruben im Berge Schamusi. H. P. erzählt bey dieser Gelegenheit einige charakteristische Anreden der bedrängten Einwohner an den Pascha und seine Antworten [6]). Sie schütteten vor ihm Milch und Mehl aus, zum Zeichen des Ueberflusses, der unter den Füßen des Mächtigen aufquillt: »Lebe lange,« sagten sie, »laß uns aufhängen und ertränken, oder vermindere die Aufla»gen.« Er aber antwortete: »Geht in Frieden, betet für mich, »daß nur ich mich wohl befinden möge, meine Kinder, ich trage »euch in meinem Herzen, und zum Beweise davon werdet ihr mir »auf eure Kosten ein Haus zu diesem Magazine bauen, in dem »Verlaufe von sechs Monaten unfehlbar, oder wehe euern Schä»deln!« Die Tyranney Alipascha's und die Schwäche der Pforte verleitet Hrn. P. zu der unrichtigen Ansicht, die er in einer Note sarkastisch ausspricht, daß das osmanische Reich keine Verfassung habe, und nie eine gehabt habe: sur ce pied, où peut-on trouver une constitution? fragt er; aber der Ver-

---

[1]) Pouqueville I. S. 372. [2]) Eben da, S. 373. [3]) Eben da, S. 376. [4]) Eben da, S. 385. [5]) Eben da, S. 386. [6]) Eben da, S. 391.

fall derselben ist kein Beweis dafür, daß, wie Hr. P. meint, ursprünglich in islamitischen Staaten kein anderes Gesetz, als der Wille des Fürsten bestehe [1]).

VII. Die Inseln.

Wir gehen vom festen Lande des Epirus auf die Inseln des jonischen Meeres über, deren sieben in jüngster Zeit in einen Staat vereinigt, unter dem Namen der jonischen Republik erst unter türkische und russische, dann zum Theil unter französische, und endlich mit Vernichtung der republikanischen Form unter englische Oberherrschaft gekommen sind. Von unseren Reisebeschreibern gibt Vaudoncourt darüber die genügendste Auskunft; aber auch Dodwell und Holland, Turner und Sibthorp (in Walpole's Travels) geben darüber Bericht.

1. Korfu (Corcyra) zählt funfzehntausend Seelen. Das Lazareth ist auf der kleinen Insel Vido, ehemals Ptichia [2]). Das größte Erzeugniß der Insel ist Salz. Die Salzpfannen, über deren Erzeugniß Vaudoncourt einen statistischen Ausweis liefert, bringen jährlich einen reinen Ertrag von 37,000 Thalern [3]).

2. Paxo (Paxus) hat nur achtzehn oder zwanzig englische Meilen im Umfange und viertausend Einwohner; das Oehl wird für das beste in ganz Jonien gehalten [4]).

3. Santa Maura (Leucadia) hat fast dieselbe Größe, wie die Insel Man. Die Bevölkerung gibt Holland auf achtzehntausend Seelen [5]), Vaudoncourt nur auf sechstausend an [6]). Es werden jährlich dreytausend Fässer Oehl und tausend Fässer Wein ausgeführt [7]). Die jährlichen Einkünfte werden auf dreyßig bis vierzigtausend Thaler geschätzt [8]). Das durch den Sprung unglücklicher Liebender berühmte Vorgebirge Leukas heißt heute Capo Ducato [9]).

4. Thiaki (Ithaca), etwa zwanzig Meilen lang, und durch eine schmale Landenge in zwey Theile getheilt. Holland gibt die Bevölkerung auf sieben bis achttausend an [10]), wovon die Stadt Vathy zweytausend, nach Vaudoncourt dreytausend Einwohner hat [11]). Ein besonderes topographisches Werk über Ithaka hat früher Gell geliefert, worinnen er den Felsen

---

1) Pouqueville I. S. 395. 2) Vaudoncourt, S. 386. 3) Eben da, S. 428. 4) Eben da, S. 293. 5) Holland, S. 62. 6) Vaudoncourt, S. 393. 7) Holland, S. 62. 8) Eben da. 9) Vaudoncourt, S. 395. 10) Holland, S. 50, 53, 57. 11) Vaudoncourt, S. 397.

Korax und die Quelle Arethusa, den Pallast des Ulysses und die Grotte der Nymphen nachweiset [1]).

5. Kephalonia, das zweyte der jonischen Eilande im Range, enthält nach Holland 60000 Einwohner, nach Turner 75000, wovon 16 — 18000 die Hauptstadt bewohnen sollen [2]). Der Sitz der Regierung ist aber zu Argostoli, welches nicht mehr als viertausend Einwohner hat. Das vorzüglichste Erzeugniß der Insel sind Korinthen, an denen es fünf bis sechs Millionen Pfund jährlich erzeugt, und noch mehr Oehl. Cephalonia ist das Paradies der Aerzte, von denen es hier wimmelt, so daß wenn ein Mädchen geboren wird, die Hebamme ihr sogleich einen Arzt zum Gemahl wünscht [3]).

6. Zante (Zakynthos), beyläufig zwölf Meilen lang und dreyßig im Umfange, mit der Hauptstadt gleiches Namens. Holland und Dodwell geben die Zahl der Einwohner auf 40000 [4]), Turner auf 37000 Seelen an [5]). Einige machen ihr das alte Beywort nemorosa heute streitig, Turner findet aber, daß sie es durch die große Anzahl von Olivenbäumen verdiene [6]). Die Insel erzeugt jährlich sieben bis acht Millionen Pfund Korinthen, sechzigtausend Fässer Oehl, viertausend Fässer Wein und eine große Anzahl Orangen und Limonien [7]). Zantioten waren von jeher als wohlfeil zu dingende Mörder bekannt [8]). Ihre Kleidung beschreibt Turner [9]), die Sitten und den Charakter der Bewohner der jonischen Eilande Vaudoncourt [10]), auch Morier sammt den Theerquellen Hawkins [11]).

7. Cerigo (Cythera) hat funfzig bis sechzig Meilen im Umfange und nicht mehr als neuntausend Einwohner; es erzeugt sehr wenig oder gar nichts. Nach Holland aber Korn, Oehl, Wein, Honig, Wachs, Baumwolle und Flachs [12]).

Ehe wir von Cerigo nordwärts nach den Inseln des Archipels steuern, wollen wir noch einmal längs der Küste des Epirus und Akarnaniens hinsteuern, um die von unseren Reisebeschreibern gesehenen Inseln, welche zwischen den sieben großen genannten jonischen gelegen sind, zu erwähnen.

Marlera, drey Lieues von der nördlichen Küste von Korfu entfernt, sieht malerisch genug aus, um für das Eiland

---

1) The geography and antiquities of Ithaca by William Gell. London 1807, und Dodwell I. S. 62, 69. 2) Holland, S. 35, 36, 38, und Turner I. S. 192. 3) Holland, S. 40. 4) Holland, S. 14, und Dodwell I. S. 79. 5) Turner I. S. 179. 6) Eben da. 7) Holland, S. 21, und Walpole's Travels, S. 103. 8) Walpole's Travels, S. 105. 9) Turner I. S. 205. 10) Vaudoncourt, S. 409. 11) Walpole's Memoirs, S. 1. 12) Holland, S. 43.

der Kalypſo zu gelten [1]), wofür andere die nächſt gelegene kleine Inſel Sano genommen haben, was Turner widerſpricht [2]).

Die taphiſchen oder teleboiſchen Inſeln, nämlich Scorpio, Meganiſi und Kitro, liegen zwiſchen der Küſte Santa Maura's und der Akarnaniens [3]). Dodwell hält Meganiſi für Taphos. Daneben liegen die zwey kleinen Inſeln Phermekuli oder Formicola [4]). Zunächſt derſelben liegt Kalamo, welches vielleicht den ſchönſten Weizen der Welt hervorbringt [5]), und welches vermuthlich das alte Krokylia [6]), ſo wie die kleine Inſel Arkudi, welche Korn trägt und Schafe füttert, aber keine beſtimmten Einwohner hat [7]), und das alte Aegilips zu ſeyn ſcheint [8]). In der Nachbarſchaft liegt die Inſel Kaſtoni mit den zwey zunächſt gelegenen Felſen Praſſoni und Probati [9]). Andere Eilande, welche in der Richtung nach Süden bis gegen die Echinaden und die Mündung des Achelous liegen, ſind: Pontikoni, Makri, Klaroniſi, nebſt anderen, die weder Einwohner noch Namen haben [10]).

Die Echinaden oder Oryä, welche von den Griechen heute Skrophäen, und von anderen Schiffern Curzolari genennet werden [11]), liegen gegenüber der Mündung des Achelous [12]), nahe der Stelle, wo die berühmte Schlacht von Lepanto Statt fand [13]).

In der Nähe des ſüdlichen Vorgebirges von Kephalonia, Capo Giscardo, iſt ein kleines, felſiges Eiland, welches bald Daskallio, bald Didaskalio, bald Didaskalo, bald Mathetorio genannt, und für das Aſteris gehalten wird [14]).

In der Nähe von Zante liegen die Strophaden, d. i. die Inſeln der Harpyen [15]), welche man ſo weit, als Phi-

---

[1]) Hughes, Cap. X. [2]) Turner I. S. 184. [3]) Dodwell I. S. 60, und Pouqueville III. S. 468. [4]) Dodwell I. S. 61. [5]) Eben da und Walpole's Memoirs, S. 93. [6]) Pouqueville III. S. 469. [7]) Dodwell I. S. 61. [8]) Pouqueville III. S. 469. [9]) Dodwell I. S. 61. [10]) Eben da.

[11]) Vaudoncourt, S. 165, Pouqueville III. S. 133 und 470, Hughes, Cap. IX, Dodwell I. S. 109. Er gibt die folgenden Namen der Echinaden an: Oxiai, Natoliko, Bromona, Petala, Scrofa, Scrofopula, Baſeladi, Kaſto und Korzulari. Welche von dieſen Inſeln das alte Dulichion geweſen ſey, iſt zweifelhaft; einige glauben Anatoliko, andere Atako, vielleicht iſt es von der See verſchlungen worden.

[12]) Pouqueville III. S. 470. [13]) Hughes, Cap. IX. [14]) Dodwell I. S. 64. [15]) Walpole's Memoirs, S. 94, Vaudoncourt, S. 403.

galia in Arkadien sieht [1]). Sie hießen auch Plotá, und bringen heute Wein, Oliven, Orangen und Feigen hervor [2]). Unter den Strophaden, gegenüber des Hafens von Navarin, welcher für das koryphasische oder messenische Phylos gilt, liegen die kleinen Inseln Sphakteriá oder Sphagiá [3]) und die Insel Prodano, das ehemalige Prote [4]). Südlich von Navarin liegt die Insel Sapienza, deren heutiger Name an die Weisheit des Besitzers von Pylos, des greisen Nestors, erinnern kann.

Wie wir auf der westlichen Seite des Peloponnesus herabgesteuert haben, steuern wir auf der östlichen gegen Norden bis nach Attika und Euböa hinauf, bloß die Eilande aufzählend, welche zunächst an der lakonischen, argolischen, megarischen und attischen Küste liegen, ohne uns vor der Hand um die östlicher entfernten unteren Cykladen zu bekümmern.

Marathonisi, an der lakonischen Küste, nicht weit von der Mündung des Eurotas gelegen, ist das Cranae Homers [5]). Das heutige Spezia, am Eingange des Meerbusens von Argos (Napoli di Romania), soll das alte Tiparenus seyn [6]). Das benachbarte Hydra ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen blühender Schiffahrt, indem diese kleine Insel von wenigen Meilen im Umfange, deren felsiger Boden kaum das gemeinste Gemüse gibt, eine Bevölkerung von 25000 Seelen, dreyhundert Handelsschiffe, und unter seinen Bewohnern Millionäre zählt [7]). Nördlich von Hydra an der argolischen Küste ist die Insel Poros mit der gleichnamigen Stadt, das alte Kalavria, auf dessen Gipfel Dodwell die Ruinen des berühmten Tempels des Neptun fand [8]); derselbe war einer der ältesten und heiligsten ganz Griechenlands; er bestand, ehe Delos der Latona und Delphi dem Apoll geheiligt war [9]); es sind nur einige wenige Ueberbleibsel von Mauerwerk mehr zu sehen, und darunter keine einzige Säule [10]). Merkwürdiger sind die Ruinen des Tempels des panhellenischen Zevs auf Aegina, dessen dorische Säulen sich auf dem Berge Panhellenus sehr vortheilhaft ausnehmen [11]).

Nördlich von Aegina liegen verschiedene kleine Eilande,

---

[1]) Dodwell II. S. 348. [2]) Dodwell I. S. 87. [3]) Dodwell II. S. 146, und Vaudoncourt, S. 210. [4]) Vaudoncourt, S. 211. [5]) Eben da, S. 203, und Walpole's Memoirs, S. 57. [6]) Vaudoncourt, S. 402. [7]) Holland, S. 424. [8]) Dodwell II. S. 274. [9]) Eben da, S. 276. [10]) Eben da. [11]) Dodwell I. S. 576, Clarke II, Sect. II. S. 605.

welche heute Angistri, Moni, Perdica, Metopi und Daruſa heißen, nebſt einigen ungenannten Felſen; dieß ſind vermuthlich die Craugiae duae, Caediae duae, Selachusa, Dacenchris und Apsis des Plinius. Zwey andere Inſeln, mehr gegen die Mitte der Bucht gelegen, heute Diapora und Elaoſa genannt, ſind vermuthlich Dendros und Elaeusa des Plinius [1]). Salamis, gegenüber von Athen, heute in einem unbebauten Zuſtande, nur von Griechen bewohnt, die einer ziemlichen Freyheit genießen. Von dem Kloſter des Berges iſt eine herrliche Ausſicht, wovon dasſelbe vermuthlich Phaineromene heißt. Das gegen Athen zunächſt gelegene Vorgebirge der Inſel iſt das alte Kynoſura, welches ſeinen Namen vom Hunde des Themiſtokles hat, der ſeinem Herrn von Attika aus bis hieher nachſchwamm, und hier begraben ward [2]). Der heutige Name von Salamis iſt Koluri [3]). Im Meerbuſen von Korinth, in der Nähe von Patras, liegt die Inſel Triſonia [4]), mit zwey Häfen für etwa dreyßig Handelsſchiffe. Kala Niſia [5]) ſind vier kleine Inſeln an der megariſchen Küſte, von Geiſtlichen bewohnt und von Hirten beſucht. In der Nähe von Eleuſis (zwiſchen der attiſchen Küſte und Salamis) ſind die pharmakuſiſchen Inſeln [6]), und ſüdlich von Salamis, gegen das Vorgebirg Sunium, die meturiſchen [7]). Hart an der weſtlichen Spitze dieſes Vorgebirges liegt Gaideroniſi (die Eſelsinſel), das ehemalige Patrokleia [8]), und auf der anderen öſtlichen Seite desſelben Vorgebirges Makroniſi (die lange Inſel) das alte Helene.

Auf der öſtlichen Seite der böotiſchen Küſte liegt Euböa, heute Negroponte, das größte Eiland des Archipels, über welches Hobhouſe [9]), Hawkins [10]), Dodwell [11]) und Raike [12]) neue Aufklärungen gegeben haben. Dodwell beſchreibt ſowohl die neue, als die alte Brücke des Euripus, und gibt in Kurzem die alte und neue Geſchichte der Inſel, mit den verſchiedenen Namen derſelben, und denen ihrer Städte und Berge [13]). Auf dem Gipfel des Och a fand Hawkins die Ruinen eines ſehr alten Tempels, und in der Bay von Karyſto die Fundgruben des karyſtiſchen Marmors, welcher der Cipolino der römiſchen Antiquare iſt [14]). Auf eine ſehr genugthuende

---

[1]) Dodwell I. S. 563. [2]) Eben da, S. 577. [3]) Pouqueville IV. S. 64. [4]) Eben da, S. 41. [5]) Eben da, S. 50. [6]) Eben da, S. 69. [7]) Eben da, S. 60. [8]) Hobhouse, S. 407, Vaudoncourt; S. 180, Clarke II. Sect. II. S. 453. [9]) Hobhouse, S. 457. [10]) Walpole's Travels, S. 285, und Memois, S. 530. [11]) Dodwell II. S. 150. [12]) Walpole's Memoirs, S. 297. [13]) Dodwell II. S. 150 — 153. [14]) Walpole's Travels, S. 288.

Weise erklärt Hawkins den Syrinx Strabo's als eine Art von halbrund künstlich ausgehölten, überbrückten und auf beyden Seiten der Brücke mit Thürmen vertheidigten Kanal, dessen Ansicht und Grundriß beygefügt wird [1]). Die Pflanzen und Muscheln, welche auf Euböa gefunden werden, hat Dr. Sibthorp beschrieben [2]), und bey dieser Gelegenheit zwey interessante Bemerkungen beygefügt über den Leckerbissen der Leber des Fisches Skaros, und eine sonderbare Gewohnheit der Neugriechen, dem Fische Melanuros unter Hersagung gewisser Formeln Brot vorzuwerfen [3]). Dadurch wird die Stelle des Plinius erläutert: Melanuri in mari panem abjectum rapiunt, und die neugriechische Formel sowohl, als der ganze Gebrauch erinnert an das morgenländische Sprichwort: Thue das Gute, wirf es ins Meer; Weiß es der Fisch nicht, weiß es der Herr.

Euböa oder Negroponte, Kreta oder Kandia und Cypern oder Kibris sind bekanntlich die drey größten Eilande des Archipels. Auch über die beyden letzten erhalten unsere Reisewerke neue Aufschlüsse. Herr Cockerell hat den ganzen Plan des sogenannten kretischen Labyrinthes geliefert, welches nichts als Steingruben sind, aus denen die Materialien zu dem Baue des benachbarten Gortys genommen wurden [4]).

Cypern besuchte der Oberste Leake, welcher mit Recht bezweifelt, ob die sogenannte Kirche St. Sophia zu Nikosia wirklich von Justinian erbaut worden sey [5]). Nach Turner steht Nikosia (Levkosia) auf der Stelle des alten Tremitos [6]); er hält die Angabe von 5000 Häusern für übertrieben, und glaubt, die Stadt habe deren nicht mehr als 3500, die meisten derselben elende Hütten aus Lehm [7]). Die Bevölkerung des ganzen Eilandes gibt er zwischen sechzig- und siebzigtausend Seelen an, wovon vierzigtausend Griechen [8]); auch liefert er einen Ausweis des Handels, dessen vorzüglichste Artikel Baumwolle, weiße und gelbe Seide, Wolle, Schafe und Hornvieh, Korn, Gerste, Oehl, Karruben, gemeiner und edler Wein und Salz sind [9]). Dem Namen nach steht die Insel unter dem Kapudanpascha, wird aber in der That von dem griechischen Bischofe und seinem Klerus regiert [10]). Um die irgendwo gemachte Bemerkung zu erhärten, daß die Kleidung der Griechinnen auf Cypern mehr als irgendwo

---

[1]) Walpole's Memoirs, S. 530. [2]) Eben da, S. 282. [3]) Eben da, S. 286. [4]) Walpoles Travels, S. 402. [5]) Eben da, S. 245. [6]) Turner II. S. 542. [7]) Eben da, S. 547. [8]) Eben da, S. 36. [9]) Eben da. [10]) Eben da, S. 577.

anders sich der altgriechischen Kleidung nähere, beobachtete und beschreibt Turner dieselbe mit großer Genauigkeit [1]). Die Türken auf Cypern sind die zahmsten, und das Neugriechische, das hier gesprochen wird, ist das verderbteste der ganzen Levante [2]). Die hiesigen Tabakspfeifen, welche von Haleb kommen, sind nicht, wie die gewöhnlichen, aus Kirschholz, sondern aus Jasmin, mit rother oder blauer Baumwolle umwunden, welche in Wasser getaucht wird, um den Rauch zu kühlen [3]). Turner beschreibt die Ruinen von Neupaphos und Altpaphos, und gibt ein Paar unter den Ruinen des letzten gefundene Inschriften, welche aber, wie aus der Vergleichung mit den früher in den topographischen Ansichten gelieferten Abschrifschriften derselben erhellet, sehr fehlerhaft abgeschrieben worden sind [4]). Limasol ist eine elende Stadt von 150 Häusern aus Lehm, wo aber von den funfzig Schiffsladungen, welche Cypern ausführt, jährlich allein zwanzig geladen werden [5]). Die Ruinen von Famagosta, welches 20000 Häuser und 365 Kirchen enthalten haben soll, sind malerisch anzusehen [6]). Die gothische Kirche (heute eine Moschee) hieß, wie die zu Nikosia, St. Sophia, und in derselben sind Grabschriften mit gothischen Buchstaben, welche alle Aufmerksamkeit künftiger Reisender verdienen. Die von T. abgeschriebene scheint fehlerhaft abgeschrieben worden zu seyn [7]). Unter den Klöstern Cyperns sind die berühmtesten die von St. Thekla [8]), St. Barbara [9]), an dem Fuße des Berges Santa Croce, und Kikkos, von wo eine herrliche Aussicht auf die karamanische Küste, von zweyhundert Mönchen bewohnt [10]), endlich das des heiligen Sergius und Bacchus, welches T. falsch St. Sergias und Vacha nennt [11]). Clarke, welcher ebenfalls Cypern besuchte, sah nur Larnaka und Nikosia, und spricht gelegentlich von phönicischen Idolen und cyprischen Siegelringen, deren Buchstaben den hetruskischen gleichen, woraus er den Schluß ziehen will, daß Phönicier und Hetrusker dasselbe Volk gewesen sey [12]).

Wir verlassen Cypern, um uns nach Rhodos zu begeben, welches in nicht großer Entfernung von der asiatischen Küste auf derselben Höhe, wie Cerigo, vor der Spitze des Peloponnesus gelegen, gleichsam die Vorwache der östlichen

---

1) Turner II. S. 581. 2) Eben da, S. 582. 3) Eben da, S. 545. 4) Eben da, S. 565. 5) Eben da, S. 568. 6) Eben da, S. 537. 7) Eben da, S. 538. 8) Eben da, S. 530. 9) Eben da, S. 533. 10) Eben da, S. 552. 11) Eben da, S. 549. 12) Clarke II. Sect. I. S. 327.

Inseln des Archipels hält. Turner gibt die Bevölkerung von Rhodos auf zwanzigtausend Seelen an, worunter nur sechstausend Türken [1]). Der Beg sendet jährlich dreyhundert Beutel nach Konstantinopel. Die Verlassenschaft Hassanbegs, den der Schreiber dieser Zeilen persönlich sehr wohl gekannt, soll sechs Millionen Piaster betragen haben [2]). In Betreff der Stelle des Kolosses glaubt T., daß derselbe weder an dem Eingange des Hafens Mandraici (dessen Breite 450 Fuß, und folglich zu groß), noch auf der Stelle des Bogens der Stadtmauer am Hafen (welche nur 31 Fuß breit, und folglich zu schmal ist), sondern zu innerst des Hafens Mandraici, zunächst einem kleinen Teiche, auf der Stelle des heutigen Dammes (der gerade sechzig Fuß lang ist, und daher die gehörige Entfernung des Kolosses hat) gestanden habe [3]). Die Inschriften, welche Clarke von Rhodos liefert, sind nach den in den topographischen Ansichten gegebenen zu berichtigen. So z. B. soll die Zeile *IHNΩNNAOTNOT* heißen *ΞHNΩN NAOT MOT* u. s. w. [4]).

Die in der Nachbarschaft von Rhodos gelegenen Inseln sind: Syme, berühmt durch seine Taucherinnen [5]), welche seit Sultan Suleimans Zeiten weiße Turbane tragen zur Belohnung der Dienste, die sie dem Sultan bey der Eroberung von Rhodos leisteten [6]). Das sonderbare Erbgesetz, wodurch die Mädchen in der Erbschaft des väterlichen Gutes nachfolgen, die Söhne aber gleichsam enterbet werden, herrscht auch auf Syme [7]). Hawkins hat über dieses, mehreren Inseln des Archipels gemeinsame Erbgesetz eine besondere Abhandlung geliefert [8]).

Das alte Nisyros heißt heute Nizari, wo, wenn mehrere um ein Mädchen werben, ein Wettstreit im Tauchen angestellt wird, und der beste Taucher das Mädchen erhält [9]).

Chalke ist durch seine Schwammen, welche häufig an der Küste gefischet werden, berühmt [10]). Zwischen Chalki und Nisyros liegt das Eiland Episkopi [11]).

Kos, heute Stancho, ist nach Cypern eines der elendsten griechischen Eilande. Die Bevölkerung beträgt achttausend Seelen, wovon fünftausend Türken. Die gleichnamige Hauptstadt hat etwa zweytausend größtentheils türkische und meistens verfallene Häuser [12]).

---

[1]) Turner III. S. 9. [2]) Eben da, S. 11. [3]) Eben da, S. 15. [4]) Clarke II. Sect. I. S. 229. [5]) Eben da, S. 230. [6]) Turner III. S. 23. [7]) Eben da, S. 24. [8]) Walpole's Travels, S. 392. [9]) Clarke II. Sect. I. S. 214. [10]) Turner III. S. 5. [11]) Eben da. [12]) Eben da, S. 41.

Die sogenannte Quelle des Hippokrates ist mit einem Gebäude bedeckt, das unstreitig hellenischen Ursprungs ist [1]). Die Regierung wird von dem Siegelbewahrer des Sultans, Mühürdar (nicht Moukoudar, wie Turner schreibt [2]), verpachtet.

Von Kos steuern wir in nördlicher Richtung bey Kalymo und Lero vorbey nach Patmos und Samos.

Leros, heute Leria, dessen Kloster und Stadt Lera heißt, ward von Clarke nur im Vorbeyschiffen gesehen [3]), aber auf Patmos machte er reiche Ausbeute an Manuscripten und Pflanzen [4]). Den Plan der Citadelle von Patmos hat Walpole aus dem Reisetagebuche Whittington's geliefert [5]). Patmos enthält nicht weniger als 240 Kirchen, die gleichnamige Stadt besteht aus 589 [6]) Häusern, nach Turner nur aus 400 [7]). Die Insel gehört dem Kapudanpascha, und trägt jährlich nur ein paar Tausend Piaster.

Zu Samos sieht man noch die Ruinen des berühmten Tempels der Juno [8]) und die Grotte des Pythagoras, welche heute in ein Kloster verwandelt ist [9]). Samos bezahlt jährlich 36000 Piaster Abgaben an die Pforte, und der Kapudanpascha hebt zu Kriegszeit jährlich siebzig Einwohner aus, deren jeder sich nur mit fünf- bis sechshundert Piaster loskaufen kann. Das Eiland ist das reichste des Archipels an Gold und Silberminen, die aber nicht zu Tage liegen, und die Einwohner sind die größten Ränkeschmiede. Der Hauptort ist Vathi, der türkische Statthalter lebt aber zu Kolonna [10]). Oestlich von Samos liegen die Eilande Nikaria und Furna, beyde heute der gewöhnlichste Aufenthalt der Seeräuber des Archipels [11]).

Zum Schlusse dieser Uebersicht des Archipels, so weit derselbe von den obigen Reisebeschreibern beschrieben worden, fügen wir die türkischen Namen der vorzüglichsten Inseln bey, welche bisher in keinem erdbeschreibenden Werke vollständig geliefert worden sind. Dieselben sind aus dem Bahrije, d. i. dem See-Atlas des türkischen Commodore Piri-Reis entnommen, welcher denselben für Suleiman den Großen im Jahre der Hedschira 927 (1520), d. i. im ersten Jahre der Regierung desselben, zu Gallipolis verfaßte, und wovon eine

---

[1]) Turner III. S. 47. [2]) Eben da, S. 48. [3]) Clarke II. Sect. II. S 340, und Turner II. S. 9. [4]) Clarke II. Sect. II. S. 337, 346. [5]) Walpole's Travels, S. 44. [6]) Eben da. [7]) Turner III. S. 100. [8]) Eben da, S. 105. [9]) Eben da, S. 116. [10]) Eben da, S. 110. [11]) Eben da, S. 111. Clarke II. Sect. II. S. 367 — 369.

doppelte Ausgabe besteht. Dieß ist der auf der königlichen Bibliothek zu Berlin unter den Handschriften von Diez befindliche See-Atlas, wovon dieser in seinen Denkwürdigkeiten von Asien (I. S. 33—71) Nachricht gegeben, ohne den Verfasser und die meisten der genannten Oerter unter ihren türkischen Namen zu erkennen. Dieses kostbare Werk befindet sich, außer der königlichen Bibliothek von Berlin, noch auf der zu Dresden Nr. 43, auf der vatikanischen und auf der des Institutes von Bologna, auf der letzten unter den Marsiglischen Handschriften in doppelter Ausgabe. Der Verfasser war ein Neffe des berühmten türkischen Seefeldherrn Kemal-Reis, welchen Spandugino (Florentiner Ausgabe 1551, S. 71) Camali valorosissimo capitano de' Turchi nennt, und begleitete denselben im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts auf seinen Raubzügen durch das mittelländische Meer, so, daß er die Ufer und Inseln desselben aus Selbstansicht beschreibt. Die von ihm beschriebenen Inseln des Archipels sind: 1) Bosdscha adassi, d. i. Tenedos. 2) Imrus, d. i. Imbros. 3) Semendrek, Samothrake. 4) Ilmeli, Lemnos. 5) Taschus, Thasos. 6) Egripos, Negroponte. 7) Midilli, Mitylene. 8) Sakis, Chios. 9) Ipsara, Ipsara. 10) Ssussam, Samos. 11) Himaran, d. i. die Esel, bloß eine Uebersetzung des griechischen Namens Gaitharo nisi. 12) Chorschid, Hyethusa, und Fornas, Pharmathusa. 13) Ahi keria, Ikaria. 14) Batnos, Patmos. 15) Ileros, Lero. 16) Gelmes, Kalymne. 17) Istankoi. Stanchio (Kos). 18) Sumbeki, Symnos. 19) Rhodos, Rhodos. 20) Harke, Chalke. 21) Illegi, Piscopia. 22) Indschirli, d. i. die Feigentragende, Nisari. 23) Istanbolia, Stampalia. 24) Kotsch papas, d. i. der alte Pfaffe, Lantha (Lebynthos). 25) Ardisch dschik, Chinara. 26) Jamurgi, Amorgo. 27) Ania, Nio. 28) Odunlüdsche, d. i. die Holzreiche, Chero (südwestlich von Amorgo). 29) Jassidsche, Cosinissa. 30) Kinali ada, d. i. die Insel, worauf Henna wachst, Heraklia. 31) Nakscha, Naxos. 32) Bara, Paros. 33) Sira, Syra. 34) Ssighirdschikler, d. i. die beyden kleinen Staare, Groß- und Klein-Delos. 35) Mokene, Mycene. 36) Istendil, Tine. 37) Andria, Andros. 38) Dersi kiassi, d. i. der Schneiderfels, Thermia. 39) Harem adassi, Kuluri. 40) Beberdschik, Makronisi, d. i. die lange Insel, nächst dem östlichen Ufer vom Capo colonne, welches auf türkisch Temascha burnu, d. i. das Vorgebirge der Aussicht, heißt. 41) Piade adassi, d. i. die Fußgänger-Insel, ist vermuthlich Pintheneſia. 42) Dschamlidscha,

ist vielleicht Poro, wenn nicht Hydra, welches aber 43) unter dem Namen Ssuludsche, d. i. die wässerige, versteckt zu seyn scheint. 44) Tschoka adassi, Cerigo. 45) Sigilie, Cerigotto (Aigilia). 46) Owadschik adassi, Pori? 47) Pascha adassi, Cervi? 48) Portokali adassi, d. i. die Insel Capo Gallo. 49) Buinus adassi, d. i. die Horninsel, vermuthlich Caprero. 50) Spienche (Sapienze). 51) Saklisse, Zante. 52) Poradna, Prodano. 53) Mallu kilisse, d. i. die reiche Kirche, zwey Inseln, dreyßig Meilen von Zante entfernt (Pontico?). 54) Palusia adassi, Wasiliko. 55) Kefalonia, Cephalonien. 56) Kudschalar Curzolari. 57) Leskade, Leucas oder Santa Maura. 58) Pakscho, Paxos. 59) Antubakscha, Antiparos. 60) Korfus, Korfu. 61) Sementrek, Samothraki. 62) Sasane, Saseno, gegenüber von Valona. 63) Elbe, Elba. 64) Pilanuse, Pianosa. 65. Kötschi adasi, Cervoli. 66) Kestanelü, Palmajola. 67) Kalibura. Kapraja. 68) Ilidsche, Isola del Ciglio. 69) Kersika, Korsika. 70) Sardinia, Sardinien. 71) Eschek adassi, d. i. die Eselsinsel, I. Madalena. 72) Dschinara, Asinara. 73) Adadassi, I. piana. 74) Kadin budi, die wörtliche Uebersetzung von Coscia di donna, auf der westlichen Seite Sardiniens. 75) Malmana, Malavento. 76) Ssapetra, San Pietro. 77) Palmadulsu adassi, I. San Antiego. 78) Kisil ada, die wörtliche Uebersetzung von Isola rossa. 79) Frenk mussa adaleri, die Inseln des fränkischen Moyses, vor Cagliari gelegen, und also vermuthlich Serpentera. 80) At adassi, die wörtliche Uebersetzung von Isola cavallo, zwischen welcher und zwischen 81) Senan adassi vermuthlich Isola Bosouda Pirrëis mit Kemal-Reis durchfuhr. 82) Minorka, Minorka. 83) Majorka, Majorka. 84) Larisch adassi, die hyerischen Inseln. 85) Bawisa, Iviça. 86) Sidschilia, Sicilien. 87) Kisil elma, nahe von Marseille, vermuthlich Isle de Camargue. 88) Dschesire, (die Halbinsel oder Insel) Algesiras. Die vielfache Zahl davon heißt 89) Dschesaie, d. i. Algier. 90) Gharbijet, Gerbe. 91) Dschesirei chatun, d. i. die Fraueninsel, gegenüber von Tortosa, und also vermuthlich Aradrus oder die andere nächstgelegene 92), welcher aber der Name Chidr Elias adassi, d. i. die Insel des Elias, zuzugehören scheint. 93) Kibris, Cypern. 94) Gögerdschin adassi, d. i. die Taubeninsel, im Golf von Satalia. 95) Meis, ehemals Cisthene, gegenüber von Castel rosso. 96) Kara dogan baba, die Insel vor Megri (Makri). 97) Kerpe adassi, Scarpanto. 98. Ufunada, die lange Insel, d. i. Nisyra. 99) Anasia adassi,

Anaphos. 100) Santorin, Santorin. Nach dieser türkischen Namensübersicht des Archipels und mittelländischen Meeres sey es dem Recensenten erlaubt, seine Umfahrt mit den Worten der Periegesis des Dionysios zu beschließen:

Nun leb' wohl, Festland, lebt wohl ihr Inseln des Meeres,
Oceanische Flut und heilig Gewoge des Pontos,
Und ihr Fluss', lebt wohl, ihr Quellen und waldichte Berge,
Weil ich schon durchlief des Meeres sämmtlichen Umkreis.

J. v. Hammer.

Art. III. *Researches in Greece*, by William *Martin-Leake*. Part I: Remarks on the Languages spoken in Greece at the present day. London 1814. XIX u. 472 S. 4.

Dieses noch immer unübertroffene, klassische Werk des englischen Majors Leake, der in öffentlichen Angelegenheiten vor 1813 über zehn Jahre in dem zwischen dem Athos, dem Kap Matapan und dem alten Apollonia enthaltenen Dreyeck Griechenlands zugebracht hat, und diese Anwesenheit an Ort und Stelle hauptsächlich zu einer vergleichenden Geographie des alten und des jetzigen Griechenlands benutzte, — ward von uns bereits in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung 1815, in so weit es die Griechen und die griechische Sprache betrifft, angezeigt; damals aber die Kapitel über die albanische, die walachische und die bulgarische Sprache nicht weiter besprochen.

Wir haben seitdem mit Leidwesen bemerkt, daß Leake's treffliche Arbeit, — sey's weil sie nur der erste Theil eines folglich noch unvollendeten Werkes (der zweyte wird die vergleichene Geographie mit einer, solchen inneren und äußeren Hülfsmitteln entsprechenden Karte enthalten), sey's auch, daß der englische Preis, drey Pfund, schreckte —, beynahe gar nicht, oder höchstens nur dem Rufe nach und in fremden Auszügen in Deutschland bekannt geworden! So jammert z. B. selbst der Herausgeber der Leukothea, Dr. Iken *) — in der Seestadt

---

*) Im Vorbeygehen können wir Iken's ideale Nachricht, — daß die in Wien erscheinenden griechischen literarischen Journale: Ἑρμῆς ὁ Λόγιος und Καλλιόπη, 1821 auf höheren Anlaß aufhörten, reell, mit gutem Wissen und Gewissen dahin berichtigen, daß die Redaktoren selbst sie aufließen, weil — sie nicht wußten, wie und ob sie die Druckkosten wieder einbringen sollten. Der Τηλεγράφος, ein politisches Journal, aber lebt fort; vermuthlich, weil sein Redakteur beydes weiß.

Bremen, — daß er Leake's Werk nicht aus Autopſie kenne; und Profeſſor Vater, der mit der ganzen Welt in Verbindung ſtehende Linguiſt in Halle, kennt 1822 in den Vergleichungstafeln der europäiſchen Stammſprachen ꝛc. wohl Hobhouſe's und Pouqueville's Auszüge aus da Lecce's albaneſiſcher Grammatik; aber Leake's originale, an Ort und Stelle aufgenommene, von einem Eingebornen durchgeſehene, mit deutſcher Genauigkeit behandelte albaneſiſche Grammatik, — bisher die beſte, — nicht einmal vom Hörenſagen!

Die europäiſche Türkey iſt der am wenigſten bekannte Theil Europa's; ſie iſt dermal der Schauplatz einer folgenſchwangeren inneren Parteyung, zu deren Schlichtung vielleicht einige ihrer nördlichen Gebirgsbewohner berufen ſind, die Hr. Leake, mit ſelbſtſtändiger Benützung unſeres zu früh verſtorbenen Thunmann, aber auch aus eigenen Studien und Forſchungen im Lande ſelbſt, nach ihren bisherigen Schickſalen ſo klar und lichtvoll darſtellt, daß wir des Dankes der Leſer für eine getreue Ueberſetzung und gelegenheitliche Beanmerkung dieſes Theils ſeiner Researches ins voraus gewiß zu ſeyn hoffen dürfen; uns vorbehaltend, das Reſultat ſeiner ſprachlichen Daten zu einem anderen Zwecke ſeiner Zeit ebenfalls zu verarbeiten.

Aus Leake's Vorrede.

Die Unterſuchungen, deren erſter Theil hier dem Publikum vorgelegt wird, wurden in den Gegenden Griechenlands gemacht, die innerhalb der drey Punkte: Berg Athos, Kap Tänarus und der Stadt Apollonia in Illyrikum, eingeſchloſſen ſind.

Da die Wechſelfälle des öffentlichen Dienſtes den Verfaſſer im Verlaufe von zehn Jahren zu verſchiedenen Malen in dieſe Länder geführt, und ihn genöthigt haben, nicht weniger als vier ganze Jahre darin zu wohnen, ſo wäre es unverzeihliche Nachläßigkeit geweſen, ſeine Muße nicht zu einigen Unterſuchungen über den Zuſtand eines eben ſo intereſſanten als unvollkommen gekannten Landes zu verwenden.

Des Verfaſſers Hauptgegenſtand war eine Vergleichung der alten und der heutigen Geographie, mittelſt Gegeneinanderhaltung der in den alten Autoren enthaltenen Daten und des gegenwärtigen Zuſtandes des Landes.

Da die Landesſprachen (der einzige Schlüſſel zur Erlangung eines genaueren Verſtändniſſes in fremden Ländern) einer der erſten Gegenſtände ſeiner Forſchung waren, ſo möchten einige Bemerkungen über dieſelben eine ſchickliche Einleitung zu den übrigen Zweigen der Unterſuchungen bilden.

Es war des Verfassers erste Absicht, diese Bemerkungen über die jetzt in Griechenland gesprochenen Sprachen innerhalb der Grenzen einer Einleitung einzuschränken; — aber die sehr dürftige Kenntniß, die das Publikum über das jetzige Griechisch (1814) besitzt, versuchte ihn, zu glauben, daß er nicht kürzer hätte seyn können, ohne weniger nützlich zu seyn; während die Auskünfte über die übrigen Sprachen in diesem Lande, die er in der Lage war, sich zu verschaffen, das Werk zu dem Umfange eines ganzen Bandes anwachsen machten, und ihn bewogen, es als einen ersten Theil dieser Untersuchungen dem Publikum darzubringen.

Er kann nicht glauben, daß es, so isolirt, von umfassendem Interesse seyn werde; doch kann es den Fond des Philologen in etwas vermehren, und dürfte denen nicht unangenehm seyn, die Amtspflicht oder andere Zwecke nach Griechenland führen, zu einer Zeit, da unser Besitz einiger seiner Inseln den Verkehr dieses Landes mit England vermehrt hat.

Die heutige Sprache der Griechen steht zu ihrer alten Mutter in eben dem Verhältnisse, wie die Armuth und Herabwürdigung der jetzigen Generation zu der Verfeinerung und dem Reichthume ihrer Vorfahren [1]). In Hinsicht des praktischen Nutzens jedoch hat sie den Vortheil, noch heut zu Tage die Redesprache von zwey bis drey Millionen [2]) Menschen, und durch die ganze Türkey mehr oder weniger üblich zu seyn. Eine vollkommene Kenntniß des Neugriechischen kann nicht erlangt werden, ohne vorhergehendes Studium des Altgriechischen: aber ersteres gäbe einen sehr schicklichen Anhang zu den gewöhnlichen akademischen Studien! Indem es zu einem besseren Verständnisse der physischen und nationalen Eigenthümlichkeiten Griechenlands und seiner Bewohner, so wie zu einer Menge Analogien in den Sitten und Ansichten der Alten und Neuen leitet, wird es uns zu einer richtigeren Kenntniß des wichtigsten Zweiges der alten Geschichte und einer innigeren Vertrautheit mit der Lieblingssprache des Geschmacks und der Wissenschaft einführen.

Manchen dürfte es bedünken, daß der Verfasser, der armen und barbarischen Sprache Albaniens mehr Aufmerksamkeit geschenkt habe, als sie verdient. Und doch kann sie nur mit Interesse betrachtet werden, als einen eigenen Charakter behauptend inmitten der sie rings umgebenden Sprachen, und weil sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, die alte illyrische ist, mit eini-

---

[1]) Talis hominibus oratio, qualis vita. *Seneca*, ep. 114.

[2]) Also nicht zehn Millionen, wie die Griechen selbst angeben. Anm. d. Uebers.

gen Veränderungen, wie deren die lateinische und griechische durch die deutschen und slawischen Eroberer Süd-Europa's erfahren *).

Spätere Ereignisse, die den Strom französischen Ehrgeizes gehemmt (1814), mögen Albaniens politische Wichtigkeit vermindert haben; aber zu der Zeit, als diese Untersuchungen gemacht wurden, hatte seine Sprache einen erhöhten Anspruch auf Berücksichtigung erhalten, durch die Veränderungen, die das Land, worin sie gesprochen wird, mit unseren Feinden in Berührung brachten, die kein Geheimniß daraus machten, daß sie durch Albanien einen Weg nach Griechenland suchten. Unter diesen Umständen ward es doppelt interessant, einige Kenntniß von der Sprache eines Volkes zu gewinnen, das, als Soldat, irregulär und undisciplinirt, aber vollkommen vertraut ist mit dem Gebrauche der Waffen; wild, unwissend und unzivilisirt, aber enthusiastisch eingenommen für seine vaterländischen Berge; das zu den Vortheilen eines Landes, das einem Angreifer die stärksten Hindernisse der Natur entgegensetzt, noch jene Entschlossenheit, jedem fremden Eindringling zu widerstehen, und jenes Vertrauen in seine Fähigkeit, sich zu vertheidigen, hinzuthut, die bis dahin manchem gebildeteren Volke Europa's gefehlt hatten.

Die bulgarische Sprache ist (für unsere gegenwärtige Aufgabe) auf die nördlichen Distrikte Macedoniens; und die walachische auf einige Kolonien beschränkt, die längs der Kette des Pindus und den Quergebirgen, die ihn mit dem Olymp verbinden, zerstreut sind.

Die türkische ist eine fünfte Sprache, die innerhalb der Grenzen Griechenlands geredet wird: doch dürften sich Bemerkungen über dieselbe besser für ein Werk über Klein-Asien oder Konstantinopel, wo sie in ihrer Reinheit gesprochen wird, schicken, als bey Griechenland, wo sie selbst von Moslimen wenig verstanden wird, und wo ihr Gebrauch sich auf einige große Städte und einige Distrikte Macedoniens beschränkt. — (Der Rest der Vorrede verbreitet sich über den Inhalt und die Materialien des zukünftigen zweyten Bandes, der die Vergleichung der alten und der neuen Geographie Griechenlands mit einer Karte enthalten werde. Ob nach dem, so lange Arbeit fordernden zweyten Bande noch ein dritter nöthig seyn werde, könne Herr Leake, bey so vielen anderen verständigen Reisekonkurrenten, nicht vorhersagen. Bey dem Mangel einer vollkommenen Karte habe der Verfasser bald die alten, bald

*) Das jetzt sogenannte Illyrische ist slawisch.

die neuen Ortsnamen gebraucht, je nachdem die einen oder die anderen bekannter ſeyen; doch habe er die alten in der Vorrede und im Werke ſelbſt immer durch Kurſivdruck unterſchieden. Mit d'Anville's Karte der Graecia antiqua und Arrowſmith's letzter Ausgabe der europäiſchen Türkey könne man ihm indeſſen folgen.)

I. Die Arnauten oder Albaneſen.

Ueberblick ihrer Geſchichte.

Durch die ganze Geſchichte Griechenlands, von ihrem erſten Anbeginne bis zum Falle des Kaiſerreichs von Konſtantinopel, finden wir ein Volk, das von den Griechen in Herkunft und Sprache verſchieden, den Nordweſten des Landes bewohnt, längs den Gebirgen, die die Seeküſte begrenzen, oder in gleicher Richtung mit ihr fortlaufen. Dieſe Ungriechen ſcheinen ſüdlich bis zur Bay von *Ambracia* [1]) gereicht zu haben; denn Scylax (in ſeinem Periplus) hält dieſe Bay für die Nordgrenze Griechenlands auf der Weſtſeite, und Thucydides [2]) nennt die *Amphilochi*, die die Hügel um ſie bewohnten, Barbaren; dadurch verſtehend, daß ſie eine von der griechiſchen verſchiedene Sprache redeten. Derſelbe Geſchichtſchreiber [3]) gebraucht das Wort Barbar von dem Volke an der Küſte von *Epirus*, gegenüber von *Sybota*; und Strabo [4]) ſagt uns, daß die Völker von *Epirus* mit Illyriern gemiſcht waren, und zwey Sprachen redeten; damit entweder meinend, daß, wie noch jetzt der größere Theil der Albaneſen, ſie nebſt ihrer Mutterſprache auch griechiſch ſprachen, oder daß die epiroteſiſche Sprache verſchieden war von der illyriſchen, und vielleicht eine andere Mundart der Sprache, die durch ganz Macedonien und die Nachbarländer geſprochen wurde, ehe die griechiſche Literatur und Civiliſation ſich über dieſe Gegenden verbreitet hatte [5]). Es will ſcheinen, daß in *Epirus* und jenem Theile von

---

[1]) Die mit Kurſivlettern gedruckten Eigennamen ſind alte, klaſſiſche; die heutigen ſchreibt Herr Leake mit Antiqua, und der richtigen Ausſprache wegen mit Accenten. Das kurſive *e* unter der Antiqua in albaneſiſchen Wörtern lautet nach Leake's Kombination wie das franzöſiſche e muet; das kurſive *tz* wie tſch, das *s* beyläufig wie ſch (polniſch ś?); welches alles wir ihm billig, zum Beſten der Leſer, nachthun.

[2]) Thucyd. libr. 2, p. 145 ed. H. Steph.

[3]) Thucyd. I. p. 33.

[4]) Strabo, VII. p. 326, 327 ed. Casaub. Paris.

[5]) Mannert hat eine dritte Anſicht. Nach ihm mögen dieſe Illy-

Illyricum, der später Neu-Epirus hieß, dieser Wechsel nie in dem Grade eintraf, wie in Thessalien und Macedonien, und daß die hohen Gebirge und die äußerste Rauhheit dieses Landstrichs den Ueberbleibseln der Eingebornen zu allen Zeiten eine sichere Zuflucht gegen fremde Eindringlinge gewährten.

Diese Annahme wird großermaßen bestätigt durch die Reste einer besonderen Sprache, die die Grundlage der heutigen albanesischen bilden; und man darf annehmen, daß alle Wörter, die im heutigen Albanesischen in Klang und Bedeutung denen anderer lebenden Sprachen entsprechen, den Revolutionen angehören, die so manche fremde Nationen nach oder in die Nähe Albaniens gebracht; und daß diese fremden Wörter sich darin in eben dem Verhältnisse finden werden, als der Eindruck, den die verschiedenen Rassen von Fremden auf das Land selbst gemacht haben.

Von den griechischen Wörtern, die im Albanesischen vorkommen, haben einige (wenige), innere Kennzeichen, daß sie vor dem Verderben der (griechischen) Sprache aufgenommen worden; ein größerer Bestandtheil hat die nämliche Evidenz seiner Aufnahme aus dem Romaischen (Neugriechischen). Auch gibt es einige, deren Form, da sie im Altgriechischen eben so, wie im neuen, kein sicheres Datum darbietet.

Lateinische Wörter sind zwey bis drey Mal so zahlreich (im Albanischen) als griechische; aber noch immer unter dem Verhältnisse, in welchem sie sich in den übrigen lebenden Sprachen Europa's finden. Dieß mag zum Theil der abgeschlossenen Lage und den kriegerischen Sitten der Bergbewohner Albaniens zugeschrieben werden, die, indem sie sie immer vor völliger Unterjochung unter Roms Zepter schützten, auch ihre Sprache, wie die der pyrenäischen und kantabrischen Gebirge, vor so starker Mischung mit Latein bewahrten; theils aber auch dem Studium der lateinischen Sprache, das im civilisirten Europa seit der wieder auflebenden klassischen Literatur so sehr die Oberhand gewonnen hat. Die wenigen Wörter gothischen Ursprungs, die sich im Albanischen finden, müssen im fünften Jahrhundert in Gebrauch gekommen seyn, als Alarich's Gothen sich des größten Theils beyder Epirus völlig bemächtigt hatten, besonders des nördlichen, wo wir später einige ihrer Nachkommen in ruhigem Besitze eines Landstriches finden, und einen davon, Namens Sidismund, im Bunde mit Theo-

---

rier, nebst ihrer Muttersprache, auch pelasgisch gesprochen haben, was den Griechen auch unverständlich war.

Anm. d. Uebers.

dorich dem Großen, während dieſer im Kriege gegen die Oſtrömer in Macedonien eindrang, und ſie ihm durch eine Kriegsliſt Dyrrhachium verſchafften [1]). Auch ſcheinen die Gothen in Dalmatien zahlreich geweſen zu ſeyn, zur Zeit, als Kaiſer Juſtinian ihnen den Krieg erklärte, und dieſe Provinz wieder mit dem Reiche vereinigte [2]).

Um die nämliche Zeit erſchien auf der nämlichen Seite des Reichs ein anderer Stamm von Fremdlingen, die ſich als die zahlreichſten und gefährlichſten von allen erzeigten. Die Slawen, (ſpäter) meiſtens unter dem Namen Bulgaren, ſetzten ihre Einfälle ins Reich fort durch das ſiebente, achte und neunte Jahrhundert, und um das Jahr 870 war Achris (das alte *Lychnidus*) die Reſidenz eines Königs der Bulgaren, und der Sitz eines Erzbiſchofs, deſſen geiſtliche Macht bis nach Canina und Jericho (das alte *Oricus*) reichte. Im zehnten Jahrhundert waren die Bulgaren auch in *Nicopolis* [3]) angeſiedelt, dem Hauptorte eines Thema, das ganz Alt-Epirus [4]) in ſich begriff; und es ſcheint, daß um dieſe Zeit alle zugänglicheren Theile von Epirus von Fremden ſlawiſcher Abkunft beſetzt wurden [5]). Bis zu den letzten Zeiten des griechiſchen Kaiſerreichs fuhren die Könige der Bulgaren und von Serbien fort, Eroberungen und Niederlaſſungen in Griechenland zu machen; ſelbſt in Morea; und noch bis auf dieſen Tag dauern die Spuren ihres langen Aufenthalts fort in den zahlreichen ſlawiſchen Ortsnamen, die man überall im Lande noch findet [6]).

---

[1]) Malchus Excerpt. de Legation. in der Byzantina, Paris, I. p. 80.

[2]) Procop. I, 5, 7, 16. — Herr Leake räſonnirt hier nach Thunmanns Daten. Ref. bemerkt hier im Voraus, daß alle von Thunmann (S. 272) für gothiſch (vielmehr gothländiſch, d. i. ſchwediſch) gehaltenen Wörter nicht ſo weit her, ſondern theils aus dem Lateiniſchen, theils ſlawiſch, theils türkiſch ſind. A. d. Ueb.

[3]) G. Cedrenus, p. 628.

[4]) Const. Porphyrog. de Themat. p. 25.

[5]) Epit. Strab. l. 7.

[6]) Ref. fordert wiederholt die Forſcher auf, ſeine auf geſchichtliche und ſprachliche Spuren gegründete Meinung, daß die ſogenannten Tſchakonier im Südoſten von Morea, deren Sprache den Neugriechen unverſtändlich iſt, Nachkommen der dort angeſiedelten ſlawiſchen Ezeriten und Milengen — und vielleicht ſelbſt die ſo viel beſprochenen weithoſigen Mainoten nur noch etwas mehr vergriechte Slawen ſind! Auch jetzt noch (1826) müßte Mannert ſeine Klage über den faſt gänzlichen Mangel aller Nachrichten über dieſen ſüdlichen Winkel wiederholen! und doch ſind ſo viel Engländer dort, vertraute Kameraden des lebensluſtigen

In dieſen Jahrhunderten bulgariſcher Tapferkeit war es, daß die Reſte der illyriſchen und epirotiſchen Völker endlich in die Gränzen eingeſchloſſen wurden, die ſie ſeitdem immer behielten. Manche ſlawoniſche Worte fanden da ihren Weg in die albaniſche Sprache, und erhielten Zuwachs durch den Verkehr zwiſchen Albanien und den ausgedehnten Reichen Serbiens und der Bulgarey, die Albanien im Norden und Oſten umgeben, und wo der bulgariſch-ſlawiſche Dialekt geſprochen wird [1]). Es könnte ſogar befremdend ſcheinen, daß die Proportion der ſlawoniſchen Wörter nicht größer iſt, und dieß mag zum Beweiſe dienen, daß die Stärke der illyriſchen und epirotiſchen Berge und der Geiſt ihrer Bewohner ſich immer gleich geblieben, wie in den Zeiten der Römer, um ſie vor gänzlicher Unterjochung zu ſchützen.

Etwa hundert Jahre, nachdem Kaiſer Baſilius II. den Bulgaren einen tödtlichen Stoß verſetzt hatte, traten die Albanier zuerſt auf, eine bedeutende Rolle in der Geſchichte zu ſpielen. Sie bildeten einen Theil der Armee des Nicephorus Baſilaces [2]), als er gegen ſeinen Kaiſer, Nicephorus Botoniates zu Felde zog, und von Alexius Comnenus 1079 geſchlagen und gefangen ward [3]). Die vier Völker, nämlich Franken, Bulgaren, Griechen (Ῥωμαῖοι) und Albanier (Ἀρβανῖται), aus denen die Armee des Baſilaces beſtand [4]), werden hier nach ihren Sprachen geſchieden, und waren alle in der Gegend von Dyrrhachium geworben.

Die Franken waren aus Italien eingeladen worden vom Biſchof von *Deabolis* [5]) (dem Theile Albaniens, der nun Devól heißt); und ſie waren ein Theil eben jener Normänner, die bald nachher den griechiſchen Kaiſern ſo viel zu ſchaffen gaben. Unter

---

Bey's der Maina (griechiſch jetzt Μάνη)! Bekannt iſt K. Konſtantins des Purpurgebornen Behauptung (aus dem zehnten Jahrhundert), daß die Mainoten nicht Slaven, ſondern erſt unter ſeinem Großvater Baſilius I. getaufte Römer ſeyn, die eben deßwegen Hellenen, d. i. Heiden hießen. A. d. Ueb.

1) Der ſerbiſche Dialekt iſt ein ganz ſlawiſcher, der Form und der Materie nach; der bulgariſche iſt eine ſlawiſche langue romane, die das Material von den Slaven, die Form aber von den — Albaneſen, oder Walachen — entlehnt hat. A. d. Ueb.

2) Dieſer Name, geſchrieben Βασιλάκης, und ausgeſprochen Vassilaki, iſt noch jetzt häufig unter den Griechen.

3) Niceph. Bryennius IV, 27.

4) J. Scylitzes Curopal. p. 865.

5) Scylitz. ibid.

Robert Guiscard und seinem Sohne Bohemund gelang es ihnen, Dyrrhachium, Achris und Joannina zu nehmen, die Griechen in mehreren Treffen zu schlagen, und das Land nach Osten zu bis an den Wardar-Strom (*Axius*) zu erobern [1]).

Unter den Regierungen des Andronicus Comnenus und Isaac Angelus, um das Jahr 1185, finden wir die normännischen Könige Siciliens mit ihren Truppen in Thessalien und einem großen Theile Macedoniens, mit Einschluß Thessalonika's und der fruchtbaren Ebene des Strymon, mit ihren besten Städten *Serrae* (nun Serres) und *Amphipolis* [2]); und diese Monarchen und ihre Verwandten, die Fürsten von Taranto, erhielten dauernde Besitzungen an der Westküste Griechenlands. Während dieser Unternehmungen, wie durch die ganze Zeit der Kreuzzüge, also über 150 Jahre lang, war die Küste des gegenwärtigen Albaniens häufig von Franken besucht, und Durazzo oft ihr Waffenplatz und ihre Zuflucht. Es ist daher kein Wunder, wenn so manche Wörter fränkischen Ursprungs in der albanischen Sprache sich eingebürgert hätten. Der Verkehr Albaniens mit den Franken verschiedener Nationen, die in den Zeiträumen zwischen den lateinischen und den türkischen Eroberungen den größern Theil Griechenlands inne hatten, muß auch einigen Einfluß auf das Albanische gehabt haben, so wie er solchen auf das Neugriechische hatte; und Manche möchten vielleicht geneigt seyn, einen Theil der Spuren gallischer Volks- und Sprachmischung in Albanien auf eine noch frühere Periode zurückzuführen: da nämlich die Gallier Kriegsdienste in den Armeen der Könige von Mazedonien und Epirus thaten [3]).

Die Wörter aus dem Italienischen erklären sich hinlänglich aus der Nachbarschaft der beyden Länder. Die Wörter türkischen Ursprungs verdanken die Albanier der Verbindung der zwey Nationen seit dem Falle Konstantinopels; so wie die neugriechischen dem Verkehr mit Neugriechen seit eben dieser Zeit, und schon an 200 — 300 Jahre früher.

Als das oströmische Reich, in Folge der Einnahme Konstantinopels durch die Franken i. J. 1204, zerstückelt wurde, gründete Michael Angelus, ein Bastard der Comnenen, ein Fürstenthum, bestehend aus dem alten *Acarnania*, *Aetolia* und

---

1) Anna Comn. V.

2) Nicet. Acom. Chon. annal. Andron. II, 1, ann. Is. Angeli I, 1.

3) Plutarch. vit. Pyrrhi. Polyb. II, 5.

Epirus [1]), und enthaltend die Städte Joánnina [2]), Arta und *Naupactus* [3]), (das, mit einigen kurzen Unterbrechungen, als ein abgeſonderter Staat unter dem Namen des Deſpotats (Δεσποτάτον) fortdauerte, bis es 1431 unter der Türken Joch fiel. Die Deſpoten von *Epirus*, oder von *Aetolien*, oder vom Weſten, wie ſie verſchiedentlich genannt wurden, waren manchmal zinspflichtig an Konſtantinopel, aber noch öfter davon unabhängig, oder gar feindlich dem Reiche gegenüber. Einige derſelben erweiterten ihre Gränzen auf Unkoſten der Franken, oder der Bulgaren; und ihrer einer, Theodor, wird erwähnt, als einer, der den Poſten von Albanon oder Elbanon beſeſſen habe, den aber (Acrop. c. 25) die Bulgaren i. J. 1230 wieder genommen hätten.

Im J. 1257 war (Acrop. c. 67) Albanon die Hauptſtadt einer Präfektur (ἡγεμονία) unter der Oberaufſicht eines Prätors, der von Theodor Lascar II., Kaiſer von *Nicaea*, abgeſchickt ward, um in allen dieſen Ländern die Ordnung wieder herzuſtellen. Aber die Albanier zogen die Allianz des Deſpoten vor, und der Prätor, der Geſchichtſchreiber G. Acropolita, mußte ſich daher zurückziehen.

Gegen den Ausgang des nämlichen Jahrhunderts findet man (Pachym. hist. Mich. Palaeologi V, 7) die Albanier wie ſie das durch ein Erdbeben zerſtörte Dyrrhachium plündern,

---

[1]) Nicet. ann. Bald. c. 9. p. 410.

[2]) Joannina verdankt die große Bedeutung, die es der Geſchichte zufolge in den drey letzten Jahrhunderten des griechiſchen Kaiſerreichs hatte, und die es großentheils bis auf dieſen Tag behalten, dem Umſtande, daß es die Hauptſtadt des Deſpotats geweſen. Doch war es manchmal in der Albanier und manchmal in der Franken Händen; auch bildete es ein ſerbiſches Herzogthum in der Hand eines Bruders des ſerbiſchen Kaiſers Stephan Duſchan, und 1413 gehörte es einem fränkiſchen Herzoge, der Mahomet den I. nach ſeiner Reſtauration auf dem Throne ſeines Vaters in Andrinople, durch eine Geſandtſchaft begrüßte (Ducas, c. 20). Als Joannina und all ſein Gebiet den Franken abgenommen wurde durch Sinan, den Feldherrn Murat II. im Jahr 1431 (Phrantza II, 9), ſcheint es für den wichtigſten Platz in Griechenland, nächſt Theſſalonika, gegolten zu haben (Chalcond. V, p. 126). Um 1580 (Turcograecia p. 58) ſcheint es mit Athen, *Nauplia* (Anápli), und *Naupactus* (Epacto, Lépanto) gewetteifert zu haben; aber die beyden letzten Städte ſind nun zu unbedeutenden Plätzen herabgeſunken, und Joannina behauptet jetzt (1814) noch die nämliche verhältnißmäßige Wichtigkeit, wie vor dem Falle des Deſpotats.

[3]) G. Acropolita c. 8.

und ſpäter (Pachym. VI, 32) es wieder aufbauen. Pachymer nennt ſie ohne Unterſchied Albanier oder Illyrier; dadurch ſeine Ueberzeugung beurkundend, daß ſie ein Reſt dieſes alten Stammes ſeyn; ein Faktum, das ihre ganze Geſchichte beſtätigt [1]).

So wie wir in der Geſchichte dieſer Gegenden fortrücken, nehmen die Albaneſer an Wichtigkeit zu, und der Name, der zur Zeit des Ptolemäus [2]) im zweyten Jahrhundert nur einem kleinen Volksſtamme in den Bergen Illyriens gegeben ward, und ſelbſt während der Feldzüge des Kaiſers Alexius Comnenus I. [3]) gegen die Franken in dieſen Ländern, im zwölften Jahrhundert kein viel größeres Volk begriffen zu haben ſcheint, erſcheint bald nachher (wahrſcheinlich als die zeitliche Auflöſung des Oſtreichs durch die Franken im dreyzehnten Jahrhundert mehreren Provinzen die Nothwendigkeit auferlegte, ſich einigermaßen unabhängig zu machen) ausgedehnt auf alle Bewohner der epirotiſchen und illyriſchen Gebirge von der nämlichen Sprache und Sitte. Auch begannen ſie um dieſe Zeit ihr Gebiet über die Küſtenebenen von Neu-Epirus auszubreiten; wie wir denn finden, daß kurze Zeit vor dem Tode des Kaiſers Michael Paläologus, der 1282 ſtarb, ſie in vollem Beſitze von Durazzo waren; in einem Stande erklärter Unabhängigkeit vom griechiſchen Kaiſer und im Bunde mit Karl, König von Sizilien, der damals die Inſel Korfu beſaß, und Canina [4]), eine feſte Stadt, an der Stelle des alten *Bullis* gelegen, auf einer Höhe oberhalb Aulon, des jetzigen Avlóna. Beligrad [5]) (*Βελλαγράδα* bey den Griechen geheißen), jetzt Berät, war damals in den Händen der griechiſchen Kaiſer, ſo daß die Herrſchaft der Albanier noch bis zur ſüdlichen Spitze der Ebenen reichte.

Philipp, Herzog von Taranto, zweyter Sohn Karls, Königs von Sizilien, der die Tochter des Deſpoten Nikephorus heiratete, und ſo einen Theil dieſes Landſtrichs [6]) erwarb, erhielt auch von ſeinem Vater, im Jahr 1294, das Fürſtenthum Achaia und alle ſeine Beſitzungen in Griechenland, und nahm

---

[1]) Nicephorus Gregoras nennt ſie immer Illyrier; aber Chalcondyles (p. 13) drückt ſeinen Zweifel über ihre illyriſche Abkunft aus, und ſcheint zu glauben, daß ſie über das adriatiſche Meer aus Italien herübergekommen.

[2]) Ptolem. Geogr. III, 13.

[3]) Anna Comn. XIII. p. 380 seq.

[4]) Pachym. hist. Mich. Pal. VI, 32.

[5]) Beligrad, ein rein ſlawiſcher Name, bedeutet Weißenburg. A. d. Ueb.

[6]) Pachym. hist. Andron. III, 4.

bey dieſer Gelegenheit, unter andern auf dieſe Erwerbungen ſich beziehenden Titeln, auch den eines »Herrn von Albanien« an [1]). Dieſe Titularwürde erbte auf ſeinen Bruder und ſeine Neffen fort; ſcheint aber dem lateiniſchen Prinzen in der That nicht mehr wirkliche Macht über die Gebirgsbewohner Albaniens gegeben zu haben, als ein ähnlicher Titel, den um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Stephan Duſchan, König von Serbien, annahm, als er ſich des größern Theils des Landes im Norden des *Oeta*-Gebirges bemächtigt hatte, und ſich ſelbſt zum Kaiſer der Romanier, Slavonier und Albanier erklärte [2]). Die Macht der Serben dauerte nicht länger als Duſchans Leben, und durch keine dieſer Revolutionen waren die Albanier auf lange Zeit gehindert, Bündniſſe mit den Griechen, den Franken oder den Deſpoten des Epirus zu knüpfen, oder ihr Glück in den Dienſten dieſer Mächte zu ſuchen, ſo wie es ihre Intereſſen oder Neigungen ihnen eingaben.

Die Albanier von Kolónia, Devól und der Nachbarſchaft von Achrida hatten ſich nach Cantacuzenus [3]) zu dem jüngern Andronicus Paläologus gegen ſeinen Großvater, geſchlagen, im J. 1327; und der nämliche Geſchichtſchreiber ſpricht von 12000 Albaniern von Malacássi, Búi und Messaria (Ortsnamen, noch immer im Lande fortlebend, wenn auch nicht mehr albaniſche Diſtrikte), die ſich dem jüngern Andronicus, damals einzigem Kaiſer, unterworfen hätten, als er bey einem ſpäteren Anlaſſe gegen zwey abtrünnige Gouverneurs einen Feldzug nach Theſſalien unternahm. Dieſe Zweige des albaniſchen Volksſtammes werden von Cantacuzenus gerade ſo geſchildert, wie wir ſie noch heutiges Tages finden, nämlich als eine unabhängige Raſſe, lebend in der Nachbarſchaft von Theſſalien [4]), zugleich dem Kriege und dem Hirtenleben ergeben, und genöthigt, in der Winterzeit für ihre Herden Futter in den Ebenen zu ſuchen.

Im Jahre 1338 benützte der nämliche Kaiſer Andronicus Paläologus II., wüthend über die wiederholten Einfälle der Eingebornen Weſtalbaniens, die den kaiſerlichen Feſtungen Beligrad, Kanina, Skepari und Kliſſura ſo viele Noth bereitet, den günſtigen Augenblick, da der Deſpot Johann

---

1) Ducange hist. de Constantinople VI, 16; VII, 1; VIII, 34.

2) Diploma ap. Ducange Familiae Dalm. III, 62.

3) J. Cantacuz. I, 55. dann II, 28.

4) Der Geſchichtſchreiber hätte hinzuſetzen ſollen: und Ober-Macedoniens; aber die alte Geographie Griechenlands war den Byzantinern wenig bekannt.

geſtorben, und ſein Sohn Nicephorus unmündig war, zu dem doppelten Zwecke, zugleich das Deſpotat aufzuheben und die Albaner zu züchtigen, und rückte durch Theſſalien nach Albanien vor [1]). Er hatte dabey ein Korps von Türken aus Kleinaſien, und dieſe Hülfstruppen waren ſo fürchterlich, daß ſie in das Herz Albaniens ſelbſt eindrangen, und eine ungeheure Beute machten. Aber nicht lange, ſo fingen die Beleidiger die alten Einfälle, für die ſie beſtraft worden, wieder an [2]), und bey dieſer Gelegenheit zeigt ſich, daß der Diſtrikt von Pogóniana, wie heut zu Tage, gerade außerhalb der Gränze des albaniſchen Landes lag.

Im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Albaner recht furchtbar, und zwey Chefs derſelben, Balza im Norden und Spata im Süden, machten ſich beſonders bemerklich [3]). Sie hatten ſich der Plätze von Durazzo, Beligrad, Kanina, Kaſtoria, Joannina, Arta und eines großen Theils von Akarnanien, Theſſalien und Macedonien bemächtigt [4]); doch behielten ſie die von ihren Gebirgen, die ſie noch immer fort bewohnten, am meiſten entfernten Plätze nicht auf die Länge, ſondern traten ſie an die Serben, oder an die Griechen, oder an die fränkiſchen Fürſten der joniſchen Inſeln ab [5]). Einer der letzteren, Karl Tocco, den der Kaiſer Manuel Paläolog um das J. 1400 zum Deſpoten ernannt hatte, nahm Epirus und Acarnanien den Albaniern ab [6]).

Es war um dieſe Zeit, daß die Albanier auf furchtbarere Feinde ſtießen, als ſie bisher getroffen, und ihre Unfähigkeit erfuhren, mit den Türken jener Zeit ſich in offenem Felde zu meſſen. Im J. 1383 wurden ſie in einem Treffen bey Berat von den Truppen des Sultan Murat I. geſchlagen, und verloren ihren Anführer, den einzigen noch lebenden Sohn des oberwähnten Balza [7]). Dieſem Verluſte folgten andere. Einen Theil ihrer nördlichen Beſitzungen eroberten die Venetianer, und einige ihrer Städte fielen in türkiſche Hände. Doch verzog ſich ihre endliche Unterwerfung unter die türkiſche Herrſchaft bis einige Zeit nach der Eroberung des übrigen nördlichen Griechen-

---

[1]) Cantacuz. II, 38.

[2]) Cantacuz. III, 12.

[3]) Chalcond. IV, p. 111. Vergl. Ducange hist. de Constantinople VIII, 25, 26, 35.

[4]) Chalcond. ibid.

[5]) Chalcond. IV, p. 112, 113.

[6]) Chalcond. ib. — Ducange ib.

[7]) Phranza II, 9. — Alſo — wie verhalten ſich die moldauiſchen Bojaren Balſcha zu dieſen albaniſchen, ausgeſtorbenen Balza?

lands, durch die Talente und Tapferkeit ihres Anführers, Georgs des Caſtrioten [1]) (bekannter unter dem Namen Skanderbeg) [2]), und ſeines Schwiegervaters Arianita Topia; der erſtere herrſchte im Norden von 1443 bis 1467, und der letztere beynahe eben ſo lange im Süden Albaniens.

Die letzte große Anſtrengung der Albaner gegen die Türken war die Vertheidigung Skodra's, eines Platzes, den die Hand der Natur zur Hauptſtadt Illyriens bezeichnet hatte, und der noch jetzt ſeinen alten Namen unverändert fortführt. Dieſe Vertheidigung, obwohl von einem venetianiſchen General geleitet, macht den Albanern eben ſo viel Ehre, als alle Heldenthaten Skanderbegs. Sie dauerte ein Jahr lang, und iſt eine der merkwürdigſten Belagerungen, deren die Geſchichte erwähnt, durch die Tapferkeit der Belagerten, die Ungleichheit der Macht der beyden Theile, und das ungeheure Kaliber des türkiſchen Geſchützes in dieſer Urperiode der Kunſt (mancher daraus abgeſchoſſene Stein hatte 1300 Pfund gewogen) [3]). Nachdem die Stadt den äußerſten Anſtrengungen des in Perſon anweſenden Mahomet II. ſelbſt widerſtanden hatte, und ſchon nahe daran war, der Hungersnoth zu unterliegen, retteten die Venetianer, durch einen Artikel ihres Friedens mit der Pforte im J. 1478, die Skutariner vor dem Unglück der Unterwerfung, indem ſie es übernahmen, die Uebergabe zu vermitteln, und den Einwohnern eine Zuflucht in den venetianiſchen Staaten zu gewähren.

Von dieſer Zeit an ward Albanien eine türkiſche Provinz. Doch zeigten die Feldzüge, die ſpäter [4]) noch einige Sultane [5]) gegen Albanien, oft mit zweifelhaftem Erfolg unternahmen, daß das Land nie ganz bezwungen war; und es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Pforte je im Stande geweſen, einen unbedingteren Gehorſam zu erzwingen, als ihr heute noch möglich iſt, wo ſie keinen Gouverneur anſtellen oder beſtätigen kann, der

---

[1]) Marinus Barletius de vita, moribus et rebus gestis G. Castrioti. — Historia di Georgio Castrioto, Venet. 1580, 8. — Ducange Fam. Aug. Byzant. 30.

[2]) Den die Franzoſen, ſelbſt Daru, immer Scanderberg nennen. Skanderbeg heißt der Beg (Fürſt) Alexander. A. d. Ueb.

[3]) Die Belagerung von Skodra iſt erzählt von dem Eingebornen und Augenzeugen Marinus Barletius, deſſen Werk lateiniſch erſchien, Venedig 1504.

[4]) Leunclavii Annal. Turc.

[5]) Bajazet II., Soliman der Große und Amurath III.

nicht ein Eingeborner iſt und ſein Anſehen bereits durch eigene Waffen, Politik oder Verbindungen gegründet hat.

Doch hat die türkiſche Eroberung, wenn man ſie ſo nennen darf, manche ſehr merkwürdige Veränderungen in den Sitten der Albaner bewirkt; die hauptſächlichſte iſt die religiöſe. Bekanntlich war in Skanderbegs Tagen Albanien ein chriſtliches Land. In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte der Abfall zum Iſlam noch keine großen Fortſchritte gemacht, wie wir aus einem Buche erſehen, das in Palermo 1648 erſchienen: Anatomia dell' Impero Ottomano; der Verfaſſer ſchlägt darin einen Bund der chriſtlichen Mächte gegen die Türken vor, der von einem Aufſtande der chriſtlichen Unterthanen der Türkey würde unterſtützt werden; er rechnet auf den Beyſtand der Albaner in Gemeinſchaft mit den übrigen Chriſten des Reichs. Jetzt ſind die Chriſten an Anzahl den Moslimen nur noch gleich. Doch iſt augenſcheinlich, daß die Albaner, die dem Chriſtenthum entſagt haben, dieß lediglich aus politiſchen Beweggründen thaten, um türkiſche Würden und andere Vortheile zu genießen, die vom Bekenntniß der herrſchenden Religion ausfließen. In Kreta heiraten ſie Chriſtinnen; die Knaben beſuchen die Moſchee, und die Töchter die Kirche; der Mann ſpeiſt am nämlichen Tiſche und oft aus demſelben Geſchirr, an deſſen Gegenſeite ſeine Frau und Kinder Speiſen genießen, die ihm verboten ſind. Wenn ſie ſo wenig Gewicht ſelbſt auf Dinge legen, die bey dieſen Halbbarbaren für die wichtigſten Religionsunterſcheidungen gelten, ſo ſind ſie um ſo viel gleichgültiger gegen die kleineren Obſervanzen; ſo daß ihr praktiſcher Larismus in Religionsſachen eine eben ſo allgemeine Zielſcheibe des Lachens bey den Türken iſt, als ihre Armuth und Entbehrung aller türkiſchen Lebensgemächlichkeiten; während zugleich andererſeits ihr Unternehmungsgeiſt, ihre Thätigkeit, ihre Kühnheit und ihre Ueberlegenheit in allem, was den Krieg betrifft, ſie zum Gegenſtand der Eiferſucht und des Haſſes (der nämlichen Türken) machen.

Der Charakter der nördlichen und der der ſüdlichen Albaner unterſcheidet ſich eben ſo von einander, als der allgemeine Anblick des Landes in den beyden Provinzen. Der Norden, großentheils aus fruchtbaren Ebenen beſtehend, und reich an Pferdezucht, erzeugt eine Menſchenart, die die Grauſamkeit des Albaners mit dem Stumpfſinn (dullness) des Bulgaren vereint. In den unfruchtbaren Bergen und den engen Thälern des Südens muß man den wahren Charakter des Volkes ſuchen [1]).

[1]) Das heißt, wo Hrn. Leake's Freunde, Lehrer ꝛc. her waren, und er ſelbſt am meiſten lebte? Skodra, Croja, Skan-

Hier bildet das Volk, sprichwörtlich unerfahren im Reiten und manchen anderen Vorzügen, die den Stolz und das Behagen (comfort) des civilisirteren Türken ausmachen, eine bewaffnete Population irregulären Fußvolks, eines der kühnsten und thätigsten der ganzen Welt! Sie sind in beständiger Uebung entweder einander zu bekriegen, oder sich an irgend einen mächtigen albanischen Häuptling zu vermiethen, oder endlich als Miethtruppen in anderen Theilen des türkischen Reichs ihr Glück zu versuchen. Obgleich von den Griechen in Gestalt und Gesicht merklich verschieden (sie haben blaue Augen und hohe Backenbeine), gleichen sie doch sehr im Charakter den Eingebornen der unabhängigen Gebirgsgegenden Griechenlands. Sie haben vielleicht ein ordentlicheres Betragen, mehr Klugheit, mehr Treue gegen ihre Miethsherrn, aber zugleich auch mehr Egoismus, Habsucht und Geiz; aber eben dieselbe strenge Beobachtung der religiösen Vorurtheile, den nämlichen Aberglauben, eben den thätigen, durchdringenden und unternehmenden Geist, eben die Gewohnheit der Abhärtung, der Geduld und der Mühsamkeit.

Der Geograph Ptolemäus [1]) ist der erste alte Schriftsteller, der der Albani (Ἀλβανοὶ) erwähnt [2]). Es ist bereits bemerkt worden, daß sie zu seiner Zeit als ein unbeträchtlicher Volksstamm erscheinen, im Besitz einer Stadt, die nach ihnen *Albanopolis* hieß. In dieser Dunkelheit verblieben sie an tausend Jahre hindurch; nirgends erwähnt, bis ins zwölfte Jahrhundert, wo wir ihrer Stadt abermals Meldung finden, unter dem Namen *Albanon*, *Arbanon* oder *Elbanon*; sie wird beschrieben als Beherrscherin der Pässe, die von der Gegend von *Lychnidus* nach der Seeküste führen [3]).

Die Wichtigkeit der Lage, und die nachherige Ueberlegenheit dieses Stammes über die übrigen Illyrier scheinen der Grund gewesen zu seyn, daß die Byzantiner Griechen den Namen Ἀλβάνοι, Ἀλβανῖται, oder Ἀρβανῖται auf alle Eingebornen dieser Gebirge anwandten, die die nämliche Sprache redeten; und auf das Land selbst den Namen Ἀλβανία, Ἀλβανητία, oder Ἀρβανητία, woraus die Italiener, und nach ihrem Beyspiel

---

derbeg, die berühmten Mirditen (ein Zweig der Ngege) gehören doch dem Norden Albaniens an. Das Klima ist nur eines der Elemente des Charakters. A. d. Ueb.

1) Ptolom. Geogr. III, 13.

2) Mannert ist der Meinung, daß ein neuerer Abschreiber die tapfern Albaner in den Text des Ptolemäus eingeschwärzt habe. A. d. Ueb.

3) Anna Comn. XIII, p. 319 seq. Acropol. c. 14, 25.

das übrige Europa das Wort Albanien machten. Aber dieſer Name iſt bey den Eingebornen nicht bekannt, oder wenigſtens nicht üblich; ſie ſelbſt nennen das Land Skiperi (die Schkiperey), und einen Albaner einer Skipetär [1]).

Eine Meinung herrſcht bey einigen Leuten in Albanien und den benachbarten Gegenden Griechenlands, als verdankte Albanopolis ſein Entſtehen einer Kolonie von *Alba* in Italien; und ich habe es im Lande ſelbſt gehört, als eine Art Tradition, daß zur Zeit des Kaiſers Septimius Severus eine Kolonie von Prätorianern, die der Kaiſer als mit ſchuldig am Morde des Pertinax [2]) entwaffnet und entlaſſen habe, von den Albanern wäre an- und aufgenommen worden. Doch konnte ich keinen Grund für dieſe Annahme erfahren, die wohl hauptſächlich durch die lateiniſchen Worte, die ſich in der albaniſchen Sprache befinden, und durch die albaniſche Tracht, die in mancher Hinſicht der eines römiſchen Soldaten gleicht, mag an Hand gegeben worden ſeyn. Auch muß man geſtehen, daß ein Land wie Albanien den Fremden wenig Verſuchung zur Niederlaſſung darbietet, und ſich beſſer dazu ſchickt, von ſeinen unfruchtbaren Bergen den Ueberſchuß der Bevölkerung außer Landes zu ſenden, um den Unterhalt zu ſuchen, den das Vaterland nicht aufbringen kann. Wir finden albaniſche Miethlinge in Neapel, in den Staaten der Barbarey, und im Solde jedes Häuptlings in der Türkey. Einige beträchtliche Kolonien derſelben bewohnen mehrere Diſtrikte Kalabriens, und ein kleinerer Stamm bewohnt vier Dörfer im Mittelpunkte Siciliens [3]). Die erſten albaniſchen Anſiedler in Kalabrien kamen dahin, um einige Lehen zu beſetzen, die ihnen Ferdinand I. für den Beyſtand verliehen hatte, den ihm zur Thronbeſteigung Georg Kaſtriot geleiſtet. Ihnen folgten andere Landsleute, ſowohl Albaner als Griechen, die dem Drucke der türkiſchen Regierung und dem Glauben Mahomets entgehen wollten. Swinburne beſchreibt die Nationaltracht der Albaner als noch immer üblich auch bey den Albaneſern Kalabriens; aber der Fortgebrauch ihrer Sprache ſey meiſt auf die Frauen beſchränkt, und die griechiſche Kirche mache ſtufenweiſe der lateiniſchen Platz [4]).

---

1) Einige Aehnlichkeit mit dieſer Benennung findet ſich vielleicht in den Selapitani, die bey Liv. XLV, 26 vorkommen, als ein illyriſcher Stamm, der um *Scodra* gewohnt haben mag.

2) Xiphil. ep. Dion. Cass.

3) Mezzojuso, Palazzo Adriano, Piana und Contessa.

4) Travels in the two Sicilias, Vol. I. Sect. 46.

Aber die beträchtlichſten albaniſchen Kolonien ſind in Griechenland und Moréa. Sie bewohnen die meiſten Dörfer in Böotien, Attika und Argolis, und ſind im vollen Beſitze von zwey kleinen Diſtrikten in den gebirgigen Theilen von *Elis* und *Laconia*; der erſtere heiße Lalla, und der letzte Bardúnia. Die Albaner Griechenlands bewahren ihre Nationaltracht, vergeſſen aber nach und nach ihre Sprache; und ihre Züge ſind bereits durch griechiſche Miſchung ſo ſehr verändert, daß die illyriſche Phyſionomie ſelten mehr kennbar iſt. Die Inſel Idhra, Ὕδρα (das alte *Hydrea*), gegenwärtig die blühendſte Handelsgeſellſchaft in Griechenland, ward von einer Kolonie aus Argolis, albaniſcher Raſſe, bevölkert: aber ſie ſind jetzt von den übrigen Eingebornen des Archipels ſchwer zu unterſcheiden. Die Bauern von *Attica* ſind es, die noch die ſtärkſten Merkmale ihrer Abkunft bewahren, und den ausgedehnteſten Gebrauch von ihrer Mutterſprache machen, während ſie bey den Albanern Morea's meiſt vergeſſen iſt. Dieß mag zum Beweiſe dienen, daß die Anſiedlung der letzteren am älteſten iſt; auch finden wir ſie, im Einklange mit dieſer Annahme, in Morea bereits ſeit 1391 angeſiedelt [1]), zu welcher Zeit ſie einen Diſtrikt Namens Tabia oder Dabia [2]) bewohnten. Dieſer Name findet ſich noch, mitten in Arkadien, in einem Thale auf der Weſtſeite des Maenalus, unweit Tripolitza: aber die Albaner ſind nicht mehr im Beſitze dieſes Landſtrichs.

In den ſpätern Zeiten des griechiſchen Kaiſerreichs werden die Albaner oft erwähnt, als Parteygänger der verſchiedenen Bewerber um den Beſitz der Halbinſel (Morea), oder ihrer Diſtrikte, bis zu ihrer endlichen Unterjochung durch Mahomet II. im J. 1460 [3]). In den letzten Kämpfen der Griechen ſcheinen die Albaner allen Parteyen gleicherweiſe gefährlich geweſen zu ſeyn, und Phranza, der unglückliche Zuſchauer dieſer Nationalunfälle, in welche ſeine eigene Familie ſo ſehr mit verwickelt ward, beſtätigt die Schilderung, die Nicephorus Gregoras in einer frühern Periode vom Charakter der Albaner macht, durch die bittern Klagen über ihre Zweydeutigkeit, Treuloſigkeit und Grauſamkeit [4]). Doch muß zugegeben werden, daß ihre kriegeriſchen Sitten das Hauptmittel waren, um die Deſpoten von Morea noch auf einige Jahre zu retten; und daß ihre Unterwerfung ſowohl in Morea, als im eigent-

---

1) S. das Χρονικὸν σύντομον adj. Ducae.

2) S. das Χρονικὸν bey Ducas und Chalcond. V, p. 127.

3) Chalcond. VIII, IX. — Ducas c. 32. — Phranza III.

4) Phranza III, 23. — Nicephor. Greg. XI, 6.

lichen Illyrien eine der schwierigsten Unternehmungen der siegreichen Laufbahn Mahomets II. war.

Ehe wir daran gehen, die Sprache zu beschreiben, wird der Leser vielleicht nicht mißvergnügt seyn, auf einem so neuen Felde der Forschung eine Darstellung der chorographischen Abtheilungen des eigentlichen Albaniens zu lesen; wobey ich (Leake) freylich sehr bedauern muß, daß Umstände es hier dermal nicht erlauben, sie durch eine Karte zu erläutern [1]).

Albanien begreift fast die ganze östliche Küstenlinie des jonischen und adriatischen Meeres, zwischen dem 39sten und 43sten Breitengrade. Es erstreckt sich nirgends über 100 englische Meilen landeinwärts; in den südlichen Distrikten nicht über 30 Meilen. Seine Gränzen sind im Norden Montenegro, und die Bergrücken, die diese gebirgige Landschaft mit dem Skardus (= Gebirge) verbinden, und die Ebene von Skodra (Skutari) im Norden begränzen. Südlich reicht Albaniens Gränze bis nahe an Prevesa, und sein äußerster Distrikt ist — Suli.

Die Hauptstämme Albaniens sind: die Ngége, die Tóske, die Liape und die *Tzami*. Die Ngége (griechisch *Γκέγκιδες*) bewohnen die nördlichen Distrikte nach Süden zu bis Kaváia und den Fluß herab, der bey den Alten *Genusus* hieß. Ihre hauptsächlichsten Städte sind: Dultzuni (italienisch Dulcigno), Skodre (Scutari), Alés (Lessio), Düres (Durazzo), Tirane, Dibre.

Die Toske (*Τόσκιδες*) bewohnen die großen Ebenen von Mizakié und Malakástra, die von den Hügeln von *Dyrrhachium* bis Berát und Avlóna reichen, sammt den Bergen, die die Südseite dieser Ebenen begränzen bis Lópesi, Tepeléni und Klisúra hin, die alle um den Fluß Viósa, den *Aous* der Alten, herumliegen. Oestlich besitzen sie alle die Berge bis zum Distrikte von Kóritza hin, der eines der Thäler von Ober-Macedonien einnimmt. Der Toske Hauptörter sind: Berát und Elbasán, ersteres, nächst Skodre, der bedeutendste Platz in ganz Albanien; letzteres aller Wahrscheinlichkeit nach an der Stelle des alten (ptolemäischen) Albanopolis.

Die Liape (*Λιάπιδες*) [2]) ausgezeichnet unter den Alba-

---

[1]) Bekanntlich arbeitet der Verfasser mit Hrn. Gell an einer Karte von Griechenland, die leicht alles zurücklassen wird, was bisher in diesem Fache geleistet worden. Die Universität Oxford soll dazu tausend Pfund beygetragen haben.

A. d. Ueb.

[2]) Frage: Ist dieß eine Niederlassung der alten *Lapithae*?

nern ſelbſt, durch ihre Armuth, ihre Unreinlichkeit und Raubſucht, bewohnen ſie die wilden Gebirge zwiſchen der Toskeri (dem Gebiete der Tosken, griechiſch *Τοσκυριὰ*) und dem Meere ſüdlich bis zur Ebene von Délvino herab. Ihr Landſtrich Liaberi heißt manchmal Arberi bey den Albaneſen.

Die *Tzami* nehmen alles Land im Süden des Fluſſes Calamà (des alten *Thyamis*) ein, und man darf vielleicht muthmaßen, daß die *Tzami* ihre Benennung von einer Verſtümmelung dieſes Flußnamens her haben. Die Gegend heißt *Dài* bey den Albanern und *Τζαμουριὰ* bey den Griechen, und ſie reicht landeinwärts bis nahe an die Ebene von Joannina. Die Hauptörter ſind: Súli [1]), Paramithià, Liuaràti, Margariti, Pàrga und Aghià.

Die übrigen Diſtrikte Albaniens, die entweder von den größern Abtheilungen abgeriſſen worden, oder auch nie zu ihnen gehörten, ſind:

1. Parakálamo begreift die Seegegend gegenüber von Corfú, vom Fluſſe Kalamà bis einſchließlich Vutzintrò (das alte Buthrotum), und enthält die Städte Filiàtes, Kalbàki, Konispoli.

2. Délvino und deſſen reiche Ebene, vor Alters abhängig von der reichen Stadt *Phoenice*.

3. Deròpul (griechiſch *Δρινούπολις*, wahrſcheinlich eine Corruption von *Ἀδριανούπολις*) begreift Arghirò-Castro, Kardhiki und Libòchovo, und die Ebenen um ſie her.

4. Zagorià [2]), das mehrere Dörfer in den Gebirgen zwiſchen Libòchovo und Premédi in ſich ſchließt.

5. Die Liùtzi (*Λιούτζιδες*) haben die Berge nördlich von Zagorià, und öſtlich vom Fluſſe Deropul inne. Und

6. Réze begreift die Berge auf der entgegengeſetzten Seite des nämlichen Fluſſes (Deropul). Dieſer Stamm kann für einen Theil der Liàpe angeſehen werden; und ſo vielleicht

7. Chimàra, ein Bezirk, enthaltend mehrere hart an der See überhangende Dörfer, auf der Weſtſeite des akroceraunischen Gebirges.

8. Die Kara-Muratà (*Καραμουρατάδες*), dieſe beſitzen

---

1) Die Lage dieſes Diſtrikts und der Charakter ſeiner Bewohner zeigt, daß die Suliоten, die von Strabo, VII, p. 328, beſchriebenen *Selli* ſind.

2) Nicht zu verwechſeln mit dem griechiſchen Diſtrikt Zagòri, im Ober-Pindus, im Norden von Joannina. A. d. V. — Zagorje bedeutet im Slawiſchen das Land jenſeits des Gebirges; alſo das franzöſiſche Outremonts, das italieniſche Oltramonti. A. d. Ueb.

zwey bis drey große Dörfer am Fuße des großen Berges Nemertzka, am Rande der Ebene von Kónitza. Sie gränzen nördlich an den Bezirk von

9. Premédi oder Perméti, einer großen Stadt am linken Ufer der Viósa, am Fuße des Gebirges Nemertzka. Ihr Diſtrikt ſchließt einen Theil der Berge auf der Oſtſeite des Thal's, und heißt Dangli, das Volk im Griechiſchen der Δαγκλῆδες. Er enthält die Städte Fráseri, Zavaliáni u. ſ. w. Oeſtlich von Dangli liegt

10. Kolonia, im Süden begränzt vom Bezirk von Kónitza, und im Norden von dem von Ghrámos, Kóritza und Berát. Es bildet einen Theil der großen Gebirgskette des Pindus, und enthält die Städte Skrapári, Vithkúki u. ſ. w.

Die genaueren Gränzen nach Oſten zu ſind zweifelhaft. Das beſte Kriterion ſcheint die Sprache zu ſeyn; aber da die Männer, deren Dienſte ſie oft außer Landes führen, meiſt auch griechiſch ſprechen, ſo ſollen nur ſolche Oerter hieher gerechnet werden, in denen die albaniſche Sprache die gemeine Haus- und Frauenſprache iſt. Die Bezirke von Joannina, Paleó-Pogóniana und Kónitza müſſen als albaniſche Eroberungen betrachtet werden. Kónitza iſt der Hauptort einer langen Ebene, die nordwärts gegen Ochri (Ἀχριδα) zuläuft, und von einem Arme des Apsus bewäſſert wird. Auf den Bergen, die es im Weſten begränzen, ſind die Reſte der einſt volkreichen und blühenden walachiſchen Niederlaſſung von Moschópoli. Oeſtlich von Kóritza iſt Devól, deſſen die byzantiniſchen Geſchichtſchreiber als eines von Albanern bewohnten Ortes, unter dem Namen *Deabolis* erwähnen. Es enthält die Stadt Biklist, urſprünglich eine bulgariſche Kolonie, wie mehrere andere, die ſich im Diſtrikte von Koritza und den daranſtoßenden, von den Seitenarmen des *Haliacmon* bewäſſerten Ebenen Ober-Macedoniens befinden.

In Beſtimmung dieſer Landeseintheilungen war unſre Abſicht, nur ſolchen zu folgen, die rein albaniſche ſind, und wahrſcheinlich vor der türkiſchen Eroberung galten. Nebſt andern Neuerungen, die dieſe Begebenheit zur Folge hatte, erfuhr auch die Chorographie des Landes manche Abänderungen. Die Hauptſtädte, als Délvino, Berát, Avlóna, Elbasán, und mehrere Oerter und Ebenen von Mizakié und Skodre wurden türkiſche Sandzaks, die den Ebenen und den zugänglichern Gegenden um ſie her geboten; während die Gebirgsgegenden ſchon damals, und immerfort faſt unabhängig von der Regierung von Konſtantinopel verblieben. (Dann folgt im Original Hrn. Leake's albaniſche Grammatik, und darauf ein griechiſch-engliſch-albaniſches Wörterbuch; worüber ein anderes Mal mehr.)

II. Die Walachen.

Die Walachen Griechenlands erſcheinen in der Geſchichte zu derſelben Zeit, als die Albaner, d. h. um das eilfte bis zwölfte Jahrhundert. Ihre Verhandlungen von dieſer Zeit an bis zum Falle Konſtantinopels, vereint mit der Identität der Sprache, beweiſen, daß ſie urſprünglich ein Zweig der nämlichen Nation waren, die ſich in jenen Zeiten nicht nur in dem fruchtbaren Lande im Norden der Niederdonau, das nun allgemein unter dem Namen der Walachey [1]) bekannt iſt, ſondern gleicherweiſe in mehreren Gebirgsgegenden Thraciens befanden.

Die heutigen Griechen unterſcheiden im gemeinen Leben die Bewohner der eigentlichen Walachey durch den Namen *Μαυρόβλαχοι* (ſchwarze Walachen) und die griechiſchen durch jenen von *Κουτσόβλαχοι* (buchſtäblich: hinkende Walachen): aber der anſtändigere Name der letzteren Kolonien, und einiger andern vom nämlichen Volke, die in den Ländern zwiſchen dem Norden von Griechenland und der Donau zerſtreut ſind, iſt *Μοισιόδακες*; eine Benennung, die die Ueberzeugung involvirt, daß ſie die Nachkommen der römiſchen Kolonien ſind, die in *Moesia* und *Dacia* zuerſt vom Kaiſer Trajan und einigen ſeiner Nachfolger gegründet worden; eine Muthmaßung, die nicht wenig beſtätigt wird durch den beträchtlichen Antheil lateiniſcher Wörter, die ihre Sprache enthält [2]).

Die Türken und Albaner nennen die Walachen Griechenlands *Tzubán* (pastores), nach der Profeſſion, durch die ſie dem Volke in Griechenland am beſten bekannt ſind; denn da ſie eine gebirgige Gegend bewohnen, die wenig anders als Futter für Vieh im Sommer erzeugt, ſo ſind ſie genöthigt, ihre Herden im Winter in die Ebenen und nach der Küſte zu führen; und ſo findet man ſie in der rauhen Jahrszeit überall in den niedern Gegenden Griechenlands zerſtreut. Da manche Albaner, die an ſie gränzen, und eben ſolche Berge bewohnen, die nämliche Schäferhantirung treiben, ſo wird das Wort Walach von den Griechen oft auf beyde Nationen, unter gleichen Um-

---

[1]) Auch der Moldau und Bukowina's. Auch Siebenbürgen und das Banat enthalten an eine Million Walachen! A. d. Ueb.

[2]) Μοισιόδακες iſt eine von den neugriechiſchen Scribenten ausſtudierte Benennung, die eben dadurch nichts beweiſet Die Walachen ſind nicht Nachkommen der römiſchen Kolonien, ſondern Miſchlinge derſelben und der eingebornen alten Möſier und Daken (Μοισιόδακες). A. d. Ueb.

ſtänden, angewendet; und ich hörte es ſogar gebrauchen als Benennung der griechiſchen Gebirgsbewohner in Morea, und der Schäfer in Arkadien. Beſtändige Niederlaſſungen jedoch, innerhalb der Gränzen Griechenlands, von Leuten, die walachiſch ſprechen, finden ſich nur in den großen Gebirgsreihen des Pindos und des Olympos, und den Zwiſchengebirgen Ober-Macedoniens und Theſſaliens, die beyde verbinden.

In dem zwölften Jahrhundert ſcheinen die Walachen die nämlichen Länder ſowohl in Griechenland als im Norden der Donau bewohnt zu haben, wie noch heut zu Tage [1]). Die von Griechenland werden um dieſe Zeit erwähnt von Anna Comnena [2]), und dem reiſenden Juden, Benjamin von Tudela; und um den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts von Nicetas [3]). Ihr Daſeyn, im Norden der Donau, erhellt aus Cinnamus [4]), der von einem beträchtlichen Korps derſelben ſpricht, das auf Anregung des griechiſchen Kaiſers Manuel Comnen einen Einfall in Ungern that. Auch wir erfahren von mehreren Geſchichtſchreibern, daß ſie ſich ebenfalls in den Zwiſchenländern, Möſien und Thrazien, befanden. Anna Comnena belehrt uns, daß die Armeen ihres Vaters, Alexius, ſich aus den Walachen dieſer Gegenden [5]) rekrutirten; auch ſpricht ſie von einem ihrer Korps in *Anchialus* [6]). Nicetas [7]) ſetzt ihre Hauptniederlaſſungen in die Gegenden des Berges Hämus, früher bewohnt von Möſiern; und Pachymeres [8]) ſpricht von ihnen, als Leuten, die gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts von *Bizya* und darüber, bis nahe an die Vorſtadt Konſtantinopels verbreitet wären.

Die Macht der Walachen war auf ihrem höchſten Punkte, von der Mitte des zwölften bis in die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts. Weſtwärts erſtreckten ſich ihre Verheerungen bis in die Nähe von *Naissus* (jetzt Nissa, ſerbiſch Niſch) und Philippopolis, und nach Südoſt zu bis nach Varna, *Arcadiopolis* und *Tziörli* [9]).

---

[1]) Es wird gut ſeyn, den Ausdruck Walach von dem Volksſtamme überhaupt, Wlach aber von den Walachen Griechenlands zu gebrauchen.

[2]) Anna Comn. V, p. 135.

[3]) Nicet. Ann. Balduin. c. 9, p. 410.

[4]) J. Cinn. VI, 3, p. 152.

[5]) Ann. Comn. VIII, p. 227.

[6]) Ann. Comn. X, p. 274.

[7]) Nicet. Ann. Isaac. Angeli I, c. 4, p. 236.

[8]) Pachym. hist. Andron. I, c. 37, p. 66.

[9]) Nicet. Ann. Isaac. Angeli, Alex. Comn. et Baiduin.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts verbanden ſie ſich, mißvergnügt über ihre Behandlung von Seite der Griechen, unter der ſchwachen Regierung des Kaiſers Iſaak Angelus, mit den Bulgaren, zur Abſchüttelung der Oberherrſchaft des Kaiſers [1]), und nahmen einen ſolchen Hauptantheil an der Errichtung des zweyten bulgariſchen Königreichs, daß Peter und Aßan, zwey Walachen [2]), die erſten Chefs dieſer Monarchie wurden. Unter Johann oder Johanniki, dem dritten Könige [3]), hatten ſie die Ehre, in Verbindung mit den Bulgaren und den Komanern u. a. ſcythiſchen Stämmen, im Jahre 1205 die Schlacht von Adrianopel zu gewinnen, die mit der vollſtändigſten Niederlage der Franken und dem Verluſte ihres Führers, des Kaiſers Balduin, endigte. Balduin ſtarb in der Gefangenſchaft.

Gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, da ihre Beſitzungen ſich bis in die Nähe Konſtantinopels erſtreckten, wurden ſie der Regierung dieſer Reſidenzſtadt, die nichts ſo ſehr fürchtete, als die Vereinigung dieſes Volkes mit den Scythen (Komanen), ſo gefährlich, daß der Kaiſer Andronikus Paläologus um das Jahr 1250 ſich glücklich ſchätzte, ein Korps derſelben nach Anatolien [4]) zu entfernen, wo die Grauſamkeit und der abſichtliche Druck, und die Strenge des Winters, in dem ſie transportirt wurden, einen großen Theil derſelben zu Grunde richtete.

Dieſe Begebenheit mag viel beygetragen haben zu ihrer Vertreibung aus den Gebirgen des ſüdlichen Theils von Thrazien; aber ihr Verſchwinden aus den Stellungen, die ſie im Hämus ſo zahlreich beſaßen, iſt hauptſächlich ihrem Rückzuge vor den erobernden Waffen der Türken zuzuſchreiben, nachdem dieſe den Beſitz von Adrianopel erhalten hatten. Der Verband der Nord-Walachen und der griechiſchen ward von nun an unterbrochen, indem die erſtern nördlich hinter die Donau zurückzogen, und die letztern ſich auf die Gebirge Macedoniens, Epirus und Theſſaliens beſchränkten.

Chalcocondyles jedoch, der im funfzehnten Jahrhundert ſchrieb, ſpricht noch immer von ihnen, als Leuten, die von Dacien bis zum Pindus [5]) verbreitet ſeyn; und der ſehr unbe-

---

1) Nicet. Ann. Isaac. Angel. I.

2) Nic. Ann. Alex. Comn. I, 4, p. 299; II, 3, p. 214.

3) Villehardouin, der unter Kaiſer Balduin Marſchall von Romania war, nennt den Johann Roy de Blakie, auch Roy de Blakie et de Bulgarie.

4) Pachymer. hist. Andron. I, 37, p. 66.

5) Chalcon. I, p. 16.

trächtliche Unterſchied zwiſchen der Mundart der daciſchen und jener der griechiſchen Walachen beweiſt, daß ſie nicht ſeit lange getrennt ſind.

Ihre Beſitzungen in den verſchiedenen Aeſten des Rhodope-Gebirges, im Norden Macedoniens, ſcheinen der Ring geweſen zu ſeyn, der die Nordwalachen mit den ſüdlichen verband. Am Schluſſe des zwölften Jahrhunderts, als ihre Macht auf ihrem Gipfel war, ſagt uns Nicetas, daß ſie Meiſter von einem großen Theile des Landes um *Serrae* waren, und daß Chryſus, einer ihrer Häuptlinge, Strümitza in Macedonien, und *Prosacus*, ein Fort am Axius, in derſelben Provinz, gegen alle Anſtrengungen des Kaiſers Alexius Comnenus behauptete [1]).

Anna Comnena erwähnt der Walachen als einer wandernden, abgehärteten Raſſe von Schäfern [2]). Nicetas ſpricht von ihrer Grauſamkeit, und den Verwüſtungen, die ſie in Thrazien, während der Regierungen Alexius Comnens, Iſaak Angelo's, Alexius Angelo's und Baldwin's, begingen. Dieſer Geſchichtſchreiber (um 1200) ſtellt ſie noch als Heiden dar [3]); wetteifernd in Grauſamkeit mit den Scythen, mit denen ſie öfters auf ihren räuberiſchen Streifereyen Gemeinſchaft machten [4]), Feinde des römiſchen Namens [5]), und eben ſo feindſelig gegen die Franken, als dieſe die Souveränität von Konſtantinopel erlangt hatten [6]). Der umſtändlichere Bericht des Pachymeres [7]) ſtellt ſie als ein wanderndes Volk dar, das durch ſeine Herden beträchtlichen Reichthum erworben, gewöhnt an Mühe und Arbeit durch ſein Hirtenleben, und dadurch abgehärtet und kräftigen Körpers; während Uebung der Jagd ihnen die Elemente des Kriegs gelehrt, und häufige Scharmützel

---

1) Nicet. Ann. Alex. Comn. I, 4, p. 299; II, 3, p. 314; III, 1, p. 325 seq.

2) Anna Comn. VIII, p. 227.

3) Nicet. Ann. Al. Comn. III, 5, p. 337. L. — Nicht doch: aber im Bunde mit den heidniſchen Komanern im Norden der Donau. Nur ein Einfall des galiziſchen Fürſten Roman, den Komanern im Rücken, rettete damals Konſtantinopel! Und dieſe Diverſion verdankten die Griechen beſonders dem galiziſchen Erzbiſchof, nicht dem griechiſchen Patriarchen, wie man, ſelbſt Schlözer, aus Nicetas falſch citirt. A. d. Ueb.

4) Nicet. Ann. Bald. c. 6, 8, 9, p. 400 seq.

5) Nicet. ibid. c. 8, p. 405.

6) Nicet. ibid. c. 4, p. 395 etc.

7) Pachym. hist. Andron. I, 37, p. 66.

mit des Kaiſers Truppen ihnen Geſchicklichkeit im Gebrauche der Waffen verſchafft hatten.

Die italieniſche Abkunft ſcheint bey den griechiſchen Geſchichtſchreibern nie bezweifelt worden zu ſeyn. Cinnamus [1]) ſpricht im zwölften Jahrhundert von den nördlichen Walachen, und ſagt, daß ſie der Ueberreſt einer italieniſchen Kolonie ſeyen. Der um dreyhundert Jahre ſpätere Chalkokondyles bemerkt das nämliche, und ſetzt hinzu, daß ihre Sprache ſo ſey, wie die der Italiener, denen ſie auch in Sitten, Waffen, Tracht und häuslichem Leben gleichen [2]). Dieſe Verwandtſchaft mit Italien mochte beträchtlichen Einfluß haben auf ihre zeitliche Unterwerfung unter den geiſtlichen Gehorſam des römiſchen Stuhls, zur Zeit der Errichtung des wlacho-bulgariſchen Königreichs, im J. 1204 [3]). In der Korreſpondenz, die hierüber zwiſchen Papſt Innocenz III. und den Walachen Statt hatte, wird die Ehre eines römiſchen Urſprungs vom Erzbiſchof von Zagorà [4]) angeſprochen, und vom römiſchen Pontifex gerne gewährt.

Die Wlachen Griechenlands verfolgten eine weniger glänzende Laufbahn, als ihre Brüder von Thrazien und der Donau; wiewohl ihr Name in der Geſchichte der ſpätern Periode des griechiſchen Kaiſerreichs häufig vorkommt.

Ihre Gegend war bekannt unter dem Namen von Groß-Wlachien [5]) (μεγάλη Βλαχία); da ſie indeß immer verhältnißmäßig zu ihren nördlichen Brüdern unbeträchtlich an Zahl müſſen geweſen ſeyn, ſo kann man annehmen, daß das Beywort groß auf dieſe Hauptkolonie der Möſodaken in der nämlichen Weiſe angewendet worden ſey, wie das von Großgriechenland auf die griechiſchen Kolonien in Italien. Anna Comnena ſpricht nur von einer einzelnen Stadt, als ihnen gehörig, zwiſchen dem Berge Kissavo und Trikala, durch die ihr Vater Alexius auf ſeinem Zuge durch Theſſalien gegen die Normannen unter Bohemund kam. Benjamin von Tudela, der Griechenland um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, auf ſeiner Reiſe von Korfu nach Konſtantinopel durchzogen, ſagt, daß er Wlachien nach einer drey-

---

1) Cinnam. hist. VI, 3, p. 152.

2) Chalcond. II, p. 40, 41.

3) Gesta Innoc. III, p. 32, c. 68.

4) Zagorà war eine große Provinz, deren Hauptſtadt, noch immer Zagora geheißen, am Fuße des Berges Hämus, zwiſchen Nissa und Sofia, liegt. Ibid. p. 31, c. 67.

5) Nicet. Ann. Bald. c. 9. p. 410. Pachym. hist. Mich. Palaeol I, c. 30, p. 49.

tägigen Reiſe von Theben her betrat [1]). Dieſe Angaben ſind faſt entſcheidend über ihre Lage im zwölften Jahrhundert; aber ihre beſtimmten Gränzen, am Anfange des dreyzehnten, ſind von Niketas noch klarer angedeutet [2]). Bey Erwähnung der kleinen Staaten, in die das griechiſche Kaiſerthum nach der Einnahme Konſtantinopels durch die Lateiner im J. 1204 getheilt ward, belehrt er uns, daß *Epirus* und *Illyria*, von *Nicopolis* bis *Epidamnus* (Durazzo) dem Deſpoten von Aetolien, Michael, gehörte; daß alles Land, von Theſſalonika bis Almyrus (jetzt Armiro), mit Einſchluß von Phthia und der Ebene von Lariſſa, unter Bonifaz, dem Markgrafen von Montferrat, ſtand; und daß Groß-Wlachien und die Gebirge Theſſaliens unter einem Oberhaupt vereint waren, deſſen Namen der Geſchichtſchreiber nicht nennt. Die Wlachen Griechenlands mußten daher hauptſächlich auf die Gebirgskette des Pindus beſchränkt ſeyn; doch mit zeitlicher Ausdehnung ihres Gebiets über einen Theil des umliegenden Landes, indem die Byzantiner den Namen von Wlachien (*Βλαχια*) oft ſo gebrauchen, daß ſie darunter auch den größern Theil Theſſaliens mit einſchließen.

Während des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts war Theſſalien, wie Albanien, gemeiniglich unabhängig von Konſtantinopel; wenn auch gelegenheitlich von den Kaiſern wieder unterworfen, wie von Andronikus Paläologus dem Jüngern, als er im Jahr 1332 den Aufſtand in dieſer ganzen Gegend Griechenlands dämpfte [3]), und von Johann Cantacuzenus, dem es ſich im J. 1843 freywillig unterwarf [4]). Im Anfange des nämlichen Jahrhunderts ward es von den Kataloniern überfallen und verheert; aber in den letzten Zeiten des Kaiſerreichs hing es, ſey's durch Verbündung, ſey's durch Uebermacht der Waffen, feſt am Deſpotat des Weſtens. Mehrere Begebenheiten der alten Geſchichte zeigen, daß Theſſalien eine leichte Eroberung für die iſt, die im vollen Beſitze von Epirus ſind; und die Bemerkung iſt reichlich beſtätigt durch die neueſte Geſchichte und den jetzigen (1813) Stand des Landes.

Der Deſpot Nicephorus beſaß Theſſalien bis an ſeinen Tod im J. 1355 [5]). Fünf Jahre darauf bemächtigte Amu-

---

[1]) Er beſchreibt die Wlachen als hirſchſchnell, die oft von ihren Bergen herabkommen, um die Griechen auszuplündern.

[2]) Nicet. Ann. Bald. c. 9, p. 410.

[3]) J. Cantacuz. II, 28, p. 288.

[4]) Cantacuz. III, 53, p. 520 seq. Niceph. Gregor. XIII, 6, p. 409.

[5]) J. Cantacuz. IV, 43, p. 882 seq.

rath I. ſich eines Theils des Landes [1]). Seine reichen Ebenen waren ein lockender Preis und eine leichte Eroberung für die Türken, die hier viele Jahre vor dem Falle Konſtantinopels ſaßen: aber die endliche Unterwerfung Theſſaliens unter das türkiſche Joch kann nicht vor der Einnahme Theſſalonika's durch Amurat II., im J. 1429, geſetzt werden [2]).

Die Gegend, die Nicetas in den oben erwähnten Stellen den Wlachen Griechenlands anweiſt, ſtimmt ſehr wohl zu der, wo ihre Nachkommen ſich noch dermal befinden.

In Ober-Macedonien ſind ihre bedeutendſten Städte: Wlacho-Kliſſura [3]), in dem Gebirge, das die Ebene von Kaſtoria von der von Sarigieul trennt —; und auf dem Olympus und dem kambuniſchen Gebirgsrücken: Kokinopló und Livádi oder Wlachiſch-Livádo. In der Gebirgskette des Pindus ſind, von Norden angefangen, Samerina und Furca, — dann zehen bis zwölf Dörfer im Diſtrikte von Zagóri und ſeiner Nähe, davon die vorzüglichſten: Laista, Lesinitza und Malacássi; und im Diſtrikte von Joannina ſind: Métzovo, Serraku und Kalarites, die größten aller walachiſchen Niederlaſſungen. Auf der Oſtſeite des Pindus iſt der Diſtrikt von Aspropótamo meiſt von dieſem Volke bewohnt, und darin ſeine größten Städte: Chaliki und Klinovo. So kann man ſagen, daß der größte Theil, das Gros der Walachen von Griechenland, den mittelſten Theil des Pindus, zu beyden Seiten des großen Paſſes von Métzovo, einnimmt.

Manche der wlachiſchen Kolonien, obſchon in Gegenden, die an den Nothdurften des Lebens nicht mehr als für einen oder zwey Monate erzeugen, ſind die größten, beſt eingerichteten und blühendſten Städte in Griechenland. Sie verdanken dieſe Vortheile ihrer Gebirgslage, deren Feſtigkeit ſie großentheils vor türkiſcher Erpreſſung ſichert; während die Armuth des Bodens und die Unzulänglichkeit ſeiner Erzeugniſſe ſie zur äußerſten Anſtrengung ihrer Induſtrie treibt. In Gemeinſchaft mit manchen Griechen und Albanern, haben ſie einige grobe Wollenmanufakturen, beſonders für die Mäntel, von den Griechen *Κάπα* gehei-

---

[1]) Ducas c. 3, p. 5.

[2]) Ducas c. 25, p. 111.

[3]) Κλεισούρα, ein Paß (meiſt ein befeſtigter), iſt ein bey den Byzantinern oft vorkommendes Wort. Prokopius erklärt es, bey Gelegenheit eines Paſſes im Lande der Lazen, ſo: Σκόπελοι ὑπερφυεῖς ἐφ' ἑκατέρᾳ τῆς χώρας ὄντες, στενωποὺς ἐπὶ μακρότατον ἐνταῦθα ποιοῦνται. Κλεισούρας ἑλληνίζοντες τὰς τοιαύτας ὁδοὺς Ῥωμαῖοι καλοῦσιν. Procop. de bello persico, II, 29, p. 165.

ßen, und Greco von den Italienern; wofür sie am adriatischen Meere sichern Absatz finden. Der größte Theil der niederen Klassen sind Hirten, indem die Natur des Landes nur wenigen Händen den Ackerbau erlaubt, während ihre Berge in der Sommerzeit die herrlichste Weide für das Vieh darbieten. Von den obern Klassen haben einige als Kaufleute sich niedergelassen in der Türkey, in Italien und andern Ländern des Mittelmeeres; andere, weniger wohlhabend, gewinnen ihren Unterhalt in den Städten der Türkey als Krämer, Handwerker und Arbeiter in verschiedenen Zweigen. Ihre nüchterne, haushälterische und bewerbsame Lebensart gibt ihnen große Vortheile über die Griechen, welche sich das Ansehen geben, sie zu verachten wegen ihres angeblich niedrigern Grades an Geistesgaben und Bildung. Doch werden sie geschätzt, selbst in Griechenland, wegen ihrer Geschicklichkeit in Verarbeitung des Goldes und Silbers; ein großer Theil der Verzierungen dieser Art, an Kleidern, Waffen und Hausgeräth, sowohl der Griechen als der Albaner, ist wlachische Arbeit. Ihre Handwerker findet man in jeder Stadt der europäischen, sogar auch in der asiatischen Türkey. Ihre Schafhirten sind in Griechenland so wohl bekannt, daß die meisten großen Landeigenthümer entweder Wlachen aufnehmen zur Besorgung ihrer Herden, oder die Herden selbst an diese Leute vermiethen, die sich dann meist gegen die Eigenthümer zu einer bedungenen jährlichen Vermehrung der Zahl der Stücke Vieh anheischig machen. Gemeinschaftlich mit den sowohl griechischen als albanischen Gebirgsdörfern liefern sie einen großen Theil der untern, arbeitenden Klasse Konstantinopels und andrer größerer Städte.

Wie alle Gebirgsbewohner, hegen die Wlachen eine große Vorliebe für ihr Geburtsland, und ihrer aller Endzweck ist heimzukehren und dort den Gewinn ihres Fleißes zu verzehren. Die Handelsleute, die in den entferntern Häfen des Mittelmeers ansäßig, oder die armen Arbeiter in entlegenen Städten, kennen selten hoffen, dieses Vergnügen vor ihrer endlichen Heimkehr zu genießen, es wäre denn auf einen bloßen Besuch im Verlauf von zehn bis zwölf Jahren; aber die Krämer und Handwerker, die in Griechenland Beschäftigung finden, bringen gemeiniglich den Sommer bey ihren Familien zu, und lassen sie, nach Hinterlegung hinlänglicher Lebensvorräthe, wieder allein kämpfen mit den Wolken und dem Schnee eines langen und strengen Winters.

Das Wort Wlach ist allgemein für slawonischen Ursprungs gehalten worden; sey's, daß es den Walachen in Gemeinschaft mit allen andern Nationen lateinischer Herkunft beygelegt wor-

den, ſey's auch, daß es ſich auf das nomadiſche Leben der wlachiſchen Schäfer beziehe. Auf jeden Fall iſt es jedoch ein Wort, das bey den Wlachen ſelbſt [1]) nicht üblich iſt, weder in Griechenland, noch in der eigentlichen Walachey; ſie nennen ſich ſelbſt, wie die Griechen, Romanier; im Singular Remánu, Pl. Remeni.

In den wlachiſchen Städten Griechenlands verſteht ein großer Theil des Frauengeſchlechts keine andere, als ihre Sprache; aber die Männer ſprechen allgemein auch griechiſch; und da ſie ſich des letztern überall bedienen, wo Schreiben erforderlich iſt, ſo haben ſie ſelten oder nie Gelegenheit, ihre eigene Sprache zu ſchreiben [2]). Die Walachen im Norden der Donau haben das illyriſche Alphabet zur Schreibung ihrer Sprache geborgt; ſie bedienen ſich desſelben in Gemeinſchaft mit den Bulgaren und andern Völkern, die ſlawiſche Mundarten ſprechen.

III. Die Bulgaren.

Die ſüdlichſten Diſtrikte Griechenlands, wo die bulgariſche Sprache in gemeinem Gebrauche iſt, ſind: auf der Weſtſeite Macedoniens einige Dörfer in der Nachbarſchaft von Koritza, und auf der Oſtſeite die Hügel, die die großen Ebenen von Theſſalonika, *Pella* und *Edessa* umgeben. Der erſtere Diſtrikt iſt iſolirt mitten zwiſchen Griechen und Albanern; aber die letztern kann man als das ſüdliche Ende des jetzigen Bulgarlandes anſehen, da die Chriſten, die den bulgariſchen Dialekt ſprechen, von da an, faſt ohne Unterbrechung, durch den ganzen Norden des eigentlichen Macedoniens, ſo wie ſeiner erworbenen Provinzen *Paeonia*, *Pelagonia* u. ſ. f. [3]), und von da durch ganz Nieder-Möſien und das innere Thrazien bis zur Donau und in die Nähe Konſtantinopels, verbreitet

---

[1]) Die Morlaken in Dalmatien (Moro-Vlachi, ſchwarze Walachen) ſind, glaub' ich, das einzige Volk, das ſich ſelbſt Walachen nennt: aber ſie haben keinen der Anſprüche auf eine italieniſche Abkunft, wie die Walachen; ſie ſprechen eine ſlawiſche Mundart. A. d. V. — Nein! auch die Morlaken werden nur von den Venetianern ſo genannt. Wlach ſelbſt iſt die ſlawiſche Form des deutſchen Walch, d. i. Wälſcher, d. i. Romanier. A. d. Ueb.

[2]) Hr. Mich. Bojadſchi, ein geborner Wlache, in Wien, hat den erſten Verſuch einer Grammatik dieſes macedono-wlachiſchen Dialekts, mit lateiniſchen Lettern, herausgegeben, in Wien 1813, 228 S. 8. A. d. Ueb.

[3]) Nur die Küſten von Thrazien kann man für einen Theil Griechenlands anſehen, da die griechiſche Sprache hier noch immer überwiegend iſt, wie ſie es ſeit der Anſiedlung der früheſten griechiſchen Kolonien geweſen.

ſind. Doch ſind alle großen Städte Macedoniens, und ſogar manche ganze Diſtrikte im Süden dieſer Provinz meiſt von Türken bewohnt, die beydes, die Griechen und die Bulgaren verdrängt, und in dieſer und der benachbarten Provinz, Theſſalien, ſich ſtärker, als irgendwo ſonſt in Griechenland, angeſiedelt haben. Daher iſt es nichts Seltenes, in einigen Gegenden Macedoniens auf Leute der unterſten Klaſſen zu ſtoßen, die drey Sprachen reden: türkiſch, bulgariſch und romaiſch (griechiſch); letzteres fehlt nie, da es keine einigermaßen große Stadt in der europäiſchen Türkey gibt, die nicht eine Gemeinde griechiſcher Handwerker, Krämer u. ſ. f. hätte.

Obſchon die Bulgaren einen ſo kleinen Antheil des innerhalb der Gränzen dieſer Unterſuchungen eingeſchloſſenen Landes inne haben, ſo ſind doch der Einfluß, den ſie auf Griechenland gehabt, und die bleibenden Eindrücke, die ſie von ihrem langen Aufenthalt im Lande zurückgelaſſen, hinreichende Gründe, um einige Worte über ihre Geſchichte zu ſagen, und einige Muſter ihrer Sprache anzufügen [1]).

Die Slaven und Bulgaren hatten die Donau überſetzt, vor der Regierung Juſtinian's; aber ihre erſten furchtbaren Einfälle [2]) und beſtändigen Niederlaſſungen [3]) in den Ländern im Süden der Donau kann man von ſeiner Regierung an datiren. Von dieſer Periode an, in der Mitte des fünften Jahrhunderts, bis zum Falle Konſtantinopels in der Mitte des funfzehnten, — alſo durch tauſend Jahre, — iſt all ihr Verkehr mit dem griechiſchen Kaiſerreiche ein und derſelbe: bald Freundſchaft und Unterwerfung dem Namen nach, bald Begehren eines jährlichen Tributs als Preis ihres friedlichen Benehmens; oft geſchlagen und abgetrieben, aber immer im Beſitze eines großen Theils der jetzigen europäiſchen Türkey [4]), und ihre Verheerungen über Griechenland verbreitend. Ihr Friedensvertrag mit Michael III. im J. 860, da ihr Fürſt und ſein ganzes Gefolge getauft wurde, und das verwüſtete Land am Gebirge *Rhodope* (von den Bulgaren Zagorá geheißen) zum Geſchenk erhielt [5]),

---

1) Ueber die Sprachen der Albaneſen, der Walachen und der Bulgaren, deren Grammatik, bey ganz verſchiedenem Lexiko, faſt der nämliche Geiſt durchweht, behält ſich Ref. vor, ein anderes Mal umſtändlicher zu ſprechen. A. d. Ueb.

2) Procop. de bello Goth. III, 14, 29, 38; IV, 25, p. 498, 532, 555, 637. Agathias IV, p. 154 seq.

3) Procop. Goth. III, 40, p. 563.

4) S. Gibbon's römiſches Reich, IV, 42, 43, V, 55.

5) Symeon. Magistr. ann. Mich. et Theodorae c. 25, p. 440.

ſcheint die Gründung der Macht geweſen zu ſeyn, die ſie ſo lange im Norden Griechenlands behaupteten.

Lychnidus [1]) ward die Hauptſtadt eines Königreichs, das von der Mitte des zehnten Jahrhunderts an ſeine größte Höhe erreichte, als Symeon unter den Wällen Konſtantinopels die Unterwerfung des Kaiſers Roman Lacapenus empfing, und bald darauf ſein Sohn Peter die Enkelin des Kaiſers zur Ehe, mit dem Titel eines Kaiſers (βασιλεὺς) [2]) erhielt —, bis zum Beginn des eilften Jahrhunderts, da Samuel oder Mokrus, der Eroberungen bis nach Morea [3]) hin gemacht hatte, und von dem *Lychnidus* den Namen Achris [4]) erhielt, vom Kaiſer Baſil II. geſchlagen und ſeine Reſidenz genommen und geſchleift ward [5]).

Obſchon man griechiſche Beſatzungen in einigen ſpätern Perioden desſelben Jahrhunderts im Beſitze von Achris findet, ſo ſcheinen doch die Bulgaren Meiſter des größern Theils des umliegenden Landes geweſen zu ſeyn. Um das Jahr 1040, bald nachdem ihr König, Peter Delean, Dyrrhachium genommen hatte, ergab ſich die ganze Provinz von Nikopolis, die Epirus und Akarnanien mitbegriff, mit Ausnahme von *Naupactus* (Lepanto) freywillig an die Bulgaren [6]). Es geht wirklich aus den beſtändigen Kriegen, die die Kaiſer von Konſtantinopel in dieſen Zeiten führten, gegen die Bulgaren und Serben (ein Volk, das eben die Sprache redet, und urſprünglich von den Bulgaren war unterjocht worden) [7]), augenſcheinlich hervor, daß ſie aus den Wohnſitzen, in denen ſie ſich zuerſt zwiſchen dem ſechsten und dem neunten Jahrhundert niedergelaſſen hatten, nie mehr verdrängt wurden. Im Jahre 1186 war ein Aufſtand der Bulgaren und der Walachen, und eine Vereinigung dieſer zwey Völker das Mittel zur Errichtung eines zweyten bulgariſchen Königreiches, wovon Tirnovo oder Trinovo [8]), eine Stadt, auf der Nordſeite des Berges Hämus gelegen, in den ſpäteren Zeiten des griechiſchen Kaiſer-

---

1) Cedrenus, p. 713.

2) Cedren. p. 623, 625. Continuat. Const. Porphyr. vita Romani p. 252, 257.

3) Cedren. p. 695.

4) Ann. Comn. XII. 7, p. 371.

5) Cedren. p. 713.

6) Cedren. p. 746.

7) S. dagegen unſere Anmerkung 1, S. 118. A. d. Ueb.

8) Cantacuz. III, 10, p. 381; IV, 22, p. 796. Nicet. Ann. Bald. o. 10, p. 413.

thums die Hauptstadt wurde [1]). Zu dieser Zeit besetzten die Serben, die von den byzantinischen Geschichtschreibern oft mit den Bulgaren verwechselt werden, Dardanien und die Theile von Macedonien, die das alte bulgarische Königreich mitbegriffen hatte. *Scopia*, am Axius, im alten Paeonia, war die Hauptstadt des serbischen Monarchen, dessen Unterthanen vom Kaiser Cantakuzenus erwähnt werden, als mehrere Gegenden Macedoniens, Thessaliens und Acarnaniens innehabend [2]). In Macedonien nennt er insbesondere *Edessa*, *Berrhoea*, Kastoria (ehedem *Celetrum*), Servia [3]), eine feste Stadt an der Grenze Thessaliens, die ihren Namen von einer Kolonie dieses Volkes erhalten, Platamona, eine Festung an der Küste des thermaischen Golfs, am Fuße des Berges Olympos, und Likóstomo im Passe von Tempe [4]). Kantakuzenus, der selbst lange Zeit Krieg führte mit dem Kral von Serbien, eroberte einige dieser Plätze wieder; einmal nahm er sogar *Skopia*, mußte aber am Ende einen nachtheiligen Frieden machen, mit Verzichtleistung auf alles Land nördlich der großen Ebene von *Bottiaea*, und sogar auf einen Theil Ober-Macedoniens [5]).

So findet man den Norden Griechenlands nach einander bewohnt durch ein Volk slawischer Abkunft und Zunge, vom sechsten, oder wenigstens vom neunten bis ins funfzehnte Jahrhundert. Da es im Rücken, in der ganzen Ausdehnung bis zur Donau und dem Pontus Euxinus hin, lauter Nationen der nämlichen Sprache und Abkunft hatte, so kann man leicht vermuthen, daß ihre Niederlassungen in Griechenland ausgebreiteter waren, als die Geschichte einzelne Kunde gibt, selbst wenn sich nicht hinreichende Evidenz dafür aus einigen gelegenheitlichen Bemerkungen der Byzantiner selbst gewinnen ließe. Kaiser Konstantin, der Purpurgeborne, der 911 — 959 regierte, spricht vom ganzen Peloponnesus, als von Slaven besetzt, und datirt ihre Niederlassung daselbst von der Re-

---

1) D'Anville hält sie für das alte *Nicopolis ad Haemum*. — Tèrnovo (auch Tyrnau) heißt slawisch eine Dorngegend, — Dornbach, Dornberg. — *Tern* ist dem deutschen Dorn ganz identisch. A. d. Ueb.

2) Cantacus IV. 16, p. 767.

3) Cantacuz. II. 24, p. 275. — Das τὰ Σέρβια des Porphyrogenitus war im Thema von Thessalonica; die Stadt Servitza liegt noch heute am nördlichen Fuße, und das Schloß gleiches Namens auf dem kambunischen Gebirge selbst. A. d. Ueb.

4) Cantacuz., III. 58, p. 546; IV. 19, p. 776 seq.

5) Cantacuz., IV. 21, p. 791.

gierung Konſtantins Kopronymus im achten Jahrhundert [1]). Der Epitomator des Strabo, von dem Dodwell [2]) gezeigt hat, daß er unter der Regierung Baſils des Bulgarentodters um das Jahr 1000 geſchrieben, ſetzt hinzu, daß zu ſeiner Zeit jede Gegend Griechenlands voll Slaven war [3]).

Ihren langen Aufenthalt in dieſen Ländern ſcheinen mit nicht geringerer Gewißheit die zahlreichen Ortsnamen ſlawiſchen Urſprungs zu beweiſen, die man immer noch in jedem Theile Griechenlands findet; freylich, wie natürlich zu erwarten war, in den nördlichen Gegenden häufiger, als in den ſüdlichen. Manchmal erhielt der alte Name nur eine ſlawiſche Endung in -ista, -itza, -itzi, -avo oder ovo. Andre Male iſt der Name ganz ſlawiſch, und oft ein ſolcher, wie er in den entfernteſten Punkten Rußlands oder anderer Länder vorkommt, wo illyriſche Mundarten geſprochen werden [4]).

Es iſt billig zu vermuthen, daß die ausgebreitete Koloniſation der Slawen in Griechenland eine verhältnißmäßige Einwirkung auf die Mutterſprachen des Landes hatte. Beweiſe davon finden ſich im Albaniſchen und Walachiſchen, wo die Anhängung des Artikels am Ende [5]) der Nennwörter und mehrere andere leitende grammatiſche Formen neben großer Sprachähnlichkeit anzudeuten ſcheinen, daß, von welcher Quelle immer dieſe Sprachen urſprünglich abgeleitet ſeyn mögen, ſie um die nämliche Zeit in ihre gegenwärtige Form gemodelt, und den Redebedürfniſſen der namlichen großen Familie angepaßt wur-

---

1) Ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα καὶ γέγονε βάρβαρος — ὁπηνίκα Κωνσαντῖνος ὁ τῆς κοπρίας ἐπώνυμος, τὰ σκῆπτρα τῶν Ῥωμαίων διεῖπεν ἀρχῆς. Const. Porph. de Themat. II. thema 6. Peloponnesus.

2) Geograph. Vet. scriptores min. T. II. diss. 6.

3) Καὶ νῦν δὲ πᾶσαν Ἤπειρον, καὶ Ἑλλάδα σχεδὸν καὶ Πελοπόννησον, καὶ Μακεδονίαν Σκύθαι Σκλάβοι νέμονται. Excerpta e Strabonis geogr. VII. p. 1251, ed. Alm. — Νῦν δὲ οὐδὲ ὄνομα ἐστὶν Πισατῶν καὶ Καυκώνων καὶ Πυλίων· ἅπαντα γὰρ ταῦτα Σκύθαι νέμονται. Libr. VIII. 1261.

4) Z. B. Kamenitza bey Patras, wie Kamenz in der Lauſitz! Dazu der alte Slawenzins der Kirche von Patras! Eine Quelle in Jannina heißt dobra voda (ſl. gut Waſſer) u. ſ. w. u. ſ. w. A. d. Ueb.

5) Ref. wird bey einer anderen Gelegenheit darzuthun verſuchen, daß dieſer den drey Sprachen, der albaneſiſchen nämlich, der walachiſchen und bulgariſchen, bey aller Verſchiedenheit des Lexikaliſchen, gemeinſchaftliche Charakter von der albaniſchen herrühre, mit der die alte thraciſche aus eben dieſem Grunde große grammatiſche Aehnlichkeit haben mußte. A. d. Ueb.

den, die ſich, durch den ganzen Kontinent der europäiſchen Türkey hin, niedergelaſſen. Die Veränderungen, die das Griechiſche betroffen haben, ſind vielleicht hauptſächlich dem Einfluſſe der nämlichen großen Umwälzung in der Bevölkerung des Südoſtens von Europa zuzuſchreiben, wiewohl dieſe Sprache großentheils vor ſlawiſchen Neuerungen bewahrt wurde durch ihre Bildung, Vollkommenheit, althergebrachte Formen, ausgedehnten Gebrauch und die überlegene Civiliſation des Volkes, das, wenn auch herabgewürdigt, in dieſer Rückſicht immer höher ſtand, als die ſie im Norden und Oſten umgebenden Nationen. So mögen, während ſie ihre Artikel, einige ihrer Biegungen und manche andere Schönheiten der alten Grammatik bewahrte, ihre Wörter ſelbſt und ihre Fügung, ja ein großer Theil ihrer Grammatik mit in der gemeinen Redeſprache zu den Formen gebracht worden ſeyn, die man in den anderen, im Süden der Donau geſprochenen Sprachen findet.

Indem wir die Korruption des Altgriechiſchen bis zu dieſer Urſache verfolgen, ſo verſteht es ſich, daß wir unſere Bemerkung auf ſeine Grammatik und Anordnung beſchränken. Die Wörter der Sprache (ihr Lexikaliſches) hatten eine große Veränderung erfahren, ehe noch die ſlawiſchen Scythen, wie Strabo's Epitomator ſie nennt, im Süden der Donau erſchienen waren; theils in Folge der neuen Sitten und Wörter, die der Hof und die Armee und italieniſche Einwanderer einführten, theils durch die verſchiedenen Dialekte derer, die in der erſten Periode des byzantiniſchen Reichs nach Konſtantinopel ſtrömten *).

(Darauf folgt im Original eine Art Comenius, engliſch, griechiſch, albaniſch, walachiſch und bulgariſch; die vier letzteren Sprachen ſind aus einem zuerſt c. 1770 in Moſchopolis, und 1802 in Venedig wieder gedruckten Werkchen, das der Verfaſſer, Mönch Daniel, für dieſe »Barbaren« beſtimmt hatte, um ſie griechiſch zu lehren. Daniel ſchrieb alles mit griechiſchen Buchſtaben, Herr Leake aber nur das Griechiſche; alles übrige mit lateiniſchen, nach ſeiner Kombination.)

*) S. einige vortreffliche Bemerkungen über die Fortſchritte dieſer Korruptionen in der Vorrede von Ducange's Glossarium mediae et infimae Graecitatis. A. d. V. — Auch Ref. hat die Abſicht, ein anderes Mal einige Reſultate ſeiner dießfälligen griechiſch-ſlawiſchen Sprachſtudien mitzutheilen. — Die Statiſtik wird alſo dieſe Völker richtiger ſo zählen: 2—3 Millionen Griechen, eben ſo viel Walachen; 1,200,000 Albaneſen (nach Hobhouſe), eben ſo viel (oder noch mehr?) Bulgaren; und 4—5 Millionen Serben (in und außer Serbien). A. d. Ueb.

Art. IV. 1) Scriptorum veterum nova collectio e vaticanis codicibus edita ab Angelo Maio, Bibliothecae vaticanae praefecto. T. I. Romae 1825. 1 Vol. in 4. S. LVI. 376, 224, 96.

2) Catalogo de' papiri egiziani della biblioteca vaticana, e notizia piu estesa di uno d'essi con breve previo discorso e con susseguenti riflessioni. Roma 1825. 1 Vol. in 4. VIII. 78, mit drey Kupfertafeln.

3) Di un egizio monumento con iscrizione fenicia, e di un egizio kilanaglifo con cifre numeriche. Osservazioni fatte da Michelangelo Lanci. Roma 1825. S. 152 47.

Der um die Herausgabe sehr vieler alter, größtentheils ungedruckter Schriften hochverdiente Prälat Mai eröffnet mit Nr. 1 ein Werk, welches diejenigen Bücher alter Schriftsteller oder Fragmente derselben enthalten soll, welche bis jetzt entweder noch gar nicht, oder nur theilweise im Druck erschienen, und in der Handschriftenbibliothek der Vaticana enthalten sind. Wir wünschen diesem höchst wichtigen Unternehmen das beste Gedeihen, und zweifeln nicht, daß dadurch eine Reihe sehr interessanter Schriften, wohin die früher schon verheissenen Fragmente aus Diodor von Sicilien, Polyb, Dio Cassius, Dexippus, Eunapius gehören, so wie auch der Abdruck des neutestamentlichen Theils des berühmten Codex vaticanus (B) zu Tage gefördert werden dürften. Der vorliegende, aus drey Abtheilungen bestehende Band enthält größtentheils Schriften griechischer Schrifterklärer, z. B. des Euseb von Cäsarea, Apollinaris, Theodor von Mopsuest, Polychronius, Photius u. s. w., dann eine Chronographie zum Schulgebrauche, die Rede des Rhetors Aristides gegen Demosthenes und eine Schrift des Leontius. Ueber die Verfasser dieser Schriften wird in der Vorrede ausführlich gehandelt, und dem griechischen Texte wird am unteren Rande eine lateinische Uebersetzung beygefügt. Sie sind ihrem Inhalte nach theils durch Uebersetzungen, theils durch Auszüge schon bekannt, aber hier zum ersten Male ganz abgedruckt.

Die Untersuchungen des Euseb über einige schwere Stellen in der Genealogie unseres Heilands bey Matthäus und Lukas in Fragen und Antworten an Stephanus machen den Anfang. Sie sind aus einem Codex Palatinus genommen, dessen Nummer Mai nicht angegeben hat. Es ist aber ohne Zweifel Palat. Vatic. 220, eine Pergamenthandschrift in Quart aus dem eilften Jahrhundert, die nebst den Evangelien einen Auszug aus verschiedenen Erklärern, namentlich zu Ende des Matthäus, auf 73 Seiten den hier mitgetheilten Auszug aus dem erwähnten

Werke des Euseb enthält. Daß durch die Mittheilung dieser Fragmente für die Erläuterung schwieriger Stellen etwas gewonnen sey, wird niemand erwarten, der Eusebs Erklärungsweise kennt, und zugleich weiß, wie sehr seine Bemerkungen von späteren Scholiasten und Catenenschreibern benutzt worden sind. Die erste Frage, mit deren Beantwortung sich das Werk beschäftigt, ist die: warum die Evangelisten Matthäus und Lukas uns die Genealogie des Joseph, und nicht vielmehr die der Maria mittheilen. Christus war ja nicht von Joseph, sondern vom heiligen Geiste und der Maria gezeugt. Wollten sie also das Geschlechtsregister Christi, seine Abstammung von David mittheilen, so war nicht das Geschlecht Josephs zu berücksichtigen, sondern das der Maria. Die einfachste Antwort auf diese Frage wäre gewesen: die Mittheilung des Geschlechts der Maria wäre gegen alle Gewohnheit der Orientalen, bey denen das Geschlecht der Frauen nie aufgeführt wird, indem diese bey Genealogien in der Regel gar nicht in Betracht kommen. Da nun Jesus auf eine übernatürliche Art gezeugt wurde, so war seine Abstammung von David mit Rücksicht auf denjenigen zu zeigen, welcher die Vaterpflichten an ihm erfüllte, als dessen Sohn er nach der Ansicht der Juden eben so angeführt werden durfte, wie die durch die Pflichtehe erzeugten als Söhne der Familienhäupter betrachtet werden. Für denjenigen, welcher die in der Genesis, den Büchern der Chronik, so wie auch in den arabischen und syrischen Geschichtbüchern enthaltenen zahlreichen Geschlechtsregister aufmerksam gelesen hat, ist diese Antwort so befriedigend, daß es auffallen würde, wenn diese Stammtafeln anders beschaffen wären. Euseb aber nimmt, um die Schwierigkeit zu lösen, zu der den Interpreten seiner Zeit sehr gewöhnlichen Akkommodationstheorie seine Zuflucht, und sucht zu beweisen, man habe die wahre Abstammung Christi oder seine höhere Abkunft aus Rücksicht für seine schwächeren Zeitgenossen verheimlicht, und darum den Joseph als seinen wirklichen Vater vorgegeben. — Eben so unbefriedigend werden die folgenden funfzehn Fragen über die Schwierigkeiten in den beyden Genealogien beantwortet, die wir hier nicht weiter erwähnen, da sie größtentheils von geringem Interesse und aus den Catenen bekannt sind. Was darin beyläufig von wirklichen Schwierigkeiten vorkommt, ist aus Julius Africanus entlehnt, und von den griechischen Interpreten unzählige Mal wiederholt worden.

Hierauf folgen die Fragen und Antworten an Marinus, welche die Auferstehungsgeschichte betreffen, und die ebenfalls in den Scholien zu den betreffenden Stellen fast wörtlich wiederholt,

und schon oft abgedruckt sind. — Wenn wir den Wiederabdruck dieser Gegenstände hauptsächlich und wohl einzig darum für verdienstlich halten, weil dadurch einem künftigen Herausgeber der sämmtlichen Werke Eusebs ein schätzbarer Beytrag geliefert wird: so können wir es nicht billigen, daß Herr Mai diesen Fragmenten auch Seite 83 bis 101 die Supplemente beyfügt, welche er in Possins und Corders Ausgaben der Catenen zu den Evangelien des Matthäus, Markus und Johannes, in den Schriften des Anastasius Sinaita und bey Suidas gefunden hat, und die leicht noch hätten vermehrt werden können. — S. 101 bis 106 zeigt Herr Mai, daß der heilige Ambrosius diese Werke in seinen exegetischen Schriften benutzt, und oft nur übersetzt hat, welches längst bekannt ist.

S. 107 bis 192 folgen die Kommentare des Euseb, Apollinaris und Photius zum Evangelium des heiligen Lukas. Herr Mai hat wieder vergessen, die beyden Handschriften, aus welchen sie entlehnt sind, näher zu bezeichnen. Ref. glaubt, die eine sey Palat. Vat. 20, in Fol. aus dem vierzehnten Jahrhundert, den Lukas mit einer Catena enthaltend. Die zweyte ist ihm nicht näher bekannt, sie soll die Catena des Nicetas enthalten. So unbedeutend auch diese Fragmente ihrem Gehalte nach sind, so wollen wir doch ihren Abdruck aus dem oben schon berührten Grunde keineswegs für überflüssig erklären, aber er hätte mit mehr Fleiß und mit Berücksichtigung der übrigen Catenen der Vaticana vollzogen werden sollen. Die Schreiber der Catenen sind oft ungenau in den Angaben der Interpreten, und daher mit der größten Vorsicht zu brauchen. Nicht selten werden dem einen Erklärer in der einen Handschrift Erklärungen beygelegt, welche in einer zweyten einem anderen Verfasser zugeschrieben werden. Die Erklärungen der ältesten Interpreten sind im Auszuge vom heiligen Chrysostomus und heil. Hieronymus, so wie auch von anderen späteren griechischen und lateinischen Interpreten mitgetheilt, und wir glauben, daß ihre wichtigsten Bemerkungen bereits bekannt sind. Diese Interpreten fügen aber selten den Namen ihrer eigentlichen Verfasser bey, und diese, deren Kenntniß für die Geschichte der Schrifterklärung und Kirchengeschichte sehr wichtig ist, sind fast nur in den Catenen enthalten. Stimmten diese in ihren Angaben mit einander überein, so wäre die Vergleichung derselben höchstens für die Berichtigung der Schreibfehler wichtig. Da dieß aber nicht der Fall ist, so scheint jene unerläßliche Pflicht für einen jeden, der sich mit diesen Arbeiten beschäftigt, und jeder Versuch, mit Hülfe einer einzigen Handschrift die Werke eines Verfassers wieder herzustellen, darf als zwecklos betrachtet werden. Nur dann grau-

ben wir auf die Autorität der Catenen einem Verfasser Fragmente vindiziren zu dürfen, wenn mehrere Catenen-Handschriften verschiedener Abschreiber und Gegenden ihm dieselben zuschreiben, und diese zugleich ihrem Inhalte und Vortrage nach ihm zukommen. Nach diesem Gesichtspunkte arbeitete Ref. vor einigen Jahren während seines Aufenthalts in den Bibliotheken von Frankreich, Italien und Deutschland, und er wird bey einer anderen Gelegenheit zeigen, wie er in mancher Hinsicht zu sehr sicheren Resultaten gelangt ist.

Von S. 193 bis 368 sind einige längere Abschnitte aus den Amphilochien des Photius mitgetheilt, welches Werk bekanntlich größtentheils Erläuterungen über schwierige Stellen der heiligen Schrift enthält, und über dessen Werth verschieden geurtheilt worden ist. Ref. hat aus einer Handschrift dieses Werks, die sich in der königlichen Bibliothek zu Paris befindet, und mit Nr. 1228 bezeichnet ist, einen großen Theil desselben abgeschrieben, und mit Nr. 1229 gleichen Inhalts verglichen, in der Absicht, eine Ausgabe des Ganzen zu veranstalten. Aber theils die Besorgniß, für den Abdruck eines so weitläuftigen Werkes, dessen Geist durch die von Canisius, Stewart, Combefis, Montfaucon, Wolf, Galland, Scotti u. a. abgedruckten Abschnitte hinreichend bekannt sind, wenig Dank einzuernten, theils andere Beschäftigung, hinderte ihn bis jetzt an der Vollendung dieses Vorhabens. Wenn richtig ist, was viele Philologen so oft behauptet haben, daß jedes Werk der alten Literatur, es möge auch noch so unwichtig scheinen, wenigstens einmal gedruckt werden müsse: so bedarf auch der Abdruck dieser Amphilochien gewiß keiner Rechtfertigung. Hat man es noch in den neuesten Zeiten für gut befunden, die abgeschmacktesten griechischen Romane und Liebesgeschichten abdrucken zu lassen, warum sollen nicht auch alle Werke eines so berühmten Mannes dem Drucke übergeben werden. Der Gewinn für Erläuterung schwieriger Stellen wird zwar nicht groß seyn, aber nicht unbedeutend der für die Geschichte der Schrifterklärung, Sprache, so wie auch für das Quellenstudium des orientalischen Rechts. In dieser letzten Beziehung glauben wir die neuesten Herausgeber der Quellen des orientalischen Rechts auf sie aufmerksam machen zu müssen, und theilen als Probe den zwanzigsten Abschnitt mit, den wir wegen seiner Kürze, und weil er noch ungedruckt und nicht ohne Interesse ist, gewählt haben. Er handelt von der Aufnahme eines von einer Ketzerey zur orthodoxen Lehre zurückgekehrten Menschen in den Priesterstand, und von der Ausschließung eines mit körperlichen Fehlern behafteten von demselben.

Διὰ τί τῆς αἱρέσεως ἀφισάμενος ὁ ἄνθρωπος τὸν βίον ουκ ἔχων ἐπίμωμον, πρὸς ἱερωσύνην ἀνέρχεται· ὁ δὲ κηλίδων σωματικῶν γεγονὼς ὑπεύθυνος, κἂν τῶν ἀθεμίτων ἀποσῇ πράξεων πρὸς τὸ τῆς ἱερωσύνης τέλος ουκ ἀνάγεται.

Τὸ δ' εἰς ἀπορίαν ἀναγόμενον πρόβλημα: τί δήποτε τῶν πλημμεληματων τὸ χαλεπώτατον λιπὼν τὴν αἵρεσιν ἄνθρωπος εἰς ἱερωσύνην μὴ τῶν ἄλλων ἔργων μαχομένων παραγγέλλειν δύναται, ὁ δ' ὀρθόδοξον φέρων τὸ φρόνημα, ἐμφυλίῳ τὴν χεῖρα μιάνας αἵματι, ἢ τάφους ἀνορύξας, ἢ κατενεχθεὶς μέχρι σώματος εἰς ἐνοχλοῦσαν ἡδονὴν, ἢ ἄλλης τινὸς οὐκ εὐαγοῦς πράξεως ἔνοχος γεγονὼς, οὔκετι, οὐδὲ πρὸς μετάνοιαν ἐπισρεφόμενος, οὐδὲ διδοὺς πληροφορίαν μὴ δισάζουσαν τοῖς ἀδεκάσως κρίνουσι, τῶν μολυσμάτων κεκαθάρθαι. ἀλλὰ γὰρ οὐδεὶς τῶν τοιούτων μηδὲ τῶν ἄλλων ἀρετῶν ἐπιμαρτυρύντων οὐ μεν οὖν οὐ νομίζεται τῆς ἱερωσύνης ἐπάξιος· τὸ μὲν οὖν ζήτημα παλαιόν τε καὶ τὴν τοιαύτην προαγωγὴν οἰκειούμενον. Εἰδέ τινες ὀρθῶς ἐπελύσαντο, ἡδέως ἂν αὐτῶν μαθητὴς γένοιμην· διδάξαιμι δ' ἂν ἴσως εἰ καὶ μὴ ἄλλυς, σὲ δὲ πάντως, ὡς ὅσοι μὲν δυσσεβεῖν εἵλοντο, γνώμης προῆλθον ουχ αἱρουμένης τὸ φαῦλον, ἀλλ' ἐπιζητύσης τὸ ἄμεινον· ἀποσφαλέντες δὲ τοῦ ἱερῦ τῶν κρειττόνων ἔρωτος, πρὸς τὸ χεῖρον ὃ μὴ προέθεντο ἀπηνέχθησαν. ἡ μεν οὖν ἀπ' ἀρχῆς ὁρμὴ τούτοις ἤνθει τὸ ἀγαθόν. ἡ δ' ἀποτυχία δύναιτ' ἂν καταφέυγειν εἰς τὸ τῆς φύσεως ὑπομαραινόμενον καὶ ἄσθενες. και οὗτοι μὲν τῶν χειρόνων μετανασάντες ἐυμενῶς αὐτοῖς ὁρῶσι τὴν συγγνώμην ἐπιβλέπυσαν. οἱ δε φαῦλον μὲν εἰδότες ἀπ-ἀρχῆς τὸ πραττόμενον, προς ἐκεῖνο δὲ τὸν νοῦν απερείδοντες, πολ' λὴν κατ' αὐτῶν παρέχονται τοῖς προς εὐσέβειαν μεταβαλλομένοις τὴν ὑπεροχήν. οἱ μεν γὰρ ὁρμῆς ἀντείχοντο τῆς ἀγαθῆς, εἰς τουναντίον δὲ μὴ τοῦτο προθέμενοι παρεσύρησαν. τοῖς δὲ τῶν τε φαύλων ἦν ἡ καταρχὰς ἄιρεσις. καὶ κατασκοπὸν σύνεβαινεν ἡ ἀπώλεια. καὶ τοῖς μὲν οὕτως ἐδόκει τὸ δοξαζόμενον βέλτισον· ὡς ἐπιγαυριᾶν τε τῇ δόξῃ. καὶ θάνατον ἔσιν ὅτε προαιρεῖσθαι τὸν δεδοξασμένον τῆς ἐξομόσεως. τοῖς δὲ τὸ κακὸν ἐπὶ τοσοῦτον ἐγνωρίζετο, ὡς καὶ μηδένος ἔξωθεν συνειδότος καθ' ἑαυτοὺς ἐπ' ἐρυθριᾶν τῇ πράξει καὶ ἐυχῆς ἔργον εἶναι νομίζειν λαθεῖν ἅπαντας ἐξ ὧν τοῖς μεν ἀπαρχῆς ἀγαθὸς ἦν ὁ σκοπὸς. πρὸς γὰρ τὸ ἄριστον ἔβλεπον. καὶ ἡ μεταβολὴ προϊοῦσα δι' ἐπιγνώσεως ἐπὶ σερρᾶς κρηπίδος ἐβάλλετο τῆς ἀληθοῦς αὐτὴν πεγνυμένης διακρίσεως, ἀσάλευτον οὗτοι κατὰ τὸ πλεῖσον τηρῦσι τῆς ἐπὶ τὴν ἐυσέβειαν μεταβολῆς τὸ κραταίωμα· τοῖς δὲ φαύλη τε ἦν ἐξ αὐτῆς κινήσεως ἡ ὁρμὴ. οὐ γὰρ ἠγνόουν ἀτόπων ἁπτομενοι καὶ τῆς μεταθέσεως γεγενημένης μὲν, οὐκ ἐχύσης δὲ τῷ ἀμεταθέτῳ σηρίζεσθαι. οὐδὲν γὰρ τῶν προεγνωσμένων οὗτοι πλέον προσειλήφεσαν ἐν οἷς ἂν καὶ ἐδρασθεῖεν σαθερώτερον. ἀλλ' ἐπισκιρτώσης τῷ αὐτοδεσπότῳ τῆς γνώμης πρὸς ἑκάτερα ἄδηλον τε τὴν κρίσιν παρεχομένης ἐφ'

ὅ ῥέφειεν. εἰκότως οὐκ ἔστιν αὐτοῖς πίστιν ῥᾴον παρασχεῖν ὡς οὐ μήκετι εἶησαν εἰς τὴν προτέραν ἐπανίοντες φαυλότητα· πρόσθες εἰ βούλει καὶ δι' ὅτι τοῖς μὲν καὶ ἡ προτέρα δόξη καὶ ἡ μεταγενεστέρα κατὰ τὸν ἴσον τρόπον ἵνα μὴ λέγω καὶ πολλάκις προέχουσα παρρησιάζεται. ἀλλ' ἵν οὖκ ἔστιν ἡ δευτέρα τῆς προτέρας πρὸς τὴν τῶν πολλῶν ἐπίγνωσιν δευτερεύουσα. τοῖς δὲ τὸ μὲν ἁμάρτημα θριαμβεύεται· φίλον γαρ ἀνθρώποις διακωδωνίζει τὰ ἀλλότρια ἡ δὲ μεταμέλεια ἐν ἡσυχίᾳ τε καὶ καταμόνας πραττομένη οὐχ ὅτι μόνον τῷ λανθάνοντι ἐκφεύγει τοὺς πολλούς. ἀλλ' ὅτι καὶ τὸν φθόνον ἔχει πικρὸν ἐξετασήν· οὐχ ὅτι περιφανῆ καὶ κατάδηλον τῆς καθάρσεως δεῖ δὲ μηδὲ τῶν μικρῶν μηδένα σκανδαλίζειν. οὐ μὲν οὖν οὐ παρέχεται παραπλησίαν πᾶσιν ὥσπερ δὴ τοῦ ἐλαττώματος τὴν ἐπίγνωσιν.

Wir erkennen es daher mit Dank, daß Herr Mai zur vollständigen Bekanntwerdung dieses Werkes das Seinige beyzutragen sich entschlossen hat, wenn wir es gleich bedauern, daß durch solche Abdrücke einzelner Untersuchungen das Ganze sehr zerstückelt wird. Er hat sich einige längere Abschnitte gewählt, nämlich den 1. 21. 24. 43. 73. 131. 134. 149. 152. 153. 172. 13. 188. 190. 191. 192. 225. 260. und 6ten. In der Anordnung durch 330 Untersuchungen stimmt die vatikanische Handschrift mit Nr. 1228 der Pariser Bibliothek und mit der Turiner, wogegen Nr. 1229 der Pariser Bibliothek, welche der Patriarch von Jerusalem, Chrysanthus, aus einer alten Handschrift auf dem Berge Athos abschreiben ließ, nur einen Theil der photius'schen Untersuchungen, und diesen in einer anderen Ordnung, enthält. So wie in den gemeinschaftlichen Abschnitten der beyden Pariser Handschriften einige Varianten vorkommen, so weicht die von Hrn. Mai benutzte Handschrift von diesen, besonders von 1228, bisweilen ab. So liest Reg. 1229, S. 193, Z. 16 der Ausgabe des Mai ἀκριβείας mit dem Vat., aber Reg. 1228 liest ἀληθείας. Z. 17 ἐλεύθερον für ἐλεύθερα. S. 194, Z. 5 ist hinter ἐκβιάζεται das Wort λογομαχίαν ausgelassen, das sich in beyden Pariser Handschriften findet. S. 194, Z. 22 ist im Reg. 1228 μᾶλλον δ' ὁ κοινὸς καὶ πλάστης καὶ νομοθέτης ausgelassen. S. 195, Z. 2 läßt er καὶ ἕκαστος τὸν πλησίον αὐτοῦ aus. Z. 23 liest er πλείστους für πλείους u. s. w. Diese Abweichungen zeugen auch von der Inkorrektheit des Reg. 1228, und von der Vortrefflichkeit des Vat. und des Reg. 1229.

S. 362 bis 368 enthalten fünf kanonische Gutachten des Photius über den Ertheiler der Taufe, über das Verhalten der Priester und Diakonen, deren Frauen geschändet sind, über das Ueberbringen des heiligen Abendmals an die in der Gefangenschaft der Sarazenen befindlichen Christen durch Frauen, und über das Zulassen derjenigen Kinder zum heiligen Abendmale,

die von den Sarazenen gewaltsam behandelt sind. S. 369 bis 376 sind aus dem Vatic. 470 einige mit den Amphilochien dem Inhalte nach verwandte kleine Aufsätze des Anastasius Sinaita mitgetheilt über das Lebensende, über den Zustand nach dem Tode, und aus einer anderen Handschrift sechs moralische Untersuchungen desselben Verfassers.

Die zweyte Abtheilung beginnt von S. 1 bis 40 mit einer Chronographie oder einem Auszuge aus der Chronik des Eusebs, den Herr Mai in einer Handschrift des eilften Jahrhunderts gefunden hat, und in der wir nichts Neues, aber sehr viele unrichtige Angaben bemerkt haben. Interessant für die Bestätigung des Bekannten dürften die Angaben der circumscriptio der fünf Patriarchate in den Zusätzen seyn. Hierauf folgt bis S. 104 der Kommentar des Theodor von Mopsuesta über einige kleine Propheten, nämlich den Amos, Zacharia, Haggai, Jonas, Nahum, Obadia und Hosea, welcher unstreitig zu den interessantesten Abschnitten in dieser Lieferung gehört. Je mehr man besonders in den neuesten Zeiten die Verdienste dieses vorzüglichen griechischen Interpreten zu würdigen bemüht gewesen ist, desto erfreulicher ist die Mittheilung dieses Kommentars über einige der schwierigsten Bücher des alten Testamentes. Auch er ist geeignet, ihm die Achtung der Gelehrten zu gewinnen, wenn gleich durch ihn bey dem jetzigen Standpunkte der Bibelerklärung nichts für dieselbe gewonnen seyn dürfte. Er verräth keine Kenntniß des Grundtextes, benutzt immer die griechische Kirchenversion, und hat auch das mit den älteren christlichen Erklarern gemein, daß er zu viele Weissagungen auf die neutestamentliche Zeit findet. Aber er hält sich größtentheils fern von allegorischen Erklärungen, und gibt treffliche historische Erläuterungen, Erklärungen von Bildern und Parallelen über biblische Lehren. Am ausführlichsten sind die Erklärungen zum Jonas, wobey jedoch die darin vorkommenden Schwierigkeiten kaum berührt sind, am besten die zum Nahum, worin die Auflösung der Bilder als besonders gelungen betrachtet werden kann, während von einer bestimmten historischen Beziehung keine Rede ist. Hierauf theilt Herr Mai bis S. 160 Auszüge aus dem Kommentar zum Daniel mit, der den Polychronius, Bischof von Apamea, Bruder des Theodor von Mopsuesta, zum Verfasser hat, wobey er zwey Handschriften der Vaticana benutzt hat. Dieser Kommentar zeugt von einem gelehrten und frommen Erklärer, der nebst der griechischen Kirchenübersetzung auch die syrische, und selbst das hebräische Original bisweilen zu Rathe zog. Beym Uebergehen der deuterokanonischen Stücke im Daniel beruft er sich

auf die hebräischen und syrischen Bibeln, wie dieß bereits Flaminius Nobil. bemerkt hat. Was aber seine historischen Erläuterungen betrifft, worauf Herr Mai S. XXXII besonders Gewicht zu legen geneigt ist, so haben wir darin sehr wenig Erhebliches gefunden, und unsere Erwartungen von einem der syrischen Geschichte und Sprache so kundigen Gelehrten wichtige neue Nachrichten über die oft so dunkle Geschichte der Seleuciden zu erhalten, sind nicht erfüllt. Weit reichhaltiger sind die des heiligen Hieronymus. So wie es bey diesem unmöglich ist, auszumitteln, in wie weit er von Porphyrius abhängig war, so scheint ihm auch jener nach Willkür gefolgt zu seyn. Es hat demnach Alles in diesem Kommentar ein gleiches Interesse, und wir hätten gewünscht, daß nicht bloß Auszüge, sondern das Ganze mitgetheilt worden wäre. Von S. 161 bis 224 ist eine griechische Catene zum Daniel abgedruckt, worin Erklärungen aus Ammonius, Apollinaris, Athanasius, Basilius, Cyrillus, Eudoxius, Euseb von Cäsarea, Hesychius, Hippolytus, Origenes, Severus, Titus und Viktor sich befinden. Die darin ebenfalls befindlichen Erklärungen des Chrysostomus und Polychronius hat Herr Mai weggelassen, weil sie bereits bekannt sind. Jene sind kurz, selten erschöpfend, und es ist nicht unsere Schuld, wenn wir keine wichtigen neuen Bemerkungen mittheilen.

Die dritte Abtheilung eröffnet die Rede des Aristides für Leptines gegen Demosthenes, über die Freyheit von Lasten und Abgaben (περι ατελειας). Leptines hatte diese Immunitäten wegen der daraus entstandenen Mißbräuche abgeschafft, und war von Demosthenes der Uebertretung seines eigenen Gesetzes beschuldigt worden, wogegen er hier gerechtfertiget wird. Den Beschluß des Ganzen bis Seite 90 macht das Werk des Leontius über die Schöpfung. Druck des Textes und Uebersetzung sind nicht immer korrekt. Besonders häufig finden sich unrichtige Accente und Spiritus, die jedoch leicht zu verbessern sind. Wir wünschen, daß recht bald die Fortsetzung dieser wichtigen Sammlung folgen möge.

Im Nr. 2 theilt Herr Mai ein Verzeichniß der ägyptischen Papyre mit, in deren Besitz die Vaticana seit Pius VII. gekommen ist, und das Champollion während seines Aufenthalts in Rom verfertigt hat. Die Beschreibung derselben ist kurz, einige Erklärungen von Hieroglyphen und Priesterschrift kommen hier nach der bekannten Methode des Champollion beyläufig vor, die sehr passend scheinen. Hierauf folgt S. 91 bis ans Ende eine sehr ausführliche und bittere Kritik von Nr. 3.

Herr Lanci sucht in Nr. 3 in einem an den berühmten Mä-

zenaten zu Rom, den Ritter Italinski, gerichteten Briefe die phönizische Inschrift von Carpentras, die beyden palmyrenischen Inschriften in der Alterthumssammlung auf dem Kapitol zu Rom, und ein Kilanagliph zu erklären.

Herr Lanci hat sich, wie er vorgibt, von der ersten ein genaues fac simile verschafft, und gibt hier eine neue Erklärung davon. Er hätte aber nicht blos die Versuche von Barthelemy und Fabricy, sondern auch die neuesten von Tychsen, Kopp und Hamaker berücksichtigen sollen. Auf den Grund von einigen Textesveränderungen, die aber nicht auf paläographischen Gründen, sondern zum Theil auf bloßen Vermuthungen beruhen, z. B. Z. 2: עברת für עברת, Z. 3: צרם für קדם, צחי für קר, und die Versetzung mehrerer Buchstaben gibt er folgende Uebersetzung derselben: Benedetta sia Tebba, figlia di Techazi, sacerdotessa di Osiride: perciocchè essa non isparlò di alcuno; non sofferse virilità di alcuno; non isvelò gli arcani del potente Osiride. Benedetta sia costei dal potente Osiride: col vino di prosperità sia ella soavemente aspersa; e nel vino di propiziazione a lei pace. Wenn Herr Lanci glaubt, daß seiner Erklärung darum der Vorzug gebühre, weil sie einen passenderen Sinn gibt, als die von Barthelemy versuchte, so wollen wir ihn auf die von Herrn Hamaker vorgeschlagene aufmerksam machen, die dem Sprachgebrauche angemessener ist, und einen vortrefflichen Sinn gibt. Benedicta (sis) Theba filia Thakhui! Hoc donarium est Dei Osiridis. Irate nihil egisti contra maritum, neque sicuti placebat marito, unquam locuta es. (Ergo) intaminata sis coram Osiride benedicta: coram Osiride honorata sis et florens idque nunc et in posterum et inter beatitudinem sit tibi pax.

Auch seine Erklärung der beyden palmyrenischen Inschriften bietet nichts bemerkenswerthes Neues dar. Der vornehme Ton, mit dem Herr Lanci seine Vorgänger, die er großentheils nur abgeschrieben hat, behandelt, und einige persönliche Beleidigungen gegen Herrn Mai haben den letzteren veranlaßt, Herrn Lanci in der erwähnten langen Recension wegen seines Dünkels, Betruges und wegen seiner Unwissenheit hart zu züchtigen. Da hier Persönlichkeiten meist vorkommen, so übergehen wir diesen Streit, so wie auch die gewiß verunglückte Erklärung des ägyptischen Monuments, die ein großer Kenner des Aegyptischen, Herr Champollion der Jüngere, in der Revue encyclop. bereits gewürdigt hat. J. M. A. Scholz.

Art. V. 1) *Mishcat-ul-Masabih* or a collection of the most authentic traditions, regarding the actions and sayings of Muhammed; exhibiting the origin of the manners and customs; the civil, religious and military policy of the Muslemans. Translated from the original arabic, by Capt. *A. N. Mathews*, Bengal artillery. Calcutta printed by T. Hubbard, at the hindoostanee press. 1809. Zwey Quartbände, der erſte 665, der zweyte 817 Seiten.

2) A Collection of Proverbs, and proverbial phrases, in the persian and hindoostanee languages. Compiled and translated, chiefly, by the late *Thomas Roebuck*, Captain an the Madras Establishment, Public Examiner in the College of Fort William, and Member of the Asiatic Society. Calcutta: printed at the hindoostane press. 1824. Zwey Theile Großoktav, der erſte 406, der zweyte 397 Seiten.

Zwiſchen der Erſcheinung des erſten und zweyten Bandes dieſer beyden Werke liegt ein Zeitraum von dreyzehn Jahren, und doch iſt jenes vor funfzehn Jahren zu Calcutta erſchienene eben ſo wenig, als das letzte vor zwey Jahren dort herausgegebene noch in irgend einer europäiſchen Zeitſchrift anders, als nach dem Titel, angezeigt worden; ſie finden ſich hier aber nicht nur als zwey zu Calcutta gedruckte und in Europa bis jetzt gleich wenig bekannte Werke orientaliſcher Literatur zuſammen, ſondern auch durch ihren gemeinſchaftlichen Inhalt, indem beyde ein köſtlicher Beytrag zum Gemälde öſtlicher Denkweiſe und Geſittung ſind.

Das Miſchkatul-Maßabih, d. i. die Niſche der Lampen, iſt eines der geſchätzteſten Werke, welche die Sunna oder vielmehr Sunnet, d. i. Mohammeds allen Bekennern ſeiner Lehre als Geſetz geltende Ueberlieferungen ſeines Redens und Schweigens, ſeines Thuns und Laſſens, ſeines Handelns und Wandelns geſammelt haben. Die Zahl ſolcher Ueberlieferungen, wovon freylich mehr als die Hälfte unächt ſeyn mag, beläuft ſich gegen zehntauſend, und die ſechs vorzüglichſten Werke, in denen dieſelben geſammelt worden, und welche den Titel Dſchamii, d. i. der Sammler, oder Ssahih, d. i. der Wahrhaftige, führen, ſind: Bochara, Malek, Ebi David, Termedi, Nisa und Moslim, denen einige den Sammler Sejuti's als das ſiebente Grundwerk mohammedaniſcher Ueberlieferung beyzählen. Da bis in das erſte Jahrzehend dieſes Jahrhunderts die Sunna ihrem Inhalte nach in Europa ſo gut als unbekannt geblieben, machte der Schreiber dieſer Zeilen zuerſt in dem erſten Bande der Fundgruben des Orients ſiebenhundert ſolcher Ueberlieferungen bekannt, als Zehend von den 7275, welche der große Sammler Bocharas

enthält. Zu gleicher Zeit, d. i. im halben Jahre, wo der erste Band der Fundgruben zu Wien erschien, gab der Artilleriehauptmann Matthews zu Calcutta die äußerst verdienstvolle Uebersetzung des Mischkat heraus, d. i. eines der geschätztesten Kommentare über das Maßabih, d. i. die Lampen, welches ebenfalls unter die geschätztesten Werke mohammedanischer Ueberlieferungen gehört. Der Verfasser des Maßabih, Husein Ben Mesud von Karabagh (im vorliegenden englischen Werke steht Fera of Baghdad, ein Schreibfehler statt Karabaghewi), gest. i. J. d. H. 516 (1122), sammelte 4119 Ueberlieferungen (so steht es im bibliographischen Wörterbuche Hadschi Chalfa's der kaiserlichen Hofbibliothek, nach dem Exemplare Hadschi Chalfa's, welches der englische Uebersetzer anführt, N. 484). Unter vielen Kommentaren des Massabih ist Mischkat, d. i. die Nische, der gang und gäbste von den Ufern des Ganges bis an die des Bospors; der Verfasser Welieddin Eba Abdallah Mahmud vollendete sein Werk (nach dem Exemplare Hadschi Chalfa's auf der kaiserlichen Hofbibliothek) i. J. 563 (nach der Note des englischen Uebersetzers 737). Die letzte Angabe scheint schon deßhalb unrichtig, weil der Kommentar Hasan Ben Medschid's über das Mischkat im Jahre 743 geschrieben ward. Auch ist die Handschrift der kaiserlichen Hofbibliothek sonst meistens eine sehr korrekte. Das Verdienst des Mischkat besteht nicht nur in der Auswahl, sondern auch in der Anordnung der einzelnen Ueberlieferungen nach dem Grade ihrer Aechtheit oder Verdächtigkeit; jedes Hauptstück ist in drey Abschnitte untergetheilt, deren erster die unbezweifelt für wahr gehaltenen (nach Bochara und Moslim), der zweyte die minder gewissen (nach Ebu David und Termedi), der dritte die mit Grunde bezweifelten Ueberlieferungen enthält. Die Anordnung des ganzen Werkes selbst ist in 24 Büchern so getroffen, daß dasselbe mit den durch das Gesetz vorgeschriebenen Religionsübungen beginnt, dann auf das bürgerliche Recht übergeht, und zuletzt mit dem häuslichen Leben des Propheten und seiner Person endet. Da die Sunna in der Religionslehre des Islams gleich kräftig mit dem Koran, den Moslimen nicht mindere Verbindlichkeit auflegt, als jener, so ist die Kenntniß derselben zum vollständigen Studium der islamitischen Gesetzlehre, d. i. der Dogmatik sowohl als der Jurisprudenz, unerläßlich, sie enthält aber auch zugleich den Schlüssel von vielen bisher nur halb bekannten oder nicht genug beleuchteten Eigenheiten moslimischer Lebensweise und Sitte, und aus diesem Gesichtspunkte wird dieselbe hier mit der Sammlung persischer und indostanischer Sprichwörter zusammengestellt, welche nach dem Tode des verdienst-

vollen Sammlers, des Hauptmanns Roebuck, der beständige Sekretär der asiatischen Gesellschaft Wilson (ein würdiger Nacheiferer des unsterblichen Gründers derselben) herausgegeben. Es sind 2722 persische und 2704 indostanische, zusammen also 5426 Sprichwörter und Sittensprüche, in denen sich der Geist und die Sitten des Orients nicht minder lebendig ausspricht, als in jenem Musterbilde der Sunna, welches dem Moslim durch das Leben und Weben des Propheten zur Nachahmung aufgestellt ist. Fünftausend persische und indostanische Sprüche und beyläufig fünftausend arabische Worte von des Propheten Thun und Lassen oder aus seinem eigenen Munde überliefert, sind ein gebieterisches attisches Heer, dessen Zehntausend noch einen psychologischen Xenophon erwartet, der dasselbe gehörig gemustert und geschaart zu dem Ursitze menschlicher Vorstellungs- und Empfindungsweise philosophirend zurückführe. Einen solchen aufzurufen, sey der Zweck des folgenden, aus beyden obigen Werken als Funfzigstelsaft gegebenen Auszugs.

Mehrere der Parabeln Mohammeds sind aus der Schrift genommen, wie I. S. 45 die von den zum Gastmal geladenen Gästen, die sich zu kommen entschuldigen, oder S. 76 die vom gesäeten Korn, das auf verschiedenen Grund fällt. Der Islam S. 52: »Einen geraden Weg hat Gott gemacht mit Thoren auf »beyden Seiten und mit Vorhängen über den Thoren, und am »Ende des Weges steht ein Mahner, der sagt: Geh gerade auf »dem Wege, nicht krumm; und ober dem Mahner steht ein an»derer, der warnet nicht zu öffnen die Thore, um nicht zu fallen »in den Abgrund. Wahrlich, der Weg ist der Islam, und die »Thore sind von Gott verbotene Dinge, und die Vorhänge über »denselben Gottes Gebote, und der Mahner der Koran, und »der Mahner über denselben ist Gott in dem Herzen eines jeden »Gläubigen.« Wissenschaft (59). »Wer dem Pfade der »Wissenschaft folgt, den wird Gott leiten auf den Pfad des Pa»radieses; wahrlich, die Engel breiten ihre Arme aus gegen den, »der die Wissenschaft sucht, und jedes Ding in Himmel und Er»den bittet um Gnade für ihn, und wahrlich, der Gelehrte über»trifft um so viel den Andächtigen, als der Vollmond die Sterne « — (61) Der Koran: »Der Koran ward in sieben Mundarten ge»sendet, jeder seiner Sprüche hat äußeren und inneren Sinn, »jeder derselben ist ein hoher Platz, von welchem die Aussicht »bis an den Grund reicht.« — Ueberlieferung: »Wer vier»zig Ueberlieferungen in Religionssachen einem Volke aufbewahrt, »den wird Gott am Tage der Auferstehung unter die Zahl der »Gottesgelehrten erhöhen; ich werde seine Sünden vergraben »und seinen Gehorsam zeigen.« Diese Ueberlieferungsstelle gibt

dem Bibliographen den Schlüssel über das Daseyn so vieler Erbain, d. i. Vierzger, oder Sammlungen von vierzig Ueberlieferungen. Ganz sonderbar, aber nicht zu Auszügen für diese Zeitschrift geeignet, ist die Kasuistik der theilweisen oder gänzlichen Waschungen nach verrichteter Nothdurft aller Art. Die rechte Hand wird ganz aus dem Spiele gelassen, und der Rücken muß gesichert seyn (83): because the devil makes game at the backsides of the sons of Adam. Dschinnen-Nahrung: »Als die Gesandten der Dschinnen zum Propheten kamen, »sprachen sie: O Gottgesandter, verbiete den Bekennern deiner »Lehre Gebein, Dung oder Kohlen zur Reinigung zu gebrauchen, »denn Gott der Allmächtige hat uns diese Dinge angewiesen; die »Beine zur Nahrung für uns, den Dung als Futter für unsere »Pferde, und die Kohlen für sie und uns.« Der Dämon, der in den Waschungen zu weit führt, heißt Walhan (95), und der Dämon, welcher die Betenden durch Zweifel stört, Chinsab (24). — Bad: »Badet nicht mit Wasser, in der Sonne »gewärmt, denn es machet Aussatz (109). Urin von Knaben »befleckt nicht, wohl aber der von Mädchen (112). Jeder »Moslim bade einmal die Woche am Freytag und wasche sich den »Kopf und den ganzen Leib« (119). Kindererziehung: »Lehrt eure Kinder beten, wenn sie sieben Jahre alt sind; wenn »sie zehn Jahre alt sind, und nicht beten, schlagt sie, und mit »zehn Jahren trennt ihre Betten. Wenn ihr betet, spuckt nicht »vor euch aus, denn ihr steht in Gottes Gegenwart, und nicht »zu eurer Rechten, wo ein Engel steht, spuckt daher zu eurer »linken Seite aus, oder unter eure Füße.« — Eunuchen, Reisende und Anachoreten. »Osman Ben Madhun sprach »zum Propheten: Erlaub mir, ein Verschnittener zu werden; »und der Prophet sprach: Wer Eunuchen macht oder Eu»nuche wird, gehört nicht mir an, meine Jünger werden ver»schnitten durchs Fasten. Osman sprach: So erlaub mir, zu »reisen; der Prophet entgegnete: die Reisen meiner Jünger sind »die Feldzüge im heiligen Kriege. Osman sagte dann: So erlaube »mir, mich von der Gesellschaft zurückzuziehen und den Genüssen der »Welt zu entsagen; und der Prophet antwortete: Die einzige Zurück»gezogenheit, die sich für meine Jünger ziemt, ist in einem Winkel »der Moschee zu sitzen, in Erwartung des Gebetes.« — Der Prophet verbot, beym Beten ein Tuch über die Schulter zu hängen, und die Hand vor den Mund zu thun (157). Diese Anordnung ist im Gegensatze der Religionsgebräuche der Parsen erlassen, welche mit verhülltem Munde beteten, so wie die folgende im Gegensatz der Juden: »Thut das Gegentheil in eurem Gebete von den Ju»den, denn diese beten nicht in Schuh und Stiefeln.« — »Das

»beste Gebet ist das, in welchem am meisten aufgestanden wird, »denn es ist größere Beschwerlichkeit im Stehen« (163). Ma»gie und Wahrsagerey: »Setzt ihr euren Glauben in den »Islam, so glaubt nicht an Zauberey und an Wahrzeichen« (106).

Wie oben das Vorhalten der Hand im Gegensatz mit den Parsen verboten ward, so auch denselben zum Trotz das Gebet bey Sonnenaufgang aus der folgenden sonderbar phantastischen Vorstellung, wobey dem Gesetzgeber das Bild der alten persischen Könige mit dem Sonnenschmuck auf ihrem Haupte, oder das des Osiris, vorgeschwebt zu haben scheint: »Ihr müßt nicht beten »in dem Augenblicke, wo die Sonne auf- oder untergeht; sobald »sie anfängt zu erscheinen, hört auf, bis sie ganz heroben ist, »und wenn sie anfängt unterzugehen, unterbrecht euer Gebet, »bis sie ganz unten ist; denn sie geht auf und unter zwischen den »Hörnern des Teufels (der sie zwischen denselben trägt) (219). — »Drey Dinge sind nicht gesetzmäßig: Ein Iman soll nicht für »sich allein beten, keiner schaue in eines anderen Haus ohne »Erlaubniß, keiner bete mit Zurückhaltung des Harns« (225). Der Prophet befahl, das Gebet in Reihen und Gliedern zu verrichten, wie es noch heute bey jedesmaligem Gebetausruf in allen Moscheen verrichtet wird. »Die beste Reihe der Männer »ist die vorderste, die beste der Weiber die hinterste« (229). — »Das Gebet von drey Personen steigt nicht höher, als ihre Oh»ren: das eines Flüchtlings, bis er zu seinem Herrn zurückkehrt; »das eines Weibes, welches eine ganze Nacht unter der Unzu»friedenheit ihres Mannes zugebracht; und das eines Imams, »dessen Thun die Versammlung, welcher er vorsteht, nicht gut »heißt.« Mohammed schnarchte, wenn er schlief (254), stand mit dem Hahnengeschrey auf, schlief auf der rechten Seite (257).

Feyertag. Die Juden nahmen den Sonnabend, weil Gott an demselben die Schöpfung vollendete; die Christen den Sonntag, weil sie an demselben begonnen ward; die Ursachen, warum Freytag der Feyertag der Moslimen, gab Mohammed folgendermaßen an: »Der beste Tag, welchen die »Sonne bescheint, ist Freytag, an welchem Adam erschaffen, »und aus dem Paradiese vertrieben ward, Buße that und starb; »am Freytag wird die Auferstehung seyn; kein Ding bewegt sich »auf der Erde, das nicht am Freytag von Sonnenaufgang bis »Sonnenuntergang ängstlich die Auferstehung erwarte, ausge»nommen die Menschen und Dschinnen, denen Gott diese Furcht »nicht eingeflößt; und an jedem Freytage ist eine Zeit, wo Gott »dem Moslim gewährt, um was er ihn bittet« (29). Weiber die Mehrzahl der Verdammten. Der Prophet sprach: »Ich sah das Paradies, und pflückte daraus eine Traube, und

»hätte ich euch dieselbe gegeben, würdet ihr daran gegessen haben »bis an das Ende der Welt; ich sah auch die Hölle, nie sah ich »einen schrecklicheren Anblick, und die meisten der Verdammten »waren Weiber.« Warum, fragten die Gefährten des Propheten, sind in der Hölle meistens Weiber? »Ihrer Untreue, ihres »Ungehorsams gegen Gott, und ihrer Undanks gegen ihre Männer willen; sie verbergen immer, was ihnen Gutes geschieht; »wenn ihr dieselben immer gut behandelt, und es dann einmal »im Geringsten versteht, werden sie sagen, ich habe nie etwas »Gutes erfahren von dir (326). — Fluch. Ein Mann verfluchte den Wind, und der Prophet sprach: »Fluche nicht »dem Winde, denn er geht auf Gottes Befehl, und wahrlich, unverdienter Fluch geht auf den zurück, der ihn »ausspricht.« Parabel vom Rechtgläubigen und Gleißner: »Der Moslim ist grünem Korne gleich, von dem »Winde zur Erde gebeugt, das sich dann wieder aufrecht erhebt; »Krankheit und Schwäche wirft ihn manchmal darnieder, die »Gesundheit und Stärke richtet ihn wieder empor, bis der Tod »kömmt. Aber der Gleißner ist gleich der Fichte, fest gewurzelt »in dem Grunde, von keinem Winde und Unfalle gebeugt, bis »er auf einmal zusammenstürzt. So ist der Gleißner nie erkrankend und nie schwankend, immer stark und voll von Mark, »bis er schnell zu Grunde fällt und zerschellt« (343). — Pest: »Pest ist Martyrthum für jeden Moslim, und wer vor derselben »nicht flieht und an derselben stirbt, stirbt als Martyrer« (344). Fieber: »Fieber ist mein Feuer, das ich für meinen Rechtgläubigen, meinen Diener in dieser Welt bestelle, um ihn am »Tage der Auferstehung vom Höllenfeuer zu retten« (352). — Tod, fern von der Heimat: »Der Rechtgläubige, der ferne von »der Heimat stirbt, erhalt im Paradiese einen Raum, gleich der »Entfernung seiner Grabstätte von seinem Geburtsorte« (354). Todesstunde: »Wie geht es dir? fragte der Prophet einen »jungen Mann in den letzten Zügen; ich hoffe zu Gott, antwortete er, aber ich fürchte mich meiner Sünden willen. Der »Prophet sprach: Wenn sich Hoffnung und Furcht in solcher »Stunde (des Todes) in solchem Herzen (des Gläubigen) zusammenfinden, gewährt Gott die Hoffnung und wehrt die Furcht »ab« (358). — Begräbniß: »Schnell hebt den Sarg und schnell »tragt denselben, denn war der Verstorbene ein frommer Mann, »so ist es gut, ihn schnell zur Ruhe und Glückseligkeit zu bringen, »und war er ein böser, so seyd ihr so eher seiner los« (374). Hieraus erklärt sich's, warum selbst bey den Begräbnissen der Sultane die Träger der Bahre vielmehr laufen als gehen.

Grab. Der Prophet verbot, Gräber aus Ziegeln und Stein mit Zieraten und dem Namen Gottes oder einem Spruche des Korans auf denselben (392); ungeachtet dieses Verbotes sind die türkischen Gräber, wie bekannt, mit Zieraten und Koransprüchen überfüllt; er mißbilligte auch die Todtenklage (394), welche sich dessen ungeachtet von den alten Aegyptern her bis auf den heutigen Tag erhalten. — Verstorbene Kinder. »Die Kinder der Moslimen, die als solche sterben, sind die Fou»riere des Paradieses; ein solches Kind kömmt zu seinem Vater, »ergreift den Saum seines Kleides, und ist nicht von ihm zu »trennen, bis es ihn mit sich ins Paradies führt« (398). — Freygebigkeit: »Hätte ich Gold, so viel als der Berg Ohod, »so würde ich mich glücklich dünken, nach drey Nächten nicht »mehr davon übrig zu haben, als zur Bezahlung meiner Schul»den genügt.« — Gute Behandlung der Thiere: »Es »sind Belohnungen für das Gute, das man Thieren thut, und »das Wasser, das man ihnen zu trinken gibt. Einer Ehebreche»rin wurde nach dem Tode ihre Schuld verziehen, weil sie, als »sie einst an einem Brunn vorbeyging, einen durstigen Hund sah, »ihren Stiefel auszog, mit Wasser füllte, und dem Hunde zu »trinken gab« (446). — Gaben der Frauen: »Weiber dürfen »nichts aus dem Hause als Almosen weggeben, ohne Erlaubniß »ihres Gemahles — es sey denn Nahrungsmittel, die bald ver»derben, wie Suppe, Milch, Früchte und Zugemüse« (459). Almosen: »Nehmt eure Almosen nicht zurück; denn wer seine »Almosen zurücknimmt, ist gleich einem Hunde, der, was er ge»spien, auffrißt« (461). — Fasten: »Das Paradies hat acht »Thore, eines davon heißt Rajan, durch welches nur Fastende »eingehen« (462). — Frühstück: »Das beste Frühstück für einen »Moslim sind Datteln« (471). »Die Handlungen der Diener »Gottes werden an Gottes Thron Montags und Donnerstags »vorgetragen; ich wünsche, daß der Vortrag über meine Hand»lungen verstattet werde, während ich faste, und deßhalb faste »ich am Montag und Donnerstag; — am Montag und Don»nerstag gewährt Gott allen Moslimen Verzeihung, ausge»nommen zweyen nächsten Verwandten, die mit einander in »Feindschaft leben« (487). — Gottesfurcht. Ich hörte, erzählt Abu Durdaa, wie der Prophet von der Kanzel sprach: »Für den, der Gott fürchtet, sind zwey Paradiese.« Ich fragte: wiewohl er stiehlt und ehebricht? Der Prophet wiederholte das Gesagte. Ich fragte zum zweyten Male, der Prophet wiederholte dasselbe; ich frägte zum dritten Male, und der Prophet sagte: »Ja, und sollte Abu Durdaa's Nase im Staube gerieben »werden.« — Hahnen- und Eselsgeschrey: »Wenn ihr einen

»Hahn krähen höret, bittet Gott um Vermehrung seiner Gnade, »denn der Hahn sah einen Engel, und krähte deßhalb; wenn ihr »einen Esel yaen hört, flüchtet euch zu Gott vor dem Satan, »denn der Esel sah einen Teufel, und yate deßhalb.« — Berauschende Getränke. Alles Berauschende ist nicht gesetzmäßig, und Gott hat denen, die berauschende Getränke trinken, den Trank von Tinatul-Hubal angedroht. Die Gefährten fragten: Was ist Tinatul-Hubal? Er sagte: »Der Schweiß der Verdammten, der ihnen durch Pein ausgepreßte Saft.« — Herrscher: »Wenn Gott zu eurem Herrscher »bestimmt einen Sklaven mit abgeschnittener Nase und abgeschnittenen Ohren, und wenn er euch tödtet nach den Befehlen der »Schrift, ehrt seine Befehle mit gefälligem Ohre, und unterwerfet euch denselben« (II. S. 208). — »Der beste der Menschen ist, wer kein Gefallen findet an der Macht« (213). — »Es spricht der Herr: Es ist kein Gott außer mir, ich bin der »Herr der Königreiche und der König der Könige; die Herzen der »Könige sind in meiner Hand; wenn meine Diener mir gehorchen, »will ich die Herzen ihrer Könige zum Mitleid und zur Milde »wenden, und wenn meine Diener mir ungehorsam sind, will ich »die Herzen ihrer Könige mit Zorn und Strafe füllen, und sie »sollen strenge Bestrafung verkosten. Daher beschäftigt euch nicht »mit dem Gebete für Könige, traut in die Erinnerung an mich, »und in das Weinen vor mir, daß ich die Verderbtheit eurer »Könige entferne« (217). — Martyrerbelohnung: »Gott »gewährt einem Blutzeugen sechs Vorrechte: 1) bey dem ersten »Tropfen Blutes, den er vergißt, sind ihm alle seine Sünden »vergeben, und ein Sitz im Paradies ihm angewiesen; 2) er ist »befreyt von der Grabespein; 3) vom Höllenfeuer; 4) eine Krone »der Herrlichkeit wird auf sein Haupt gesetzt, von der eine Juwele mehr werth ist, als die Welt und alles, was darin; 5) er »wird mit 72 schwarzäugigen Jungfrauen des Paradieses vermählt; 6) wenn er für siebzig seiner Verwandten um Verzeihung flehet, so wird sie ihm gewährt« (II 242). — Waffenübungen: »Schießt Pfeile und reitet Pferde, Pfeilschießen ist »besser, denn reiten. Nur drey Spiele sind gesetzmäßig: Pfeilschießen, Pferdetummeln und Minnespiel« (251). — Pferde: »Die besten Pferde sind die Rappen mit weißen Stirnhaaren und »weißen Oberlippen, dann die Rappen mit weißer Stirne und »drey weißen Füßen, und dann die Fahlen mit eben diesen Zeichen« (252). — Glocken: »Glocken sind des Teufels musikali»sches Instrument« (254). — Reisen: »Der Prophet kam von »seinen Reisen immer zum Frühstück zurück, ging in die Moschee, »wo er betete, und saß dann zu Hause, um Leute zu empfangen«

255). — Sicherheitsgewährung der Frauen. »Wenn »ein rechtgläubiges Weib einem Ungläubigen Sicherheit gewährt »und das Leben verbürgt, ziemt es dem Moslim, dieß zu erhal»ten« (276). Diese Stelle erklärt, warum Verfolgte sich so oft in die Hareme ihres Todfeindes flüchten, und dort Sicher»heit und Rettung finden. — Gesandte. Die Sunna will, daß Gesandte nicht getödtet werden, wenn sie auch hart und ungeziemend sprechen« (277). Des Propheten Schwert. Der Prophet hatte ein Schwert am Tage der Schlacht von Bedr, genannt Sulfakar, d. i. das mit Rückenwirbeln Begabte, und er gab's dem Ali; dieß war das Schwert, wovon der Prophet am Tage der Schlacht von Ohod träumte, daß er es bog und brach, und daß es hernach besser war als vorher! — Heuschrecken und Fliegen. Ibu Abu Aufi sagt: Ich focht sieben Schlachten mit dem Propheten, und wir aßen Heuschrecken. — »Wenn eine Fliege in eure Schüssel fällt, stoßt »sie erst ganz hinein, und werft sie dann heraus; denn auf einem »ihrer Flügel wohnt die Krankheit und auf dem anderen die Ge»sundheit, wenn sie fällt, fällt sie auf den kranken Flügel, und »wenn ihr sie ertränkt, wirkt der gesunde gegen den kranken« (310). — Thiere, die nicht zu tödten: »Tödtet alle Schlan»gen, ausgenommen die kleinen, weißen, die nicht giftig.« Der Prophet verbot vier Thiere zu tödten: die Ameise, bevor sie sticht; die Biene, den Specht und den Stahr (314). — Dschinnen. Es gibt drey Arten von Dschinnen, die geflügelten, die in der Gestalt von Hunden und Schlangen, und die wie Menschen Herumschweifenden (314). — Gottes Name: »Wenn »ein Mann nach Hause kommt, und bey seinem Mahle den Na»men Gottes ausspricht, sagt der Teufel zu seinem Gefolge: »hier gibt es für euch weder Nachtherberge noch Nachtmal; und »wenn ein Mann nach Hause kommt, ohne Gottes Namen zu »nennen, sagt der Teufel zu seinem Gefolge: hier habt ihr eine »Nachtherberge; und wenn er sich zum Essen setzt, ohne den »Namen Gottes auszusprechen, sagt der Teufel: Hier habt ihr »ein Nachtmahl auch dazu« (317). — Lieblingsspeisen des Propheten. Der Prophet liebte Zuckerwerk, Honig, Brot, Essig, die Frucht des Baumes Erak, und aß zum Frühstück gewöhnlich sieben Adschwa-Datteln (321), am liebsten Milch und Honig mit Datteln (324). — Tellerlecken: »Der »Teller, welchen einer, nachdem er daraus gegessen, ausleckt, »ist für ihn bey Gott ein Fürsprecher« (324). Der Prophet verbot, den Knoblauch ungekocht zu essen; seine letzte Nahrung war Zwiebel (325). — Gastfreyheit: »Gott kömmt schneller »und leichter in ein Haus, wo Gäste bewirthet werden, als ein

»Messer den weichen Theil eines Kamehlhöckers durchschneidet« (333). — Trinken. Der Prophet verbot, von der zerbrochenen Seite eines Kruges zu trinken und in das Wasser zu blasen (337). — »Wer Wasser aus Gold und Silber oder aus vergoldeten »und versilberten Gefäßen trinkt, schlürft Schluck für Schluck »Höllenfeuer in seinen Bauch« (338). — »Bedeckt eure Wasser»gefäße, indem ihr Gottes Namen sprecht, und bindet eure »Wasserschläuche zu, denn in einer Nacht des Jahres sinkt die »Pest darnieder, und sinkt in die Wassergefäße, die sie offen »findet« (341). — Schleppe und Seide: »Was von den »Beinkleidern über den Knöchel herunter hängt, schleppt sich im »Höllenfeuer — wer in dieser Welt seidene Kleider trägt, wird in »jener keine anziehen« (doch erlaubte er die Seide den Weibern) (S. 354). — »Ich sitze nicht auf rothem Tuche, noch trag ich »solches, noch Hemde mit Seide gesäumt an der Brust und an »den Aermeln mehr als zwey Finger breit. — Wohlgerüche: »Die Wohlgerüche der Männer mögen Duft haben ohne Farbe; »die, womit die Weiber ihre Kleider einreiben, mögen Farben »haben ohne Duft, wie Henna und Saffran.« Der Prophet verbot zehn Dinge: 1) alten Weibern: die Zähne zu putzen, um jung auszusehen. 2) Augenschminke mit einer Nadel aufzutragen. 3) Graue Haare vom Kopf und Bart auszuraufen. 4) Männern: bekleidet neben einander zu schlafen. 5) Weibern: unbekleidet neben einander zu schlafen. 6) Seidene Unterkleider zu tragen, wie die Perser. 7) Ein seidenes Tuch von der Schulter hängen zu lassen. 8) Plündern. 9) Schabraken von Leopardenfell. 10) Ringe, ausgenommen die zum Siegeln. Haar und Bart: »Thut das Gegentheil von dem, was die »Vielgötterer thun, laßt euren Bart wachsen, und beschneidet »euren Schnurbart. — Juden und Christen färben ihr Haar »nicht, aber ihr färbt es mit Henna« (359). Der Prophet verfluchte das Weib, das falsche Haare nimmt, und das Weib, die ihr selbe umbindet. »Gott verfluchet die Weiber, welche ihre »Männer bewegen wollen, graue Haare auszuraufen, und Gott »verfluchet das Weib, welches in ihren Vorderzähnen Oeffnungen »macht« (360). — Safran. Der Prophet verbot Männern Kleid, Leib und Haupt mit Safran einzureiben (361), — er verbot, das Haar zu salben und zu viel zu kämmen, empfahl aber als Färbemittel des Haares und des Bartes Henna und Kartam (362). — Aderlaß. Die besten Arzneymittel sind die folgenden vier: 1) »Trank, der eingenommen wird. 2) Trank, der in die Nase »gegossen wird. 3) Aderlaß. 4) Abführende Mittel. Die besten »Aderlaßtage sind der 17te, 19te und 21ste des Monats.« — Hunde und Gemälde: Engel betreten nicht das Haus, worinnen

»ein Hund oder ein Gemälde« (368); jeder Maler ist in der Hölle, »und am Tage der Auferstehung werden so viel Peiniger als Ge»mälde erscheinen, ihn in der Hölle zu strafen. Wollt ihr durch»aus Gemälde machen, so malt Bäume und leblose Dinge« (369). Spiele: »Wer Würfel spielt, ist nicht besser, als der seine »Hand in Blut von Schweinen befleckt« (370). »Schahspielen »ist schlecht, und Gott liebet nichts Schlechtes.« — »Katzen sind »ein reissendes Thier, wie Hunde, aber sie halten vom Hause »die Engel nicht ab.« — Arzneyen. Der Prophet verordnete Honig fürs Abweichen, Wasser fürs Fieber und Wortformeln wider den Zauber des bösen Auges (374), verbot aber Amulete: »Zauberformeln und Klauen wilder Thiere den Kindern an den »Hals gebunden, und der Faden, den sich ein Weib um den »Hals bindet, um sich die Liebe ihres Gemahls zu verschaffen, »sind Wege der Vielgötterey« (376). — »Schwämme sind eine »Art von Manna, welches Gott für Moses und seinen Stamm »sandte, und das Wasser davon ist ein Heilmittel für Augen, »und die Adschwa-Dattel ist aus dem Paradiese, und ein Gegengift« (379). Der Prophet erlaubte, an gute Wahrzeichen zu glauben, verbot aber den Glauben an böse. — »Die Eule »bringt nicht Böses, und der Glaube an Widerwärtigkeiten im »Monate Ssafer ist eitel; aber vor dem mit der Elephantiasis »Behafteten flieht wie vor einem Tiger« (381). — Träume: »Gute Träume kommen von Gott, und böse vom Teufel; darum, »wenn einer Gutes träumt, sag er es nur seinem Freunde, und »wenn er Böses träumt, speye er dreymal über die linke Schul»ter, und sage Niemanden seinen Traum, so wird er ihm nicht »schaden« (383). — Gruß: »Selamaleik, d. i. Heil dir, ist »der Gruß, womit Adam die Engel anredete, und sie antworte»ten: Heil dir und Gottes Barmherzigkeit« 395. — Das Aufstehen vor Anderen. Mohammed konnte es nicht leiden, und sprach: »Wer Wohlgefallen daran findet, daß Andere vor »ihm aufstehen, muß sich auf einen Platz vorsehen in der Hölle« (408). Gähnen, zu unterdrücken so viel möglich: »Wenn »einer von euch gähnend den Mund öffnet, lacht der Teufel dazu« (413). — Namen: »Der schlechteste Name ist der eines Königs »der Könige; denn es gibt keinen solchen, als Gott« (417). »Am »Tage der Auferstehung werdet ihr bey euren und eurer Väter »Namen gerufen, wählt daher gute Namen« (419). Der Vor»name wird immer vom ältesten Sohne hergenommen. — Dichtkunst. Mohammed dachte wie Horaz: mediocribus esse poëtis non Dii etc. etc., er sagte: »die Dichter sind entweder »gut oder schlecht.« — »Hol dich der Teufel,« sprach er zu einem »Dichter, »denn ein Bauch voll Eiter ist besser, als ein Bauch

»voll Poesie.« — »Durch Singen und Anhören von Gesängen »schwillt die Gleißnerey im Herzen, wie das Korn im Wasser« (425). — Lüge: »Wenn ein Diener Gottes lügt, entfernen sich »die Engel von ihm mehr als eine Meile, seines Gestankes willen« (429). — Ahnenstolz: »Ich schwöre bey Gott, der Stamm »soll nicht prahlen mit seinen Vätern, denn jene sind nichts wei»ter, als Kohlen im Höllenfeuer, und wenn sie nicht aufhören »zu prahlen, so werden sie abscheulicher seyn vor Gott, als ein »schwarzer Kothkäfer, der mit seiner Nase den Koth zusammen»kugelt« (441). — Verwandtschaft: »Als Gott die Welt er»schaffen, stand das Mutterbecken auf, und hielt sich fest an »den Saum von Gottes Mantel, und sprach: Ich suche Schutz »bey dir wider alle, die mich schief ansehen wollen (from any »orcescutting me), und Gott sprach: Gefällt es dir nicht, daß »ich dem mich vereine, der sich mit dir vereint, und daß ich den »verlasse, der dich verläßt?« Diese Prosopopoie ist nicht minder sonderbar, als die unter den Zeichen des allgemeinen Gerichts und der letzten Dinge vorkommende des Korans, der am jüngsten Tage in den Wolken schwebend, auf die Erde herunterschaut, und zu den Auferstandenen spricht, und die des Höllenfeuers, das Augen und Ohren weit aufreißt, und nach den Verdammten züngelt; nicht minder poetisch, als die Klage der in eine Kanzel verwandelten Palme, welche der Prophet, indem er sich darauf lehnte, so sehr drückte, daß sie laut zu stöhnen und zu klagen anfing, bis der Prophet herunterstieg und dieselbe mit freundlichen Worten beschwichtigte (710), oder als die Klage des Kamehls, das sich über zu schwere Bürde und zu mageres Futter beschwerte (718). Von den besonderen Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten des Propheten sey noch bemerkt, daß er sehr reinlich auf seine Zähne, sich dieselben sehr fleißig ausstocherte (732), daß er an einem heftigen Husten starb (733), daß er sehr nachsichtig für Aische, die liebste, jüngste und leichtfertigste seiner Frauen, welche, so erhellt es aus der folgenden Stelle, durch schönen hohen Wuchs ausgezeichnet seyn mußte; denn als ein äthiopisches Weib eines Tages vor Mohammed und seinen drey Gefährten Ebubekr, Osman und Ali mit der Trommel Tanzmusik schlug, wozu Kinder tanzten, sah Aische zu, indem sie hinter Mohammed stehend ihr Kinn auf seine Schulter aufstützte (758). Diese Stelle ist aber noch weit wichtiger durch das, was folgt, weil sie den Gegensatz von Mohammeds Milde mit Omars Strenge, die sich schon bey Mohammeds Leben kund gab, scharf bezeichnet. Während die Aethiopierin zu dem Kindertanze trommelte, und Mohammed mit seiner geliebten Gemahlin Aische, mit seinem Schwiegervater Ebubekr und sei-

nen beyden Eidamen Ali und Osman und einem versammelten Volkskreise dem Tanze gemüthlich zusah, erschien unversehens Omar, und die ganze um das äthiopische Weib versammelte Menge stäubte auseinander, und der Prophet sprach: »Wahrlich, »ich sehe, das die Teufel und Dschinnen und Menschen rennen »vor Omar;« »dann,« setzt Aische, die Erzählerin dieser Ueberlieferung hinzu, »dann ging ich davon.«

Von den fünftausend Sprüchen und Sprichwörtern sind viele persischen Dichtern entnommen, viele aus arabischen Sammlungen bekannt, viele auch im Türkischen gäng und gäbe. Wir begnügen uns, hier eine Centurie der seltenen und minder bekannten aufzuführen.

1. Man fragte das Maulthier: Wer ist dein Vater? Es sagte: Das Pferd ist meiner Mutter Bruder.
2. Ich höre das Geklapper der Mühle, aber ich sehe kein Mehl.
3. Am Fuß der Kerze ists finster.
4. Wird der Esel zur Hochzeit geladen, so ists, um Wasser oder Holz zu tragen.
5. Wenn ein Erdenkloß einen Hund an den Kopf trifft, so springt dieser auf vor Freude, meinend, es sey ein Bein.
6. Das Schwert des Predigers (S. 36) ist nicht, wie dort erklärt wird, als eine wohlberedte Zunge zu verstehen, sondern für bloßen Schein, wie gemaltes Feuer oder gestickter Löwe. Das Sprichwort ist von dem Gebrauche hergenommen, daß in Moschen islamitischer Städte, welche durch die Gewalt der Waffen erobert worden, Prediger mit einem hölzernen Schwerte die Kanzel zu betreten das Recht haben.
7. Wer von heißer Milch gebrannt ward, bläst, wenn er saure trinkt
8. Des Esels Tod ist ein Fest für die Hunde.
9. Die Ameise hat Flügel bekommen, d. i. naht sich ihrem Untergange, hergenommen an der Lebensgeschichte einer Art von Ameisen, welche nach ihrer Verwandlung in geflügelte nicht lange mehr leben.
10. Erbse von jeder Suppe (bandiera d'ogni vento).
11. Zünde das Haus an, das nie raucht (das unwirthliche).
12. Des Hundes Tod naht, wenn er in der Moschee schläft.
13. Windesgunst bringt nur Staub und Dunst.
14. Wo ein Stein rollt, fällt er auf lahmen Fuß.
15. Unter der Schale ist eine halbe Schale (die Tasse), d. i. die Sache ist nicht ganz ohne Grund.
16. Der Schall der Trommeln hört sich am besten von weiten.

17. Wenn das Glück ungünstig, so wird von dem Hunde gebissen selbst wer auf dem Kamehle sitzt.
18. Arzney nach dem Tode Sohrab's, d. i. zu spät (moutarde après dîner).
19. Die Frucht (in Trauben gedrängt) färbt sich eine durch die andere.
20. Das Himmelreich ist zu den Füßen der Mütter (auch nach Mohammeds Wort unter dem Schatten der Schwerter).
21. Ein nasser Pfeil krümmt sich, wie ein Bogen.
22. Die Schermaus hält ihre Füße gegen Himmel, daß er nicht einfalle
23. Ein Gran Glücks ist besser, als eine Eselsladung Wissenschaft.
24. Der Schlägel in dem Staube gewann das Spiel,
Der Ballen in den Lüften trug Streiche viel.
25. Wer fürchtet die Wogen, wo Noe der Steuermann?
26. Iß die Moschus-Melonen, und frage nicht, wo sie wachsen.
27. Der Esel, auf dem Jesus ritt, kömmt nicht in den Himmel.
28. Das Lachen der Rose bringt als Frucht die Thränen des Rosenwassers hervor.
29. Die Sonne schwärzt alle Gesichter, macht aber das des Mondes weiß
30. Gottes Gaben erfordern keine Fähigkeit, aber Fähigkeit erfordert Gottes Gabe.
31. Kein Mehl im Hause, aber zwey Backöfen vor dem Thore.
32. Das Stadtthor kannst du schließen, aber nicht Feindesmund.
33. Eine Hand wäscht die andere, und beyde das Gesicht.
34. Zwey vereinte Herzen brechen Berge.
35. Wenn zwey Hähne fechten, gewinnt der Pfeilschifter (die Federn).
36. Zehn Derwische schlafen auf Einer Matte, aber zwey Könige haben nicht Raum in einem Königreiche.
37. Ein Dio guter Art ist besser als eine trotzige Huri.
38. Er puderte seinen Bart unter dem Mühlstein ein.
39. Essig umsonst ist besser als theurer Honig.
40. Die Cypresse gewinnt die Freyheit durch ihre Geradheit.
41. Wasche einen Hund sieben Mal, und er wird um so schmutziger.
42. Sing mit Empfindung, wenn auch das Instrument verstimmt ist.
43. Für die Nadel von Jesus taugt nur der Faden Maria's.
44. Knoblauch mit Milch, wenn es auch stinkt,
Mir als meine Erfindung entgegenblinkt.

45. Indem das Gesicht des Schmiedes schwarz wird, wird das Eisen roth.
46. Taub, wie das Kamehl der Heermusik.
47. Die Flamme hat weder Stirne noch Rücken (Eins in Wort und That).
48. Geköpfte (geputzte) Kerzen brennen um so heller.
49. Der Schall der Trommel kömmt von ihrem leeren Bauch.
50. Hundert Schläge des Hammers des Goldschmieds gehen auf Einen Schlag des Hammers des Grobschmieds.
51. Er macht hundert Töpfe, aber alle ohne Henkel.
52. Aus Adlersfedern macht man Pfeile (der Adler wird durch seine eigenen Schwingen gefällt).
53. Unreife Trauben werden reife, aber aus reifen nicht Schirlinge
54. Die Knospe ist engherzig, weil sauertöpfisch.
55. Jedes Geschäft hat seinen Mann, jeder Mann sein Geschäft.
56. Der Ungläubige meint, jeder sey seiner Meinung.
57. Sitz krumm, aber sprich gerade.
58. Ein Boot auf festem Lande ist eine Bürde für den Rücken.
59. Ferhad behaute den Felsen und Perwis fand den Schatz.
60. Uneigennützige tragen den Nacken hoch.
61. Was haben gemalte Blumen zu thun mit Thau?
62. Mein Kalb ward alt, aber kein Stier.
63. Die Schlange ohne Füße geht schneller als der Vielfuß.
64. Der Demüthige küßt, gleich dem Staube, den Fuß des Bettlers eben so, wie den des Königs.
65. Der Vogel wird gebraten mit eigenem Fette.
66. Moschus ist, was als solcher duftet, nicht was der Verkäufer so nennt.
67. Ein hoher Name ist besser als ein hohes Haus.
68. Was schmutzig, wird, wenn feucht, noch schmutziger.
69. Wenn sich der Himmel senkt, ist's, Menschen aufzufassen.
70. Schwarze Kotze wird durch Seife nicht weiß gewaschen.
71. Brich nicht das Salzfaß, wo du Salz ißt.
72. Für jeden Pharao findet sich ein Moses, für jeden Nimrod eine Schnacke
73. Fürchte dich vor dem, der Gott nicht fürchtet.
74. Wer sich selbst schaut, wird Gott nicht schauen.
75. Ein Granatapfel und hundert Kranke; Ein Pfeil und zwey Scheiben.
76. Einen Brunnen graben, wenn das Haus in Feuer steht.
77. Man ladet das Kamehl, wenn es auch brummt und grollt.

78. Nenn eine Frau Magd, so lacht sie; nenn die Magd Magd, so weint sie.
79. Der Reichthum der Sünder geht auf in Sühnung.
80. Wo eine Versammlung, ist auch Gott (vox populi, vox Dei).
81. Der Durstige geht zum Brunnen, nicht der Brunnen zu ihm.
82. Perlen haben keinen Werth in der Wüste.
83. Ein Muttermal, das sein Maß überschreitet, wird zur Warze.
84. Zeig des Lebenden Haus und des Todten Grab.
85. Von wo immer her der Wind bläst, dreh ihm den Rücken.
86. Die Worfel mag tönen, doch wie das Sieb voll Löcher?
87. Die Sklavin wäscht Jedermanns Füße, doch nicht die eigenen.
88. Im Flusse leben und in Feindschaft mit dem Krokodile.
89. Zu Hause stiehlt er, außer Haus bettelt er.
90. Gott macht ein Senfkorn zum Berg und einen Berg zum Senfkorn.
91. Wer Wahrheit spricht, bekömmt Prügel; wer Lügen spricht, Zuckerwerk.
92. Stolzer! dein Haus brennt! — Er sprach: Ich trag meinen Stolz bey mir.
93. Des Einen Haus brennt, damit der Andere sich dabey wärme.
94. Das durchlüftete Fell verlor seinen Geruch, nun ists gemeines Leder.
95. Moses schreibt so, daß Gott allein es lesen kann.
96. Bäume am Rande des Stromes fallen manchmal hinein.
97. Wirf nicht Schollen in die Pfütze, so wirst du nicht bespritzt.
98. Gottes Allmacht durchdüftet die Moschusratte mit Jasminenöhl.
99. Die Decke erhält Gewicht, wenn ins Wasser getaucht.

Der Spruch 1583 (S. 314) ist nur die Hälfte des folgenden Saadis:

100. Tugend und Alles was gut,
Darf, soll's nützen, nicht unbekannt bleiben.
Die Aloe wirf in die Glut,
Und den Moschus mußt du zerreiben.

Dieser Spruch empfiehlt sich eben so sehr zur Inschrift auf ein Wohlgeruchbüchslein, als er die Publicität nützlicher Schriften, wie die hier angezeigten, empfiehlt. J. v. Hammer.

Art. VI. **Blackwood's Edinburgh Magazine.** Nro. 108 — 111. Januar — April 1826.

Andere Zeitschriften hier einer direkten und ausführlichen Kritik zu unterwerfen, liegt im Allgemeinen außer dem Kreise, welchen sich die Jahrbücher vorgezeichnet haben. Auch ist es weniger unsere Absicht, jetzt aus Veranlassung des Blackwood Magazine von dieser Regel abzuweichen, als vielmehr das deutsche Publikum, so weit wir dazu im Stande sind, auf dieses Journal aufmerksam zu machen, da es bisher auf dem Kontinent wenig bekannt geworden zu seyn scheint, obgleich es ohne allen Zweifel zu den bedeutendsten Erscheinungen in der neuesten englischen Literatur gehört, und durch das große Talent der Mitarbeiter, durch die Gediegenheit der Aufsätze einen der ersten Plätze unter allen periodischen Schriften überhaupt einnimmt. Längere Zeit hindurch wußte man in England und Schottland selbst nicht genau, wer an der Spitze dieser Unternehmung stehe, und man kannte im Allgemeinen die bedeutendsten Mitarbeiter nicht. Natürlich bemüheten sich die Gegner desselben, unter denen die Morning-Chronicle und das Edinburgh Review obenan stehen, den kühnen Vertheidiger von Old England auf jede Art zum Schweigen zu bringen, oder ihm doch allen Einfluß auf das Publikum zu entziehen. Allein bald zeigte sich, daß man einen gewaltigen, einen muthigen, einen in den Waffen des Ernstes und des Scherzes überlegenen Feind vor sich hatte, der sich nicht schrecken ließ, sondern allmählich seine literarische Schlachtlinie weiter ausdehnte, und welcher jetzt bis zur Hauptstadt des Reiches vorgedrungen ist. Seit dem Anfange dieses Jahres erscheint nämlich in London bey Murray eine neue Zeitung, the Representative, welche mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt redigirt wird, und viele sehr unterrichtete und talentvolle Mitarbeiter, so wie auch einige gute auswärtige Korrespondenten hat. Zugleich ist mit der Redaktion des Quarterly Review eine Aenderung vorgegangen, so daß man jetzt dieses Journal und den Representative in London, so wie das Blackwood Magazine in Edinburgh, als die literarischen Koryphäen der Torys betrachten muß; wenn sie gleich übrigens, aus Gründen der Form, der Lokalität und Individualität verschieden nuancirt sind. Hr. Lokhart, Schwiegersohn von Sir Walter Scott, soll jetzt Redakteur des Quarterly Review und des Representative seyn; und dadurch bestätigt sich die schon seit einiger Zeit öffentlich ausgesprochene Behauptung, daß der »große Unbekannte« vom Anfange an der Mittelpunkt eines so schönen und wirksamen Unternehmens war, wie wir das Blackwood Magazine nennen müssen, wenn wir auch nicht gerade in allen, selbst nicht in allen wesentlichen Punkten der nämlichen Meinung sind.

Mit den vorherrschenden Grundsätzen des jetzigen Ministeriums stimmen die in diesem Journale ausgesprochenen politischen Ansichten keinesweges ganz überein. »Wir sind, sagen die Herausgeber selbst (Seite XVIII der Vorrede zum Jan. Heft) den Grundsätzen der Torys ergeben, nicht weil sie diesen oder jenen großen Namen an ihrer Spitze tragen, nicht weil sie das politische Glaubensbekenntniß einer oder der andern Partey sind, sondern weil wir die gewissenhafte Ueberzeugung hegen, daß sie wahr und weise sind. Diese Grundsätze sind während der letzten vierzig Jahre allen möglichen Prüfungen unterworfen worden, und wenn die Wahrheit derselben jetzt nicht vollkommen und unwiderleglich bewiesen ist, so läßt sich überhaupt nichts mehr in der Welt beweisen. Wir können zu keiner andern Ueberzeugung gelangen, wenn wir uns der Gefahren erinnern, durch welche sie uns in diesem Zeitraume geleitet haben, wenn wir auf die Leiden und das Elend sehen, aus denen sie Europa befreyeten, und auf den Wohlstand und die Größe, zu welchen sie Großbritannien geführt haben, noch mehr endlich wenn wir bedenken, daß die entgegengesetzten Grundsätze, die Principien der neuen Whigs, in andern Staaten eine traurige Probe bestanden, und die schrecklichsten Folgen gehabt haben. Diese Grundsätze der Torys sind die Grundlage und das Bollwerk unseres Systems, und auf ihrer Herrschaft beruhet, bey der Veränderung, welche mit den Whigs vorgegangen ist, die Existenz der brittischen Monarchie. Nach diesen Grundsätzen hat das Ministerium lange Zeit gehandelt, und so lange sind wir die wahren Freunde desselben gewesen. Indessen hat es sich bey mehreren Gelegenheiten in den letzten zwey Jahren weit von ihnen entfernt, um andere anzunehmen, die bisher als den Whigs wesentlich angehörig und als das Gegentheil der Tory-Grundsätze betrachtet wurden. Dieß hat seine natürliche Folgen gehabt. Unsere Politik hat sich bedeutend geändert, einige unserer wichtigsten Gesetze, manche Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft und herkömmliche Einrichtungen der Nation sind verändert worden; andere Umwandlungen sind im Werke, die fast alles in unserem Vaterlande, was wir als heilig zu betrachten gewohnt waren, treffen müssen. Wären wir die Diener und nicht die Freunde der Minister gewesen, wären wir bloß deßhalb den Grundsätzen der Torys gefolgt, weil Lord Liverpool und Herr Canning dieses Glaubens waren, so hätten wir uns vielleicht zugleich mit ihnen verändert. Aber das war nicht der Fall; wir waren ihre Anhänger nur, weil wir ihren Grundsätzen folgten; wir unterstützten die Sache, aber nicht die Personen. Die Minister hatten uns unsere innere Ueber-

zeugung nicht gegeben, und sie konnten sie uns auch nicht nehmen. Es war uns peinlich und schmerzlich, als wir sie von uns scheiden sahen; allein wir folgten ihnen nicht, sondern blieben auf der Bahn unserer Vorfahren. Hätte das Ministerium seine Ansicht bloß rücksichtlich theoretischer Fragen geändert, so wären wir vielleicht nicht dawider aufgetreten, wenn wir auch nicht hätten dafür seyn können. Aber die Verhältnisse zwischen Herren und Diener anzugreifen, den Handel einer Nation, wie die unserige ist, aus einem Systeme in das andere hinüber zu werfen, das Volk gegen die Monarchie und zu Gunsten des Republikanismus einzunehmen, und Veränderungen in den Gesetzen zu machen, wodurch das Gleichgewicht der verschiedenen Klassen des Volkes wesentlich umgestaltet wird, und jedermanns Börse und täglicher Unterhalt leidet — das sind nicht bloß theoretische Fragen. Die mit dem Ministerium vorgegangenen Veränderungen haben die eingreifendsten praktischen Wirkungen gehabt, und sie werden die größten Uebel hervorrufen. Dieß ist unsere feste Ueberzeugung und deßhalb sind wir dawider aufgetreten. Wir können unsere Augen nicht gegen die Wahrheiten der Geschichte verschließen, wir können nicht den Experimenten des Ministeriums den Wohlstand zurechnen, dessen das Reich sich erfreuet; denn wir sind im Stande, die Begründung desselben im Einzelnen an die Gesetze und Prinzipien des Systems unserer Vorfahren zu knüpfen. Ja! hat nicht dieses Ministerium in den Früchten dieses alten Systems die Hülfsmittel gefunden, wodurch es sich in den Stand gesetzt sah, seine theoretischen Veränderungen vorzunehmen und das Parlament zur Ausführung derselben zu überreden? Was für Beweise sind bis jetzt gegeben worden, daß diese Aenderungen England Vortheil gebracht haben? Ist nicht unter der alten Handelsgesetzgebung der Ueberschuß der Einkünfte entstanden, wodurch es möglich wurde, diejenigen Taxen zu reduciren, welche die Einfuhr und folglich die Konsumtion fremder Produkte beschränkten? Ist es nicht noch fortwährend ein Problem, welches erst durch die Erfahrung beantwortet werden kann, ob es nicht besser gewesen wäre, die Einfuhr auswärtiger Produkte den früheren Beschränkungen unterworfen zu lassen, und die Reduktion der Abgaben nicht weiter als auf diejenigen Lasten auszudehnen, welche der Zunahme der Industrie in unserem eigenen Lande und in unseren Kolonien Hindernisse entgegen setzten. Wir wollen hier nicht auf die Lehren der Nationalökonomie eingehen, wie sehr wir auch geneigt sind, einige von den Axiomen dieser Wissenschaft in Zweifel zu ziehen. Wir bestehen bloß auf dem Satze, daß, alldieweil die Welt aus verschiedenen Staaten und Völkern besteht, es die Pflicht der einzelnen Re-

gierungen ist, ausschließlich ihr eigenes Interesse vor Augen zu haben. Ehemals pflegte man, wenn zur Aufmunterung des Handels mit England andern Ländern Vortheile gewährt wurden, dagegen eine angemessene Vergütung zu erhalten; jetzt aber, seitdem unsere Politik auf lockern Grundsätzen beruhet (since our policy has become libertine), nehmen wir alle Hülfsmittel der Gesetzgebung in Anspruch, um die Produkte ausländischer Industrie mit denen unserer Landesleute in Konkurrenz zu bringen, und das nicht etwa auf dem großen Weltmarkte, sondern in den Gewölben und Kramläden der entlegensten Städte und Dörfer unseres Vaterlandes. England wird über dem lauten Beyfall vergessen, den das Ministerium bey dem auswärtigen Handelsstande einerntet; und der Ueberschuß, welcher in den Einkünften von den alten, auf der Weisheit der Erfahrung begründeten Vorsichtsmaßregeln herrührt, wird durch dieses neue antinationale System zu Prämien und Belohnungen verwendet, wodurch in Handel und Manufakturen Nebenbuhler entstehen, die Vortheile unserer eigenen Kapitalisten aufs äußerste beschränkt und der Lebensunterhalt unserer Landsleute ärmlich werden wird. Vielleicht hätten wir geschwiegen, wenn eine tüchtige Opposition da gewesen wäre, um diese Aenderungen einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Allein es gab keine solche Opposition. Hätten wir uns dem nicht widersetzen können, ohne die Whigs in ihren Bemühungen um das Eintreten in die Regierung hülfreiche Hand zu leisten, so hätten wir sicherlich nicht eine Sylbe dawider geschrieben. Gewiß wollen wir lieber das jetzige als ein Whig-Ministerium. Denn ein solches Ministerium würde, so lange die Whigs bleiben, was sie jetzt in Personen und Grundsätzen sind, der größte Fluch für England seyn, der es treffen könnte. Die Whigs hatten sich überdieß noch mehr als die Minister zu dergleichen Veränderungen herbey gelassen, und folglich war unsere Opposition eben so sehr gegen die ersteren wie gegen die letztern gerichtet. Wir haben uns bey dieser Opposition nicht durch eine Verbindung mit den Whigs besudelt, wir haben uns nicht durch einen Kampf zum Besten der Whigs beschimpft; wir haben ganz allein für das Wohl unseres Vaterlandes, im Verein mit den ehrenwerthesten und redlichsten unserer Landsleute gekämpft. Indessen versetzte uns das Ministerium allerdings durch die Aenderung seiner Ansichten in eine höchst peinliche Lage und in große Verlegenheit. Es nahm natürlich alle ihm angehörigen periodischen Blätter und viele seiner Freunde mit sich. Die neuen Grundsätze und Maßregeln desselben wurden von der Opposition und, wie es schien, von der Mehrheit der Nation laut gerühmt. Um dem zu widerstehen, mußten wir Män-

nern entgegen treten, vor denen wir seit langer Zeit und auch noch jetzt hohe Achtung hegten. Wir mußten zugleich dem Ministerium und der Opposition, dem einstimmigen Parlamente, der einstimmigen Presse, und großentheils der öffentlichen Meinung entgegentreten. Wir hatten niemand auf dem Kampfplatze, der uns den Weg gebahnt, der uns unterstützt hätte. Persönlicher Vortheil und Ehre schienen ganz für die Aenderung zu sprechen. Nichts als die Forderungen des Gewissens hätten uns zu diesem Kampfe bewegen können. Nur Ein Weg stand uns als rechtlichen Männern offen, und diesen betraten wir, ohne auf die Folgen Rücksicht zu nehmen. Wir sahen weder rechts noch links, sondern traten auf und vertheidigten die Grundsätze, die Gesetze, unter denen England frey, groß und glücklich geworden ist, ohne nach dem Namen, der Zahl und der Beschaffenheit unserer Gegner zu fragen. Wir kannten die Herzen unserer Landsleute, wir glaubten, daß unsere Beweggründe keinem Verdachte Raum gaben; wir verließen uns darauf, jeder werde sehen, daß wir uns das Mißfallen aller derjenigen zuzogen, die unserem persönlichen Interesse, unserem Ehrgeitze hätten nützen können; und wir hofften daher, daß sie, wenn sie uns auch im Irrthum glauben sollten, doch mit uns, um unserer Redlichkeit willen, Nachsicht haben würden. Wir haben uns hierin nicht geirrt. Die regelmäßige und bedeutende Zunahme unseres Publikums beweiset, daß wir durch unser Betragen keine Freunde verloren, und daß man uns, wenn nicht um unserer Weisheit, doch um unserer Redlichkeit willen, Zutrauen geschenkt hat. Es kann seyn, daß das Ministerium Recht hat, und daß alle diese Aenderungen weise und nothwendig sind; aber wir können es nicht einsehen. Je genauer wir untersuchen, desto mehr werden wir von der Wahrheit unserer Ansichten überzeugt. Die Zeit hat uns nicht widerlegt, wie es sich auch immer in der Hinsicht mit unsern Gegnern verhalten mag. So weit das Experiment bis jetzt reicht, können wir uns darauf zur Bestätigung unserer Grundsätze und unserer Vorhersagungen triumphirend berufen. Sollte es sich zuletzt ergeben, daß wir im Irrthum waren, so wird uns wenigstens zur Beruhigung dienen, daß wir nicht als Abtrünnige irrten, daß wir nicht durch das Aufbringen neuer Lehren und Plane, durch die Unterstützung von Neuerungen und Zerstörungen irrten, und daß wir nicht irrten in Gemeinschaft mit den Gottlosen und mit den Revolutions-Männern, mit des allmächtigen Gottes und der Menschen Feinden. Wir werden den Trost haben, daß wir in unserem Irrthume den Männern folgten, welche Englands Größe begründet haben. Unser Irrthum wird uns keine Schande bringen, und nach unserem Tode nicht schwer auf unserem Grabe

laſten. Wir werden, wie bisher, unſern Weg fortſetzen; wir werden keiner Partey folgen. Wir achten und ehren viele unter den Miniſtern; wir werden dieß immer thun, und, wo es mit gutem Gewiſſen geſchehen kann, werden wir ſie unterſtützen. Aber wir werden auch eben ſo entſchieden gegen ſie ſprechen, ſo oft dieß die Pflicht von uns verlangt. Wir hoffen, daß diejenigen unſerer Leſer, welche uns nicht immer beyſtimmen, mit uns aus Rückſicht auf die Freyheit der Meinungen, die zu des Engländers angebornen Rechten gehört, Geduld haben und unſere Irrthümer um unſerer Abſichten willen verzeihen werden.«

Dieſe hier von den Herausgebern an ihre Leſer und ſomit auch an die Kritik gerichtete Aufforderung mag uns entſchuldigen, wenn wir Ein Beſtreben dieſer Zeitſchrift, mit welchem wir durchaus nicht einverſtanden ſeyn können, dennoch weit nachſichtiger beurtheilen, als uns dergleichen Behauptungen überall ſonſt erſcheinen würden. Es gehört nämlich in England ſeit längerer Zeit und beſonders ſeit den letzten Jahren zu den unterſcheidenden Merkmalen einer ſtrengen Torygeſinnung — ganz im Widerſpruch mit dem, was kurz vor und nach der Revolution von 1688 in dieſer Hinſicht angenommen wurde — die katholiſche Kirche, in ſo weit ſie von der anglikaniſchen abweicht, auf jede Art zu bekämpfen. Die Bemühungen des Blackwood Magazine ſind übrigens keineswegs darauf gerichtet, daß die engliſche Kirche dem Parlament in aller Hinſicht unterworfen ſeyn ſoll. Im Gegentheil ſpricht ſich darin (S. 43 bis 45) der ausdrückliche Wunſch aus, daß die bis gegen das Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts größere Unabhängigkeit der anglikaniſchen Kirche wieder hergeſtellt werden möge. Nach dieſer Erklärung darf man die Herausgeber nicht zu der politiſchen Schule rechnen, welche die Unterwerfung der Kirche unter den Staat fordert, und die in England praktiſch eine größere Autorität gewonnen hat, als in irgend einem anderen Lande. Die Oppoſition, welche ſich dennoch hier bey jeder Gelegenheit gegen die katholiſche Kirche ausſpricht, beruhet einerſeits auf der, wie wir glauben, wohl begründeten Ueberzeugung, daß die Erhaltung der anglikaniſchen Kirche weſentlich nothwendig für die Erhaltung der jetzigen Verfaſſung des Reiches ſey; und dieß iſt eigentlich der Wendepunkt alles deſſen, was über religiöſe Fragen in dem Blackwood Magazine geſagt wird. Außerdem iſt jene Oppoſition gegen die katholiſche Kirche auch großentheils die Folge von Vorurtheilen, einer höchſt mangelhaften Kenntniß des katholiſchen Kirchenrechts, und einer unrichtigen Vorſtellung von manchen Dogmen der katholiſchen Religion. Es wäre wohl einmal Zeit, daß endlich auch in England das abgeſchmakte Geſchwätz von den ſoge-

nannten Ansprüchen des Papstes auf weltliche Oberherrschaft ein Ende nähme. Sind wohl je vor aller Welt bündigere Erklärungen in dieser Hinsicht geschehen, als ganz neuerlich die von der hohen französischen Geistlichkeit und die von den irländischen Erzbischöfen und Bischöfen öffentlich ausgesprochenen? Nur in katholischen Ländern allein, und nur in Beziehung auf die katholische Kirche existirt zwischen dem Staat und der Kirche das Verhältniß der gegenseitigen Freyheit und Unabhängigkeit; nur da allein werden die geistlichen Angelegenheiten von den geistlichen, eben so wie die politischen von den weltlichen Behörden geleitet. Allerdings darf man nach unserer festen Ueberzeugung nicht die Auflösung der anglikanischen Kirche wünschen; denn es ist nicht so leicht, ein solches Gebäude, wie die Verfassung derselben ist, wieder aufzuführen, und der Untergang derselben würde vielleicht das Signal zu der Auflösung des großen englischen Reiches seyn, dessen Bestand nicht bloß für dieses Land selbst, sondern für ganz Europa von einer so entscheidenden Wichtigkeit ist. Das gestehen wir frey, wer in England unter den jetzigen Vertheidigern der Katholiken und ihrer Emancipation die Zerstörung der anglikanischen Kirche als Zweck vor Augen hat, sit procul a nobis. Das eigentlich Wünschenswerthe für England, für die Welt, für Millionen von Menschen wäre die Wiedervereinigung der anglikanischen mit der allgemeinen Kirche. Wir wissen wohl, daß dieser Gedanke von den meisten Menschen nur mit Achselzucken aufgenommen werden wird, und gestehen gern, daß der jetzige Zustand Englands, das gegenwärtige Verhältniß der verschiedenen Religions- und politischen Parteyen fast dazu berechtigt, diese Aeußerung lächerlich zu nennen. Aber wenn dieß wirklich der Fall ist, so liefert es leider einen neuen Beweis der bedenklichen Lage, worin sich England befindet. Die Wiedervereinigung der englischen Kirche mit der römisch-katholischen würde allein im Stande seyn, sie vor den Angriffen der vielen Sekten sicher zu stellen, und sie von der Knechtschaft zu befreyen, unter welcher sie nach dem eigenen Geständnisse des Blackwood Magazine steht. Alle Religionsgesellschaften, die sich von der katholischen Kirche losgesagt haben, sind mehr oder weniger in große Abhängigkeit von der weltlichen Herrschaft gerathen, wovon die protestantische Kirche in Deutschland, die anglikanische und zum Theil die griechische allgemein bekannte Beyspiele sind. Unbegreiflich ist uns übrigens das Verfahren der Tory's in England keineswegs, wenn wir auf das Betragen derjenigen Personen Rücksicht nehmen, welche dort vorzugsweise die Wortführer der Katholiken sind. Die Art, wie die katholischen Geistlichen, namentlich die irländischen Prälaten, sich vor dem Parlament ausgesprochen haben,

verdient ohne Zweifel alles mögliche Lob, und uns wenigstens ist keine Aeußerung der dortigen katholischen Geistlichkeit bekannt, die Tadel verdiente. Ganz anders verhält es sich aber mit vielen Vertheidigern der katholischen Sache im Parlament und außer dem Parlament, welche auf dem Kampfplatze der Politik das Banner der Emanzipation vor sich hertragen. Die Sprache dieser Leute, die Gründe, welche sie für ihre Sache vorbringen, besonders die unwürdigen Mittel, deren sich einige derselben bedient haben, um sich populär zu machen; die höchst unanständigen Lobpreisungen, welche von ihnen über alle möglichen Empörer der ganzen Erde ausgesprochen sind, und der Schimpf, den sie bey allen nicht vollkommen unterrichteten, aber wohlgesinnten Männern in England dadurch auf die katholische Sache geworfen haben, daß sie dieselbe mit den nichtswürdigen Bemühungen der spanischen und italienischen Aufrührer, »des allmächtigen Gottes und der Menschen Feinden,« wie das Blakwood Magazine sagt, auf gleiche Linie stellten — das alles ist sicherlich kein Segen, weder für England, noch für die Angelegenheit der Katholiken. Wer die Sache der Katholiken in England nach dem Grundsatze, »sage mir mit wem du umgehst, und ich sage dir wer du bist,« das heißt hier: »bey wem du in und außer dem Parlamente vorzugsweise Unterstützung findest,« beurtheilt, und, ohne auf das Innere der Sache einzugehen, darnach über die ganze katholische Kirche absprechen will, von dem ist es wohl begreiflich, daß er nicht anders als feindselig gegen die Katholiken auftreten kann. Allein Männer von so viel Geist und so gründlicher Gelehrsamkeit, wie die Herausgeber des Blackwood Magazine, sollten nicht nach diesem falschen Scheine urtheilen, sondern auf den Grund der Wahrheit dringen, und sie würden sich dann überzeugen, daß nicht die katholische Kirche, sondern nur die falschen Freunde derselben, daß nicht die Emanzipation der Katholiken selbst, sondern nur der Zweck, zu welchem dieselbe nebst vielen andern Dingen von ihren liberalen Vertheidigern im Parlamente und überall sonst benutzt wird, das künstliche Gebäude der englischen Verfassung mit Gefahr bedrohe. Sollte indessen das unmittelbare Resultat der Emanzipation etwa darin bestehen, daß man einige der bekanntesten Redner der katholischen Association ins Parlament wählte und daß diese dann, wie es leider nach manchen öffentlichen Aeußerungen derselben zu fürchten ist, auf die Seite der neuen Whigs träten, so würde dieß allerdings ein äußerst trauriger Erfolg seyn, und nur dazu dienen, um die Sache der Katholiken in England in einem noch schiefern Lichte erscheinen zu lassen, als jetzt schon der Fall ist.

Einer der interessantesten Aufsätze in diesen Heften des Black-

wood Magazine ist der über Mr. M'Culloch's Irish Evidence, Nro. 108. S. 55—76. Der Verfasser findet es, nicht ganz ohne Grund, etwas sonderbar, daß man Hrn. M'Culloch, der persönlich und praktisch nicht gerade eine genaue Kenntniß von Irland haben konnte, ja sogar nie an Ort und Stelle war, dennoch, also wahrscheinlich in seiner Eigenschaft als Professor der National-Oekonomie, als bloßen Theoretiker, vor dem Ausschusse des Parlaments über jenes Land vernommen hat. Am aller entschiedensten erklärt sich aber das Blackwood Magazine gegen die paradoxe, in diesen Aussagen des Hrn. M'Culloch mehrmals wiederholte, und in mancherley verschiedenen Formen von neuem vertheidigte Ansicht, »daß es für Irland ganz gleichgültig sey, ob die großen Grundbesitzer im Lande, oder außer Landes wohnen, und daß es den Irländern ganz gleichgültig seyn könne, wo die reichen Leute ihr Geld verzehren.« Hr. M'Culloch beantwortet ganz auf die nämliche Weise die an ihn von dem Ausschusse des Parlaments gerichtete Frage: »glauben Sie, daß England durch die Abwesenheit so vieler reichen Leute irgend Schaden leidet?« indem er sagt: »nein, das glaube ich nicht. England müßte sie auch kleiden und ernähren, wenn sie im Lande wären; und ob es sie in England oder in Frankreich ernährt und kleidet, ist für England vollkommen gleichgültig« (S. 58). Man sieht hieraus, daß Hrn. M'Culloch's Ansicht, wie man allenfalls hätte glauben können, nicht etwa auf Verhältnissen beruhet, die Irland eigenthümlich sind, sondern daß er als allgemein geltenden Grundsatz der National-Oekonomie aufstellt, »es sey gleichgültig, ob die reichen Grundbesitzer eines Landes bey ihren Unterthanen und Angehörigen, oder in der Fremde ihr Geld verzehren.« Wir enthalten uns aller weitern Bemerkung, und verweisen den Leser auf die in dem Blackwood Magazine ausführlich gegebene Widerlegung dieser Doktrin; doch können wir nicht umhin, zu erklären, daß wir selten eine gegen die tägliche Erfahrung und den gesunden Menschenverstand dergestalt streitende Sophisterey so gravitätisch haben vortragen hören. Das Blackwood Magazine ergießt sich bey dieser Gelegenheit mit vielem, aber sicherlich großentheils wohl verdientem Eifer gegen die Anzahl von Engländern, welche ihr Vaterland nicht bloß auf kurze Zeit als Reisende verlassen, sondern sich für lange Jahre, ja für ihr ganzes Leben in fremden Ländern ansiedeln. Es äußert zugleich (S. 70) den sehr natürlichen Wunsch, man möge diesem Uebel durch eine Maßregel der Gesetzgebung Einhalt thun, und nicht ferner erlauben, daß eine so große Masse von vermögenden Leuten, ja von Pensionisten der Regierung im Auslande leben, und ihrem Vaterlande ganz entfrem-

det werden. »Nicht um Hrn. M'Cullochs willen,« sagt der Verfasser (S. 64), »haben wir auf seine Lehre so viel Aufmerksamkeit gerichtet. Die Sache ist — und wir bitten aufs Ernstlichste unsere Leser, dieß nicht zu vergessen — daß auf dieser Lehre beruhet, was man unser neues liberales System des freyen Handels nennt. Dieses System behauptet als Prinzip, daß der Einkauf von Manufakturwaaren und Korn in Frankreich oder andern Staaten, die gegen uns das Prohibitiv-System angenommen haben, unsern eigenen Fabrikanten und Ackerbauern nicht nachtheilig, sondern nützlich seyn werde, obgleich dieselben uns mit allem reichlich zu versehen im Stande sind. Dieß ist Wort für Wort die Lehre unseres Philosophen. Es ist ganz das nämliche, als wenn man behauptet, daß, wenn unsere Ackerbauer fast alle ihre Fabrikate mit ihren rohen Produkten in Frankreich kaufen, dieß für unsere Fabrikanten vortheilhaft und nicht schädlich seyn wird; oder daß, wenn unsere Fabrikanten fast alles Korn, dessen sie bedürfen, in Frankreich kaufen, dieß unsern Ackerbauern nützlich und nicht schädlich seyn wird; und endlich, daß wenn unsere Grundbesitzer fortwährend in Frankreich wohnen, das Verzehren ihrer Einkünfte in jenem Lande für England ganz gleichgültig, und vollkommen das nämliche seyn wird, als wenn sie im Lande wären. Wir wiederholen nochmals, daß in der Wirklichkeit nicht der mindeste Unterschied zwischen der Lehre des Hrn. M'Culloch ist und zwischen den Grundsätzen, auf welchen dieses neue System eingestandener Maßen beruhet. Wenn seine Lehre wahr ist, so steht dieses neue System auf einem Felsen; ist aber die Lehre falsch, so ist das System auf Sand gebauet, so wird es fallen, und der Fall desselben wird schrecklich seyn. Wir sind eben so fest davon überzeugt, daß diese Lehre vollkommen falsch ist, und daß das auf derselben begründete System ein System des Irrthums und des Verderbens ist, wie wir überzeugt sind, daß Licht nicht Finsterniß ist, und daß Feuer nicht Eis ist. Die Zeit wird in der Nation die Ueberzeugung herbeyführen, welche hervorzurufen wir nicht im Stande sind. Worte mag man übersehen; aber Verderben und Elend werden Glauben finden.«

Die Opposition des Blackwood Magazine gegen die Grundsätze des freyen Handelssystems, und überhaupt gegen die herrschenden Lehren der National-Oekonomie hat sich allmälich immer mehr entwickelt, und die traurigen Ereignisse, welche England im Dezember 1825 und im April und May 1826 betroffen haben, sind wohl sehr geeignet, das Vertrauen auf die Zweckmäßigkeit mancher neuerlich von dem Ministerium genommenen Maßregeln, so wie auf die Richtigkeit der Grund-

sätze, von denen man dabey ausging, bedeutend zu schwächen. In dem Aprilhefte sind besonders die Aufsätze »Mr. Huskisson's Speech in defence of Free Trade« und »Public Distress« ganz gegen das neue national-ökonomische System der Minister gerichtet. Natürlich finden die großen Landeigenthümer, die Aristokratie von England, in dem Blackwood Magazine eben so eifrige Vertheidiger, wie ihnen in den Lehrbüchern der modernen National-Oekonomie fast allgemein entschiedene Widersacher entgegen treten. Es heißt in der Hinsicht S. 71: »Wir wollen uns jetzt zu der Behauptung unseres Philosophen wenden, daß »fast alle große Verbesserungen in allen Ländern der Welt von Kaufleuten und Fabrikanten herrühren.« Hr. M'Culloch und seines gleichen sind außer Stande, irgend eine Sache im Ganzen zu sehen; man lege ihnen eine Uhr vor, und sie werden antworten, daß das innere Räderwerk unnütz und das Zifferblatt allein etwas werth ist. Spricht man ihnen von einem Pferde, so werden sie sagen, daß die Beine und der Rücken allein nützlich sind, dahingegen die Eingeweide eine überflüssige Last. Sie können nicht einsehen, daß der Ackerbau mit den Manufakturen und Handel Ein Ganzes bildet. »O, Gott bewahre, der Ackerbau ist vom Uebel, der Ackerbau ist die Pest, die alles Böse über die Manufakturen und den Handel bringt.« Richtet nur die Ackersleute zu Grunde, ihr Kaufleute und Fabrikanten, nehmet ihnen die Mittel, eure Waaren zu kaufen; dann werdet ihr aufblühen. Die Abneigung der National-Oekonomen rührt indessen nicht bloß von dem Wunsche her, Manufakturen und Handel zu befördern. Die Landedelleute entziehen die obrigkeitlichen Stellen den philosophischen Rechtsgelehrten; und es ist schwer, den Pächtern und Arbeitern auf dem Lande liberale Ideen beyzubringen. Die Landeigenthümer sind im Parlament ein schweres Gegengewicht wider die neue Philosophie; sie bilden ein mächtiges Hinderniß gegen die Bemühungen, unsere Gesetze und Institutionen liberal zu machen, oder mit andern Worten, sie umzustürzen. Um die Philosophen zur Zertrümmerung der Monarchie in Stand zu setzen, ist die Zustimmung der Grundbesitzer nothwendig; aber sie wollen sich nicht dazu verstehen. Da liegt's. Das ist die Ursache, weßhalb es für die Grundeigenthümer so wünschenswerth seyn soll, außerhalb Landes zu wohnen und weßhalb der Ackerbau im Vergleich mit dem Handel und Manufakturen so wenig Werth hat.«

Das Blackwood Magazine ist außer den politischen Artikeln auch reich an interessanten literarischen Aufsätzen, die schon deßhalb die Aufmerksamkeit des Publikums verdienen, weil manche derselben sicherlich dem Verfasser des Waverley nicht fremd sind. Einige derselben, halb politisch, halb literarisch, z. B.

im Febr. Heft S. 113 über Sheridan's Leben von Moore, gehören zu den besten kritischen Arbeiten, die uns je zu Gesicht gekommen sind. Wir wollen diese Anzeige mit einigen Worten über Buonoparte schließen, die sich in dem Artikel des Aprilheftes »Russia« finden, und welche wir, ohne dessen übrigens ganz sicher zu seyn, als Maßstab für die seit langer Zeit von dort aus angekündigte Biographie Napoleons betrachten zu dürfen glauben. »Wir sind,« heißt es S. 447, »zu der großen Wahrheit geleitet worden, daß jeder Eroberungskrieg seine Strafe mit sich führt. Wir haben vor unsern Augen den Ehrgeiz auf der höchsten Stufe der Möglichkeit sein Wesen treiben sehen, begabt mit Eigenschaften, die mehr als sonst je einen glücklichen Erfolg erwarten ließen, und ihn auch lange Zeit auf seiner Laufbahn fortführten. Keine Nation wird je einen allgemeinen Krieg mit Kräften unternehmen, die denen des Volkes gleich sind, welches wir haben in seinem eigenen Blute von dem ganzen Kontinent unter die Füße treten sehen. Vielleicht wird nie als leitendes Prinzip des Krieges Jemand dastehen, der an Kraft, Schlauheit, Menschenkenntniß und kriegerischem Ruhm dem Manne gleich kommt, welchen wir vor nicht gar langer Zeit mit unsern Ketten belastet ins Grab gelegt haben. Es kann größere Feldherren, scharfsichtigere Staatsmänner, kühnere Verächter persönlicher Gefahr geben; aber nie hat die Welt einen Kriegshauptmann gesehen, der in dem Grade zur Beherrschung seines Volkes und seiner Zeit gemacht war. Kein Reich wird vielleicht je die Leitung aller seiner Kräfte in den Händen eines Menschen sehen, der durch die Natur und durch Verhältnisse in dem Grade dazu gebildet war, um alle verborgenen Hülfsmittel desselben aufzuregen, um alle Sehnen der Nation aufs höchste zu spannen, und sein Volk der ganzen Welt entgegen mit dem Enthusiasmus persönlicher Leidenschaft und der gewichtigen Hülfe zu führen, die eine geordnete unübertroffene Gesammtleitung darbietet. Napoleon war ein Uebel, und die menschliche Natur darf sich wohl über die Vernichtung des Ruhestörers freuen. Er war ein furchtbares, Unglück bedeutendes, Gestirn am Horizont; aber das Licht, welches er ausstrahlte, verdunkelte alles andere um ihn. Wäre es der Wille des Himmels gewesen, uns das Nichtige des menschlichen Ehrgeizes durch ein Beyspiel von solcher Größe zu zeigen, daß alles davor verstummen müßte, so läßt sich nichts Schlagenderes denken, als jener furchtbare Thron, welcher kaum erst vor unsern Augen verschwunden ist; keine schrecklichere Gewalt, als die, welche Frankreich aus seinen zerrissenen Eingeweiden wie einen Feuerstrom über die Erde ausschüttete; keinen mächtigeren, alles leitenden Geist des Verderbens, als seinen Kaiser.«

Art. VII. 1. Dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817 von Ludwig Tieck. Erstes Bändchen. Breslau, im Verlage von Joseph Max und Komp. 1826. 12. 277 S. — Zweytes Bändchen 342 S.

Der geehrte Verfasser spricht in der Vorrede zu dieser schätzbaren Sammlung dramaturgischer Aufsätze, welche, seinem Bemerken nach, äußerlichen Veranlassungen ihre Entstehung verdanken, die Meinung aus, daß das Theater, sowohl die dramatische Kunst selbst, wie die des Schauspielers, sich auffallend verschlechtert habe, und fortfahre immer tiefer zu sinken. — Indem er die Ursachen dieses allmälichen Verfalls in das wuchernde Gedeihen des sogenannten Rührspieles setzt, welches mit seinen beliebten Kleingemälden, mit falscher Sentimentalität, schwächlichen Schilderungen menschlichen Elendes und verächtlicher Erbärmlichkeit in neuerer Zeit die Anlage zu einer deutschen Schule völlig verdrängte; in die Magazine der zahllosen Tagesblätter, wo die albernen Meinungen des Haufens, seine Lobpreisungen, sein irrer Tadel und poetisches Faseln ihren Platz finden; endlich in die Sucht, durch Jugendlichkeit der Schauspielerinnen, durch Pracht und Glanz der Dekorationen und der Kleidungen den Sinnenreiz zu befriedigen, äußert er zugleich das Bestreben, uns durch Enthüllung dieser Fehler, und durch Hinweisung auf das Vortreffliche, Abweg und Ziel zu zeigen, und gibt damit den Faden an, der sich durch alle, dem Anscheine nach unzusammenhängende Aufsätze dieses Bandes durchzieht, und sie zu einem Ganzen verbindet.

Einer kurzen Einleitung (S. 1 — 5) folgt eine Reihe von Aufsätzen, welche mehrere Darstellungen, die in der letzten Zeit auf der Dresdner Hofbühne gegeben wurden, mit kritischen Bemerkungen über ihren Werth oder Unwerth uns vorüberführen. Oft gebraucht der Verfasser ein Stück auch nur als einen Anlaß, um irgend eine Kunstansicht umständlicher auszusprechen und genauer zu beleuchten. — Die dramaturgischen Aufsätze berühren: die bevorstehende Aufführung des Prinzen von Homburg; die Aufführung des Prinzen von Homburg; Anna Boleyn, von Eduard Gehe; die beyden Duennen, und die Radikalkur; die Pilgerin, von der Frau von Weißenthurn; die Piccolomini, und Wallensteins Tod; des Herzogs Befehl, von Töpfer; Eßlair in Dresden; der Unschuldige muß viel leiden, von Th. Hell; Kätchen von Heilbronn, von Heinrich von Kleist; Cervantes

Portrait; Jary und Bätely, von Göthe; der Herbsttag, von Iffland; Tony, von Th. Körner; der Zinngießer, nach Holberg; das Portrait der Mutter, von Schröder; der Leuchtthurm, von E. v. Houwald; die Waise von Genf, von Castelli; Clavigo, von Göthe; Marie und Marliese, oder ehr Glück als Verstand; der Fürst und der Bürger, Drama von Houwald; Preciosa, von P. A. Wolf; die Drillinge, von Bonin; und Romeo und Julie, von Shakspeare.

Der erste dieser Aufsätze entstand durch die ungünstige Aufnahme, welche das Schauspiel des der Kunst zu früh entrissenen Heinrich von Kleist: »der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bey Fehrbellin,« bey seiner Aufführung auf einigen Bühnen, besonders auf der Wiener Hofbühne erfahren hat. Der Verfasser wollte bey einer entschiedenen Vorliebe für jenen Dichter und seine Leistungen, das Dresdner Publikum vor der Darstellung jenes, wie er sich ausdrückt »trefflichen« Werkes, auf Einiges aufmerksam machen, damit Vergnügen und Theilnahme daran ungestört seyn möge, und man sich nicht voreilig von dem Werke abwende. Er sucht dabey hauptsächlich die Art des Dichters, nach welcher er durch bloße Andeutungen oder ein Weglassen der unmittelbaren Verbindung, durch ein Verschweigen des Zusammenhangs die Enträthslung dem Scharfsinn oder erweckten Gefühl des Zuschauers überläßt, und den fünften Auftritt im dritten Akt, in welchem der Prinz fußfällig um sein Leben bittet, in Schutz zu nehmen. — Was das Erste betrifft, so finden wir, wenn wir jenes Stück aufmerksam durchgehen, daß es unbestreitbar an Flüchtigkeit in der Ausarbeitung leide, und diese keineswegs mit der Anlage des Plans im Verhältnisse stehe, daß das Ganze mit einem Worte mehr vorzüglich skizzirt als kunstgemäß ausgeführt genannt werden dürfte. Ob aber jene Darstellung der Umrisse, besonders im Drama, selbst auf die Weise, wie sie hier geschieht, in Schutz zu nehmen sey, möchten wir bezweifeln. Wenn das Schauspiel einmal, wie es bey vorliegendem der Fall ist, auf die Darstellung berechnet erscheint, so kommt es nicht darauf an, daß der Verstand die Verbindung zu errathen im Stande sey, sondern daß demselben durch Ordnung und Zusammenhang, in gleichem Verhältnisse mit der Empfindung Vergnügen gewährt werde. Es ist nicht der Scharfsinn des Zuschauers, welchen das Drama in Anspruch nimmt, sondern der des Dichters, von dem wir begehren, daß er entfernte Aehnlichkeiten seiner Objekte unserem Auge verbunden darzustellen im Stande sey. Zuwei-

len, und an gewissen Orten mag es hingehen, aber nicht so durchgehends wie im Prinzen von Homburg, wo fast zwischen jeder Scene eine Lücke Statt findet, welche der Zuschauer zwar ergänzen kann, aber dadurch auch geistig auf eine qualvollere Weise angeregt wird, als es bey Werken schöner Künste geschehen soll. Statt daß der Dichter die Täuschungen, die er vorüberführt, als Bedingungen höherer Genüsse so viel möglich zu erhalten sucht, bringt er hier jeden Augenblick den Zuschauer mit Gewalt aus der Täuschung heraus, und zwingt ihn, sein Geschäft zu übernehmen. Eben so wenig dürfte die oben angeführte Scene entschuldigt werden können. Der Verfasser bemerkt wohl eben so scharf als wahr, daß es der Natur nicht immer gemäß sey, die Gefahr und das Leben zu verachten, und daß die Erfahrung den fast allgemein angenommenen Rausch der Großmuth nicht in allen Lagen des Lebens bestätige; ob aber damit die Benehmungsweise des Helden jenes Stückes gerechtfertigt, ja nur entschuldigt werde, ist nicht erwiesen. Der Prinz Friedrich Arthur, General der Reiterey, sagt in seinem fünften Auftritte mit der Kurfürstin und der Prinzessin Natalie, Nichte des Kurfürsten, zu Ersterer, kniend:

»Dem Troßknecht könnt' ich,
Dem schlechtesten, der deiner Pferde pflegt,
Gehängt am Halse flehen: rette mich!

und darauf

Mag er (der Kurfürst) mich meiner Aemter doch entsetzen,
Mich aus dem Heer entfernen: Gott des Himmels!
Seit ich mein Grab sah, will ich nichts, als leben,
Und frage nicht mehr, ob es rühmlich sey!

Zuletzt

Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück.
Nataliens (seine Geliebte) — das vergiß nicht, ihm zu melden —
Begehr' ich nicht mehr.
Frey ist sie, wie das Reh auf Heiden, wieder
Mit Hand und Mund, als wär' ich nie gewesen.
Ich will auf meine Güter gehn am Rhein,
Da will ich bauen, will ich niederreißen,
Daß mir der Schweiß herabtrieft, säen, ernten,
Als wär's für Weib und Kind;
Und wenn ich erntete, von Neuem säen
Und in dem Kreis herum das Leben jagen,
Bis es am Abend niedersinkt und stirbt.

worauf Natalie muthig und erhebend antwortet:

Geh' junger Held in deines Kerkers Haft!«

Könnte man nicht bey diesem, fast mit sichtlicher Absicht geschehenen Verkehren der Verhältnisse und des natürlichen Gan-

ges der Dinge von Seite des Dichters, die, Seite 157, vom Verfasser bey Gelegenheit des kritischen Ueberblickes über Houwalds Leuchtthurm angestellte Frage auch hier anwenden? Soll das tragisch seyn, was gegen Natur, Wahrheit und Vernunft streitet? Gegen die Natur, denn in ihr gibt es keinen Widerspruch; als solcher erscheint aber das frühere Benehmen des Prinzen, des Helden in der Schlacht, der (im ersten Auftritt des ersten Aufzuges)

»Den flücht'gen Schweden munter nachgesetzt«

im fünften Auftritt des zweyten Akts

Dem Bären gleich auf die Verschanzung losbricht,
Vernichtet die Besatzung — — — —
Der Schweden ganzes Kriegsgepäck erbeutet u. s. w.

gegen die Wahrheit, da fast durchgehends der Zusammenhang zwischen Grund und Folge gestört ist; gegen die Vernunft, weil nach ihr ein Regent den wichtigsten Antheil an einer Schlacht von der, wie er im fünften Auftritt des ersten Akts selbst sagt, »Nichts Mindres als Thron und Reich abhängt,« unmöglich einem Manne übertragen kann, von dem er weiß, daß er als Nachtwandler in einem bedenklich psychischen Zustande sich befinde, und der sich während des Kriegsrathes, wo über die Leitung dieser Schlacht verhandelt wird, auf eine solche Weise zerstreut und theilnahmlos benimmt, daß alle Umstehenden bemerken, er wisse gar nicht wovon die Rede sey. Auf allem diesem aber ist das Stück als auf einer unumgänglich nothwendigen Voraussetzung gebaut, und der Dichter hat demnach den Lorbeer der Genialität auf dem Wege des Sonderbaren und Bisarren aufgesucht. Der Verfasser sucht jenes unwürdige, geradezu verächtliche Benehmen des Prinzen der Kurfürstin gegenüber durch die leidenschaftliche Aufregung, durch das traumähnliche Leben des Prinzen zu rechtfertigen, welcher früher als Nachtwandler nicht recht wußte was er that, durch Selbstvernichtung und Verachtung aber seinem besseren Geiste zugeführt wird. Aber nicht nur allein daß Kleist den krankhaften und den gesunden Zustand seines Helden genau und, der Erfahrung gemäß, von einander trennt, der Prinz jedoch sowohl das, dem Befehl widerstrebende Schlagen der Schlacht, wie das spätere Entfliehen aus dem Kerker, und jenes Bestürmen der Kurfürstin, ihm sein Leben zu retten, mit vollkommen gesunden Sinnen, bey klarem Verstande und bestimmtem Willen unternimmt, so wäre auch dann, wenn wir jene Eigenschaften nicht ungeschwächt bey ihm voraussetzen dürften, die durch vier Akte vor unsern Augen sich abrollende marionettenartige Natur des Hauptheldens wenig geeignet, uns

mit jenen Empfindungen und Gedanken zu erfüllen, die wir vom Drama begehren. Die zufällige Heilung eines Geisteskranken kann wohl dessen Vorwurf nicht seyn. Selbst der Umstand, daß der Prinz später den Tod begehrt, vermag höchstens uns mit einem wehmüthigen Gefühle über seinen frühern Zustand, den er willenlos, als ihm von der Natur auferlegt, ertragen mußte, keineswegs aber mit Erhebung oder mit tragischer Rührung zu durchdringen. Auch ist es, wie der Verfasser Seite 10 sich äußert, wohl richtig, daß man durch die, der letzten Zeit angehörigen beliebt gewordenen Familien- und dramatischen Kleingemälde dahin gekommen sey, mehr als jemals gewisse Tugenden und Gesinnungen der Aufopferung, der Großmuth u. s. w. an und für sich ohne weitere Veranlassung als nothwendig und unerläßlich bey den sogenannten Helden eines theatralischen Werkes anzusehen, was der Kunst in gewisser Rücksicht nachtheilig seyn mag; dabey kann aber auch nicht geläugnet werden, daß bey dem Range als Fürst und Soldat, und überhaupt bey allen Verhältnissen des in Frage stehenden Helden, welche uns vor die Augen gelegt werden, es eben nicht unbillig von uns sey, zu begehren, daß er mindestens unserer Achtung nicht unwerth erscheine. Das Gesagte ist um so mehr zu bedenken, da der Verfasser in dem folgenden Aufsatze S. 14 sich äußert, daß Kleist's Prinz von Homburg eben sowohl der Literatur als der Bühne angehöre, und sich an das Beste schließe, was wir in der Gattung des historischen Schauspieles besitzen, eine Meinung, die wir nur in so fern theilen können, als aus der Anlage jenes dramatischen Gedichtes, und der lebendigen Durchführung einzelner Scenen, der ächt poetische Geist des Dichters erkannt werden mag, welches uns aber mehr den Verfasser als das Werk desselben interessant macht, da jene künstlerische Vollendung, die Fleiß und Besonnenheit dem Werke hätten geben sollen, fast gänzlich vermißt wird.

In dem Aufsatze über Anna Boleyn, von Eduard Gehe, setzt der Verfasser die Gebrechen dieses Trauerspiels umständlich und belehrend auseinander. Am Schlusse desselben stellt er die Frage auf, was denn eigentlich ein historisches Schauspiel sey, und ob es sich nie von der Wahrheit entfernen dürfe? Lessing hat sich bekanntlich darüber genügend ausgesprochen, und dabey dem Dichter in Rücksicht der Begebenheiten jede Aenderung, die er zweckdienlich hält, erlaubt, ihm aber zugleich aufgetragen, die Charaktere mit der größten Genauigkeit der Geschichte nachzubilden. Es ist zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht beliebt hat, uns seine Meinung darüber erläuternd zu erklären. Die zwey folgenden Aufsätze über die beyden

Duennen, die Radikalkur, und die Pilgerin der Frau von Weißenthurn, sind zwar von kurzem Umfange, aber in ihren Umrissen kräftig und scharf bezeichnend. Es wäre wünschenswerth, über alle Erscheinungen, welche zwar kein umgreifenderes Besprechen, aber doch zugleich in irgend einer Rücksicht einige Aufmerksamkeit verdienen, so genaue und richtige und dabey so gedrängte Darstellungen zu haben.

Den Aufsatz: die Picolomini und Wallensteins Tod, eröffnet der Verfasser mit dem Rückblicke auf Iffland, Kotzebue und ihre Nachahmer, welche mit den Familiendramen und Rührspielen die Kunst auf Abwege brachten. Es scheint etwas hart, daß der Verfasser immer mehr Auge für die Fehler, als für die entschiedenen Vorzüge Ifflands zu haben scheint, und das, was Iffland als Sittenmaler seiner Zeit gethan hat, fast ganz verkennt. Einer kommenden Zeit werden in dieser Rücksicht die dramatischen Werke jenes Schriftstellers großen Genuß gewähren, und jener Vorzug dürfte sie auch mehr als ihr eigentlicher ästhetischer Werth, obschon auch dieser hin und wieder nicht unbedeutend ist, vor der Vergänglichkeit sichern. Gleich von vorne herein zieht der Verfasser gegen jene Weise der neuen Zeit, auf die er schon in der Vorrede aufmerksam macht, zu Felde. »Wir haben es,« sagt er, »in Deutschland erlebt, daß »es gewissen Stimmungen sehr leicht wird, sich unserer Bühne »zu bemeistern. Verschrobenheit muß nur zu oft für Edelmuth, »das Abgeschmackte für das Große gelten: und was vermögen »Kritik, Witz und Philosophie gegen jene unüberwindliche deutsche »Rührung, die jedem gutgemeinten poetischen Versuche schon auf »Dreyviertheil des Weges entgegen kommt?« Er tritt mit diesen Worten der Schlange, welche in neuerer Zeit die dramatische Kunst umwand, kraftvoll auf den Kopf. Unstreitig ist es diese Rührung, welche der eigentliche Künstler nur als Vorgefühl beym Erhabenen wird erregen wollen, und die man eine Zeitlang, das Mittel mit dem Zweck verwechselnd, als Hauptsache behandelte, welche das Gedeihen der Kunst merklich gehindert hat. Da sie von dem Verstande so wenig als möglich in Anspruch nimmt, und nur den untergeordneten Thätigkeiten durch einen wohlgefälligen Sinnenreiz schmeichelt, führt sie den Künstler und das Publikum auf einen Abweg, der um so gefährlicher erscheint, da die Menge, welche dem Denken nicht sehr ergeben ist, ihn am häufigsten und am liebsten aufsucht, um gedankenlos im Halbdunkel der Gefühle schwelgen zu können. Ein Künstler, dem es weniger um die Würde und die Heiligkeit der Kunst, als um den augenblicklichen Beyfall der Mehrzahl zu thun ist, wird bald dieser Stimmung huldigen, wobey er zugleich in Kurzem und

ohne viel Mühe ans Ziel kommt. All diese Uebel haben aber mehr die falschen Nachahmer Ifflands, als Iffland selbst in die Welt gebracht; wir sagen die falschen, weil wir bey keinem jene Genauigkeit und jene Sicherheit in der Charakteristik wieder finden, welche Iffland auszeichnen. Haben wir doch den Nachahmern Schillers, welche der Verfasser Seite 55 mit eindringlichen Worten züchtigt, ein gleiches Sündenheer zu verdanken.

Aus dem ganzen Aufsatze sieht man mit Vergnügen, welche Achtung der Verfasser für Schillers Verdienste hatte, ein Vergnügen, welches wir desto mehr genießen, da durch ein Mißverstehen hin und wieder geäußerter Zweifel die Meinung laut geworden ist, daß Tieck Schillern geradezu die Meisterschaft streitig machen wolle. Ueberall geht aus der Behandlung und dem Ausdrucke jene Rücksicht hervor, die ein Kritiker, wie bedeutend er auch seyn mag, für einen großen Geist haben muß. Die Lobsprüche, welche hier den Leistungen der Schillerischen Muse ertheilt werden, wirken um so stärker, da der Verfasser sonst eben nicht verschwenderisch damit zu seyn pflegt. Schon die Wahl des Stoffes billigt der Verfasser, indem er meint, die historische Tragödie könne keinen edleren und poetischeren Anhalt finden, als das eigene Vaterland, da die Liebe zu ihm, die Begeisterung für dieses, die großen Männer, die es erzeugt, die Noth, die es erlebt hat, die glänzenden Perioden, durch welche es verklärt ist, in jeder Brust um so voller wiederklingen werden. Nur bemerkt er dabey Seite 58, daß »wenn Schiller »den Entschluß hätte fassen können, oder wenn sein Enthusias»mus ihm den Muth gegeben hätte, uns statt des Wallen»stein in verschiedenen Stücken den unglückseligen Krieg jener »furchtbaren dreyßig Jahre hinzumalen, er vielleicht noch etwas »Vorzüglicheres geleistet, und seiner Nation etwas Aehnliches »würde gegeben haben, wie Shakspeare für alle Zeiten sei»nen Engländern hinterlassen hat.« Es könnte allenfalls dagegen bemerkt werden, daß das Gedicht nach jener Behandlung in dramatischer Hinsicht das hätte verlieren können, was es in epischer würde gewonnen haben, und daß es besonders der genaueren Charakteristik Wallensteins, der dann zum bloßen Stützpunkte der gewaltigen Handlung geworden wäre, würde nachtheilig gewesen seyn. Eben so wenig wird die Aehnlichkeit ersichtlich, welche der Verfasser zwischen dem Schillerischen Wallenstein und Laokoon darin finden will, daß beyde ihrem Untergange gleichsam entgegen getrieben werden, hier und dort Selbstständigkeit, Kampf, nicht mehr möglich sey, und beyde den Umständen der herbeygeführten Nothwendigkeit erliegen.

Wallensteins Freyheit erscheint fast bis zum Augenblicke seines Todes ungeschwächt, und der Tod Laokoons, wenigstens nach Virgil, ist ein Werk seiner Wahl. Von den Schlangen noch nicht angefallen, übernimmt er freywillig die Rettung seiner Kinder. Daß übrigens, wie der Verfasser bemerkt, Herkules auf dem Oeta, besonders aber Ajax, Oedipus und Niobe noch größere Aufgaben für die Tragödie sind, als Laokoon, ist nicht zu bestreiten. Der Bemerkung, daß der Schluß des Wallenstein nur wenige Wirkung hervorbringe, steht die allgemeine Erfahrung entgegen; die, daß Schiller seit Don Karlos in keiner seiner Tragödien einen wirklich befriedigenden Schluß habe finden können, wird durch den Rückblick auf die Braut von Messina und Tell widerlegt. Selbst bey seinen anderen Trauerspielen, z. B. der Stuart, ist der Schluß nur allenfalls in theatralischer Hinsicht unbefriedigend zu nennen. Auch ist nicht wohl abzusehen, warum der Verfasser den Prolog zum Wallenstein als ein für sich bestehendes Ganzes ansieht, da seine eigentliche Vortrefflichkeit nur in der Verbindung besteht, in welcher er mit den Picolomini's sowohl, als mit Wallensteins Tod ist, welche Verbindung sehr leicht nachgewiesen werden kann. Wir glauben, daß er gerade dann, wenn er losgetrennt von dem Folgenden als etwas Selbstständiges dastünde, dort eher zu tadeln als zu loben wäre, wo ihn der Dichter nur als einen Theil des Ganzen gebraucht hat.

Von nun an (S. 65) übernimmt der Verfasser größtentheils das Geschäft eines geistreichen Erklärers der Schillerischen Vollkommenheiten und Vorzüge, selbst da, wo er Störendes erblickt, nur mit beständiger Rücksicht auf die Verdienste Schillers, andeutend, mit Schonung verbessernd. Herrlich ist die Bemerkung über die Tafelscene in den Picolominis. »Sie hat,« sagt der Verfasser, »großen Charakter: nur ist es nicht wohl un»bedingt zu billigen, daß das Gemälde, wie manche des Vero»nese, uns so geordnet vorgeschoben wird, daß Schenken und »Dienerschaft als Hauptpersonen den Vorgrund füllen, und die »wichtigen Charaktere verkleinert mehr in den Hintergrund treten. »Das kurze Gespräch der Diener hält der Dichter für nothwendig, »aber es will sich nicht einfugen, und es gleicht den Zeilen in »Büchern mit einer Hand bezeichnet: man wird zum Aufmerken »ermuntert, aber man fühlt die Absicht des Dichters zu sehr.« — Nur mit der Schilderung der weiblichen Charaktere von Schillers Hand ist der Verfasser weniger zufrieden, und gibt darin Göthe unbedenklich den Vorzug. Die Gründe entwickelt er zwar nicht umfassend, aber mit Schärfe. Hauptsächlich zeiht er den Dichter eines Mangels an Mannigfaltigkeit. Er läßt übri-

gens auch hier dem Meister Gerechtigkeit widerfahren, und indem er das Erhabene in Theklas Charakter und den ächt poetischen Ausdruck ihrer Empfindung anerkennend bemerkt, macht er uns zugleich darauf aufmerksam, daß außer der Rührung, welche durch Theklas Abschiedsscene vom Geliebten, durch die Erzählung von seinem Tode, durch die Klagen um ihn erweckt wird, der Dichter noch eine höhere Absicht mit jener Gestalt gehabt habe. Er wollte nämlich, daß sich in dieser reinen Liebe und wahren Natur die ganze Verwerflichkeit der düster verworrenen Plane Wallensteins spiegle, und dadurch, daß die schönen Naturen Thekla und Max auch ohne alle Schuld mit in den Abgrund gerissen werden, eben jenes Schicksal sich zeige, welches er so bewußtvoll, ja gleichsam in deutlicher Figur auftreten läßt. Die Gräfin Terzky hält der Verfasser für überflüssig. Er erklärt, daß es ihm nicht einleuchtend sey, warum Schiller auf gewisse Weise den Ausschlag von Wallensteins Schicksal in ihre Hand gelegt habe? Da sie nämlich, durch die Kraft ihrer Beredsamkeit den Zögernden zum Entschlusse bringe. »Ich muß »gestehen,« sagt der Verfasser Seite 77, »daß dieses die einzige »Stelle des Werkes ist, in der ich den Dichter niemals verstanden »habe. Sie sagt ihm nichts, sie kann ihm nichts sagen, was »ihm die Freunde nicht schon, er sich selbst aber weit mehr eben »so gründlich und tief vorgetragen. Mit seinem Verstande, der »so ungerne andere über sich erkennt, wär' es nur eine spielende »Bemühung, diese leichten Sophismen in ihr Nichts aufzulösen. »Der Anfang ihrer Rede erinnert sehr bestimmt an die Lady »Macbeth in jener Ueberredungsscene der einsamen Nacht, und »ich müßte sehr irren, wenn Schiller sie nicht auch im Auge »gehabt hätte. Aber wie sind dort Menschen und Umstände so »völlig andere! Eine angebetete Gattin, die Einsamkeit, der »von Ehrgeiz und Bezauberung schon Wahnwitzige, das gewisse, »nahe liegende Glück, das ein einziger kühner Dolchstoß erringen »kann. Dort kann Macbeth durch sein Zaudern und seine »Schwäche nur besser, durch die Ueberredung, die ihn endlich »bestimmt, nur milder erscheinen; hier aber verliert der Feldherr »zu viel von seinem Charakter, da ihn nichts bestimmen kann, »als endlich die nicht so sehr durchgreifenden Gründe einer Frau, »die er nicht sonderlich achtet.« — Wir können die Meinung nicht unterdrücken, daß gerade diese Scene im Wallenstein zu den vortrefflichsten des Werkes gehört, indem sie über den Charakter jenes Feldherrn, um dessen Schilderung es dem Dichter hauptsächlich zu thun war, uns einen bedeutenden Aufschluß gibt. Wallenstein wird dort keineswegs wirklich, sondern nur zum Scheine von der Terzky zum Entschluß gebracht. Schon vor

dem Erscheinen der Gräfin war die That beschlossen in ihm, fest, unabänderlich, ganz so wie sie geschah. Indem er den Worten der Freundin Gehör leiht, ist es nur die Stimme seines Willens, die er zu hören glaubt, eines Willens, der bereits entschieden hat, aber nur das Beschlossene nicht auszusprechen wagt, und zufrieden ist, daß er es ohne sein Zuthun im Worte verkörpert findet. Er will die Sophismen der Gräfin nicht vernichten, ja er will es nicht einmal zum Bewußtseyn bringen, daß es Sophismen sind, welche durch seinen Verstand zerstäubt werden könnten. Er sieht das Wirken einer höhern Macht darin, welche ihm die Gräfin erscheinen ließ, und ihr die Worte der Ueberredung in den Mund legte. Er kann nun gleichsam einen Theil der Schuld, die ihn trifft, ihr zuwälzen, denn er überredet sich selbst, daß er doch gewissermaßen dem Andringen der Gräfin Gehör gebe, und ist bemüht, diese Täuschung nicht als solche zu erkennen, um sie nicht vernichten zu müssen. Wie steht das alles mit dem, was wir früher vom Charakter Wallensteins erfahren haben, im Zusammenhange, wie zeigt es uns die Beschaffenheit seines inneren Zustandes im entscheidenden Augenblicke deutlich und klar! Daraus geht auch hervor, daß Schiller bey jener Scene der Terzky schwerlich an die Macbeth dachte, da nicht allein die Natur beyder Frauen, sondern auch die Art ihres Einwirkens auf das Gemüth der Helden Wallenstein und Macbeth ganz verschieden sind. Indeß hier wirklich die Gewalt der Einwirkung der Lady auf Macbeths Gemüth es ist, welche seinen Willen zur That entzündet, erscheint dort jene Einwirkung nur scheinbar, Wallenstein gebraucht die Gräfin nur als Mittel zu seinen Zwecken, und in der Maske des feyerlichsten Ernstes spielt sein Verstand mit den schönen Worten der Frau.

Im Aufsatze: des Herzogs Befehl, von Töpfer, wird die Unbedeutenheit dieses Versuches gezeigt, von dem, wie der Verfasser meint, in der Literatur gar nicht die Rede seyn kann. Die günstige Aufnahme von diesem Spielwerke und von manchen verwandten setzt der Verfasser in den Umstand, daß, indem unsre Schauspieler einer solchen Komposition mächtig sind, ja die meisten sogar darüber stehen, durch ihr gutes Spiel ein gewisser Humor und Witz in den Schwank kommt, wovon sich im Texte nichts findet.

Der Brief an einen Freund zu B. über Eßlair zu Dresden, entwickelt die charakteristischen Eigenheiten und Vorzüge jenes Schauspielers, den nach den Worten des Verfassers »ganz Deutschland kennt und bewundert, von dem mehr als einer behauptet hat, daß er jetzt unser einziger, vielleicht letzter

tragischer Schauspieler sey.« Ohne in eine nähere Prüfung jener angeführten Behauptungen einzugehen, welche durch die Hinweisung auf Koch, Anschütz, Wolf, Korn widerlegt wird, muß in Berücksichtigung des gedachten Aufsatzes bemerkt werden, wie durch ihn jenem großen Künstler das seltene Glück zu Theil geworden ist, das Verdienstliche seiner Leistungen, welche, wie die des Schauspielers überhaupt, die größere Macht des Eindrucks mit der Flüchtigkeit seiner Dauer bezahlen müssen, nun in der Zeit festgehalten zu wissen. Leider sind es nur drey Rollen, in welchen der Verfasser Eßlair'n beurtheilt: Dienstpflicht, Wallenstein und Otto von Wittelsbach; aber durch die genaue und kritische Auseinandersetzung seiner künstlerischen Eigenheiten steht die Individualität jenes Schauspielers mit plastischer Umgränzung vor unsern Augen. Hätte jeder große Schauspieler einen solchen Beurtheiler gefunden, wäre die redende Kunst mit jenem Theile der praktischen immer so in Verbindung getreten, um ihren Erscheinungen längeren Bestand zu verleihen, so würden wir des wehmüthigen Gefühles, welches sich mit den Worten Schillers über die Schauspielkunst

»Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
»Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
»Vergeht des Augenblicks geschwinde Schöpfung«

unser bemächtigt, überhoben werden. Nach einem tadelnden Rückblick auf Iffland, dessen Dienstpflicht der Verfasser ein quälendes, widerliches Schauspiel nennt, und dabey auf das höhere Motiv wenig Rücksicht zu nehmen scheint, welches diesem Schauspiele zu Grunde liegt, wodurch die Folgen der Pflichtverletzung gezeigt werden, und zugleich der alte Dallner als ein Bild des Erhabenen der Fassung gelungen dargestellt wird, geht der Verfasser zur Entwicklung der Vorzüge Eßlairs in Rücksicht der Darstellung der Rolle Dallners über. Meisterhaft zeigt er bey dieser Gelegenheit, S. 88, den Umfang der oft bestrittenen Freyheit des Schauspielers. Doch ist sehr zu wünschen, daß Schauspieler jene Stelle nicht mißverstehen mögen. Weniger lobenswerth erscheint Eßlair dem Verfasser als Wallenstein. Obschon er auch hier die Größe des Mannes, und die Vortrefflichkeit in der Durchführung der meisten Theile des Gedichtes anerkennt, äußert er doch theils in Rücksicht mancher Einzelnheiten, theils selbst in Bezug auf die Darstellung des Ganzen gegründete und motivirte Mißbilligungen. Nur in einer Hinsicht möchten wir Eßlair'n gegen den Verfasser in Schutz zu nehmen versuchen. Es ist die letzte Stelle in der bekannten Erzählung des Traumes:

Und dieses Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Banniers verfolgenden Dragonern;
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter sah ich niemals wieder.

Der Verfasser tadelt es, daß der Darsteller die ersten drey Verse voll und mit starkem Accent spricht, den dritten am meisten heraushebt, dann eine lange Pause macht, vorgeht, und den letzten Vers prosaisch, gebrochen, nur eben noch verständlich, gleichsam im Tone der Konversationssprache sagt. Er meint, es sey nicht der Umstand, daß der Vetter an jenem verhängnißvollen Tage den Schecken ritt, der des Helden Imagination erfüllen und sein Gemüth erschüttern kann, sondern der, daß Roß und Reiter niemals wieder gesehen wurden; dieß sey es, was die Hörer erschrecken soll, wovor Wallenstein wieder von neuem staunt. Diese Bemerkung ist wohl richtig, damit aber noch nicht die Unrichtigkeit der Deklamationsweise Eßlairs in Bezug auf die gedachte Stelle erwiesen. Nicht nur, daß es Wallenstein bey der Erzählung um den größeren Eindruck des Ganzen auf die Generäle, welchen er den Vorfall vorträgt, zu thun seyn mußte, welchen Eindruck, wie der Verfasser selbst zugibt, die Art, wie Eßlair jene Verse sagt, erreicht; so wird auch der den Hauptgedanken aussprechende Vers gerade durch den Tonfall, in dem er vorgetragen wird, am meisten und somit am sichersten bezeichnet. Auch steht jener gerügte Konversationston mit Wallensteins früherer Benehmungsweise, welche den zu großen Ernst und das geordnete Pathos, seinen Untergebenen gegenüber, zu verschmähen pflegte, in richtigem Einklange. Als Otto von Wittelsbach erscheint Eßlair dem Verfasser am wenigsten preiswürdig, obgleich er auch in dieser Rolle sein herrliches Talent nicht verkennt.

Uebrigens ist der Aufsatz auch an manchen anderen Bemerkungen über die redende Kunst reich, und schon in dieser Hinsicht von vieler Bedeutung. Besonders erscheint uns Seite 93 eine Hinweisung auf die Verwandtschaft der Schillerischen und Shakspearischen Werke neu und tief.

Im Aufsatze über das Kätchen von Heilbronn, von Heinrich von Kleist, spricht der Verfasser bey aller Vorliebe für den Dichter, jene Unbefangenheit aus, welche wir von der Unparteylichkeit des Kritikers begehren. Er nennt es ein ächtes Volksschauspiel von einer Kraft und Innigkeit, wie wir noch kein anderes besitzen; tadelt aber dabey, daß sich die vortrefflichen Theile nicht innig zu einem Ganzen runden, und daß das Stück unbefriedigend schließe. Er gibt in dieser Rücksicht Seite 117 eine Schlußweise an, welche nicht nur als solche besonders

zweckmäßig wäre, sondern auch durch jene Veränderungen, welche sie im Organismus des Ganzen hervorbringen würde, dem Ganzen sehr zuträglich seyn müßte; nur ist dabey zu befürchten, daß irgend ein unberufener Veränderer oder dramatischer Zustutzer (um nicht den Namen, welchen Müllner bekanntlich jenen Arbeitern gibt, zu gebrauchen) mit dem Vorschlage des Verfassers den Weg angezeigt glaubt, sich auf eine leichte Art Geld und Ehre zu verdienen, und sich durch eine solche Entstellung an Kleists genialem Werke nicht weniger, als am Publikum versündigt.

Der Aufsatz über Cervantes Portrait nach dem Französischen wird seiner Kürze ungeachtet durch zwey Bemerkungen bedeutend, und zwar um so mehr, als gerade die Fehler, welche sie treffen, mit zu den Kunstsünden unserer Zeit gehören. — Die erste tadelt das Bestreben der Schauspieler, sich in jedem Worte ganz und völlig auszusprechen, wobey man vor lauter Accent keine Rede mehr hört, welches jede Gradation, Bewegung, Leben und Ruhe aufhebt, und den Schauspieler in dieser einseitigen Manier völlig isolirt; die zweyte straft das Benehmen des Publikums, einen Scherz, der keinen Anspruch darauf macht, mehr zu seyn, als eben ein solcher, nach genossener Heiterkeit strenge zu recensiren und die eigene Lust daran zu verdammen. Wir möchten beysetzen, daß dieß in der Regel von Leuten zu geschehen pflegt, welche gar keines eigentlichen Kunsturtheils fähig sind, dabey aber gern für große Kenner gehalten werden möchten, und demnach die lächerlichste Strenge und den tiefsten Ernst als den Schild ihrer Kenntnisse und Erfahrungen aushängen. Hauptsächlich sind in dieser Rücksicht sogenannte Volkstheater mit den Erzeugnissen der Parodie, der Travestie und überhaupt jenes Komische, welches an die Posse streift, verschrien, wobey sogar die höhere Bedeutung und das eigentliche Geschäft des Komischen ganz und gar verkannt wird. Man geht oft so weit, daß man sich lieber das Langweilige, wenn es in gewissen Kunstformen erscheint, gefallen läßt, als daß man das Vergnügen, welches Jeder an jenen heiteren Spielen zu empfinden pflegt, sich selbst und Andern eingestehen will. »Die Kritik,« meint der Verfasser, »müsse nur »dann ernst einschreiten, wenn irgend ein unbedeutender Versuch »sich eine vornehme Miene gibt, wenn nach großen Anstalten nur »Langeweile erfolgt, oder wenn ein sinnlicher Effekt, Grausen, »Tod und Mord gemißbraucht werden, um uns auf frivole Weise »ohne allen tragischen Aufschwung durch leere Spannung zu amü»siren.« Hier aber ist es gerade, wo die Kritik viel zu wenig streng ist; sie läßt sich häufig von der Anmaßung und der Aufgedunsenheit, welche jene Versuche zu begleiten pflegen, ein-

schüchtern, und zu so milden Gesinnungen bringen, wie sie ihr sonst nicht eigen zu seyn pflegen. Sie sucht sich jetzt vielmehr an den Werken talentvoller und dabey bescheidener Verfasser die Sporen zu verdienen, weil sie hier wenig Gefahr zu erleben glaubt.

Bey Gelegenheit der kritischen Uebersicht von Theodor Körners Toni, bemerkt der Verfasser, daß dieses Drama einer Erzählung Heinrichs von Kleist nachgebildet sey (Siehe den zweyten Theil seiner Erzählungen, die Verlobung in St. Domingo). Er ist der Meinung, daß es schwer sey, aus einer vortrefflichen Erzählung oder Novelle ein wahres Schauspiel zu bilden, und versucht das, was er Anfangs als eine Schwierigkeit erkennt, in der Folge fast bis zur Unmöglichkeit auszudehnen. Wir glauben daß der Verfasser, wenn er, Seite 126, wo er sagt: »was in der Erzählung wirkt, kann niemals dieselbe Wirkung im Drama hervorbringen,« — statt »niemals« den Ausdruck selten gebraucht hätte, der Wahrheit näher gekommen wäre. Es gibt unstreitig viele Berührungspunkte der Erzählung mit dem Drama. Setzen sich doch beyde zu ihrem letztem Zwecke Vorüberführung von Handlungen vor. Freylich ist die Art und Weise dieses Vorüberführens von einander gänzlich verschieden; aber leicht kann der Künstler, welcher den Umfang und die Schranken seiner Kunst gut kennt, das Brauchbare herausfinden, zweckmäßig modifiziren und gestalten. Jene Dramen Shakspeare's, welche Novellen nachgebildet worden sind, würden sich wahrscheinlich einer gleichen Vortrefflichkeit erfreuen, wenn die benützten Novellen auch als solche musterhaft gewesen wären. Der umsichtige Dichter würde in der Wahl des Zweckmäßigen und im Beseitigen des Unbrauchbaren jenen Verstand bewährt haben, welchen die Fantasie nicht irre zu leiten vermag. Die Griseldis des Boccaz ließe sich gewiß zu einem herrlichen Drama umdichten, nur müßte der dramatische Dichter dem Novellisten nicht gleichsam auf dem Fuße nachtreten wollen. Daß Körner mit Kleists Erzählung nicht fertig wurde, beweist nicht gegen unsre Meinung; spricht ihm doch der Verfasser selbst (Seite 130) den eigentlichen Beruf für dramatische Kunst, und besonders jene Eigenthümlichkeit und jenes Studium ab, welche gerade dazu nöthig sind, um durch eine musterhafte Novelle, bey ihrem Umdichten zum Drama, nicht irre geleitet zu werden. Körners Versuch mißlang, weil der Dichter, der mit dem Stoffe nicht umzugehen wußte, der Horazens Regel

Segnius irritant animos demissa per aurem
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus

aus den Augen ließ, der mit einem Worte den dramatischen

Effekt mit dem epischen verwechselte, dem Stoff erlag. Alle jene Hindernisse, auf welche der Verfasser Seite 129 den Umdichter von Erzählungen aufmerksam macht, bestehen wirklich, und gehen aus der Wesenheit der genannten Dichtungsarten hervor; aber sie können mit Kunst und Umsicht beseitigt werden. Nur in Rücksicht des eigentlichen Epos treten wir der Meinung des Verfassers, Seite 125, unbedingt bey. Hier ist jede Verwandlung in ein dramatisches Gedicht fast unmöglich. Aber das Epos ist auch von der Erzählung so charakteristisch verschieden, daß jener Schluß, welchen der Verfasser zu machen scheint, kaum Statt finden kann.

In den Bemerkungen über den Zinngießer, eine Vaudeville-Oper nach Holberg, räth der Verfasser an, jenen lustigen Veteran, mehr als es geschehen ist, bey uns einzubürgern, und glaubt, daß viele seiner Meisterwerke, wovon er vorzugsweise einige nennt, mit wenigen Aenderungen und Abkürzungen aufgeführt werden könnten, wozu die neuere Uebersetzung von Oehlenschläger Hülfe geben würde. Mit allem Rechte tadelt er jene Verzärtelung, die sich der Ausführung dieses Wunsches am meisten widersetzen dürfte, welche, indem sie das Empörendste zu ertragen im Stande ist, ja sogar besonderen Gefallen daran findet, vor jedem derben Spaß erschrickt, und in jeder echten Posse und Schalkheit die Tugend gefährdet glaubt. — Leute dieser Art gehen Hand in Hand mit jenen, deren wir bey Gelegenheit der Aeußerungen über Cervantes Portrait gedacht haben; nur ist bey ihnen mehr noch die moralische Bildung als die geistige übel bestellt. Sehr erfreulich wär' es gewesen, wenn der Verfasser die Gelegenheit, welche sich hier gleichsam selbst ihm bot, benützt hätte, sich über den Umfang des Reiches der Komik, über die Freyheiten und die Schranken des komischen Künstlers wenigstens in belehrenden Andeutungen auszusprechen.

Der Aufsatz über den Leuchtthurm, Trauerspiel in zwey Akten von Ernst von Houwald, unterscheidet sich von den übrigen Aufsätzen des Bandes in zweyfacher Hinsicht: durch die dialogisirte Weise, in der er geschrieben ist, und durch den Ton, der in ihm herrscht. — Erstere ist geeignet, das, um was es dem Verfasser zu thun ist, anschaulich zu machen, und verleiht zugleich dem Ganzen eine gefällige Abwechslung; gegen den letztern aber läßt sich vom unbefangenen Beobachter manches bemerken. Die Kritik hat nicht allein das Werk, sondern auch den Künstler, der es erzeugte, in's Auge zu nehmen, und darf dieselben Fehler, welche zwey verschiedene Verfasser begehen, zwar immer tadelnd bemerken, aber nicht auf die gleiche Weise. Macht

uns doch schon Lessing darauf aufmerksam, der in seiner Tonleiter der Kritik immer auf das künstlerische Verhältniß des Erzeugers Rücksicht nimmt. Werden Meister und Schüler in einem und demselben Tone ganz auf die gleiche Weise über ihre litterarischen Vergehungen zu Rede gestellt, so ist dieß für die Kunst bey weitem nachtheiliger, als jene, alles mit einem gleichen Lobe überströmende Flachheit, welche höchstens Mangel an Einsicht und Strenge beym Kritiker verräth. Da man sich lächelnd von ihr abwendet, bringt sie der Kunst keinen eigentlichen Schaden, indeß dort die ganze Partey der Gegner eines verdienstvollen Mannes die bitteren Worte des Recensenten als Urtheilssprüche im Munde führt, und sie so angelegentlich als möglich weiter zu verbreiten strebt. Da nun bey den Feinden eines geistreichen Schriftstellers in der Regel Unwissenheit und böser Wille zu finden sind, so feyert, so oft jener eine Niederlage erleidet, die Gemeinheit immer einen Triumph. Der Kritiker also, besonders wenn das Gewichtige seines Wortes so erkannt wird, wie es mit den Worten des Verfassers der Fall ist, muß unserer Meinung nach mehr noch im Tadeln als im Loben auf seiner Hut seyn. Die Menge ist nirgends bereitwilliger als hier, den Aussprüchen des Kritikers Glauben zu schenken, und versucht sogleich den Tadel, der ein Werk des Künstlers treffen soll, auf alle seine Werke, und überhaupt auf sein ganzes künstlerisches Seyn zu übertragen. Man könnte allenfalls dagegen einwenden, daß der Meister sich von Fehlern, wenigstens von auffallenden, so viel möglich frey halten soll, und daß eben in dem Vorhandenseyn der Vorzüge und dem Mangel der Fehler der Unterschied zwischen Meister und Schüler bestehe. Dabey aber würde man ein Doppeltes vergessen; erstens, daß unsere Behauptung keineswegs begehrt, die Fehler eines Meisters sollten seiner Vorzüge wegen nie gerügt werden, sondern nur, daß es nicht so scharf, nicht so bitter, und vernichtend zu geschehen habe, wie beym Stümper, daß hier entscheidender als der Tadel, das Wort sey, in dem er ausgedrückt wird; zweytens, daß man bey der Rüge, welche den Fehler trifft, nicht nur auf sein Vorhandenseyn überhaupt, sondern auch auf die Quelle Rücksicht nehmen muß, aus welcher er entspringt. Die Verschiedenheit dieser, macht auch eine verschiedene Weise den Tadel auszusprechen nothwendig. Der Schüler pflegt in der Regel dort aus Unwissenheit zu fehlen, wo der Meister aus Nachläßigkeit irrt; was dort aus Mangel an Kraft entsteht, kann hier aus Ueberfluß an Kraft entspringen. Diese Rücksichten aber hat der Verfasser der Bemerkungen über Houwalds Leuchtthurm außer Acht gelassen. Das Stück gibt unstreitig so viele Blößen, daß es selbst von den gläubigsten

Freunden des Dichters nicht in Schutz genommen werden kann; aber warum hat es dem Verfasser gefallen, sie so grell zu beleuchten, wie er es gethan hat; warum hat er nicht allein die Waffen des Ernstes und der strengen kritischen Zurechtweisung, sondern auch die des Spottes und der Verhöhnung gegen einen Mann gebraucht, der in dramatischer Hinsicht, mancher Schwächen (die sich jedem Auge zeigen) ungeachtet, nicht unbedeutend, der in lyrischer, ja selbst in epischer (die Ansicht, welche wir über die poetische Natur Houwalds im vorhergehenden Bande der Jahrbücher zu entwickeln versucht haben, dürfte diese Meinung rechtfertigen) sehr bedeutend erscheint; warum hat er das Lob über seine andern Erzeugnisse so karg und so beschränkt ausgesprochen, wie es Seite 171 geschah? — Der so laute Tadel scheint auch hier um so weniger nothwendig, da man über das Mißlungenseyn des Leuchtthurms fast nur einer Meinung ist, wenigstens was jene Beurtheiler betrifft, denen man ein Urtheil zutraut. Der Beyfall aber, welchen das Stück hin und wieder in der Darstellung erfahren hat, war nicht so allgemein und so bedeutend, daß er Jene, welche Besseres zu leisten im Stande sind, hätte verleiten können, einen ähnlichen Weg zu betreten. Auch, möchten wir beyfügen, ist der Leuchtthurm, seiner bedeutenden Mängel ungeachtet, doch poetischem Grund und Boden entwachsen. Einige Vorzüge lassen sich nicht verkennen, unter diese rechnen wir besonders die Diktion, welche zwar, wie der Verfasser Seite 166 bemerkt, zu bilderreich, aber doch dabey nicht schwülstig ist. Sie ist an wahrhaft poetischen Stellen reich. Selbst die Stelle, welche der Verfasser Seite 168 anführt, läßt sich gut in Schutz nehmen. Warum sollte Dorothea bey jener Bildung, die bey ihr vorauszusetzen ist, sich nicht eines Gleichnisses bedienen dürfen, dem man nicht absprechen kann, daß es poetisch ist?

Mit vollem Rechte eifert der Verfasser im Aufsatze über die Waise von Genf, aus dem Französischen von Castelli, wiederholt (früher geschah es schon Seite 85) gegen jene grausamen und blutigen Melodramen nach dem Französischen, und macht auf den Uebelstand aufmerksam, daß auf derselben Bühne Göthe und Schiller neben diesen Fratzen figuriren sollen. Es ist gewiß, daß diese Dinge geradezu von der Bühne zu verweisen sind, da sie in sittlicher Hinsicht demoralisiren, und uns in künstlerischer nicht den mindesten Genuß gewähren. Kaum kann man begreifen, wie Herr Castelli bey seinem entschiedenen Talente, wovon er uns so viele und so erfreuliche Proben gegeben hat, ein Dichter, von dem wir gegenwärtig ein Werk erwarten (Oesterreichische Volkslieder), welches, wenn uns nach dem, was uns bereits davon bekannt geworden, ein Urtheil

vergönnt wird, die Theilnahme des Lesepublikums in einem hohen Grade erregen und befriedigen wird, ein [illegible]ter Kopf, wie der Verfasser ihn nennt, sich einem Geschäfte unterziehen konnte, was er unmöglich vor sich selbst vertreten kann. Was übrigens die bekannte Parodie der Schicksals-Strumpf betrifft, welche dem Verfasser so wohl gefällt, gehört solche allerdings Herrn Castelli zu, aber nur zur Hälfte. Er schrieb sie in Wien gemeinschaftlich mit dem Dr. Alois Jeitteles, dem Uebersetzer vom Fegefeuer des heiligen Patrik von Calderon.

Die Bemerkungen über Goethe's Clavigo betreffen mehr das Spiel der Schauspieler bey Gelegenheit der Darstellung jenes Trauerspieles auf der Dresdner Bühne, als das Stück selbst. Der Aufsatz über Marie und Marliese, oder: mehr Glück als Verstand, Lustspiel in vier Aufzügen, nach dem Original der Engländerin Miß Lee, enthält scharfsinnige Andeutungen über den Gebrauch des Jargons auf der Bühne, und einen Vergleich desselben bey verschiedenen Nationen.

Große Berücksichtigung verdient die Aeußerung des Verfassers über das Verhältniß der Dekoration, der Kleidung, der Musik, des Tanzes, und überhaupt der äußeren Verzierungen zum Stücke selbst. Schon in der Vorrede finden wir die Meinung ausgesprochen, daß alle diese Dinge nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn sie höheren Absichten dienen. Er wiederholt hier diese Meinung, und zeigt den nachtheiligen Einfluß, welchen das Uebertreiben des Zierats auf die Kunst ausüben müsse. Wir werden bey einem späteren Anlasse diesen Gegenstand umständlicher besprechen, indem wir hier nur gelegentlich bemerken, daß der Verfasser selbst all diese Dinge, wenn sie recht behandelt werden, für nicht unbedeutende Unterstützungs-Mittel der Kunst hält, und uns darauf aufmerksam macht, daß man gleich beym Entstehen der Schauspielkunst versuchte, durch sinnliche Mittel ihre Wirkungen zu erhöhen, und Aeschylus und Sophokles (Aristoteles nennt eigentlich in dieser Beziehung Sophokles allein) deshalb bey den Alten gepriesen hat, daß sie das Theater geschmückt und durch Zier vollkommener gemacht haben.

In Rücksicht des Aufsatzes über Fürst und Bürger, von Houwald, beziehen wir uns im Allgemeinen auf das, was wir in Bezug auf den Ton, dessen sich der Verfasser gegen jenen Dichter bedient, bey Gelegenheit der Erinnerungen über den Leuchtthurm bemerkten. Der Vorschlag, Seite 204, wie aus jenem Drama mit Beybehaltung derselben Grund-Idee ein Volkslustspiel hätte gemacht werden können, ist scharfsinnig und brauchbar; aber wie viele Dramen, selbst solche, welche wir unter die besseren rechnen, könnten nicht auf dem Wege der

Parodie als wirksame Lustspiele behandelt und dargestellt werden, besonders wenn selbst im Organismus des Ganzen so viel verändert wurde, wie es der Verfasser bey Gelegenheit des obgedachten Drama gethan hat. Nach einigen wenigen allgemeinen Bemerkungen, welche den Unwerth des Houwaldischen Drama darthun sollen, geht der Verfasser, indem er das vom Dichter gewählte Versmaß, in welchem das Stück geschrieben ist, als Anlaß benützt, zu Aeußerungen über die verschiedenen Versarten, welche die dramatische Dichtungsart zuläßt, über, und zeigt ihren Einfluß auf das Wesentliche des Stücks. Diese wahrhaft genialen, mit der tiefsten Kenntniß der inneren und äußeren Erfordernisse dramatischer Kunstwerke geschriebenen Andeutungen nehmen den größten Theil des Aufsatzes ein, und zwar dergestalt, daß der Verfasser nach diesen heilsamen Abschweifungen nicht wieder zur eigentlichen Hauptaufgabe, der Kritik über Houwalds Stück, zurück kehrt. Er macht uns dabey darauf aufmerksam, wie bey jedem echten Dichter die Form, in welcher er sich ausspricht, eins und dasselbe mit seinem Geiste und Wesen sey, und setzt die Art und Weise des Einflusses der Form belehrend, und durch einen Ueberblick, wie sie von den verschiedenen Nationen behandelt worden, erläuternd und beweisend aus einander. Ob aber, was die Uebersetzung eines Stückes betrifft, wie der Verfasser Seite 215 es anempfiehlt, die genaue Nachahmung der Form des Originals jedesmal uns den vollkommensten Genuß des Werkes zu verleihen im Stande seyn dürfte, ist zu bezweifeln, gerade dann am meisten, wenn man die Erinnerungen des Verfassers in Erwägung zieht. Der Fall, daß dieselbe Form, welche in einer Sprache durch ein natürliches Verhältniß der Sylben und Töne sich dem Inhalte anschmiegend, gleichsam von selbst und mit ihm zugleich sich erzeugt hat, welche durch Kraft oder Wohllaut die Eindrücke des Erhabenen oder des Schönen zu unterstützen und zu erhöhen vermag, in einer andern Sprache durch das Widerliche des Zwanges gerade jenen Eindrücken entgegen arbeitet, ist nicht selten. Da der Dichter nun über das Mechanische der Sprache in welcher er schreibt nicht hinaus kann, und die quälenden Bemühungen, welche leicht sichtlich werden, störend erscheinen, so wird es nothwendig, wenigstens räthlich, daß der Dichter dem Wesentlichen das Zufällige zum Opfer bringe. Diese genaue und richtige Kenntniß, welcher Ausdruck und welches Versmaß in der Sprache, deren der Uebersetzer sich bedient, am innigsten sich dem Ausdrucke und dem Versmaße des Originals dergestalt nähere, daß dadurch die genaueste, dem Original ähnliche Verschmelzung des Inhaltes mit der Form herbey geführt werde, halten wir

für die höchste und schwierigste Aufgabe des Uebersetzers eines poetischen Werkes, welches auf Klassicität Anspruch macht. Mit der Nachahmung des Versmaßes vom Original ist diese Aufgabe zwar meistens, aber nicht immer erreicht. Freylich gehört, um hier den rechten Weg zu finden, der Geist eines Schlegel, Tieck oder West dazu. Auch glauben wir bemerken zu müssen, daß die Aeußerung des Verfassers Seite 219, »die »französischen Tragiker handelten ihrem Vortheile entgegen, als »sie die männliche Cäsur des Alexandriners in die Mitte des »Verses stellten, und dadurch jene Einförmigkeit und den Takt»schlag einführten, die zu umgehen und zu verbergen dem »Schauspieler Mühe genug kosten,« eine gefährliche Mißdeutung zulasse. Man könnte nämlich bey der Unbestimmtheit jener Ausdrücke leicht glauben, der Verfasser billige die zur Mode gewordene Weise, nach welcher die Schauspieler sich alle Mühe geben, den Vers und Reim des Dichters für unser Ohr in Prosa aufzulösen. Nun ist es einleuchtend, daß dieß Verfahren die Bestrebungen des Dichters, uns mit dem schönen Geiste auch den schönen Körper zu zeigen, der jenen festhält, gänzlich vernichte. Der Dichter begehrt mit allem Recht, daß der Schauspieler auch auf die äußeren Schönheiten seines Werkes, auf die Genauigkeit seines Versbaues, auf den Wohlklang und die Richtigkeit des Reimes im Vortrage aufmerksam mache. Aus diesem Vortrage muß genau und bestimmt die Versart zu erkennen und zu unterscheiden seyn, in welcher der Dichter schrieb. Die Schauspieler, welche die Verse der Dichter für den Sinn des Gehörs in Prosa zu verwandeln gewohnt sind, suchen ihr verkehrtes Thun damit zu rechtfertigen, daß sie damit die Sprache natürlicher zu machen glauben, da man im gewöhnlichen Leben denn doch nicht in Versen rede. Sie übersehen dabey, daß bey Werken bedeutender Meister (und nur von solchen kann hier die Rede seyn) der Gebrauch des ungewöhnlichen Ausdrucks durch das Ungewöhnliche des Inhalts bedingt wurde, im innigsten Einklange damit stehe, nothwendig erscheine, und daher eben so gut beym mündlichen Vortrage vom Ohr, wie beym Lesen des Werkes vom Auge wahrgenommen werden müsse. Wer aber die Nothwendigkeit dieses Zusammenhangs nicht begreift, wer sich die Täuschungen der Kunst als Bedingungen der höchsten Genüsse, deren wir theilhaft werden können, nicht gefallen lassen will, wer die Erzeugnisse der Kunst mit dem Maßstabe der Alltäglichkeit prüft, an dessen Urtheil kann dem Künstler nicht viel gelegen seyn. — Daß übrigens mit den eben gestellten Anforderungen nicht ein, dem Ohre widriges, scharfes Betonen der Endreime, der Kürze und Länge der Silben, der Cäsur und dergleichen, vom Schauspieler begehrt wer-

de, versteht sich von selbst. Jeder Schauspieler wird hier um so weniger irren, wenn er den nächstfolgenden Aufsatz des Verfassers, die Drillinge von Bonin, nach dem Französischen (Seite 230), durchstudirt, in welchem er über die oft in Zweifel gezogene Freyheit seiner Kunst in's Klare gesetzt werden wird. Besonders ist die dort gemachte Unterscheidung des Mimen von dem Schauspieler (Seite 233) folgenreich.

Der letzte Aufsatz des Bandes über Romeo und Julie, von Shakspeare, nach Schlegels Uebersetzung, erscheint in der Form eines Briefes an Fr. v. Raumer in Berlin. Er enthält wichtige Aufschlüsse über den künstlerischen Zusammenhang der Theile jenes Meisterwerks des unsterblichen Britten, ganz so ausgesprochen, wie wir es von dem Verfasser, den wir bereits als einen genauen Kenner Shakspeares ehren, erwarten durften; er zeigt uns den Einfluß, welchen die Darstellung eines Werkes von Shakspeare auf Theater und Publikum habe. Für den Gebildeten, meint der Verfasser, wird es eine Angelegenheit von Bedeutung, und der Künstler empfängt auf lange wieder Adel und Weihe. — Hauptsächlich sind die Andeutungen über den Charakter der handelnden Personen von Bedeutung. Freylich hat der Scharfsinn des Verfassers manche Verbindungen und Beziehungen im Werke aufgefunden, an welche der Dichter selbst schwerlich gedacht hat, und er steht zu ihm ungefähr in dem Verhältnisse, wie Lichtenberg zu Hogarth. Wir behalten es uns vor, diesen Gegenstand bey Gelegenheit umständlich zu besprechen. Nur in Einigem die Darstellung betreffenden, können wir die Meinung des Verfassers nicht theilen, der Anforderungeu stellt, welche theils schwer zu befriedigen sind, theils nicht einmal befriedigt werden sollen. Sichtlich hat ihn jene Ansicht, auf welche wir schon bey der Anzeige der Vorrede aufmerksam gemacht haben, daß in neuerer Zeit die Heiligkeit der Kunst durch ein zu allgemein gewordenes Gefallen am Sinnenreiz gefährdet worden sey, dazu verleitet.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß, wie der Verfasser Seite 238 bemerkt, die höhere Ausbildung und größere Kunst unserer Dekorationen, welche keine Verzierungen, sondern selbstständige Kunstwerke seyn wollen, der dramatischen Kunst geschadet habe; aber es geschah nur in so fern, als das Letztere, nämlich wenn die Dekoration als etwas Selbstständiges erscheinen wollte, der Fall war, welches sich keineswegs zu dem frühern Theile des Satzes, daß die höhere Ausbildung derselben das Uebel ärger machte, als eine Folge verhält. Es kann sogar die größtmöglichste Vollendung der Dekoration durch das dramatische Gedicht nothwendig gemacht werden, in so fern nämlich, als

sie ein Unterstützungsmittel der nöthigen Täuschung ist. Nun ist es keinem Zweifel unterworfen, daß das Dekorationswesen, besonders was die Dekorations-Malerey betrifft, in neuerer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht habe, wenigstens nach dem, was uns aus früherer Zeit davon bekannt geworden ist. Mit dem Fortschreiten der einen Kunst konnte dem Gedeihen der andern nicht geschadet werden, wenn die erstere in ihren Schranken blieb. Der Schade geschah nicht durch den Gebrauch jener Fortschritte, sondern durch den Mißbrauch, welcher mit ihnen getrieben wurde. Der Verfasser spricht zwar Seite 239 von einem Medium, eine Bühne zu errichten, die sich architektonisch der ältern der Engländer nähere, ohne daß wir Malerey und Dekoration ganz verbannten; es gefällt ihm aber nicht, uns dasselbe anzugeben. Wie richtig auch die Bemerkung des Verfassers sey, daß man nun, bey der Aufführung Shakspearischer Werke selten darauf Rücksicht nimmt, daß der Dichter bey den meisten derselben auf seine Bühne rechnete, da sie fast immer, und mit Recht, eine mitspielende Person bey ihm ist, scheint es doch zugleich keinem Zweifel zu unterliegen, daß jener Uebelstand durch zweckmäßige Veränderungen leicht beseitigt werden kann. Der Erfolg der Darstellungen von Lear, von Othello, von Hamlet u. s. w., welche der neueren Zeit angehören, scheint unsre Meinung zu rechtfertigen. Shakspeare würde gewiß nun jene Vortheile nicht zurückweisen, welche ihm die vorgerückte Kunst der Bühnen-Verzierung in die Hände gäbe. Daß der gemalte Baum, Haus und Thurm, welche man auf der Bühne wirklich erscheinen sieht, mehr geeignet sind, jene Täuschung, welche der Dichter begehrt, zu erhalten, als jenes ältere Gerüst, welches Shakspeare und seine Zeitgenossen besaßen, dürfte einleuchtend seyn, ja wir glauben beyfügen zu können, daß eine Vernachläßigung der Bühnen-Verzierung der Kunst eben so schädlich sey, wie es eine Uebertreibung derselben ihr ist. Das Bestreben, die Täuschungen, welche der Zuschauer begehrt, ohne äußeren Anlaß selbst herbeyzuführen und zu ergänzen, zieht ihn vielleicht noch mehr von jener Aufmerksamkeit ab, welche die Hauptsache in Anspruch nimmt, als jene Erscheinungen, welche zwar die Sinne vergnügen, aber auf eine Weise, welche die höhere Geistesthätigkeit nicht zurückhält. Das Beyspiel, nach welchem eine Bühnen-Verzierung so sinnenbetäubend gewirkt hätte, daß Verstand und Empfindung dabey nicht hätten an ihr Geschäft gehen können, ist unerhört, wenigstens bey Meisterwerken; bey andern finden Geist und Gemüth ohnedieß wenig Ausbeute, und eine erlaubte sinnliche Befriedigung durch Deko-

rationen, Tanz und dergleichen ist die einzige, welche man hier erwarten und finden kann.

Es scheint aber, als ob der Verfasser diesen sinnlichen Reiz von der Kunst ganz ausgeschlossen wissen wolle, welches doch nur unter gewissen Bedingungen beym Erhabenen, weniger aber beym Schönen der Fall seyn kann. Wenn dort zuletzt die Vernunft über die Unlust des Sinnes Vergnügen empfindet, kann hier das sinnliche Vermögen eben so gut, wie der Verstand Befriedigung begehren. Obschon der Reiz dabey nicht nothwendig ist, ist er doch auch nicht unbedingt ausgeschlossen, bey Werken von anhängender Schönheit schon gar nicht. Ist doch sogar die Verbindung des Angenehmen mit dem Schönen nicht nur zuläßig, sondern gut dazu geeignet, das Wohlgefallen daran zu erhöhen.

Warum nennt es nun der Verfasser Seite 247 eine eigensinnige und ungereimte Forderung der Zuschauer, daß eine Schauspielerin, welche junge Rollen spielt, auch selbst jung seyn solle. Sind viele Rollen, und unter diesen ganz besonders Shakspeare's Julie, da die Liebe Romeo's zu ihr viel sinnliche Zuthat enthält, nicht gerade durch die Persönlichkeit der Darstellerin bedingt? – erregt der Anblick einer schönen Gestalt blos sinnliches Wohlgefallen? Muß nicht der Widerstreit zwischen dem was wir hören und dem was wir sehen, da er die Möglichkeit der Täuschung auf dem ersten Wege aufhebt, dem Eindrucke, welchen das Ganze hervorbringen soll, nachtheilig seyn?

Der Verfasser glaubt, »der Dichter begehre nicht, daß der »Zuschauer eben so wie Romeo in Julie verliebt werden soll, »er soll nur die Kunst sehen und fühlen, das Gedicht empfinden »und verstehen, nicht aber verlangen, daß die zufällige Persön»lichkeit des weiblichen Wesens seiner eigenen Persönlichkeit zu»sage, daß er selbst gereizt werde, und er statt des Zaubers der »Poesie in einen Taumel gerathe, der eben nicht poetisch zu »nennen ist.« Der Zuschauer aber, möchten wir entgegen bemerken, wenn er da ein vorgerücktes Alter sieht, wo von Jugend gesprochen wird; wenn er dort Häßlichkeit wahrnimmt, wo Romeo von der Gewalt der Schönheit entzückt und durchdrungen zu seyn vorgibt, kann sich nicht die Möglichkeit der Liebe Romeo's zu einer solchen Julie erklären, und damit erkaltet auch seine Theilnahme, sein Empfinden hält hier gleichen Schritt mit seinen sinnlichen Wahrnehmungen. Ganz anders ist es beym Lesen des Gedichts; aber auch hier ruft sich die Fantasie des Lesers gewiß keine alte oder häßliche Julie in's Leben.

Daß man unter gewissen Bedingungen sich die Darstellungen junger Rollen durch ältere Schauspielerinnen gefallen lassen

kann, muß zugegeben werden; aber auch nur unter gewissen. Nicht allein die Engländer und Franzosen sahen ihre Dumesnil und Clairon, die Oldfield, Cibber und viele andere im hohen Alter mit Freuden in denselben Rollen, die sie bewundert hatten, als jene Frauen noch im Reize der Jugend prangten; auch die Deutschen thaten und thun dasselbe. Allein dieß geschah nur hier und dort aus besonderen Rücksichten für die Persönlichkeit der Schauspielerinnen und ihre sonstigen Leistungen; auch vermag die Einbildungskraft sich bald und leicht beym Anblicke der Frau, welche durch Kunstmittel das Alter zu verbergen weiß, die Blüthezeit der Künstlerinn vorzuzaubern, und über Manches, was der Sinn in der Gegenwart vermißt, ihn durch die Erinnerung zu entschädigen.

Freylich wenn der Fall einträte, daß der Zuschauer nur zwischen einer jungen und talentlosen, oder einer im Alter weit vorgerückten und dabey genialen Künstlerin die Wahl hätte, müßte der erste Augenblick für die Letztere entscheiden. Dieser Fall aber ergibt sich nicht zu häufig, und es kann nicht zugegeben werden, daß die Kunst des Schauspielers, wie der Verfasser Seite 248 meint, dem Menschen nicht angeboren werde, sondern nur durch Studium und Uebung zu erringen sey. So lange wir sie überhaupt eine Kunst und nicht blos eine Fertigkeit nennen, ist auch bey ihr die natürliche Anlage die Hauptsache. Aber auch selbst in Hinsicht jener Ausbildung, welche das Studium verleiht, muß die Möglichkeit eines schnelleren Fortschreitens bey manchen Individuen zugegeben werden. Schon die Erfahrung spricht für die Wahrheit unserer Behauptung; Deutschland allein zählt zwey Schauspielerinnen, welche als Julien mit Jugendreiz und körperlicher Schönheit Anlage und Studium vereinen, Madame Stich und Dem. Müller. Auch ist wohl zu befürchten, daß mit der Jugend der Schauspielerin zugleich die der Blüthezeit eigenthümliche Glut der Begeisterung und jene Lebendigkeit in der Darstellung verloren gehn, deren Hauch uns auf eine unsichtbare aber mächtige Weise belebt und durchdringt, und welche das höchste Studium und die genaueste Befolgung der künstlerischen Regeln, die zunächst doch immer nur den Verstand beschäftigen, und die Empfindung kalt lassen, schwer zu ersetzen vermögen.

* * *

Der zweyte Band, welcher, ohne den ersten an Interesse zu überbieten, ihm doch daran nicht nachsteht, verfolgt im Allgemeinen eine gleiche, im Schlußworte (Seite 341) ausgesprochene Tendenz: »ältere Freunde des Theaters an eine bessere vergangene »Zeit zu erinnern, und jüngere Dichter, wie Schauspieler, auf

»das Richtige und Bessere aufmerksam zu machen, damit dieses »und jenes wahre Talent sich besinnen, und, die Manier des Ta»ges verlassend, sich dem Echten und Großen der Natur und »wahren Kunst wieder zuwende.«

Eine prüfende Uebersicht des Inhaltes soll uns in den Stand setzen, beurtheilen zu können, in wie fern der Verfasser auch hier sein Ziel erreichte, ob und warum er zuweilen demselben sich nur genähert hat.

Der Band enthält folgende Aufsätze: Der Bräutigam aus Mexico, von Clauren. — Der Empfehlungsbrief, von Töpfer. — Der Wollmarkt, von Clauren. — Lear, von Shakspeare. — Bemerkungen über einige Charaktere im Hamlet. — Allgemeine Bemerkungen, Erinnerungen, Fragmente aus Briefen und Aufsätzen. — Ueber Hamlets Monolog, ein Nachtrag zum Nachtrage. — Ueber das Englische Theater, zum Theil aus Briefen vom Jahre 1817. — Heinrich der Achte. Erster Theil, Hotspur. J. Kemble. — Heinrich der Achte. J. Kemble, Kardinal Wolsey. — Hamlet. John Kemble, Hamlet. — Macbeth in Drurylane. Kean. Macbeth. — Richard der Dritte. Kean, Richard. — Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutsche Theater, auf einer Reise in den Monaten May und Junius des Jahres 1825. — Schlußwort.

Was den ersten Aufsatz über Claurens Bräutigam aus Mexiko betrifft, so möchte der Verfasser wohl auch hier jener zu großen Strenge beschuldigt werden dürfen, welche hin und wieder schon im ersten Bande zu bemerken war Ohne einen Platz in der ersten Reihe deutscher Lustspiele einzunehmen, vergnügt jenes, vom Dichter auf die Darstellung berechnete Stück, durch eine Lustigkeit, welche das moralische Gefühl nicht beleidigt, und dabey die Langeweile verbannt. Die Charaktere sind zwar flach angelegt, aber nicht ohne Humor ausgeführt, dem Ganzen fehlt die eigentliche Tiefe, aber es liegt viel Ergötzliches auf der Oberfläche. Dann muß bey einem Lustspiele doch auch die theatralische Wirksamkeit in Anschlag gebracht werden, darauf hat aber der Verfasser gar keine Rücksicht genommen. Der Bräutigam von Mexiko hat fast auf allen Bühnen Deutschlands ein entschiedenes Glück gemacht, und nicht bloß bey der eigentlichen Menge, sondern bey Allen, welche das flüchtige Wohlgefallen, das eine lebendige Darstellung munterer Ereignisse zu geben vermag, nicht als etwas Unwürdiges ansehen und bekämpfen. Für ein Meisterstück hat es Niemand gehalten.

Der Verfasser bedauert Seite 12 die Schauspieler, welche zu Zeiten Moral, Kritik und Philosophie sprechen wollen, daß sie dann doch wieder dergleichen Empfindungen, wie im gegenwärtigen Lustspiele sprechen, handeln und ausführen müssen. — Wir möchten dagegen bemerken, daß die meisten Schauspieler jene Rollen herzlich gern und aus freyer Wahl übernehmen. Was namentlich die Rolle Suschens betrifft, finden wir vielleicht keine einzige Schauspielerin in ganz Deutschland, wenn sie die körperlichen Erfordernisse zu jener Rolle besitzt, welche sie nicht schon als Gast-Rolle (welche man in der Regel selbst zu wählen pflegt) gespielt hat, oder doch sehr damit zufrieden ist, wenn man sie ihr zutheilt. Unter jenen Schauspielerinnen finden sich aber Manche, bey denen weder Anlage noch künstlerische Ausbildung in Zweifel gezogen werden können.

Noch weniger ist es zu billigen, daß der Verfasser S. 5 das ganze künstlerische Wirken Claurens, welchen er spottweise einen Mann des Volks nennt, als ein nichtiges und gänzlich unbedeutendes darzustellen versucht. Es ist hier weder die Art, noch die Veranlassung gegeben, den Weg, welchen Clauren betreten hat, und die Tendenz, welche er verfolgt, im Allgemeinen zu rechtfertigen oder zu entschuldigen. Ein Schriftsteller, zumal wenn ihm die Macht eines eindringlichen Vortrags geworden ist, soll nicht, um sich Eingang zu verschaffen, den Schwächen der Zeit schmeicheln, nicht mit der Erregung eines augenblicklichen Wohlgefallens zufrieden seyn, nicht über dem Beyfall der Menge auf die Billigung der kleineren Zahl der eigentlichen Kenner keine Rücksicht nehmen, sondern von der Würde der Kunst überzeugt und von ihrem Adel durchdrungen, seinen Werken auch eine ernstere Bedeutung und einen bleibenden Werth zu geben versuchen. Dem ungeachtet aber glauben wir bemerken zu müssen, daß mit allen dem Clauren keineswegs die Behandlung verdient, welche der Verfasser ihn erfahren läßt. Schon der Besitz einer allgemeinen Gunst macht uns auf das Vorhandenseyn von entschiedenen Vorzügen aufmerksam, da selbst die Menge ihre Gunst nie ganz ohne allen Grund zu verschenken pflegt. Auch nur ein flüchtiger Ueberblick findet bey dem genannten Schriftsteller eine glückliche Auffassungs-, eine lebendige Darstellungsgabe, eine genaue Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse, einen feinen und leichten Erzählungston. Von all diesen Eigenschaften hat er nun freylich nicht immer den richtigen Gebrauch gemacht, und manchmal vielleicht weniger die Kunst als die allgemeine Theilnahme im Auge gehabt; aber diese allgemeine Theilnahme hat er erreicht, und ob es gleich darauf nicht als auf die Hauptsache ankommt, muß man doch

gestehen daß sie in einem hohen Grade eben nicht leicht zu erreichen sey. Unter hunderten erwirbt sie kaum Einer. Etwas zu Verwerfendes ist sie auch nicht, denn selbst der verdienstlichste Schriftsteller wird sie schwerlich zurückweisen, wenn sie ihm entgegen kommt. Jeder möchte zuletzt gern so vielen gefallen als möglich, und die Zufriedenheit einzelner Kenner verleiht nur einen schwachen Trost für den Tadel oder die Gleichgültigkeit der Mehrzahl.

Wenn wir demnach einen Mann antreffen, der in dem Besitze einer ziemlich allgemeinen Gunst ist, so dürfte, unserer Meinung nach, es besser seyn und förderlicher der Kunst, seine Vorzüge über den Mängeln nicht zu verkennen, sondern auch jene wahr und getreu darzustellen. Nur dann wird sein Anhang an die Fehler glauben, welche der parteyloſe Kritiker an ihm bemerkbar macht. Ein gänzliches Verwerfen erregt allgemeine Erbitterung, weil Jeder seinen Glauben an den Künstler angefochten sieht, und gereizt wird, seine Meinung zu vertreten, um die Lauterkeit seines Geschmacks zu behaupten. Nichts ist verderblicher, als bey zu sehr gepriesenen Schriftstellern in das, dem unbedingten Lobe entgegengesetzte Extrem, den unbedingten Tadel zu verfallen, und so die in der Mitte liegende Wahrheit zu umgehen. Der Schriftsteller wird damit nicht gebessert, und die allenfalls der Kunst nachtheilige Stimmung des Publikums eher befestigt als zum Wanken gebracht.

Das Glück der Schriftsteller, welche so zu sagen zur Mode geworden sind, ist ohnedieß von kurzer Dauer. Die launenhafte Göttin vernichtet ohne besondere Veranlassung, was sie ohne besondere Veranlassung erzeugte, und die Väter müssen ihre zu sehr bewunderten Kinder zu frühzeitig sterben sehen. Nur wenig Künstlern ist es vergönnt, den blendenden Glanz einer schnellen und allgemeinen Anerkennung mit einer nicht grundlosen Hoffnung auf einen unverwelklichen Nachruhm zu verbinden. Warum sollen wir nun sogar die wirklichen guten Eigenschaften jener Schriftsteller verkennen, und ihnen das zum Fehler anrechnen, was die Menge nicht ohne Grund für einen Vorzug erkennt; — daß sie gefallen. — Wenn wir Clauren, wie es nun anfängt Mode zu werden, unbedingt verwerfen wollen, was sollen wir mit der Unzahl jener Schriftsteller anfangen, welche zufrieden seyn dürften, wenn sie nur einen Theil irgend eines seiner Vorzüge hätten, und welche doch allenthalben der gläubigen Lesewelt angepriesen werden?

Im Aufsatze über den Empfehlungsbrief, Lustspiel in 4 Akten, von Töpfer, geht der Verfasser noch strenger, aber auch erweisender zu Werke. Seite 20 meint er, daß, wie viel auch in neuerer Zeit für unsere vaterländische Literatur gethan worden ist, das Lustspiel immer die schwache Seite der-

selben gewesen sey, da ungünstige Verhältnisse aller Art die Ausbildung desselben gehindert haben. Er bedauert in dieser Rücksicht, daß Contessa sich nicht ganz mit Begeisterung und fleißigem Studium der Ausarbeitung wahrer Komödien hingegeben, da er alles hatte, was dazu gehört. Unserer Meinung nach ist es noch mehr zu bedauern daß sich Steigentesch von diesem Wege zurückzog, den er mit so vielem Erfolge betrat. Ihm war Alles geworden, was der Lustspiel-Dichter braucht, und besonders das feinere Lustspiel hätte durch ihn zu einem blühenden Gedeihen im Vaterlande gebracht werden können, indeß nun es in dürftigen Reisern aus Frankreich geholt und von den Uebersetzern, des fleißigsten Begießens ungeachtet, kaum zum Keimen gebracht wird.

Bey Gelegenheit der Bemerkungen über Shakspeare's Lear zeigt der Verfasser die allmähliche Entwicklung der Schauspieler-Kunst in Deutschland, welche seiner Meinung nach in den Jahren 1770 bis 1790 ihren Höhepunkt erreichte, eine Zeit, die der Verfasser die goldene unserer Schauspieler nennt. Vorzüglich finden dabey die Bemühungen Schröders eine gebührende Anerkennung, »welcher damals in seiner entwickelten Kraft »stand, die Darstellung der verschiedensten Rollen, Hamlet, »Othello, Makbeth, Lear, Götz von Berlichingen, »Clavigo unternahm, und jenes Theaterspiel fest stellte, »welches wir das deutsche nennen müssen, die wahre Recitation, »das echte Sprechen im Lustspiel, wie in der Tragödie.«

Diese Jahre von 1773 an nennt der Verfasser die merkwürdigsten unserer Litteratur. Göthe trat damals zuerst als Schriftsteller auf, und es geschah durch die That, was Lessing viel früher schon als seinen herzlichen Wunsch ausgesprochen hatte, daß man den Tragödien der Franzosen den Rücken wendete, und sich mit den großen Erscheinungen der englischen Bühne befreundete. Außer Schröder nennt er zugleich Reinicke, Brockmann, Borchers und Fleck. — Iffland, meint er, »der sich wieder der französischen Art näherte, habe durch »Beyspiel und Lehre jenen großen echten Styl der deutschen Dar»stellungsweise zuerst wieder verdunkelt, und Künsteley, Zufäl»ligkeit, ausgerechneten Scharfsinn nur zu oft an die Stelle der Wahrheit und Natur gesetzt.« Der Verfasser scheint nun einmal durchgehends und in jeder Hinsicht Ifflands Vorzüge zu verkennen. Indeß wird es ihm doch, wie vortrefflich auch die früheren Bemerkungen über das Gedeihen deutscher Schauspielkunst sind, schwer werden, mit einer obschon gewichtigen, doch einzelnen Stimme den allgemeinen Chor der Anerkenner Iffländischer Verdienste zum Schweigen zu bringen. Was

Iffland als Schriftsteller Verdienstliches leistete, kann leicht nachgewiesen werden; seine Verdienste als Schauspieler wird die gesammte Mitwelt, welche davon Zeuge war, der Nachwelt überliefern; das Andenken daran ist noch ungeschwächt. Der letzte Theil des Aufsatzes ist reich an herrlichen Bemerkungen über Lear's Charakter und seine Darstellungsweise auf der Bühne. Kein Schauspieler, der sich in dieser Rolle versucht, sollte ihn ungelesen lassen. Wie fein und tief zugleich ist schon die einzige Bemerkung, Seite 55, über das verschiedene Benehmen Brockmanns und Schröders, bey den Worten des vierten Akts, »ich will Euch predigen.«

Die Bemerkungen über einige Charaktere im Hamlet, und über die Art, wie diese auf der Bühne dargestellt werden könnten, nehmen mit dem Nachtrag über Hamlets Monolog, Seite 58 bis 134, einen großen Theil des Bandes ein. Die Ansichten, welche der Verfasser hier entwickelt, sind zwar fast durchgehends neu, aber, wie wir zu erweisen versuchen werden, nicht durchgehends richtig. Unter den zahlreichen Commentatoren Shakspeare's sind mitunter so geistreiche aufgetreten, daß ihrem geübten Auge das Wahre unmöglich entgehen konnte; dieß haben sie bereits ausgesprochen. Nun läßt sich aber das Wahre wohl mehr oder minder gut, klarer oder verhüllter sagen, aber nicht als solches und im geradezu Entgegengesetzten. Jedes Bestreben, neu und originell seyn zu wollen, muß auch den vortrefflichsten Kopf auf Abwege führen. Das Meiste, was dadurch erreicht werden kann, ist eine geistreiche Art der Vertheidigung einer unhaltbaren Meinung, die höchstens von dem Scharfsinne des Verfassers zeugt. Wenn wir aber die Charakteristiken des Prinzen, des Königs, des Geistes, des Polonius, des Laertes und der Opheli a betrachten, so finden wir, daß vieles von dem, was der Verfasser Neues darüber gesagt hat, den bereits vorhandenen, vortrefflichen, das Wahre erschöpfenden Beurtheilungen sämtlicher Kunstrichter geradezu entgegengesetzt, und daß es dem Verfasser dabey nicht gelungen sey, seine Meinungen mit jenen überzeugenden aus der Beschaffenheit des Shakspearischen Gedichtes hergeholten Beweisen zu unterstützen, welche alle frühern Autoritäten zu entkräften im Stande wären. Was die Schilderung des Königs durch den Verfasser betrifft, so muß anerkannt werden, daß sie in der Hauptsache der Wahrheit näher komme, als die fast aller früheren Commentatoren, und daß jene Bemerkungen besonders für Schauspieler fruchtbringend seyn müssen, indem man gerade den gedachten Charakter in der Darstellung gewöhnlich zu vergreifen pflegt. Der König, aus einer

Heldenfamilie entsprossen, hat allerdings, seiner schlimmen und niedrigen Eigenschaften ungeachtet, große und treffliche dabey, die man nicht übersehen darf. »In einem ist er ganz und durch»aus königlich, seine Repräsentation ist immer eine würdige; er »kann schlecht und heillos, aber niemals gering erscheinen; Ver»rath ist seine Natur, Zweydeutigkeit und Treulosigkeit sein ei»gentliches Wesen; aber alle diese Abscheulichkeiten umkleidet er »mit Adel und Liebenswürdigkeit. Er ist stark und groß, aber »ein schöner Mann; der Geist selbst nennt ihn in der heftigsten »Anklage verführerisch, und Hamlet schildert ihn zwar hin»terrücks als ganz abscheulich und niederträchtig, ist aber in »seiner Gegenwart selbst immer befangen und verlegen, und kann »keines der großen Worte an seinen Gegner gut machen, die »er sich in der Einsamkeit nur allzugern vorsagt.« Alle diese Andeutungen entwickelt der Verfasser Seite 65 bis 72 in allen Verhältnissen des Königs zu den übrigen Personen des Stücks geistreich und überzeugend, und wir lernen daraus, wie weit die gewöhnlichen Darsteller, welche sich alle Mühe geben, immer nur die verabscheuungswürdige Seite jener Rolle herauszukehren, vom Ziele entfernt sind. In dieser falschen Ansicht mag auch der Grund zu finden seyn, warum die meisten Schauspieler sich weigern die Rolle zu übernehmen. Dem ungeachtet aber geht der Verfasser zu weit, wenn er Seite 64 bemerkt, »daß, wenn »der König so dargestellt würde, wie es der Dichter verlangt, »der gute Hamlet nur sorgen möchte, daß er noch die Hauptperson bleibe.« Shakspeare hat schon nach der Anlage des Stücks dem König viel zu wenig Gelegenheit gegeben, alles das, was von Bedeutung in seiner Rolle liegt, auf eine wirksame Art auszusprechen und zur Anschauung zu bringen, und muß in dieser Rücksicht von Hamlet, selbst wenn dieser nur mittelmäßig gespielt werden sollte, überboten werden. Jene Schlauheit, jenes edle Betragen, selbst jene Zweckmäßigkeit der Rede, welche der König in den ersten Scenen äußert, können, wie sie auch dargestellt werden mögen, unmöglich die Theilnahme so in Anspruch nehmen, wie es das allmähliche Entwickeln von Hamlets Charakter vermag, von dessen erstem Auftreten an, bis zur furchtbar erhabenen Scene zwischen ihm und dem Geist seines Vaters. Im zweyten Akt erscheint der König fast ganz unbedeutend; seine Bemühungen, hinter Hamlets Geheimniß zu kommen, können keine Bühnenwirkung hervorbringen. In der Scene im dritten Akt, in welcher das kleine Schauspiel aufgeführt wird, kann der Schauspieler, welcher den König darstellt, nur mimisch wirken. Worte, welche das, was in ihm vorgeht, ausdrücken, hat ihm der Dichter nicht gegeben. Der Verfasser

hat die Art und Weise, wie jene Scene gespielt werden müsse, mit gewohnter Meisterschaft entwickelt, aber dabey mehr seine feine Beobachtungsgabe sichtlich gemacht, als die Möglichkeit dargethan, in jener Scene als König alles andere zu verdunkeln. Die allgemeine Aufmerksamkeit ist auch hier auf Hamlet gerichtet, wie er die Bestätigung, daß der Oheim der Mörder seines Vaters sey, aufnehmen werde? Von nun an ist die Handlung so weit vorgerückt, und Hamlet hat das Interesse dergestalt in Anspruch genommen, daß er immer mehr in den Vorgrund und dadurch der König immer mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Selbst jenes herrliche Alleingespräch des Königs: »O! meine That ist grauenvoll!« — wird durch das darauf folgende Hamlets, welches, da es mit der Handlung in unmittelbarer Verbindung steht, unstreitig wirksamer ist, gleichsam in den Schatten gestellt. In den letzten Akten verliert der König noch mehr an Interesse, da die Verwerflichkeit seines Charakters sich immer mehr in einer widrigen Blöße darstellt. An Wirksamkeit hat er keine Scene, die nur mit einer kleinen Hamlets, geschweige denn, mit der zwischen ihm und seiner Mutter, oder der mit Laertes auf dem Kirchhofe, auch nur in einen entfernten Vergleich gestellt werden könnte. Der Vorschlag, welchen der Verfasser Seite 74 macht, bey Gelegenheit des Gefechts zwischen Hamlet und Laertes, nach jedem Gange eine Pause entstehen zu lassen, in welcher die Fechtenden, um sich zu erholen, auf und niedergehen, wobey die, an einen bestimmten Ort niedergelegten Rapiere beym letzten Gange auf Befehl des Königs verwechselt werden, muß allen Bühnen-Direktionen, welche den Hamlet nach dem Originale aufführen, zur genauen Befolgung anempfohlen werden. Nur auf diese Weise kann die vom Dichter mit den Worten. »In scuffling they« (welches der Verfasser ganz richtig nicht auf Hamlet und Laertes bezieht) change-rapiers, begehrte Verwechslung der Rapiere, dem Zuschauer so anschaulich gemacht werden, wie es unumgänglich nothwendig ist, wenn er das Ende begreifen, ja selbst wie er es, wenn er das Stück vom Lesen kennt, möglich finden soll, da man sich bey keinem Fechterspiele zu gleicher Zeit gegenseitig die Waffen aus der Hand zu reißen pflegt. Was der Verfasser Seite 76 über Polonius sagt, in welchem er einen wahren Staatsmann sieht, »der klug, politisch, einsichtig, mit Rath bereit, nach Gelegenheit schlau, und dem König unentbehrlich ist,« kann unserer Meinung nach, aus der Beschaffenheit des Stücks nicht bewiesen werden. Johnson hat sich über diesen Charakter so umständlich und so richtig ausgesprochen, daß schwerlich jemals

etwas Besseres darüber wird gesagt werden können. Schlauheit und höfische Sitte gibt man allgemein zu. Polonius ist nicht geradezu albern, sagt doch selbst Johnson von ihm, er sähe gut in die Vergangenheit, aber schlecht in die Zukunft; demungeachtet sind die Fehler des kindisch gewordenen Greises, das Geschwätzige, ein läppisches Wichtigthun in Kleinigkeiten, ein Prahlen mit eingelernter Weisheit, in seinem Charakter vorherrschend. Das Verständige, was er sagt, streift durch die Art, wie er es vorbringt, ans Komische. Seine Scene mit dem Diener, fast alle Scenen, in welchen er Hamlet gegenübersteht, die mit Ophelien, die mit dem König und der Königin im zweyten Akt, rechtfertigen hinlänglich jene Meinung. Es ist sichtlich, daß die Lehren, die er seinen Kindern gibt, aus dem Buche, alles Läppische aber, wie z. B. die Weitschweifigkeit — —

Mein Fürst und gnäd'ge Frau, hier zu erörtern,
Was Majestät und was Ergebenheit,
Warum Tag Tag, Nacht Nacht — die Zeit die Zeit,
Das hieße Nacht und Tag, und Zeit verschwenden.
Weil Kürze denn des Witzes Seele ist,
Weitschweifigkeit der Leib und äußre Zierat
Fass ich mich kurz! — — — —

oder:

nun ist übrig,
Daß wir den Grund erspähn von dem Effekt,
Nein, richtiger den Grund von dem Defekt,
Denn dieser Defektiv-Effekt hat Grund!
So stehts nun, und der Sache Stand ist dieß:
Ich hab'ne Tochter, hab sie, weil sie mein u. s. w.

und vieles Aehnliche aus seiner eigentlichen Natur komme, daß er mit einem Worte, wenn auch nicht, wie Hamlet einem Wortspiel zu Gefallen ihn nennt, ein »kapitales Kalb,« doch das ist, was nach seinem Tode der Prinz von ihm sagt: »ein schelmischer alter Schwätzer. Die gewöhnliche Darstellungsweise der Rolle Opheliens berührt der Verfasser mit den Worten: »Gewöhnlich sehen wir in den Spielerinnen eine Anfangs zu vernünftige »und späterhin zu verrückte Person.« — Diese Bemerkung und Alles was der Verfasser S. 92 über die Darstellung des Wahnsinnes sagt, enthält goldene Lehren für Schauspielerinnen und ihre Beurtheiler. Allein wie läßt sich das vertheidigen, was er S. 86 von Opheliens Charakter sagt: »Der Dichter habe im »ganzen Stück andeuten wollen, daß die Arme im Rausche der »Leidenschaft und Hingebung dem liebenswürdigen Prinzen schon »längst so viel gewährt hat, daß die Warnungen und Winke des »Laertes viel zu spät kommen.« Die Meinung des Verfassers über die Beschaffenheit der andern Charaktere im Hamlet

können wir nicht unbedingt theilen, weil ihre Richtigkeit nicht hinlänglich erwiesen ist, die aber, welche er über Opheliens Charakter ausspricht, kann geradezu widerlegt werden. Der Verfasser führt als Gründe seiner Behauptung Folgendes an: Ihre Worte zu Laertes, der ihr bey ihrem Verhältnisse mit Hamlet Behutsamkeit empfiehlt —

— — — — — — — — — — — Lieber Bruder,
Zeigt nicht, wie heilvergessne Pred'ger thun
Den steilen Dornenweg zum Himmel Andern,
Derweil als frecher, lockrer Wollüstling
Er selbst den Blumenpfad der Lust betritt
Und spottet eines Raths — — — — —.

die Schmähungen und Bitterkeiten, die sie vom Prinzen erdulden muß, und die bekannten, auf sinnlichen Genuß deutenden Lieder, welche sie im Wahnsinn singt, womit sie, wie er glaubt, ihr unbewußt, das aussagt, was zwischen ihr und dem Prinzen vorgefallen ist, und sich mit Raute (rue), dem Kraut der Reue, und Maßlieb (daisy), der Blume des Leichtsinnes schmückt. Er geht sogar so weit, zu behaupten, S. 89: »Ihr Liebes-Wahn»sinn nehme gleichsam den Schmerz um den Tod des Vaters nur »zum Vorwande, um sich ganz unverhohlen zu zeigen.« Was die angeführte Aeußerung Opheliens gegen ihren Bruder betrifft, so können wir darin nichts als eine gleichsam neckende Erwiederung der guten Lehren ihres Bruders finden, welche keine andere Folgerung zuläßt, als die, daß das muntere Mädchen gegen den jugendlichen Sittenprediger die eigenen Waffen kehren wolle. Die Stelle scheint uns weit eher noch für die Jungfräulichkeit Opheliens zu beweisen, welche eine heuchelnde Verstellung verschmäht. Die Lieder, welche Ophelia im Wahnsinne singt, zeigen allerdings sehr von ihrer Sinnlichkeit, aber nicht von jenem Grade derselben, welcher die Gränzen des Wunsches überstürmend, nur durch den Genuß gesättigt wird. Ophelia ist sinnlich, wie fast alle Weiber, die Shakspeare uns vorführt, der, der Natur getreu, jene nun modern gewordene Idealisirung nicht kannte, oder verschmähte. Die Sinnlichkeit tritt vor, wie ihr Verstand zurücktritt, und manches, was sie vordem kaum sich selbst zu sagen gewagt haben würde, sagt sie nun willenlos vor Zeugen aus. Daß ein sonst so sittliches Mädchen solche Dinge sagt, macht uns die Größe ihres Wahnsinns erkennbar; dieß wollte der Dichter. Die Blumen, welche sie austheilt, haben allerdings Bezug auf die Liebe, weil die Liebe auch Antheil an ihrem Wahnsinn hat; aber jene Deutung, welche der Verfasser ihnen gibt, lassen sie nicht zu. Wenn man aber auch allem dem, was der Verfasser bisher bemerkt hat, auf den

ersten Blick einen Schein der Wahrheit zugeben möchte, so verschwindet sogar dieser bey einer genauern Betrachtung der Benehmungsweise des Prinzen gegen Ophelien. Es ist fast unbegreiflich, wie der Verfasser gerade daraus einen Theil des Beweises für seine Behauptung herholen konnte. Welch ein erbärmlicher, der Verachtung im vollsten Maße würdiger Mensch müßte Hamlet seyn, wenn er die Geliebte seiner Wahl, die den verführerischen Reizen seiner Körperlichkeit und seiner Ueberredung unterlag, statt ihr ein theilnehmendes Mitleid zu schenken, mit Hohn und kalter Strenge zu kränken im Stande wäre. Laßt sich dieser Zug nach dem, was wir vom Prinzen sehen, hören und erfahren auch nur in den mindesten Einklang bringen? Würde, wenn er nachzuweisen wäre, nicht Hamlet ganz ein anderer seyn, als er wirklich ist? fein im Benehmen, reich an Bildung, mit einem zarten Sinn für alles Schickliche begabt, warm in der Freundschaft, in fast schwärmerischer Liebe dem Vater ergeben, stark am Verstande, nur schwach im Vollbringen, hat seine Liebe zu Ophelien viel weniger von sinnlichem Antheil, als in jener des Mädchens zu ihm gefunden wird. Nicht beleidigen will er sie in jener Scene, in welcher er mit verstelltem Wahnsinn ihr gegenüber tritt, nur ihre Lust am Leben, welches bereits jeden Reiz für ihn verloren hat, will er erschüttern, das Schale und Alltägliche desselben will er ihr zeigen. Die Worte: »sey so keusch wie Eis, so rein wie Schnee, du wirst der Verleumdung nicht entgehen,« sind nicht im Hohn gemeint, sie beziehen sich wirklich auf das frühere Betragen Opheliens. Nur so ist es möglich, daß diese Scene mit der frühern und folgenden in Verbindung stehe; nur so gewinnt die Stelle des Prinzen auf dem Kirchhofe

> Ich liebt' Ophelien, vierzigtausend Brüder
> Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
> Nicht meine Summ' erreicht — — —

Bedeutung. Der Dichter legte seine Meinung über Opheliens Verhältniß zum Prinzen wahrscheinlich dem Laertes in den Mund, wenn er bey der Leiche seiner Schwester ausruft:

> — — — Legt sie in den Grund
> Und ihrer schönen, unbefleckten Hülle
> Entsprießen Veilchen. — — — —
> Ein Engel am Throne Gottes, wird meine Schwester seyn.

Der Verfasser sagt zwar S. 84: Hamlet spreche im ganzen Stücke mit der größten Geringschätzung von Ophelien, und behandle sie auch so, wenn er in ihre Nähe kommt; aber wir haben nichts ähnliches in irgend einer Lesart des gedachten Trauerspiels auffinden können. Was den Laertes betrifft, so

möchte die Ansicht, welche einen edlen Sohn und Bruder in ihm wahrnimmt, wohl so unrichtig nicht seyn, als der Verfasser glaubt, vorausgesetzt, daß der Schauspieler, welcher jene Rolle darstellt, in Ton und Benehmen des Guten nicht zu viel thut. Das innige Familienverhältniß zwischen Polonius und seinen Kindern, welches die Handlungsweise des Laertes erklärt, ist von vorne herein anschaulich gemacht. Daß es ihm um Empörung zu thun sey, hat der Dichter nirgends angedeutet; doch aus seinem Benehmen, wie er Opheliens sinnverrückten Zustand und ihren Tod erfährt, hauptsächlich aber aus dem Umstande, daß er gleich von jeder Theilnahme am Aufruhr zurücktritt, wie er vernimmt, der König habe keine Schuld an dem Tode seines Vaters, und nun alle seine Rache auf Hamlet wendet, ist gerade das Gegentheil anzunehmen. Selbst von den Schauern des gewissen Todes erfüllt, ist sein letzter Gedanke an seinen Vater gerichtet.

Was der Verfasser über die Rolle des Geistes sagt, ist aller Berücksichtigung würdig. Ueber die Hauptperson des Stückes vermeidet es der Verfasser etwas zu sagen, weil es ihm, wie er sich ausdrückt, in zu vielfache Untersuchungen, Widerlegungen und Erklärungen verwickelt haben würde; nur auf den berühmten Monolog über den Selbstmord macht er S. 99 aufmerksam. Er tritt auch hier der allgemeinen Meinung in doppelter Hinsicht entgegen. Erstens, indem er nicht einsehen kann, wie jener Monolog nicht nur in seinem Verhältniß zu den übrigen Theilen des Trauerspiels, sondern auch als ein für sich bestehendes Ganzes jene Bewunderung erregen konnte, die ihm fast bey allen Nationen zu Theil geworden, dann, indem er die Meinung ausspricht, Shakspeare habe dort nicht vom Selbstmorde sprechen wollen. In Bezug auf die erste Bemerkung kann nicht geläugnet werden, daß jener Monolog, weniger als ein Ganzes für sich, als vielmehr wie der Theil eines Ganzen angesehen werden müsse, und daß er erst in dieser Beziehung seine eigentliche Bedeutung erhalte; allein dabey ist er immer auch in ersterer Hinsicht von entschiedenem Werthe, weil sich in ihm, auch losgetrennt von dem Uebrigen, eine hohe Weisheit und eine tiefe Empfindung ausspricht, und zugleich eine große Vollendung der Form bewundert werden muß, weil er mit einem Worte Alles vereint, was man von einem poetischen Werke nur begehren kann. Die zweyte Bemerkung ist von einer so seltenen Art, daß man wirklich auf die Vermuthung gerathen muß, es sey dem Verfasser nicht recht Ernst damit. Man muß gestehen, daß ein ungewöhnlicher Scharfsinn dazu gehört, den klar ausgesprochenen, von Jedermann verstandenen und anerkannten Worten einen ganz entgegengesetzten Sinn unterzulegen, und der daraus hervorge-

henden Behauptung den Anstrich der Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Für die Kunst aber wäre bey diesen Siegen der Spitzfindigkeit wenig gewonnen, die wohl auch herausbringen könnte, daß Regan und Goneril keine so üblen Töchter wären, nur etwas weniger gutmüthig als verständig, oder daß Don Karlos die Liebe zur Königin nur als Vorwand gebrauche, politische Zwecke zu erreichen.

Der Verfasser will (S. 103) Dunkelheit und Widerspruch finden, wenn Hamlet, um sich der aufgegebenen That zu entziehen, den Entschluß hätte fassen können, das Leben freywillig aufzugeben. Wir bemerken dagegen, daß eben in jenem Monologe einer der charakteristischen Züge des Prinzen erkannt werde, nämlich jene aus dem Widerstreite zwischen der Kraft des Wollens und der Ohnmacht des Vollbringens hervorgehende Zaghaftigkeit, die, indem sie das eigene Leben vernichtet, sich der größern Qual zu überheben denkt, eine That ausüben zu müssen, die ihr zu schwer dünkt. Der Verfasser will die Richtigkeit seiner Behauptung aus dem Zusammenhange des Monologs mit dem was vorgeht beweisen. »Hamlet,« sagt er S. 109, »geht, nach»dem die Schauspieler sich entfernt haben, nach einem heftigen »Monolog ebenfalls ab, unmittelbar tritt der König mit Polo»nius und Ophelien auf; diese wird von ihrem Vater abge»richtet, und der König und sein Rath verbergen sich, um den »Prinzen zu behorchen. Dieser ist noch von seinen eben ausge»sprochenen Gedanken beunruhigt. Bin ich eine Memme? würde »ich mich beschimpfen lassen? was hält mich denn also ab, als »Rächer aufzutreten.

Seyn oder nicht seyn, das ist hier die Frage.

»Es kommt darauf an, sagt er zu sich; es handelt sich einzig »darum, ob der Mensch lebt oder nicht lebt, d. h. mehr als das »Leben kann ich nicht wagen, und verlieren, also einzig um »das Leben handelt es sich, ob ich dieß daran setzen will.« Der Verfasser bemerkt S. 118: »es hieße doch allzu tief sinken, wenn »Hamlet in jenem Monolog darüber nachsinnen könnte, ob er »sich nicht lieber umbringen sollte, und selbst dieses nur wieder »aus Furcht unterließe. Mich wundert nur, daß ihn seine Freunde »und Bewunderer so tief haben sinken lassen, ohne sich mit »Unwillen von ihm abzuwenden.« — Würde jene frühere Auslegung den Hamlet nicht noch tiefer stellen? wäre jene Feigheit, welche in einem langen Monologe mit sich zu Rathe ginge, ob mit dem Leben, welches nun arg bedroht werden könnte, nicht auch gar zu viel verloren sey, nicht bey weitem unwürdiger, als das Schwanken der Seele zwischen Selbstmord und einer That,

von der der Prinz erkennt, daß er sie ausführen soll, aber zugleich befürchtet, daß er sie nicht würde ausführen können. Im Hamlet findet sich wohl häufig ein Ueberdruß am Leben, aber nirgends jene Rücksicht für dessen Erhaltung, welche uns bestimmen könnte, dem Monolog die Deutung des Verfassers zu geben. Der Prinz bedauert schon früher, daß der Ewige sein Gebot gegen Selbstmord richtete. Ekel, schal, flach und ungenießbar scheint ihm das ganze Treiben dieser Welt. Ist es nicht begreiflich, daß diese Gefühle sich immer mehr seiner bemächtigt haben, und daß eine immer wachsende Düsterheit sein Inneres erfüllt. So wie seine spätere Stimmung in gewisser Rücksicht nur eine Fortsetzung seiner frühern ist, erscheint auch der Monolog, von dem wir sprechen, nur als eine Fortsetzung von jenem im ersten Akte:

O, schmölze doch dies allzufeste Fleisch!

Der Verfasser fährt fort

Sich waffnend gegen eine See von Plagen
Durch Widerstand sie enden — —

»Selbstmord,« sagt er, »ist kein wirklicher Widerstand, und die »Waffen ergreifen, wäre weder richtig noch passend, wenn sich »diese Waffen nur gegen den richten sollten, der sie ergriffen.« — Selbstmord kann allerdings Widerstand (opposing) seyn. Man widersteht dadurch dem Andringen der Uebel. Daß es der Dichter so gemeint hat, geht aus dem Zusammenhange hervor. Die Waffen ergreifen, ist richtig und passend; da Waffen zum Selbstmorde nothwendig sind, welche, da Hamlet von ihnen Befreyung vom Uebel erwartet, sich nicht eigentlich gegen ihn, der sie ergreifen will, sondern gegen die See von Plagen, die gegen ihn andringt, kehren.

Wer trüge Alles — — — —
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer Nadel bloß.

Dieß, meint der Verfasser, wäre die Stelle, die zu sehr auf den Selbstmord hinweist, die aber auch etwas anders sagt, als im Original steht:

When he himself might his quietus make
With a bare bodkin?

Er behauptet: *Quietus* kann Ruhestand nur metaphorisch nicht wörtlich bedeuten, es sey beym Gericht der Abschluß der Akten, wenn alles vorüber ist, bey Rechnungs-Abnahmen, die völlig austilgende Quittung, ein juristischer, ein Ausdruck des gewöhnlichen Lebens. *Bodkin* aber bedeute einen kleinen Dolch, dann aber auch Pfriemen, ein Instrument, mit welchem man

Bänder durch Putz zieht, oder die Haare kräuselt. Für Nadel würde es niemals gebraucht. Der Sinn der Stelle sey also der: »wer ertrüge wohl alle jene vom Dichter angeführten Drangsale, »wenn er mit einem kleinen bloßen Dolch sein *quietus*, seinen völ»ligen Rechnungsabschluß zu Stande bringen könnte, d. h. wenn »er den Gegner zum Schweigen brächte, die See von Leiden »durch einen einzigen Dolchstoß von sich triebe: nicht aber daß »der Leidende sich selbst mordet. Ein kleiner, unscheinbarer Dolch »ist hinreichend, wo das Schwert nicht gebraucht werden kann; »auch der mächtigste Gegner ist mit diesem zu erreichen. Der »Selbstmörder hat Wasser, Hunger, oder auch Gift zu Gebote.« — Mit allem dem bleibt jene Uebersetzung der Stelle, dem Sinne nach, die richtige. Mögen die Worte *quietus* und *bodkin* (welche man übrigens gewöhnlich für Ruhestand und Pfriemen, wie es auch Shakspeare nimmt, um durch den Gegensatz des nur unbedeutenden Instruments mit dem Großen, was dadurch erreicht werden kann, poetisch zu wirken, braucht) bedeuten was sie wollen; so kann hier weniger Rücksicht auf sie genommen werden, da der Sinn der Stelle in *himself* liegt, und von den Versen:

Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Jrd'schen abgeschüttelt

und

Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod,
Den Willen irrt,
Daß wir die Uebel, die wir haben, lieber
Ertragen, als zu unbekannten fliehn,

unterstützt wird, wo überall deutlich davon die Rede ist, den Tod durch eigenen Willen nothwendig herbey zu führen, und nicht davon, sich der Möglichkeit auszusetzen, das Leben zu verlieren. —

So macht Gewissen, Feige aus uns Allen,
Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt,
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt
Verlieren so der Handlung Namen.

»Ist,« frägt der Verfasser, »jeder Selbstmord eine Hand»lung, ein Unternehmen voll Mark und Nachdruck? und könnte »Hamlet sich wohl selbst so ungeheuer belügen, die gemeine »Feigheit, sich jetzt, unter diesen Umständen selber umzubringen, »um nur seiner ihm lästigen Aufgabe zu entfliehen, so vornehm »zu benamen?« — Jene gemeine Feigheit können wir nicht wahrnehmen, selbst wenn der Prinz die Aeußerung wegen den Unternehmungen voll Mark und Nachdruck auf den Selbstmord bezöge, welches der Fall nicht ist. Jene dem Charakter Hamlets wi-

derstreitende Todesfurcht, wogegen der Prinz, um sie zu besiegen, die ganze Macht des Verstandes zu Hülfe nehmen muß, wäre unstreitig gemeiner. Hamlet rechtfertigt ja in jenem Monologe den Selbstmord nicht, er wird vielmehr durch die Betrachtungen, welche er darin anstellt,

Was in den Schlaf für Träume kommen mögen,

durch

Die Furcht vor etwas nach dem Tod',
Dem unentdeckten Land, von deß Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt.

zurückgehalten. Indem er sich an sich selbst erkräftigt, wird er immer mehr von der Nothwendigkeit überzeugt, die That, welche ihm auferlegt wird, wie schwer sie ihm auch fallen mag, zu vollbringen. So erscheint jener Monolog als einer der wichtigsten, folgenreichsten Theile des herrlichen Trauerspiels, welches wie kein anderes aus Shakspears Verstande hervorgegangen ist, wodurch es vielleicht hinter andern seiner Werke zurücksteht, in manchen aber auch sie überbietet. Diese Konsequenz ist es, unserer Meinung nach, eigentlich, welche ihm jene allgemeine Theilnahme verschafft hat, und nicht die Verschiedenartigkeit der Bestandtheile, aus welchen der Verfasser Hamlets Charakter zusammengesetzt erblickt. Von allen Fehlern und Schwächen, welche der Verfasser in diesem Charakter finden will, können wir keine bemerken, als den Mangel an Kraft, das, was Hamlet als recht erkannt hat, ins Werk zu setzen, eine Zaghaftigkeit in der Ausführung des Nothwendigen. Das Mißverhältniß zwischen dem Wollen und Können in diesem schönen, reinen, edlen, höchst moralischen Wesen, wie Göthe Hamlet nennt, hat der Dichter mit fast zu großer Genauigkeit durchs ganze Stück gehen lassen, vom Anfang bis zum Ende; und Alles ist nur da, um den Prinzen vom Willen zur That zu bringen, die Erscheinung des Geistes auf dem Kirchhofe, die Ankunft der Schauspieler, der Tod des Polonius, die zweyte Erscheinung des Geistes, die Ankunft Fortinbras, Opheliens Tod, mit welchem die letzte Rücksicht verschwindet, welche den Prinzen bestimmen könnte, an irgend etwas anderes, als an die Bestrafung des Mörders zu denken. — Was den Tod des Polonius betrifft, so ist es seltsam, wie der Verfasser ihn S. 119 als ein Werk des Zufalls ansieht. Refer. kann die Meinung nicht unterdrücken, daß dadurch Hamlet mit der Natur des Blutvergießens, vor welchem sich seine Natur am meisten zu entsetzen scheint, vertraut werden sollte. Der Prinz sucht beständig die That des Mordes zu umgehen, und mit philosophischen Spitzfindigkeiten immer sich selbst zu täuschen. Es ist ihm sogar nach der Hand nicht wirklich

darum zu thun, den König, wie er ihn im Gebete findet, seiner Rache aufzuopfern; er erschrickt vielmehr vor der nahen Gelegenheit, und sucht einen Grund auf, ihr entfliehen zu können. Diesem Gemüthe mußten die Schauder, welche die That zu begleiten pflegen, in der Nähe gegeben werden, um sie überwinden zu lernen, und dieß geschah, da der Prinz willenlos das ausführen mußte, was er später durch seine Freythätigkeit herbey führen sollte.

Der Aufsatz über das englische Theater, zum Theil aus Briefen vom Jahre 1817, gewährt großen Genuß. Alles ist darin auf eine seltene Weise anschaulich gemacht; die Vorzüge jener Bühnen und ihrer Mitglieder sind mit würdigender Anerkennung, die Mängel mit einer edlen Freymüthigkeit dargestellt. Wir werden hauptsächlich darauf aufmerksam gemacht, daß dort ein Mangel an Zusammenhang dem Ganzen schade, und dieß eigentlich weniger ein Drama vorstelle, als es mit einem Deklamations-Konzerte zu vergleichen sey, in welchem einiges vortrefflich, manches anmuthig gesagt, und vieles völlig stümperhaft gesprochen wird, ohne auf den Sinn des Dichters oder auch nur auf eine gewöhnliche Wohlredenheit Rücksicht zu nehmen. Der Verfasser urtheilt mit diesen Worten eigentlich nur von Shakspeare's Zymbeline, welche Darstellung er in Coventgarden sah, aber in der Folge zeigt er fast durchgehends dieß sein früheres Urtheil bestätigt. Die zweckwidrige Behandlung des Kostüms, die gezwungene Steifheit, mit welcher die Spielenden erscheinen, und wieder abgehen müssen, die wohl in der Tiefe auftreten, aber dem Zuschauer niemals, unter keiner Bedingung, den Rücken kehren dürfen, und welche sie daher zu lächerlichen Bewegungen und Geberden verleitet, vor Allen aber die Weise: beliebten Schauspielern Worte aus einer andern Rolle als jene, welche sie darzustellen haben, zuzutheilen, Alles dieß wird vom Verfasser scharf und gebührend gerügt. Lobend berührt er unter andern auch die Einrichtung der Bühne, welche die Spielenden nöthigt, so viel möglich im Proscenium sich aufzuhalten, und die Beschaffenheit der Hinterwand, welche die Stimme der Recitirenden voll und stark in das Schauspielhaus zurückwirft, während bey unserer Bühnen-Erweiterung durch den Raum zwischen der Koulisse, durch die viele Leinwand und den Mangel der soliden Architektur auf der Bühne selbst, die Stimme geschwächt und verdunkelt wird. Zugleich schlägt er vor, das Proscenium der Engländer nachzuahmen, wodurch die unglückliche, dem Auge mißfällige Behausung des Soufleurs vom Vorgrunde der Bühne entfernt würde, welches die Spielenden zum

Auswendiglernen zwingen, und noch manches Heilsame herbeyführen dürfte.

Die folgenden Bemerkungen betreffen größtentheils das Spiel der bekannten Schauspieler J. Kemble und Kean, und man muß gestehen, daß es kaum möglich sey, die Künstler und ihre Leistungen genauer, richtiger und bezeichnender abzuschildern, als der Verfasser es gethan hat. Jede Miene, jede Bewegung, jeder Ton erscheint sichtbar und hörbar vor uns, alles lebt, wie vom Meißel oder von der Farbe festgehalten. Die vortreffliche plastische Gegenüberstellung beyder Schauspieler (S. 179) ist einzig in ihrer Art. Es ist unmöglich, das Körperliche durch das Wort mehr zu veranschaulichen, als der Verfasser es gethan hat. Es übertrifft noch die Schilderungen von Garrik durch Lichtenberg, welche wegen ihrer Musterhaftigkeit berühmt sind. Außerdem enthält der Aufsatz fruchtbare Bemerkungen für alle, welche jene Rollen interessiren, in welchen der Verfasser Kemble und Kean sah. Möchten doch besonders von den Schauspielern, welche sich in der Rolle Jagos in Shakspeare's Othello versuchen, die Worte des Verfassers wohl beherzigt werden, daß man nicht zu viel Anstrengung und falsches Studium darauf verwenden sollte. »Diese gehäuften Accente, das ununterbrochene »Mienenspiel, dieß Lauern und Schielen und Blinzeln der Au»gen stört und vernichtet eigentlich was es hervorbringen soll.« — Die Wahrheit jener Aeußerung liegt klar vor den Augen, und dennoch handelt die Mehrzahl der Schauspieler in jener Rolle ihr geradezu entgegen. Manche bestreben sich so viel als möglich das Böse des Charakters herauszuheben, und dem Schurken auch von außenher einen karikirten Anstrich zu geben; dabey bedenken sie nicht, daß sie gerade dadurch die Wirkung des Ganzen vernichten, da alles darauf ankommt, daß Othello im Jago den Schelm nicht zu erkennen vermag, weil es sonst unbegreiflich wäre, daß er ihm vertraut. Er müßte aber offenbar am Blödsinn leiden, wenn er durch die fratzenhaften Bewegungen, durch die verschmitzten Gesichter, und durch jene plumpe komödiantenmäßige Heucheley nicht durchblicken würde, deren sich viele befleißen. Der Verfasser meint, Jago könne, wenige Stellen ausgenommen, nicht einfach genug gespielt werden, »so echt, »ehrlich und treuherzig, wie Jedermann dergleichen erbärmliche »Gesellen gekannt hat, die in dieser eingewohnten Maske oft auch »den Verständigen auf eine zeitlang hintergehen.« Sehr zu bedauern ist, daß der Verfasser verhindert wurde, Kembles Schwester, die berühmte Siddons, zu sehen, welche gerade während seines Aufenthalts in London zum letzten Male als Königin in Macbeth auftrat. Jene, welche das englische Thea-

ter, ohne es zu kennen, irgend einer vorgefaßten Meinung zu gefallen, überschätzen, mögen aus diesem Aufsatze erfahren, daß sein Zustand mit dem der Theater in Deutschland ziemlich gleich sey, daß auch dort die Lust an der Uebertreibung die an der Wahrheit, der fade Spaß den verständigen Ernst, die Künsteley die Kunst vertreibe, und wir nur in einem Punkte weiter gekommen sind, nämlich darin, die Menschen- und Thierkomödien mit einander zu verschmelzen, welche der Verfasser (S. 202) in England von einander gesondert auf verschiedenen Theatern traf.

Die Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutsche Theater, auf einer Reise in den Monaten May und Juny des Jahres 1825, enthalten zerstreute Aufsätze von verschiedenartigem Werthe. Obschon der Artikel Kostüm manches Wahre und mitunter auch selbst manches Neue enthält, möchten wir doch dem, welcher in Müllners vermischten Schriften, erstem Band (siehe den vorhergehenden Band der Jahrbücher) denselben Gegenstand behandelt, den Vorzug geben. Da der Verfasser das Wort Kostüm nur als Kleidung, Müllner aber es in seinem ganzen Umfange gebraucht, erscheint dessen Aufsatz schärfer und belehrender. Hauptsächlich wird vom Verfasser die Liebhaberey der Direktionen für ein gelehrtes Kostüm, welche oft bis an die Gränze des Möglichen getrieben wird, getadelt. Er schlägt vor, ein allgemeines poetisches Theaterkostüm zur Grundlage zu machen, auf die sich mit geschmackvollen Modifikationen alles gründen muß, was für die äußere Zier geschehen soll. »Das sogenannte Mittel- und »Ritteralter,« meint er, »kann ungefähr in allen Jahrhunderten »dasselbe seyn, die sogenannte spanische Tracht wird neben jener »Kleidung für alle poetischen Darstellungen so ziemlich aushelfen, »und wenn man noch auf die Zeit des dreyßigjährigen Kriegs, »so wie auf die Peters des Großen eine billige Rücksicht »nimmt, ist man dabey nur einigermaßen der griechischen und römi»schen Kleidung gewiß, ohne arg zu verstoßen, so hat, die neue»sten Kleider hinzugerechnet, jedes Theater wohl was es braucht.«

Daß in neuerer Zeit der Kleideraufwand hin und wieder von den Theaterdirektionen zu weit getrieben worden sey, ist gewiß; allein dabey ist doch immer noch der große Nachtheil, welcher daraus für die Kunst hervorging oder hervorgehen kann, nicht ersichtlich. Der Fall, daß über dieser Nebensache die Hauptsache vergessen wird, ist kaum zu befürchten. Das zu viel könnte wohl wegbleiben, aber es bringt keinen Schaden wenn es da ist. Dieser Schade aber kann leicht durch eine zu große Vernachläßigung des Kostüms erfolgen; der Eindruck des Ganzen wird

gewiß mehr gestört, wenn König Kanut, wie der Verfasser es S. 230 von Eckhof billigt, in einer Lockenperücke und einem modernen Sammtkleide gespielt wird, als wenn sein Kostüm mit zu ängstlicher Genauigkeit dem Zeitalter angepaßt ist. Die Schauspielkunst kann nun einmal mancher Unterstützungen nicht entbehren, und unter diesen steht das Kostüm (Kleidung) eben nicht unten an. Der Verfasser sagt S. 219: »jede Kunst hat »ihre eigenthümliche Wahrheit und kennt jene wirkliche, außen »liegende gar nicht; sie bewegt sich in ihrem eigenen Elemente, »und nimmt keine Kenntniß davon, wenn man ihr etwas Fremd»artiges aufdringen will. Die Farbe ist schön und reizend, aber »der Bildhauer, wenn er kann, wehrt sich dagegen, wenn man »ihm seine Bildsäulen anstreichen will, um ihnen eine größere »Wahrheit zu geben. Der Maler verschmäht die Erhöhung seiner »Figuren im Raum; aus der Fläche sollen sie sich heben, und ihn »kümmert es wenig, ob die Apostel die Gewande zu ihrer Zeit »wirklich getragen haben, die er ihnen umlegt.« — Die Schauspielkunst ist, unserer Meinung nach, weniger selbstständig als die vom Verfasser angeführten Künste der Malerey und der Bildhauerey es sind. Indem sie uns in der Regel die Gestalten so vorführt, wie sie irgendwo und irgendwann gelebt haben, so wird sie, weil wir von ihren Darstellungen die größtmöglichste Täuschung begehren, zu einer Rücksicht auf Richtigkeit des Kostüms unmittelbar hingewiesen. Sie hat kein so eigenthümliches Element, wie manche der übrigen Künste. Die Bildhauerey verschmäht die Farbe, weil sie durch die Darstellung der bloßen Form reinere und erhabnere Genüsse verschaffen kann, und sie die Farbe, welche bloß zum Angenehmen gehört, nicht braucht. Die Schauspielerey ist nicht in gleichem Falle, und vermag es nicht, ein Gefallen durch die bloße Form zu erregen. Von der Malerey läßt sich nicht wohl behaupten, daß sie die Erhöhung der Figuren im Raume verschmähe, so wenig als von der Baukunst gesagt werden kann, sie verschmähe die Bewegung. Jene sucht im Gegentheil Erhöhungen darzustellen, so gut sie es vermag. Der Bildhauerey erscheint freylich das Gewand störend, weil es ihr das verhüllt, um was es ihr zu thun ist: die schöne Form. Aber schon die Malerey nimmt auf das Kostüm Rücksicht, besonders bey geschichtlichen Darstellungen, so gut wie die Schauspielkunst. Daß der Schönheit dabey kein Eintrag geschehe, ist allerdings in den meisten Fällen nothwendig, und in einem Falle, wo sie durch die Richtigkeit des Kostüms verletzt werden würde, muß eine Veränderung vorgenommen werden, wozu zwar die Schönheit die Gesetze vorschreibt, aber doch mit beständiger Rücksicht auf die Richtigkeit des Kostüms, mehr modi-

fizirend als gänzlich umgestaltend. Auch können sogar Fälle eintreten, wo die Schönheit der Richtigkeit weichen muß.

Diesem Artikel folgen Bemerkungen über die Wiener Hofbühne. Der Verfasser hat leider während seines kurzen Aufenthalts nur wenige ihrer theatralischen Darstellungen sehen können. Von Lustspielen sah er den Wunderschrank, Flattersinn und Liebe, die Verwandtschaften und die Reise nach der Stadt; von Trauerspielen, Kleists Schroffensteiner, Lessings Emilie Galotti und Shakspeare's Lear. Es ist um so erfreulicher für jene Bühne, daß er schon nach der Aufführung der gedachten Lustspiele S. 237 zur Aeußerung gebracht wird: »das Wiener Hoftheater sey für das »Lustspiel jetzt ohne Zweifel das beste in Deutschland.« Und doch sah der Verfasser keine der vorzüglicheren Lustspiel-Produktionen, in welchen Thalia auf jener Bühne so entschiedene Triumphe feyert. Die meisten der vorzüglichsten Schauspieler hatten nur wenig Gelegenheit ihre Vollkommenheit zu entwickeln. Seinem Scharfblicke ist aber auch hier das vollendete runde Zusammenspiel aller Personen, und die ihnen eigenthümliche Kunst, das Lustspiel mit einer leichten Grazie zu umkleiden, nicht entgangen. In der Reise nach der Stadt sah der Verfasser den Veteran der Wiener Hofbühne, Koch, in der Rolle des Einnehmers. »Diese natürliche Art,« sagt er S. 246, »eine Rede »anzufangen, einen Einfall, so wie ganz von ungefähr anzubrin»gen, einzufallen, und was der kleinen Künste mehr sind, durch »welche diese schlichten, oft unbedeutenden Schilderungen Be»deutsamkeit erhalten, sieht man bey unsern jungen Schauspielern »durchaus nicht mehr.« — Wie wahr sind diese Worte, und wie weisen sie unmittelbar auf die Nothwendigkeit des Studiums der Natur hin, welches gerade die Mehrzahl der jetzigen Schauspieler für entbehrlich hält, und ohne das es doch keine Kunst gibt. Dieser hohe Grad künstlerischer Wahrheit, dieses Verschmähen jedes falschen Effektes, diese Anwendung der Lessingischen Lehre, Kunst in Natur zu verwandeln, haben jenen vollendeten Schauspieler auf eine Stufe gestellt, auf welcher er nur zu bewundern, schwer zu erreichen ist. Je billiger nun das frühere Urtheil des Verfassers genannt werden muß, um desto auffallender erscheint die Härte und Strenge desjenigen, welches er über die Darstellungen der Tragödien auf der Wiener Hofbühne ausspricht. In der Galotti erkennt er zwar die hohe Vorzüglichkeit der Dem. Müller als Emilie, und die Klassizität der Mad. Schröder als Orsina an, tadelt aber doch das Zusammenspiel und den Mangel geistiger Einheit; mit der Darstellung der Schroffensteiner aber ist er fast durchgehends unzufrieden,

und äußert zuletzt, S. 251, bey seinen Bemerkungen über die Aufführung des Lear, »es sey unbegreiflich, wie eine Bühne, die »man im Lustspiel vollendet nennen kann, so ganz vergessen hat, dieselbe Vortrefflichkeit auf die Tragödie überzutragen.« Wenn wir die Natur des ausgesprochenen Tadels betrachten, so können wir ihn schon deßhalb nicht billigen, da er ganz unmotivirt erscheint. Ueber ein Institut, wie das Wiener Hoftheater, welches ausgezeichnet durch die Großartigkeit der Leitung, die den Verein seltener Kräfte mit sicherer Hand einem hohen Ziele zuführt, der vollsten Anerkennung aller Gebildeten sich erfreut, muß der Tadel, wenn er Glauben finden soll, mit überzeugenden Beweisen belegt seyn. Die kurze absprechende Art, welche wir S. 251 über das Zusammenspiel im Lear finden, wobey die Bemühungen der vorzüglichsten Schauspieler gänzlich verkannt werden, hat daher keine Wirkung. Immer aber würde, selbst wenn jene Ansicht die richtige wäre, der Schluß, welchen der Verfasser, der nur einigen Darstellungen beywohnte, daraus, daß er an zwey Abenden durch das Zusammenspiel nicht befriedigt wurde, auf die eigentliche Beschaffenheit des Trauerspiels auf jener Bühne machen will, unrichtig erscheinen, da von einzelnen Darstellungen, welche durch manche äußere Verhältnisse gehemmt und gestört werden können, nicht auf die Beschaffenheit des Ganzen geschlossen werden kann. Schon bey Gelegenheit der Bemerkungen über Eßlair im ersten Bande sagt der Verfasser, es sey gewagt, einen Schauspieler nach wenigen Leistungen gehörig beurtheilen zu wollen, um wie viel mehr muß dieß bey einer Bühne, einem Verein von Kräften, der Fall seyn. Was übrigens die Darstellung der Hauptrolle im Lear durch Anschütz betrifft, nennt er sie eine fast vollendete im höchsten Styl, und bekennt, »daß ihn das Entzücken dieses Genusses und die Erinnerung daran noch lange auf seiner Reise begleitet habe.«

Der Aufsatz über das Tempo, in welchem auf der Bühne gesprochen werden soll, S. 252, enthält wahre und feine Bemerkungen über den Vortrag auf der Bühne, besonders was Vers und Reim betrifft. Der Verfasser zieht hauptsächlich gegen jene in neuerer Zeit beliebt gewordene langsame Deklamationsweise zu Felde, welche aus Furcht undeutlich zu werden eine zu große Deutlichkeit, ein zu merkliches Herausheben auch der unbedeutenden Worte und Sylben vorwalten läßt, wodurch dem Ohr des Hörers der leichte, spielende und lebendige Hauch verloren geht, der zu einer guten Darstellung unerläßlich ist. Was das Tempo betrifft, so glaubt er, daß der dramatische Vortrag sich unter keine allgemeine Regel bringen lasse, und

man demnach etwa von einem allgemeinen Tempo des Lust- oder Trauerspiels nicht wohl reden könne. »Jedes Schauspiel,« sagt er S. 263, »muß sein eigenes Zeitmaß haben, in diesem jeder »Charakter, und in diesen wieder jede Scene, jedes Gefühl, jeder Vers.« Obgleich mit jenen Worten das Wahre ausgesprochen ist, glauben wir doch, daß eine genaue Bezeichnungsweise der Zeitmaße des mündlichen Vortrags, ungefähr nach Art der musikalischen Bezeichnung, wenigstens im Allgemeinen möglich sey, womit die gegründete Besorgniß der Dichter würde gehoben werden, durch den Vortrag des Schauspielers einen großen Theil der Bemühungen für Schönheit, Kraft, Lieblichkeit und Korrektheit des Ausdrucks vereitelt sehen zu können. Das Rechte und Größte bliebe dabey immer dem Künstler selbst anheim gestellt, nur würde der Dichter nicht so ganz und gar viel zu leiden haben, wenn sein Werk in unrechte Hände kommt.

Ob das Vorführen der Werke Calderons nach dem Original der Bearbeitung jedesmal vorzuziehen sey, wie der Verfasser S. 269 glaubt, möchten wir, wenigstens was die Darstellung der Dramen jenes Dichters auf der Bühne betrifft, bezweifeln. Die vielen Erzählungen, die oft fast endlosen Reden, die Eintheilung der Akte, die gehäuften Bilder, das zu sehr wiederkehrende Antitheſenspiel machen eine zweckmäßige Aenderung nicht nur wünschenswerth; sie erscheint dadurch, daß sich manches Außerwesentliche beygemischt hat, und daß manches von den Schlacken einer nicht sehr gebildeten Zeit, manches von störenden Verhältnissen, welches noch im Originale zu finden ist, Beseitigung begehrt, sogar nothwendig. Wenn wir mit der ganzen Individualität eines großen Dichters vertraut werden wollen, ist wohl ohne Zweifel die genaue Uebersetzung jeder Bearbeitung vorzuziehen; aber nicht so ist es mit der Darstellung eines Drama auf der Bühne, wo es sich darum handelt, ob die Uebersetzung Mißfallen oder die Bearbeitung Gefallen hervorbringt. Das Publikum läßt sich, vom Fremdartigen beleidigt, kein günstiges Kunsturtheil abnöthigen, und die Schauspielhäuser sind nicht für die kleine Zahl der Schriftsteller erbaut. Es wäre also schon überhaupt, wenn man das Werk eines Dichters, von dem uns Jahrhunderte trennen, aufführen will, eine gewisse ausgleichende Umstaltung räthlich, welche freylich, wie es sich von selbst versteht, der Wesenheit des Dichters keinen Eintrag thun darf. Muß aber eine Veränderung nicht geradezu nothwendig erscheinen, wenn das Werk des Dichters durch eine zweckmäßige Läuterung einen höhern Grad der Vollkommenheit erhält? Ist hier nicht der größere Kunstgenuß, welchen das bessere Werk verschafft, dem ge-

ringern, mitunter eigensinnigen, das Werk des Dichters nicht nur mit allen Vorzügen, sondern auch mit allen Fehlern kennen zu lernen, vorzuziehen? Es ist gewiß, daß der Fall, wo der große Dichter durch eine Veränderung, welche ein Anderer mit seinen Werken vornimmt, nicht nur nichts verliert, sondern sogar gewinnt, äußerst selten sey, aber die Erfahrung hat uns doch von seiner Möglichkeit überzeugt. Die Donna Diana des Augustin Moreto hat durch Wests Umdichtung unstreitig gewonnen, Calderons Arzt seiner Ehre gleichfalls. Das gesammte deutsche Publikum würde, die Heirath Don Gutieres am Schlusse, welche zu Calderons Zeit nicht nur entschuldigt, sondern sogar begehrt wurde, und die doch keineswegs durch die Natur des Ganzen nothwendig gemacht wird, schwerlich ertragen haben. Sogar die Veränderung der trochäischen Versart des Calderon in die jambische kann unter gewissen Umständen räthlich erscheinen.— In den Bemerkungen über das neu aufgebaute prächtige Münchner Hoftheater eifert der Verfasser eindringlich gegen die zu großen Theater, wenn man deutsche Schauspiele und Komödien in ihnen aufführen will. »Wenn auch Opern und Ballete,« sagt er S. 273, »hier vielleicht »gewinnen, so geht das Theaterspiel, Scherz, Witz und Aus»druck der Miene und Geberden hier völlig verloren und zu »Grunde. Möchten doch die edlen Fürsten, die so viel zur Un»terstützung der Kunst thun, und ihr so große Paläste bauen, »noch einen Schritt weiter gehen, und mit derselben Großmuth »für deutsches Schauspiel und Komödie ein kleines, geschmack»volles und zweckmäßiges Haus aufführen lassen.«

In dem Aufsatze über Tanz und Ballet S. 275 sind eben so wahre als gereifte Ansichten ausgesprochen. »Unter allen »menschlichen Erfindungen,« sagt der Verfasser, »ist es vom Tanz »immer am zweifelhaftesten, ob man ihn der Kunst beyzählen »soll.«— So viel ist gewiß, daß es mißlich um eine Kunst steht, von der man die Vervollkommnung nicht wünschen, sondern befürchten muß.

Die Bemerkungen über die Straßburger Bühne sind durch die meisterhafte Schilderung der bekannten Schauspielerin George ausgezeichnet. Indem sich dabey die Gabe der Darstellung mit der Schärfe und Feinheit der Beobachtung verbindet, erhalten derley Schilderungen von der Hand des Verfassers ein ganz eigenes Interesse.

In den Aufsätzen über Dekorationen, S. 297, wiederholt der Verfasser die Klage, welche er über den zu großen Aufwand, den man in neuerer Zeit damit zu treiben pflegt, schon im

ersten Bande ausgesprochen hat. Vielleicht fühlend, daß er dort doch hin und wieder etwas zu weit gegangen sey, sagt er hier, es sey nur die Rede davon, daß die Dekoration nicht die Hauptsache werde, und den Dichter und Schauspieler verdränge. — Darüber kann nun freylich nicht der mindeste Zweifel seyn.

Die Frage: soll der Schauspieler während der Darstellung empfinden? soll er kalt bleiben? entscheidet der Verfasser dahin, daß er von jenem Künstler »zwar »eine große über das Einzelne erhabene Begeisterung, zugleich »aber dabey jene göttliche Ruhe begehrt, die vom schaffenden »Feuer durchdrungen einzig und allein hervorbringen kann.« Er begehrt demnach, wenn wir ihn recht verstanden haben, daß der Schauspieler zwar empfinde, aber der Empfindung nicht unterliege, sondern sie zu beherrschen im Stande sey. — Die ganze Frage überhaupt kann für die Kunst nur in so fern ein Interesse haben, als von dem Gemüthszustande des Schauspielers während der Darstellung unmittelbar die Beschaffenheit der Kunstleistung abhängt. Die Art des Produzierens kann uns hier nur um des Produkts willen interessant seyn. Nun läßt sich dabey schwerlich eine allgemeine Regel aufstellen. Es gibt Naturen, welche im Augenblicke der Darstellung durch die Empfindung gleichsam erwärmt werden müssen; es gibt andere, welche, wenn sie das Werk des Dichters im Zustande der Begeisterung in sich aufgenommen haben (denn dieß ist unumgänglich nothwendig), dasselbe bey jedesmaligem Darstellen mit einer künstlerischen Besonnenheit auszuführen vermögen, wozu sie gleichsam nur der Erinnerung an die frühere Zeit der gehabten Empfindung beym Einstudieren der Rolle bedürfen. Diesen würde die Empfindung während der Darstellung sogar störend erscheinen. Mit dem Hervorgebrachten zufrieden, fragen wir nun nach dem Zustande des Künstlers im Augenblick der Hervorbringung gar nicht. Es ist gewiß, daß es im Allgemeinen für den Schauspieler gerathner sey, selbst zu empfinden, besonders wenn, was gleichfalls Rücksicht verdient, es sich um den Ausdruck bloßer Empfindungen handelt, weil, der Erfahrung gemäß, ein eigenes Ergriffenseyn am sichersten den Andern sich mittheilt; aber schlechterdings nothwendig ist es nicht, wenigstens nicht für jeden Schauspieler.

In dem Aufsatze Uebertreibung, S. 316, unterscheidet der Verfasser eine doppelte. »Der Schauspieler oder Dichter,« sagt er, »der einmal oder öfters das Letzte, Aeußerste berührt »und erscheinen läßt, welches niemal auftreten soll, von einem »solchen kann man mit Recht sagen, er übertreibe. — Es gibt »aber auch eine Uebertreibung anderer Art in allen Künsten,

»durch welche wir das Ohnmächtige, Ungenügende bezeichnen wol=»len.«—Dieser Unterschied zwischen der absoluten und relati=ven Uebertreibung, möchten wir sagen, ist neu und scharf. Die erstere entsteht, wenn der Künstler eine gewisse Gränze über=schreitet, welche keiner überschreiten soll, und kann von jedem Künstler begangen werden; die zweyte entsteht durch einen Wi=derspruch zwischen dem Bestreben und der Kraft der Ausführung, zwischen Mittel und Zweck, und hier überschreitet der Künstler weni=ger die allgemein gezogene Gränze, als diejenige, welche bloß ihm nach der ihm gewordenen Individualität und Darstellungsfähig=keit gezogen worden ist. Wenn wir dieser letzten Art der Ueber=treibung nun noch das charakteristische Merkmal, das einer be=deutenden Kraftäußerung, beygeben, so finden wir sie richtig und genau bezeichnet. Nicht so ganz möchte es aber mit der absoluten Uebertreibung der Fall seyn. Der Verfasser sagt zwar, das Letzte, das Aeußerste dürfe nie erscheinen; doch er gibt nicht an, worin dieß Letzte und Aeußerste bestehe. Selbst die nähere Hindeutung, daß die Imagination des Zuschauers immer noch etwas müsse ahnen können, daß dem Sinne nicht alles in der Anschauung gegeben werden soll, genügt nicht ganz. So lange die Gränze nicht deutlich angegeben ist, welche der Künstler nicht überschreiten darf, glaubt jeder sich in einem erlaub=ten Gebiete zu bewegen; er wird nie zugeben, das Aeußerste und Letzte ergriffen zu haben. Das Gebiet nun, welches der Künstler nicht überschreiten darf, ohne sich der Uebertreibung schuldig zu machen, ist, unserer Meinung nach, das der künstlerischen Wahr=heit. Wahr aber ist das, was in der Natur gegründet, d. h. nach ihrer Verbindungsweise zusammengefügt ist, und keinen in=nern Widerspruch enthält; nicht aber nur das Wirkliche, denn dieß kann sogar unter gewissen Verhältnissen von der künst=lerischen Behandlung ausgeschlossen seyn, sondern das denkbare Mögliche, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit ausgeprägt. So lange der Künstler sich in diesem Gebiete befindet, übertreibt er nicht; denn er vermag es durch die Ordnung und den Zusam=menhang, welchen wir in seiner Leistung gewahr werden, den Ver=stand zu befriedigen. Wenn ihn aber Willkür, Unvernunft oder Muthwille über diese Gränze hinaustreiben, nämlich über die der möglichen Befriedigung des Verstandes, dann beschuldigen wir den Künstler mit Recht der Uebertreibung.

Bey Gelegenheit der Bemerkungen über Oper und Ope=rette finden wir viele interessante Fragen aufgestellt, doch hat es leider dem Verfasser nicht gefallen, alle zu beantworten. In wenigen, aber kräftigen Andeutungen erscheinen sehr brauchbare

Materialien zu einer Geschichte der Oper; wobey wir nur ungern den Vater jener Dichtungsart in Italien, Apostolo Zeno, vermissen, dem der Preis nicht minder als Metastasio gebührt. Der Verfasser mißbilligt es unter andern, daß, indeß die Erfindungen der Sarti, Martini, Gretry und ähnlicher völlig verschwunden sind, wir fast immer nur von den größten Opern erfreut und betäubt werden. »Sollten sich,« fragt er S. 326, »die Liebhaber »in der Musik in der That so verwöhnt haben, daß alle diese reizen»den Melodien und lieblichen Erfindungen ihnen zu dünn und unbe»deutend erscheinen? Daß sie es für einen unerlaubten Rück»schritt hielten, sich an ihnen zu ergötzen? Daß sie wohl gar die »Meinung hegten, diese leichtere Gattung dürfte nicht wieder »vernommen werden, weil man sich wohl von der größern neuen »abwenden und deren Erhabenheit mißverstehen und verkennen »lernte?« Er schlägt vor, derley kleinere vortreffliche Operetten und neben ihnen jene kleinen Unterhaltungsstücke, wie das Milchmädchen und die beyden Jäger, den Hufschmied und ähnliche Scherze, vorzüglich nach jenen aufspannenden Tragödien oder erschütternden Gemälden folgen zu lassen, nach welchen das Gemüth auf diesen leichten Tönen auf einer ländlichen Begebenheit, Bauern-Intrigue im heitern Dorfe ausruhen, und sich an ihnen erholen kann. — Wenn es dem Verfasser mit diesem Vorschlag wirklich Ernst ist, so soll er unbestritten seiner Meinung zufolge, nur nach jenen blutigen Mordspektakeln aus dem Französischen, oder nach jenen Rührstücken, gegen welche der Verfasser von vorne herein gestritten, in Anwendung treten, dort nämlich, wo eine Befriedigung und Ausgleichung des durch eine widernatürliche Ueberspannung beleidigten Gemüths wünschenswerth ist; keineswegs aber kann das Gesagte von Stücken ernsterer Bedeutung verstanden werden, bey denen das Gefühl, welches wir nach der Darstellung mit uns nehmen, nicht nur nicht gestört, sondern nicht einmal geschwächt werden darf.

Der Schluß enthält eine beyfällige Aeußerung über das Trauerspiel des Hrn. v. Uechtritz: Alexander und Darius, über dessen dramatischen Werth bekanntlich die Meinungen getheilt sind. Der Verfasser urtheilt: »Das Gedicht, ob »es gleich noch keinen Meister verrathe, und in Sprache und »Versbau vorzüglich noch vieles zu wünschen übrig lasse, berech»tige zu der schönsten Hoffnung, da es in Begeisterung empfan»gen, und dem Gegenstande angemessen sey, ohne doch jene »historische Weisheit und Mäßigung zu verläugnen, die so gro»ßen Vorwürfen unentbehrlich sind.« Eine ziemlich umständliche Uebersicht vom Gange des Trauerspiels und mehrere mitgetheilte Stellen dienen zum Belege der Richtigkeit jenes Urtheils.

Wir schließen die Anzeige dieses bedeutenden, zugleich belehrenden und vergnügenden Werkes, welches den vorzüglichsten Erscheinungen im Felde der dramaturgischen Kritik beygezählt werden muß, mit dem, gewiß im Namen aller Leser ausgesprochenen Wunsche, daß es dem Verfasser so bald als möglich gefallen möge, sein im Schlußworte erklärtes Versprechen zu erfüllen, nämlich diese Arbeit in irgend einem gelesenen Tagesblatte fortzusetzen, namentlich die übrigen Arbeiten Schillers, wie es mit Wallenstein versucht worden, zu charakterisiren. Zugleich wird uns ein größerer Aufsatz über die Geschichte unsers Theaters nach Schillers Tode, und manches über Göthes Werke zugesagt. Daran sollten sich einige allgemeine Betrachtungen über die Schauspielkunst schließen, über das deutsche Lustspiel, das so früh durch Elias Schlegel schon so viel verhieß. Ferner Bemerkungen über einige griechische Tragödien, und das sogenannte Schicksal, so wie Untersuchungen über einige Aussprüche des Aristoteles.— Unsere Zeit überhaupt, und die gegenwärtige Beschaffenheit der Kunst insbesondere bedürfen derley Anregungen, um aus dem halb schlummerähnlichen, halb fieberhaften Zustande, in dem sie sich befinden, zum klaren Verstehen und zum plangerechten, verständigen Handeln geweckt zu werden. Da die Schaubühne jetzt fast allenthalben gleichsam eine öffentliche Angelegenheit geworden ist, so meint Jeder, der eine sogenannte höhere Bildung zu besitzen glaubt, und wer glaubt das nicht? die Sache besprechen zu müssen, und in der Bude oder am Theetische über die Kunst und ihre Priester absprechende Urtheile fällen zu können. Dazu kommen noch die sumpfigen Behälter, in welche manche dieser albernen Meinungen niedergelegt werden, die täglich an der Zahl wachsenden Journale und Zeitschriften aller Art, welche Tummelplätze des Neides, der Mißgunst und Unwissenheit darbieten, und selbst kindischen Aufwallungen Gelegenheit geben, die Affensprünge ihrer Mitjünger lobend zu erheben, und die Früchte eines ernsteren Wirkens und einer gereiften Besonnenheit zu besudeln. Nur Stimmen, wie die des Verfassers, belehrend und eindringlich zugleich, und dabey allgemein als gewichtig anerkannt, vermöchten es, die sinkende Kunst vor ihrem Verfall zu bewahren, und in bessern Gemüthern die begreiflicher Weise fast erloschene Liebe zu ihr aufs Neue belebend zu entzünden.

Deinhardstein.

Art. VIII. 1) Versuch über den politischen Zustand der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, enthaltend: Untersuchungen über die Lage, den Flächengehalt und die physische Beschaffenheit des Landes, über die politische Eintheilung und die Zahl seiner Bewohner; über den Zustand des Ackerbaues, der Viehzucht, der Fischereyen, der Manufakturen und des Handels; über Banken und Bankverwirrung; über die traurigen Verhältnisse des Landes in Allgemeinen; über Regierung, Staatseinkünfte, Land- und Seemacht und die Zahl der Stammvölker; über die ihnen zugefügten Mißhandlungen, ihre Sitten und Gebräuche, ihren Ursprung und ihre Denkmäler. Von Friedrich Schmidt. Erster und zweyter Band. Stuttgard und Tübingen, bey J. G. Cotta, 1822.

2) Letters from North America, written during a tour in the United States and Canada, by Adam Hodgson. London and Edinburgh. 1824. Two Voll.

3) Johann Heckewälder, Nachricht von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der Indianischen Völkerschaften, welche ehemals Pennsylvanien und die benachbarten Staaten bewohnten. Aus dem Englischen übersetzt, und mit Angaben anderer Schriftsteller vermehrt von Fr. Hesse. Nebst einem, die Glaubwürdigkeit des Autors betreffenden Zusatze von G. E. Schulze. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht 1821.

4) Sketches of the history, manners and customs of the North American Indians. By James Buchanan, His Majesty's Consul for the State of New-York. London 1824.

5) John Halkett, Historical notes respecting the Indians of North America. London 1825.

Das Werk von Schmidt hat zwar nicht die Form einer Reisebeschreibung, kann aber füglich zu dieser Klasse von Schriften gerechnet werden, theils aus dem Grunde, weil der Verfasser mehrere Jahre in den Vereinigten Staaten zugebracht, und, wie es scheint, unmittelbar nachher seine Bemerkungen in ein Ganzes zusammen gestellt hat; theils weil es, vielleicht nach Ebelings Vorgange, zu einer umfassenden Darstellung des jetzigen Zustandes der Vereinigten Staaten bestimmt, doch nicht in allen Beziehungen erschöpfend genannt werden kann. Vielmehr sind manche Gegenstände, manche wichtige Fragen ganz übergangen, oder kurz und nur gelegentlich berührt, dahingegen der Verf. andere sehr vollständig entwickelt, und viele neue, meistens wohl begründete Bemerkungen mittheilt. Er hat natürlich, wie jeder Reisende, auf einzelne bestimmte Gegenstände vorzugsweise seine Aufmerksamkeit gerichtet, und nur in Rücksicht auf diese kann hier eine nähere Erörterung der von ihm ausgesprochenen Be-

hauptungen erwartet werden. Ich glaube, daß er in allen wesentlichen Punkten seiner Darstellung Recht hat, daß er namentlich die Nachtheile, welche den europäischen Auswanderer dort erwarten, mit Wahrheit geschildert, und vielleicht nur bey einzelnen Gelegenheiten, z. B. bey dem Vergleiche der Indier mit den Nordamerikanern, die Farben etwas zu grell aufgetragen hat, wobey er übrigens fast ganz Heckewälder folgt. Allein die Bemerkungen, welche er über die Verfassung und Verwaltung der Vereinigten Staaten, und im Allgemeinen über den politischen, religiösen und moralischen Zustand des Landes macht, würden ohne Zweifel bey dem Gegner mehr Eingang, und bey demjenigen, der aus eigener Ansicht dieselbe Ueberzeugung theilt, noch mehr Anerkennung finden, wenn sie sich nicht auf den gegenwärtigen Augenblick beschränkten, wenn sie nicht blos die Resultate zeigten, die dem Beobachter heute vorliegen, sondern auf der Entstehung und Ausbildung jenes Volkes historisch begründet, aus der Geschichte der englischen Kolonien in Nord-Amerika während der letzten zwey Jahrhunderte, aus der Geschichte der Nord-Amerikanischen Revolution, und aus dem Einflusse entwickelt wären, welchen die französische Revolution auf die Vereinigten Staaten ausgeübt hat.

Der erste Theil der Reise von Hodgson ist weniger interessant, als der zweyte, indem der Verf. in dem erstern fast nur seine Reise-Route ausführlich beschreibt, und mancher einzelnen Personen erwähnt, mit denen er in Berührung gekommen ist. Von seinen Bemerkungen über die Indier wird weiter unten die Rede seyn. Im zweyten Theil, gegen das Ende seiner Reise, theilt er die Resultate derselben mit, und wir nehmen um so lieber im Gegensatze mit Schmidt auf Hodgsons Bemerkungen Rücksicht, als er sich einerseits vor den meisten Reisenden durch große Bescheidenheit auszeichnet und von fast allen seinen Landsleuten, die neuerlich Nord-Amerika besuchten, durch eine billigere Beurtheilung der Vereinigten Staaten und durch das Bestreben unterscheidet, die zwischen den beyden verwandten Völkern obwaltende feindselige Stimmung eher zu mildern als noch mehr aufzureizen. Die Art und Weise der Darstellung trägt überdieß den Charakter der Wahrheit in einem solchen Grade an sich, daß, wo wir nicht mit dem Verf. übereinstimmen können, dieß keineswegs auf dem entferntesten Mißtrauen gegen die Unparteylichkeit desselben, sondern entweder auf einer wesentlichen Verschiedenheit der Ueberzeugung oder darauf beruhet, daß derselbe durch mangelhafte Vorkenntnisse zu einer irrigen Ansicht geführt worden ist.

Schmidt nennt gleich im Eingange des Werkes Nord-Ame-

rika »einen Greis in der Wiege, die abgelebte Hülle nomineller Freyheit. Der junge Bund,« sagt er, »ist in ein moralisches Nichts hinabgesunken, und leidet an den Wehen eines hohen Alters. Könnte Washington dem Schooße der Erde wieder entsteigen, mit Entsetzen würde er das Werk seiner Hände betrachten, das seine Nachkommen mit frevelndem Hohne zerstören.« Er scheint hier mit Unrecht voraus zu setzen, daß Washington wirklich sein Werk vollendet habe; dieß ist nicht der Fall, weil ihm alle mögliche Hindernisse in den Weg getreten sind, und theils einzelne Menschen, theils verderbliche, schon seit der ersten Begründung dieser Kolonien vorhandene, allmählich immer mehr ausgebildete Verhältnisse den Kampf mit seinen großen, weisen Planen für die gründliche Restauration seines Vaterlandes bestanden, und ihn selbst in der Mitte seiner glorreichen Laufbahn vom Schauplatze abzutreten zwangen. Gern unterschreibe ich das Lob, welches über Washington ausgesprochen wird, und ich bin überzeugt, daß seine Verdienste in Amerika noch gar nicht die Anerkennung gefunden haben, die man ihm schuldig wäre. Die Amerikanische Revolution hatte die unmittelbare Verbindung des Landes mit Großbrittanien aufgehoben, die Anerkennung der Unabhängigkeit von Seiten des Mutterlandes die Mehrzahl der Loyalisten veranlaßt, sich nach Kanada zurückzuziehen. — Die Vereinigten Staaten blieben sich selbst überlassen, zerrissen von Faktionen, welche bald nach der Beendigung des Revolutionskrieges dem kaum gegründeten Staate ein schmäliges Ende zu machen droheten. Da trat Washington an die Spitze der Geschäfte. Er wirkte in dem Geiste eines großen Gesetzgebers seiner Nation, und suchte noch mehr zu wirken, aber oft vergebens, weil die Zahl derer, die mit seinen Gesinnungen, seinen Absichten übereinstimmten, sehr gering war. Durch seine ernsten Bemühungen nach dem Vorgange der größten brittischen Staatsmänner, der einzigen, die ihm in seiner Lage als Beyspiel dienen konnten, gewann er für sich und sein Land das Vertrauen Englands wieder. Die Vereinigten Staaten hatten vorzüglich in Folge des unverständigen Verfahrens der Opposition im englischen Parlament, und ihrer unverantwortlichen Umtriebe gegen den König und seine Minister aufgehört, eine Kolonie von Grosbrittanien im politischen Sinne des Worts zu seyn. Aber Washington sah ein, daß die Geschichte der Vereinigten Staaten, daß die Grundlage ihrer ganzen Existenz, ihrer ganzen Bildung nicht in Amerika, sondern in England war. Die Vereinigten Staaten konnten nicht allein stehen; sie mußten sich in ihrem Rechte, in ihrer Sprache, in ihrer Literatur, in vielen ihrer öffentlichen Institutionen, in ihrer auswärtigen Politik am na-

türlichsten an England anschließen. Washington war von dieser Wahrheit durchdrungen, und so lange er die Verwaltung in Händen behielt, war seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, dieses nicht willkürlich gewählte, sondern durch die Natur der Dinge, ja durch die Bande des Bluts gegebene Verhältniß seiner Nation gegen England zu befestigen, und wo möglich für die Zukunft zu sichern. Das Bedürfniß, gerade jene Zeit zur Herstellung, zur festern Begründung dieses nicht blos zwischen den Regierungen beyder Länder freundschaftlichen Verhältnisses zu benutzen, wurde nach dem Ausbruch der französischen Revolution noch dringender; denn Washington sah wohl voraus, daß, wenn er nicht stark genug wäre, um Nord-Amerika mit seiner leiblichen Mutter, mit England wiederum näher zu verbinden, Frankreich, und zwar das revolutionäre Frankreich, die Stiefmutter seines Vaterlandes werden würde. Der nicht undeutlich ausgesprochene Abscheu Washingtons vor den Gräueln der französischen Revolution, die Würde seines Betragens gegen den unverschämten Gesandten der neuen Republik, die Entfernung Jeffersons aus dem Kabinet, waren nur einzelne Zeichen seines Bestrebens, sich dem politischen Systeme Englands in dem, den unmittelbaren Interessen Nord-Amerikas angemessenen Umfange anzuschließen; dieß letztere selbst aber, nur eine Seite des großen, tief durchdachten, wohlbegründeten Plans, der indeß nicht für das Leben Eines Menschen, sondern für eine Reihe großer Männer berechnet war, die nach ihm seinen hohen Posten hätten bekleiden müssen. Das Einzige, was man Washington vorwerfen könnte, ist sein Zurücktreten von aller öffentlichen Thätigkeit, in einem Augenblicke, wo Niemand als er selbst vielleicht im Stande gewesen wäre, dieses System aufrecht zu erhalten. John Adams hatte wohl, wie man schon aus seinen Schriften sieht, die rechte Gesinnung, und auch einen guten Willen, aber einen schwachen Charakter, und wenn ihm auch wäre mehr Festigkeit gegeben worden, so bedurfte es doch nichts weniger als Washingtons Namen, um in einer solchen Zeit den Ränken der ganzen französischen Partey und den überwiegenden Talenten Jefferson's, des Busenfreundes aller französischen Revolutionsmänner, zu widerstehen. Nie ist Englands großartige Politik so wohlthätig für alle Länder der Erde, nie ist sie ein so erhabenes Beyspiel edler, unerschütterlicher und verständiger Festigkeit gewesen, wie in dem dreyßigjährigen Kampfe, welchen es glorreich gegen die französische Revolution bestanden hat. Welch ein anderer Geist würde jetzt in den Vereinigten Staaten leben, wenn Washington, umgeben von seinen wenigen, aber tiefdenkenden Freunden, oder wenn gleich-

gesinnte Männer die höchste Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in dem nämlichen Sinne, wie er, bis auf unsere Tage geführt hätten! diese Zeit würde hingereicht haben, dem neu gegründeten Staate für lange Jahre, für Jahrhunderte vielleicht, den Stempel der Weisheit aufzudrücken, welche seit so langer Zeit in den Hallen von Westminster zu Gerichte saß. Aber gerade das Gegentheil von dem ist leider geschehen. Schlechte Elemente waren vor und während der Zeit des Nord-Amerikanischen Revolutionskrieges schon in großer Masse vorhanden; durch die Unabhängigkeits-Erklärung wurden sie von allen Fesseln befreyt, in denen sie glücklicher Weise bis dahin eine einigermaßen geregelte Verwaltung erhalten, und dadurch minder schädlich gemacht hatte. So lange indessen Washington Präsident war, wußte er sie zu unterdrücken oder zu neutralisiren, so daß ihr Einfluß nur beschränkt blieb. Von nun an gab es aber dafür keinen Zügel mehr. Im Gegentheil ging bald die Bundesregierung selbst zu einem Systeme über, das ihrer Busenfreundschaft mit allen auch den häßlichsten Organen der französischen Revolution würdig war. Die Gesetze der Ehre, Treu und Glauben fanden eine Reihe von Jahren hindurch dort so wenig Schutz bey den obersten und geringsten Verwaltungs-Behörden, wie im revolutionären Frankreich. Glücklicher Weise scheint das Resultat der letzten Präsidenten-Wahl zu der Hoffnung zu berechtigen, daß dieses Land sich wieder über das Niveau des moralischen Verderbens erheben möge, unter welches dasselbe während der letzten zwanzig Jahre versunken war.

Welch ein abscheulicher Unfug ist seitdem in den Vereinigten Staaten, um nur Einiges von dem anzuführen, was wenigstens unter Zulassung der Regierung, wenn nicht gar theilweise unter dem ausdrücklichen Schutze derselben geschah, mit den auswärtigen Schuldforderungen an dortige bankerotte Kaufleute, und mit dem Bankssystem getrieben worden, das in vielen Provinzen eine Reihe von Jahren gar nichts anders war, als ein ausgebildetes System der unverschämtesten Betrügerey. Schmidt, Bd. 1, S. 473, bemerkt unter andern, daß Schlesien mit dem Leinwandhandel nach Nord-Amerika große Summen eingebüßt habe, und fährt dann fort, »eben so ging es den Engländern und andern europäischen Nationen in der letzten Schwindelzeit der Amerikaner, während welcher vielleicht 20 Millionen Thaler mit Bankerotten abgetragen wurden. Die Hälfte der Nord-Amerikanischen Kaufleute, welche mit West-Indien Geschäfte machten, gingen zu Grunde, weil sie den dortigen Handel in eine wahre Lotterie umzuschaffen wußten.« Er erzählt Bd. 2,

S. 60 ein paar einzelne Fälle dieser Art, welche Jedermann abschrecken müssen, sich in direkten Handel mit den Vereinigten Staaten einzulassen, wovon ich nur einen hier anführen will: »Vor einigen Jahren brach ein Kaufmann zu Philadelphia mit dreymalhunderttausend Thalern, die er meistens nach Europa schuldig war, ohne einen Heller zu bezahlen. — Seinen Gläubigern übergab er seine Handlungsbücher in dem verworrensten Zustande. — Bey Untersuchung derselben fand es sich, daß er seine Fahrniß, sechs tausend Thaler an Werth, für zwey hundert acht und funfzig Thaler an seinen Bruder verkauft, und ihm für seine siebenjährigen Dienste als Buchhalter ein und zwanzig tausend Thaler gut geschrieben, obgleich er während dieser ganzen Zeit mit Frau und Kindern kostenfrey im Hause gelebt hatte. — Es fand sich ferner, daß einer seiner Commis ihm angeblich zehn Jahre früher in Hamburg zwanzig tausend Thaler geliehen hätte, die er ihm nun mit ein und dreyßig tausend Thalern vergütet haben wollte. — Die Bücher erwähnten indessen nichts von diesem Anleihen, und die Rückzahlung desselben ging blos der Einstellung seiner Geschäfte voraus. — Dieser Mann, ohne fernere Belege zu seinen Büchern zu geben, kam ohne alle Schwierigkeit und Vorwürfe auf die leichteste Weise durch. — Sein vorher armer Bruder ist nun einer der reichsten Leute bey Louisville in Kentucky, und der Bankrout-Schelm, der keinen Heller mehr besitzen sollte, hält nun eine Notenbank, und streut seine werthlosen Zettel über eine bedeutende Strecke von Indiana und Kentucky, die von dem bethörten unwissenden Volke mit Freude angenommen werden.« Hodgson, wie sehr er sonst auch manche gegen Nord-Amerika erhobene Vorwürfe zu mildern sucht, stimmt in diesem Punkte ganz mit dem überein, was andere Reisende und was auswärtige Kaufleute darüber gesagt haben. »Die Beyspiele,« sagt er (Bd. 1, S. 254) »von Wortlosigkeit in Verhältnissen, auf denen eine große Verantwortlichkeit ruht, besonders bey Banken, sind leider sehr häufig. Ich schreibe dieses vorzüglich dem schlechten System der Gesetze wegen zahlungsunfähiger Gläubiger in jenem Lande zu, und der daraus hervorgehenden lockeren Moral bey Geldgeschäften. Wegen der Einzelnheiten dieses Rechts-Systems, die mit dem dort sonst allgemein herschenden Verstande, und mit der Moralität in größtem Widerspruch stehen, verweise ich Sie auf Ihre Handels-Korrespondenzen. Unmöglich kann dieß lange bestehen. Ich habe hier nie eine gleiche Vertheilung des einem zahlungsunfähigen Schuldner gehörigen Vermögens unter seine Gläubiger gesehen, noch je davon gehört. Im Gegentheil hat sich in den meisten von dergleichen Fällen, die zu meiner Kenntniß gekom-

men sind, der zahlungsunfähige Schuldner die Befugniß angemaßt und auch wirklich ausgeübt, einige seiner Gläubiger ganz zu bezahlen, und anderen nicht einen Groschen zu lassen. Ein großer Kaufmann, welcher Unglück gehabt hatte, aber übrigens einen hohen Platz in der Gesellschaft einnahm, zeigte mir eine Liste, die er von seinen Gläubigern entworfen hatte, und woraus sich ergab, daß einem Theile derselben alle Forderungen bezahlt wurden, die Uebrigen aber selbst sehen mochten, wie sie etwas bekommen würden; und einige dieser letzteren haben, wie ich weiß, nie das Mindeste erhalten. Als ich ihm über die Unbilligkeit eines solchen Verfahrens Vorstellungen machte, so erwiederte er mir, daß es in der Theorie nicht vertheidigt werden könne, aber daß, wenn er einen andern Weg einschlüge, er nicht als ein ordentlicher Kaufmann betrachtet werden würde, und sicherlich von seinen Landsleuten keine Unterstützung erwarten dürfe; indem er zugleich bemerkte, wenn die Amerikaner einander Geld liehen, oder Wechsel indossirten, so werde oft die geheime Verabredung getroffen, daß derjenige, welcher das Geld darleihe, auf eine oder die andere Weise vor Verlust geschützt werden solle, wenn etwa dem andern ein Unfall begegnen sollte. Er suchte einige spitzfindige Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten von Schulden zu machen; allein ich bemerkte, daß der praktische Unterschied sich zwischen denjenigen finde, die ihm künftig dienen und denen die es nicht können, möchten das nun Amerikaner oder Fremde seyn. Englische Kaufleute, welche ihm Waaren nach Amerika zu übermachen pflegten, sollten ganz bezahlt werden, hingegen englische Kaufleute, die ihm Jahrelang Geld geliehen, indem sie seine Wechsel honorirten, sollten ihrem Schicksal überlassen bleiben. Einige dieser letzteren, die große Forderungen hatten, sind am Ende von aller Entschädigung ausgeschlossen worden, obgleich die Schuld vollkommen anerkannt, und das den Gläubigern zufallende Vermögen sehr ansehnlich war. Die Betrügereyen und Ausflüchte zahlungsunfähiger Schuldner übersteigen alle Begriffe, und so lange Amerika bey diesem Systeme bleibt, darf es sich nicht wundern, wenn seine Fehler in alle Welt ausposaunt, und von Fremden übertrieben werden, welche es blos vielleicht aus Handelsgeschäften kennen gelernt haben. Indessen werden nicht blos Ausländer mit der Richtigkeit dieser Darstellung übereinstimmen, sondern es haben die angesehensten Kaufleute auf allen ersten Börsen von Amerika diese Bemerkungen für ganz richtig erklärt, wenn ich sie in ihrer Gegenwart geäußert habe; und sogar der amerikanische Schriftsteller Verplank, dem es wahrlich nicht an Anhängigkeit für sein Vaterland fehlt,

spricht ganz auf ähnliche Weise von dieser Sache.« Hodgson führt zur Bekräftigung dessen, was er behauptet, einen Auszug aus den New York Statesman an, wo in einem Memorial der Handelskammer von New York von 13. December 1823 gesagt wird: »Ohne ein allgemeines Gesetz über Bankerotte haben nicht alle Gläubiger eines Kaufmanns, der fallirt, gleiche Aussicht, einen Theil seines Vermögens zu erhalten. Wenn ein Kaufmann in irgend einer von unsern Handelsstädten in Verlegenheit kommt (dieser Gebrauch ist so allgemein, daß er zu einem völligen System geworden ist), so weiset er zuerst all sein Vermögen zur Bezahlung seiner vertrauten Freunde an, die ihm ihren Namen und ihr Geld geliehen, und dadurch ihm einen falschen Kredit gegeben haben, der ihm dazu gedient hat, andere zu betrügen; oder er hat schon als Hypothek für wucherische Anlehen, welche er von den, unsere Städte verheerenden Harpyen angeliehen, alles angewiesen, was er besitzt, und seine ehrlichen Gläubiger bekommen gar nichts. Die Wahrheit des hier Gesagten ist fast allen Kaufleuten in den Vereinigten Staaten aus Erfahrung bekannt, und wird von ihnen bestätigt werden.« Ich sehe aus einem im Repräsentative abgedruckten Schreiben aus New York vom April 1826, daß dieser beklagenswerthe Zustand der Dinge bisher noch gar nicht verbessert worden ist, indem es darin heißt: »Wir haben hier in der Handelswelt sehr schlimme Zeiten gehabt, da zweyhundert bedeutende Handelshäuser fallirt haben. Aber die hier geltenden Gesetze gegen zahlungsunfähige Schuldner sind so ungenügend, indem es kein gleichmäßiges System der Bankerott-Gesetze in den Vereinigten Staaten gibt, daß wenige unter diesen Handelshäusern sich auch nur die Mühe gegeben haben, Rechnung abzulegen; und sie sind dergestalt geschützt, daß Niemand Lust zu haben scheint, sie gerichtlich zu verfolgen.«

Einer der allergrößten Mißbräuche in den Vereinigten Staaten, in welcher Hinsicht Hodgson (Bd. 1 S. 361, Bd. 2, S. 85 u. 102) mit Schmidt ganz übereinstimmt, sind die vielen unter keiner Art von Aufsicht stehenden Privatbanken, deren Verfahren alles, was man in der letzten Zeit über die Schwindeleyen der Privatbanken in England gesagt hat, in einem solchen Grade übersteiget, daß eigentlich zwischen ihnen gar kein Vergleich mehr Statt finden kann. Dieß gilt größten Theils auch von der Staatenbank, aber am allermeisten von den Privatbanken (Schmidt, Bd. 1, S. 421 bis 442). Zahllos sind die Betrügereyen, die von manchen solchen Banken getrieben wurden. Eine Bank in Pittsburg ließ mehrere Mal das falsche Gerücht verbreiten, daß sie sich in schlechten Umständen befinde. Alles

drängte sich nun herbey, das schlechte Papier mit 10, 20 und 30 Procent Verlust zu verkaufen. Unterhändler der Bank nahmen mit scheinbarem Widerwillen diese Noten gegen einen solchen Abzug an, aber die Bank fallirte nicht, sondern steckte das Geld ein. Selbst die Aehnlichkeit der Namen benutzt man zu dergleichen Betrügereyen. So wurde vor einiger Zeit ein Ort im Staate Ohio mit dem Namen New Philadelphia belegt, und bald nachher errichtete man dort eine Bank. Das Wort Philadelphia stand am Rande der Note mit großen Buchstaben, aber das Beywörtchen New war ganz unsichtbar in dem großen Philadelphia verschlungen, so, daß Jeder, der nicht mit der Sache vertraut war, diese Noten für wirkliches Philadelphia-Papier nahm. Die Bank brach, um ihren Raub zu sichern, und die Inhaber waren betrogen. Der größte Unfug wird überdieß mit dem Falschmünzen getrieben, und diese Betrügereyen geschehen manchmal so öffentlich, daß man sich wundern muß, wie solche Mißbräuche geduldet werden. »So ereignete sich zu Maysville in Kentucky der Fall, daß ein Schneider, der sich durch mehrjährigen Fleiß ein kleines Vermögen erworben hatte, bey Herannäherung des letzten Friedens beschloß, seinen Vorrath an Tüchern in Kleider umzuarbeiten, und damit den Missisipi hinauf nach St. Genevieve zu fahren, um sie in jener Gegend zu verkaufen. — Auf seiner Fahrt wurde ihm ein Ort angezeigt, wo ähnliche Gegenstände willkommen wären. — Er entschloß sich daher sogleich hinzufahren, und während er seine Güter landete, wurde schon unter den Bewohnern des Ortes geheime Rücksprache gehalten, dem Manne erstlich alles gegen baares Geld abzukaufen, und es nach und nach gegen falsche Noten wieder einzulösen. — Der Streich gelang. — Der Schneider bekam 1500 Thaler in falschen Zetteln und war ruinirt.« In dem Staate Pennsylvanien allein gab es im Jahre 1820 nicht weniger als ein und vierzig Banken, und im Staate Kentucky drey und dreyßig, und alle diese Banken fingen ihre Geschäfte ohne das nöthige Kapital an, so, daß sie zehn, ja siebenzig und zum Theil hundert und zwanzig Mal mehr Papiere in Umlauf setzten, als die baare Einlage betrug.

Unter allen öffentlichen Einrichtungen lobt Schmidt am meisten das Postwesen, welches allerdings nach den einzelnen darüber beygebrachten Angaben wenigstens eben so gut in Ordnung erhalten wird, wie in den meisten europäischen Ländern; und dieß verdient um so mehr Anerkennung, als die weiten Entfernungen, die Schwierigkeiten eines so ausgedehnten Straßenbaues, und die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung demselben viele Hindernisse in den Weg legen. Alle Posten stehen unter der

Bundes-Regierung, und man könnte sich daher beynahe wundern, daß nicht auch dieser Zweig der öffentlichen Verwaltung durch den Widerspruch leide, welchen jede für das allgemeine Beste des Bundes geforderte Unterstützung bey den einzelnen Staaten findet. Man hat aber, glaube ich, von Anfang an, eine ganz getrennte Verwaltung des Postwesens angeordnet, und immer den jährlich daraus hervorgehenden Ueberschuß zur Ausdehnung desselben verwendet; was unter den einmal obwaltenden Umständen ohne Zweifel das Zweckmäßigste war. Hodgson stimmt übrigens hierin nicht mit Schmidt überein; er ist gar nicht mit der Schnelligkeit und besonders nicht mit der innern Einrichtung der Postkutschen in den südlichen Provinzen zufrieden, die nach seiner Beschreibung um nichts besser sind, als ehemals die berüchtigten sächsischen Postwagen.

Diese Abneigung, für das gemeine Wohl, besonders für die Bundes-Regierung Geldbeyträge zu liefern, hat dem System der Besteuerung die ganz eigenthümliche Gestalt gegeben, daß bisher fast gar keine direkte Steuern von Seiten des Bundes erhoben worden sind, sondern alle Ausgaben durch indirekte Taxen, besonders durch Einfuhr-Zölle gedeckt werden mußten. Schmidt gibt an, daß von Seiten des Bundes seit Begründung der jetzigen Regierungsform 35 Millionen Dollars in direkten und 341 Millionen Dollars in indirekten Steuern erhoben worden sind; daß jedoch von der ersteren gewiß verhältnißmäßig geringen Summe immer sehr bedeutende Rückstände geblieben sind, und bis auf den heutigen Tag in einem viel größeren Maße, als in einem jeden andern Lande, nicht beygetrieben werden konnten. Die Einkünfte der Bundes-Regierung sind ganz und gar von der Einfuhr abhängig, weßhalb sie auch immer mit Schulden überhäuft, und außer Stande war, irgend eine bedeutende Anstrengung für das Beste, für die Vertheidigung des Landes zu machen, was sich am allermeisten im Laufe des letzten Krieges mit England gezeigt hat. Dieser Umstand allein, und die Eifersucht der Regierung der einzelnen Staaten gegen die Bundes-Regierung beweisen auch hinlänglich das Lächerliche der hie und da aufgestellten Behauptung, als ob Nord-Amerika, so lange nicht eine wesentliche Aenderung in der Verfassung und Verwaltung des Landes vorgeht, irgend daran denken könne, den Engländern die Herrschaft der Meere streitig zu machen. Schmidt gibt die Seemacht der Vereinigten Staaten auf sieben Linien-Schiffe, acht Fregatten, zwey Korvetten, zwey Briggs u. s. w. an; auch sagt er unter andern, daß die Regierung den im Jahre 1816 gefaßten Entschluß, neun Schiffe von vier und siebenzig und zwölf von vier und vierzig Kanonen zu erbauen,

wegen Mangel an Geld nicht habe ausführen können. An ihren eigenen Küsten können sie allerdings sehr leicht den Engländern das Gleichgewicht halten, weil es immer außerordentlich schwer ist, von den Arsenälen und Vorrathshäusern weit entfernt, lange mit einer großen Flotte auf offenem Meere zu bleiben, und dieß ist deßhalb dort noch viel weniger möglich, weil die Küsten der Vereinigten Staaten sehr stürmisch und gefährlich sind.

Wie wenig in Nord-Amerika etwas gedeihet, dessen Aufblühen durch den Bund bedingt wird, davon ist auch der Zustand ein Beweis, in welchem sich die Hauptstadt Washington befindet. Man ist jetzt wohl ziemlich allgemein der Meinung, daß es besser gewesen wäre, eine der großen Seestädte, oder irgend einen andern Ort zur Hauptstadt zu machen; allein die gegenseitige Eifersucht der einzelnen Staaten hat dieß verhindert. Außerdem hat man eine, wegen ihres Klima und ihrer ganzen Umgebung höchst unangenehme Gegend gewählt (womit Hodgson indessen nicht übereinstimmt), so, daß Niemand gern seinen Wohnsitz dort aufschlug; und da die Lage weder für den Handel, noch für Fabriken vortheilhaft ist, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach dieser Ort immer unbedeutend bleiben. Unglücklicher Weise hat man gleich anfangs die Anlage auf eine Stadt von sehr großem Umfange gemacht, so, daß bis jetzt Washington nach den Berichten aller Reisenden, was auch Schmidt und Hodgson bestätigen, eigentlich gar keine Stadt, sondern ein Haufe auseinander liegender Landhäuser genannt werden muß, welche eine Anzahl kleiner Dörfer bilden, und zum Theil zwey englische Meilen von einander entfernt sind. Die Straßen, welche übrigens bis jetzt alle blos skizzirt sind, und höchstens so gut wie unsere schlechten Landwege, haben eine Breite von hundert bis hundert und sechzig Fuß, und durchschneiden sich alle in rechten Winkeln. Im Jahre 1820 waren über dreyzehn tausend Einwohner in Washington, und unter diesen mehr als dreyzehn hundert Sclaven und eilf hundert freye Schwarze. Hodgson sagt (Bd. 1, S. 8 und 324), Washington habe viel Aehnlichkeit mit einem Badeorte, weil die meisten Leute, die Mitglieder des Kongresses, nur eine kurze Zeit des Jahres dort bleiben, im Ganzen aber jedes Jahr die nämlichen Personen wieder zusammen treffen.

Als ein Beyspiel der Verwirrungen, welche nach dem Ende des letzten Krieges in allen Handelsgeschäften eintraten, führt Schmidt an, daß im Jahre 1819 in Philadelphia, einer Stadt von ungefähr hundert und zwanzig tausend Einwohnern, mehr als achtzehn hundert Schuldner ins Gefängniß geschleppt wurden, und nach einer wahrscheinlichen Berechnung sechs bis

acht tausend Menschen allein in dem einzigen Staate Pennsylvanien wegen Schulden eingesperrt waren. Auch Hodgson äußert sich darüber, daß, mit Ausnahme von Neu-England, unter den Privatpersonen große ökonomische Verwirrung herrsche (Bd. 1, S. 341). Die Manufakturen sind größtentheils in schlechtem Zustande; viel besser sind die Handwerker, welche zum Theil schöne Arbeiten liefern. Aber der Mangel an aller vernünftigen Einschränkung dieser Gewerbe, sagt Schmidt (Bd. 1, Seite 383), hat denselben Schwindelgeist, wie in den größern Manufakturen erzeugt, und die Handwerker veranlaßt, von einer Beschäftigung zur andern überzugehen, je nachdem die Umstände sie dazu aufzufordern scheinen. Auf diese Weise hat es sich ergeben, daß manche Handwerker mehrere Gewerbe erlernten, ohne in einem vollkommen zu seyn; und indem sie sich dabey selbst schadeten, verursachten sie auch eine übertriebene Production ihrer Fabrikate, welche verderbend auf das Ganze wirkten.

Mit eben so geringer Sorgfalt, wie die Handels- und Fabrikgeschäfte in Nord-Amerika getrieben werden, verfährt man beym Ackerbau und bey der Viehzucht. Die Kühe geben, nach Schmidt, im Durchschnitt nur die Hälfte Milch, wie in Holstein, im Breisgau oder in der Schweiz, da mit sehr wenigen Ausnahmen Niemand für gute Weiden sorgt, und man das Rindvieh im Winter der Kälte und Nässe aussetzt. Die Pferdezucht ist in den mittleren und nördlichen Staaten ziemlich gut. Aus dem englischen Jagdpferde sind starke Wagenpferde geworden, doch sind sie weniger muthig, als unsere europäischen Pferde. Hodgson lobt besonders die virginischen Pferde. Mit der Schafzucht steht's am schlechtesten, obgleich neuerlich viele Merinos eingeführt sind.

Der Getreidebau ist am besten in den mittleren, westlichen und nördlichen Provinzen; allein die große Menge unangebauter Ländereyen, und die Leichtigkeit, sich neue zu verschaffen, haben in der Bewirthschaftung eine große Nachläßigkeit erzeugt. Ohne Dünger und schwere Arbeit bringt der neue Boden reichliche Ernten, und wenn ein Stück Land erschöpft ist, so nimmt man ein anderes (Hodgson Bd. 1, S. 294). Natürlich werden dadurch die Grundstücke so verdorben, daß die Eigenthümer derselben ihrem Wohnsitz häufig entsagen müssen, um in andern Gegenden unbenutzte Ländereyen auf die nämliche Art zu Grunde zu richten. Dieß ist eine der Ursachen, weßhalb manche Bewohner der östlichen Staaten ihre Heimath verlassen, und nach den westlichen Ländern ziehen. Indessen sind, wie Hodgson sagt (Bd. 2, S. 262), die Neu-Engländer auch im Ackerbau fleißig, und verdienen nicht in dem nämlichen Grade die den Nord-Ame-

rikanern in der Hinsicht gemachten Vorwürfe, obgleich sie übrigens auch von dem Fehler, zu viel Land zu bebauen, nicht ganz frey zu sprechen sind. (Bd. 2, S. 306). Weizen, Mais oder Kartoffeln werden in großer Menge gebaut, Reiß in den südlichen Staaten. Uebrigens sind die Kartoffeln nach Schmidt in Nord-Amerika nicht besonders gut, und stehen weit hinter den holländischen und irländischen zurück, wovon jährlich eine große Menge eingeführt wird. Fast alle europäischen Bäume und Fruchtgewächse findet man dort, allein auch Schmidt hat die Bemerkung gemacht, daß Obst und Gemüse, die von Europa eingeführt worden sind, ihr Aroma verloren haben, und an Masse ersetzen, was sie an Geschmack abgenommen hatten. Das nämliche sagt er von dem Weinbau. Man sieht nämlich schöne Trauben, aber sie sind durchgängig sauer; der Saft ist mit harten Hüllen umgeben, und enthält eine größere Menge Weinsteinsäure, als unsere Trauben. Schon unter der englischen Regierung hat man viele Versuche mit dem Weinbau gemacht, allein ohne bedeutenden Erfolg. Im Jahre 1793 legte ein französischer Schweizer in Verbindung mit mehreren Amerikanern, Weingärten am Schuylkill, nicht weit von Philadelphia an. Die Setzlinge kamen von Livorno, Madera und Frankreich. Am Ende des vorigen Jahrhunderts fing eine andere Gesellschaft schweizerischer Winzer in Kentucky den Weinbau an; allein da sie diese Gegend nicht zuträglich fanden, verließen sie dieselbe wieder, um sich am Ohio im Staate Indiana nieder zu lassen. Dort gründeten sie das Städtchen Vevay im J. 1805; in dessen Umgebung sind vier und zwanzig Acker Landes mit Weinreben bepflanzt, und sie sollen im J. 1817 fünftausend Gallonen Wein, im J. 1819 nicht viel weniger erzeugt haben. Einige andere Anlagen der nämlichen Art, haben gleichfals wenig Erfolg gehabt. Die Weinreben vom Vorgebirge der guten Hoffnung sollen dem Klima am leichtesten widerstehen, und die Gegenden am Ohio am besten dazu seyn. Schmidt sagt indessen, daß aller Wein, der bis jetzt in den Vereinigten Staaten erzeugt wird, außerordentlich schlecht sey, und sich zu den Bodensee-Weinen verhalte, wie diese zum Madera. Die zu große Veränderlichkeit des Klima erklärt wohl hinreichend die Schwierigkeit, welche der Weinbau hier finden muß, und es scheint auch wohl die Behauptung nicht ohne Grund zu seyn, daß das Erdreich durch Kultur einen gewissen Grad der Reife erhalten haben müsse, ehe es mit Vortheil zum Weinbau benutzt werden könne.

Hodgson theilt (Band 2, Seite 309) einige von Dr. Dwight gemachte sehr wichtige Bemerkungen über die oft anfangs falsche Beurtheilung der Fruchtbarkeit des Bodens in Nord-

Amerika mit. Wo die Wälder nicht durch Brand gelitten, hat sich in ihnen, durch das Abfallen der Blätter während einer langen Reihe von Jahren, auf dem Boden eine Decke von vegetabilischer Dammerde gebildet, die sechs bis zwölf, ja manchmal achtzehn bis vier und zwanzig Zoll hoch ist. Diese Dammerde ist außerordentlich fruchtbar, indem sie eigentlich ganz aus dem besten Dünger besteht, den es nur gibt, und so lange dieß vorhält, trägt der Boden außerordentlich reichliche Früchte. Nimmt man nun bey der vorläufigen Schätzung der Fruchtbarkeit der Ländereyen auf diesen Umstand nicht gehörige Rücksicht, so wird natürlich der Werth des Bodens überschätzt, und im Gegentheile wird der Boden, wo sich diese Anhäufung von Fruchterde nicht findet, verhältnißmäßig zu gering geschätzt. Daher kommt es, daß viele neuen Ländereyen in den nördlichen, östlichen, westlichen und südlichen Staaten höher geschätzt wurden, oder noch geschätzt werden, als sich nach einigen Jahren zeigt, daß sie verdienen. Als man zuerst an den Green Mountains in Massachusetts Ansiedlungen machte, schrieb man diesen die nämliche üppige Fruchtbarkeit zu, welche seitdem als charakteristisch für Kentucky angegeben wurde. In der nämlichen Zeit sagte man dasselbe von dem Thal Housatonnuk in der Grafschaft Berkshire. Von da übertrug man diese Eigenschaft auf die Ländereyen in New-Hampshire und Vermont am Connecticut und von da auf die in Vermont auf der Westseite der Green Mountains gelegenen. Von diesen Gegenden ist das Paradies nach den westlichen Theilen von New York, nach Ober-Kanada, nach den Ländern am Ohio, nach den südwestlichen Territorien gewandert, und geht nun über den Missisippi. Die von diesen Ländern gegebenen Nachrichten waren in einem gewissen Umfange wahr, aber die daraus gezogenen Folgerungen großentheils unrichtig. So lange nämlich diese Dammerde sich erhält, wird der Ertrag, selbst bey geringer Kultur, sehr groß seyn; denn dieses Erdreich ist so leicht, daß es kaum des Pfluges bedarf. Aber die Dammerde verschwindet nach einiger Zeit. Auf den Ländereyen, die fortwährend gepflüget werden, verliert sie sich bald, da hingegen sie auf denjenigen, die zu Wiesen gebraucht werden, viel länger anhält. Am Ende verschwindet aber jede Spur davon. Es kommt also bey Schätzung der Qualität des Bodens darauf an, das Erdreich zu untersuchen, welches unmittelbar unter der vegetabilischen Dammerde liegt; und wenn dieses gut ist, so kann man für alle Zukunft sichere Berechnungen machen; sonst nicht.

In den südlichen und mehreren der westlichen Provinzen gibt es große Baumwollpflanzungen, in Virginia nicht sehr be-

deutend, aber desto mehr in Süd-Karolina, Georgia, und Louisiana, und ebenfalls in Nord-Karolina, Alabama, Mississippi, Arkansas und Tenessee. Die Bestellung der Baumwollenpflanzen erfordert weit weniger Kapital und weniger Arbeit, als die des Zuckers, und ist auch nicht so nachtheilig für die Gesundheit der Sklaven. Der Anbau der Baumwolle hat sich in den letzten dreyßig Jahren so sehr vermehrt, daß die Ausfuhr dieses einzigen Artikels sich zur ganzen Ausfuhr des Landes wie 22 zu 51 verhält. In Süd-Karolina betrug im Jahre 1792 die Ausfuhr der Baumwolle 68520 Pfund; hingegen schon 1,109,653 Pfund im Jahre 1795; 2,801,996 Pfund im Jahre 1799; 6,425,863 Pfund im Jahre 1800; und 20,000,000 Pfund im Jahre 1820. Die ganze Ausfuhr betrug im Jahre 1820 ohngefähr 110,000,000 Pfund, wovon 90,000,000 nach England gingen; England erhielt daher beynahe zwey Drittheile seiner ganzen Einfuhr aus den Vereinigten Staaten, indem es im Jahre 1820 überhaupt 144 Mill. Pfund einführte; nämlich über 26 Mill. aus Brasilien, 16 Mill. aus Ostindien, und 11 Mill. aus Westindien. Ein anderer sehr bedeutender Ausfuhrartikel ist Tabak, worin seit Anfange dieses Jahrhunderts nur vorübergehende Aenderungen eingetreten sind; die jährliche Ausfuhr betrug im Jahre 1820 fast eben so viel, als im Jahre 1800, nämlich achtzig tausend Fässer, oder eine Million Zentner. Die Vereinigten Staaten liefern mehr als drey Viertheile der ganzen Tabakeinfuhr in Europa; Brasilien jährlich zwey hundert und zwanzig tausend Zentner. Der Anbau des Zuckers hat in den südlichen Provinzen, besonders in Louisiana, seit den unglücklichen Ereignissen auf St. Domingo bedeutend zugenommen; es werden etwa zwanzig Millionen Pfund erzeugt, und außerdem noch vierzig Millionen Pfund aus Brasilien, West- und Ost-Indien in die Vereinigten Staaten zur Konsumtion eingeführt. Der Bau des Indigo ist fast ganz durch Zucker und Baumwolle verdrängt worden (Hodgson Bd. 1, S. 205). Dagegen wird Flachs und Hanf jetzt viel gebaut (Hodgson Bd. 2, S. 71), besonders in Kentucky, Tenessee, Ohio, Pennsylvanien, und Neu-York. Bedeutende Ausfuhr-Artikel sind auch noch, Terpentin, Harz, Theer und Pech; alles Produkte der großen Fichten- und Tannen-Wälder.

Schmidt kommt wiederholt auf die Bemerkung zurück, daß viele Erzeugnisse der neuen Welt, besonders solche, die neuerlich erst dahin verpflanzt worden sind, an innerer Güte, den europäischen und asiatischen Produkten bey weitem nachstehen. Er führt davon viele einzelne Beyspiele an, von denen hier nur einige der auffallendsten bemerkt werden können. Man sieht,

sagt er, in Nordamerika fast eben so schönes Mastvieh, wie in Europa, aber ungeachtet des guten Aussehens ist das Fleisch doch nicht so kraftvoll; und Fremde, die sich dort lange Zeit aufgehalten hatten, besonders Hausfrauen, versicherten ihn, daß sie von zwey Pfund Fleisch keine so kräftige Suppe, wie von einem Pfund in Europa bekommen. Er findet mit Recht eine Bekräftigung dieser Angabe darin, daß die Bewohner dieser Gegenden drey Mal des Tages Fleisch, und zwar in solcher Menge verzehren, wie in Deutschland für drey Tage hinreichen würde. Der nämliche Vorwurf trifft, wie schon bemerkt, die Gemüse und andere Nahrungsmittel, und es scheint in der That die Meinung einigen Grund zu haben, daß dieses Land seit nicht so langer Zeit bebaut, wie in der alten Welt, auch nicht den nämlichen Grad der Reife erlangt hat. Schmidt beruft sich zur Bestätigung seiner Beobachtungen auf das Zeugniß anderer Reisenden, und namentlich auf einen Aufsatz im Göttinger historischen Magazin, II. Bd. 2. St. S. 376. Auch hier findet sich die Bemerkung, daß in Süd- und in Nord-Amerika dem Wildpret der ihm in Europa eigenthümliche Geschmack gänzlich mangelt, und daß man dort manche Thiere ißt, welche bey uns wegen ihres zu starken Geschmacks nicht gegessen werden können (Schmidt Bd. I. S. 499).

Die nachtheiligen Veränderungen, welche mit vielen Produkten der alten Welt vor sich gehen, wenn man sie nach Nord-Amerika verpflanzt, werden offenbar nicht bloß durch die Verschiedenheit des Bodens, sondern durch den Einfluß des Klima überhaupt hervorgebracht. Zwey Gebirgsketten ziehen sich von Norden nach Süden, die eine im Osten, die andere im Westen durch das Gebiet der Vereinigten Staaten. Die östliche Gebirgskette, die Alleghanny-Gebirge, beginnen bey der Mündung des Lorenz-Stroms, ziehen sich unter verschiedenen Namen westlich nach Neuhampshire durch Vermont, Neu-York, theilen sich dort in mehrere Gebirgsreihen, und vereinigen sich wieder in Eine Masse an den Gränzen von Virginia und Nord-Karolina; durch Georgia ziehen sie sich dann mehr westlich nach dem Missisippi. Diese Gebirgskette ist neunhundert englische Meilen lang und sechzig bis zweyhundert breit. Ihre mittlere Höhe ist zwischen zwey bis dreytausend Fuß, und Schmidt erklärt ausdrücklich die Angabe von Jefferson, Michaux und Malte-Brun, nach welcher der Gelbe Berg und der Eisenberg (Yellow und Iron Mountain) in Virginia sechstausend Fuß messen soll, für übertrieben, und glaubt, daß sie kaum halb so hoch sind. Innerhalb der nördlichen Gränzen von Pennsylvanien streicht ein Nebenzweig der Alle-

ghanny nördlich und westlich nach dem Erie-See, dann in südlicher, westlicher und östlicher Richtung durch den Staat Ohio, und trennt sich im Staate Indiana in zwey Arme, wovon der eine nördlich am Michigan oder Obernsee vorüber streicht, der andere südlich durch Illinois hin sich erstreckt. Dieser Höhenzug bildet häufig Hochebenen, die eine Menge Teiche enthalten, und hier findet sich der Scheitelpunkt der gegen Süden und Westen nach dem Missisippi und gegen Norden und Nordosten nach dem Lorenzthale strömenden Gewässer. Dieser Gebirgszug ist aber nicht hoch genug, um die von denselben südlich liegenden Ebenen gegen die kalten Nordwinde zu schützen. Die westliche Gebirgskette Chippevan oder Rocky Mountains sind eine Fortsetzung der Andes, und ziehen sich nördlich und nordwestlich; ihre nähere Beschaffenheit ist noch wenig untersucht. Zwischen diesen beyden Gebirgsketten, den Alleghanny- und den Chippevan-Bergen dehnen sich unermeßliche Flächen aus, die nur von unbedeutenden Höhenzügen unterbrochen werden, und größtentheils aus Savanen oder Prairies und Sandwüsten bestehen. Die Savanen nehmen bey dem Erie- und dem Michigan-See ihren Anfang, und erstrecken sich durch Ohio, Indiana u. s. w. bis zum Meerbusen von Merika. Ihre westlichen vermuthlichen Gränzen sind, jedoch nicht auf allen Punkten, die Chippevanberge. An manchen Orten sind sie zwölfhundert englische Meilen breit, und von Norden nach Süden fast so lang wie die Vereinigten Staaten. Sie finden sich auch östlich von den Alleghanny in Georgia und in den beyden Florida's, wo sie ebenfalls unabsehbare Ebenen bilden. Die großen Sandflächen des nördlichen Amerika gränzen unmittelbar an die Chippevanberge westlich vom Missisippi, von einer Hügelreihe eingeschlossen, welche man die Hochländer von Missouri und Arkansas nennt; sie sind von Norden nach Süden über tausend englische Meilen lang, und von Osten nach Westen etwa sechshundert breit. Natürlich ist hier von schönen Gegenden nicht die Rede, und fast alle Reisende stimmen darin überein, daß es nichts Langweiligeres gibt, als diese unabsehbaren Flächen der westlichen Staaten (Hodgson, B. I. S. 173). So weit das Auge reicht, sieht man, wie Schmidt sagt, etwa zwanzig Bäume auf einem unermeßlichen Gras-Ocean, die den Masten segelnder Schiffe gleichen; und selbst in den östlichen, mehr gebirgigen Gegenden sieht man selten schöne Wälder, weil die Bäume zu weit von einander entfernt stehen, so daß man z. B. im nordwestlichen Theile von Pennsylvanien mehrere hundert englische Meilen weit in jeder Richtung zwischen ihnen durchfahren kann. Sicherlich gibt es aber auch andere Gegen-

den, die im Gegentheil an schönen Bäumen sehr reich sind. (Hodgson, B. II. S. 274). Der größte Reichthum an Holz jeglicher Art ist in der Mehrzahl der östlichen Staaten. Die nördlichen und mittleren Provinzen sind sehr reich an Eichen, dagegen ist an den Küsten und im Innern der südlichen Staaten der sandige Boden meilenweit mit Nadelholz bedeckt (Hodgson, B. I. S. 155, B. II. S. 93); besonders Louisiana, Mississippi, Alabama, Florida, Georgia und die beyden Karolinen. Auf besserem Boden wächst auch sehr schönes Laubholz, und an den feuchten Stellen der Grasfluren viele verschiedenartige Gesträuche und Schilfe, namentlich Arundo gigantea, welches gegen vierzig Fuß hoch wird, und besonders zwischen dem 30°, 40′ und 32° 2′ N. B. ein dichtes, kaum durchdringliches Gebüsch bildet. Uebrigens widerspricht Schmidt der von Jefferson, Barton und auch von Humboldt aufgestellten Meinung, daß im Allgemeinen dieselben Gewächse westlich von den Alleghanny weiter gegen Norden wandern, als in den östlichen atlantischen Provinzen. Wenn dieß bey einigen Pflanzen wirklich der Fall ist, so liegt der Grund ohne Zweifel nicht, wie man zum Theil geglaubt, darin, daß die westlichen Provinzen ein milderes Klima hätten, sondern vermuthlich in der relativen bessern Beschaffenheit des Bodens, da andererseits manche Pflanzen in den östlichen Provinzen ein ihnen zuträglicheres Erdreich finden, und daher dort weiter gegen Norden wandern. Schmidt führt als Beyspiele davon Palmen und Quercus virens an, die man östlich um einige Grade nördlicher als jenseits der Berge findet, so wie auch das Zuckerrohr, welches in Louisiana nur bis 30° 20′ gedeiht, an der atlantischen Küste hingegen bis auf 32° N. B. An Würmern, Insekten, Amphibien und auch an Fischen und Vögeln ist Nordamerika sehr reich; nur darf man nicht übersehen, daß es dort keine Nachtigallen und Lerchen, wenn gleichwohl andere Singvögel gibt. (Hodgson, B. II. S. 280). Die Pflanzenwelt ist dort bey weitem vorherrschend, dahingegen unsere nach Nordamerika verpflanzten Hausthiere großentheils in ihrer äußeren Gestalt oder ihrer Brauchbarkeit ausgeartet sind, und an Kraft und Schönheit verlieren. Ueberhaupt ist die alte Welt (Schmidt, B. I. S. 86 und 496) an kräftigen vierfüßigen Thieren der neuen bey weitem überlegen; man vergleiche nur den amerikanischen Büffel mit dem Elephanten, welche als die größten Landthiere beyder Welttheile zu betrachten sind.

Volney hat von dem Klima in Nordamerika am Schlusse des Kapitels über die Ansicht des Landes gesagt: Ajoutez un ciel capricieux et bourru, un air tour-à-tour très-

humide ou très-sec, très-brumeux ou très-serein, très-chaud ou très-froid, si variable qu'un même jour offrira les frimas de Norwège, le soleil d'Afrique, les quatre saisons de l'année, et vous aurez le tableau physique et sommaire des Etats-Unis.; Schmidt nennt dieß die beste und genaueste Schilderung desselben, und Hodgson bestätigt auch die Bemerkung, daß das Wetter in Nordamerika sehr veränderlich sey, so wie er ebenfalls den von Volney in dieser Hinsicht gemachten Bemerkungen vollkommen beytritt (Bd. I. S. 36, S. 102, 368, Bd. II. S. 281, 285). Schmidt behandelt diesen Gegenstand besonders ausführlich, und belegt seine Bemerkungen mit vielen einzelnen und an verschiedenen Orten wiederholten meteorologischen Beobachtungen. Das Klima ist äußerst unregelmäßig und veränderlich, und die Winter sind besonders in den nördlichen Provinzen eben so streng wie in Rußland. Uebrigens ergibt sich auch aus den vielen einzelnen Daten, sowohl über die sogenannte mittlere Temperatur als über die Wärme im Sommer die Grundlosigkeit der Behauptung, daß die westlichen Staaten wärmer seyen als die östlichen. Wie die Kälte im Winter, so ist die Hitze im Sommer in Nordamerika unerträglich, ja zum Theil viel beschwerlicher als im spanischen Amerika, in Westindien, Brasilien, und an der Westküste von Afrika, weil dort die Schwüle des Tages durch häufige See- und Landwinde gemildert wird, da hingegen in Nordamerika in der größten Hitze fast kein Lüftchen weht, und die Atmosphäre mit Dünsten überladen ist. Doch muß dieß nicht immer und nicht überall der Fall seyn, da Hodgson (Bd. II. S. 281) ausdrücklich bemerkt, daß er, wenigstens im Vergleich mit England, in Neuengland die Atmosphäre sehr hell und rein gefunden habe, und dieser Reisende übrigens, wie schon erwähnt, eben so wie Schmidt, Volney's Bemerkungen über das Klima bestätigt, der in dieser Hinsicht sagt: mais ce qui rend la chaleur plus insupportable, c'est le défaut presque absolu de vent, surtout depuis trois heures après-midi, et l'humidité dont l'air est chargé; ein Zustand der Atmosphäre, der während der Monate Juny, July und August den Menschen zu aller Anstrengung fast ganz unfähig machen muß. In Brasilien schwankt das Thermometer im Sommer zwischen 16° und 28° R., im Winter oder während der regnichten Jahreszeit zwischen 8° und 21° R.; in Westindien, auf St. Domingo, Jamaika, bleibt das Thermometer das ganze Jahr hindurch in den Ebenen zwischen 16° und 25° R. Dahingegen findet man in den Vereinigten Staaten nicht nur an den nämlichen Orten eine überaus schnelle Ver-

änderlichkeit der Temperatur, sondern es ist auch in dem nämlichen Augenblicke oft an einem Orte sehr heiß, und an einem andern unter gleichem Breitengrade sehr kalt. Schmidt führt z. B. Bd. I. S. 68 an, daß am 6. Juny 1820 in Philadelphia das Thermometer auf + 20° R. stand, und an demselben Tage die Kälte beynahe alles in den Gärten am Ohio zerstörte. Es ergibt sich daraus leicht, daß die sogenannte mittlere Temperatur für die Beurtheilung der Witterung in den Vereinigten Staaten eigentlich gar keinen Werth hat. Noch auffallender ist der tägliche Wechsel der Temperatur, besonders in den Monaten März, April und May, was Schmidt z. B. in Rücksicht auf Philadelphia durch ausführliche Tabellen näher erläutert hat.

Die Ursache dieser Veränderlichkeit des Wetters sucht er mit Recht in der vorherrschenden Richtung der Gebirgszüge, in dem Kampfe der herrschenden Winde, und in der ganzen physischen Beschaffenheit des Landes. Es ist schon bemerkt worden, daß die beyden Gebirgszüge, die Alleghanny- und Chippevanberge, von Norden nach Süden streichen, und daß die zwischen ihnen liegende Fläche, welche eine Breite von zwölf bis achtzehnhundert englischen Meilen hat, durch die sogenannten Stachelschweinberge nicht gegen die eindringenden nordöstlichen und nordwestlichen Winde geschützt wird, die über die Eisfelder des Nordpols streichen, und sich, ohne einen Widerstand zu finden, über das ganze nördliche Amerika verbreiten. Den Südwinden, welche über heiße Erdstriche, Sandwüsten und den Meerbusen von Meriko streichen, ist der Eingang ebenfalls offen, und es werden daher die Vereinigten Staaten zum Kampfplatze der entgegengesetzten Luftströmungen, wodurch fast jährlich entsetzliche Orkane entstehen, die tausende von Bäumen entwurzeln, und auf der großen Fläche die schrecklichsten Verwüstungen anrichten (Hodgson, B. I. S. 145). Auch die Nähe des Eises an sich bewirkt außerordentliche Veränderungen der Temperatur, wovon wir auch bey uns in einzelnen Jahren die Erfahrung gemacht haben, in welchen sich große Eismassen der östlichen Hemisphäre mehr näherten, als gewöhnlich zu geschehen pflegt. Die Hauptwinde sind in Nordamerika Nordost, Südwest und Nordwest, die aber sehr schnell abwechseln. Treffen heftige Süd- und Südwestwinde auf ihrem Zuge nach Norden im Winter auf kalte Nordostwinde, so entstehen dadurch oft heftige Schneegestöber, die meistens in den südlichen Staaten ihren Anfang nehmen, und sich allmälich auf die nördlichen ausdehnen, wo man den Ausbruch derselben auf die Stunde voraus berechnet. Das größte Unwetter dieser Art war im Jahre 1717, welches sechs Tage

dauerte und einige Theile von Neu-England mit acht Schuh tiefem Schnee bedeckte. Bey diesem häufigen Wechsel der Witterung und dem Kreuzen der Winde geht natürlich die Zersetzung der Atmosphäre auch schneller vor sich, und daher ist dort die Luft bald trockner, bald feuchter als bey uns. Im Frühjahre und Herbst nimmt die Feuchtigkeit manchmal so überhand, daß das Wasser in den Häusern an den Wänden herabläuft. (S. Schmidt Bd. I.)

Diese große Veränderlichkeit der Witterung, der häufige Wechsel der trocknen und feuchten Atmosphäre, der Wärme und Kälte muß auf den menschlichen Körper nachtheilig wirken, besonders auf diejenigen Menschen, welche nicht von Jugend auf, und deren Voraltern nicht schon daran gewöhnt waren, obwohl dieser letzte Umstand keineswegs immer gegen die Einflüsse des Klima schützt. Die blasse Farbe, besonders des weiblichen Geschlechts, die kleinen Köpfe und spitzigen Gesichter und der grobe Knochenbau sind größtentheils die Folge des Klima. Das gelbe Fieber, Gallen- und Wechselfieber, Rheumatismen und Schwindsucht sind die am allgemeinsten verbreiteten Krankheiten in Nord-Amerika.

Bey weitem die kräftigsten Menschen in allen heißen Ländern, also auch in den südlichen Provinzen der Vereinigten Staaten, sind die Schwarzen, die auch dort als Sclaven fast allein die schweren Arbeiten verrichten. Aber auch in den andern, namentlich in den westlichen Provinzen, ist das Klima nichts weniger als zuträglich für den menschlichen Körper. Die seit Jahrhunderten ununterbrochenen Zersetzungen animalischer und vegetabilischer Körper dienen einer reichen Pflanzenwelt, so wie den Insekten und Amphibien zur Nahrung; aber für den Menschen ist die Luft mit schädlichen Dünsten vergiftet, das Wasser mit verdorbenen Theilen geschwängert. Ein Neubauer, der sich im Innern ansiedelt, muß zuerst den Wald lichten, um Raum für seine Hütte und seine Pflanzung zu gewinnen. Ein Modergeruch animalischer und vegetabilischer Stoffe begleitet ihn nach allen Seiten, und so wie Bäume und Gesträuche allmälich unter seiner Hand verschwinden, wird die ganze Gegend mehr dem Einwirken der Sonne ausgesetzt. Natürlich entsteht dann in allen den kleinern und größern Morästen eine Zersetzung schädlicher Luftarten, da sich in manchen minder wegen der Bäume, als wegen der hohen Gesträuche, der Schilfe und anderer Sumpfpflanzen undurchdringlichen Wäldern die Fäulniß gewissermaßen seit Jahrhunderten aufgehäuft hat, und Regengüsse oder neue Ueberschwemmungen bewirken, daß das Uebel immer wiederkehrt. Die europäischen Ackerbauer, unbekannt mit den Einflüssen des Klima, arbeiten Anfangs ununterbrochen, und fliehen weder die Son-

nenhitze noch die nachtheiligen Ausdünstungen des Bodens, die des Morgens und des Abends am gefährlichsten sind. Die Eingebornen verfahren anders. Bald, sagt Schmidt, ist ihnen das Wetter zu heiß, bald zu kalt, bald zu feucht und bald zu trocken; sie kennen die Temperatur ganz genau, die ihnen zuträglich ist, und kümmern sich wenig darum, ob Tage oder Wochen darüber verstreichen. Neben vier und achtzig Sonn- und Feyertagen werden noch hundert und zwanzig blaue Tage gefeyert, und man kann im Allgemeinen für die Eingebornen nicht wohl mehr als hundert und funfzig Arbeitstage in jedem Jahre rechnen. Der Europäer ist in jenen Gegenden gewöhnlich geneigt, diese Unthätigkeit ihrer Faulheit zuzuschreiben; allein sie sind genöthigt, diese Regeln zu befolgen, wenn sie sich nicht den Anfällen gefährlicher Krankheiten aussetzen wollen. Schlechte Nahrung, unzählbare Heere von quälenden Insekten, vermehren noch das Schädliche und Peinliche einer solchen Lage. Man ist nicht einmal immer gegen den Einfluß der verdorbenen Luft auf Anhöhen geschützt, weil es auch dort stehende Gewässer gibt, und weil sie meistens nicht so hoch sind, daß man über dem Dunstkreise der sumpfigen Ebene hinaus wäre. In den sumpfigen Gegenden von Illinois, Indiana, Missuri, Arkansos, Missisippi und Louisiana, nämlich in den Thälern des Missisippi, des Ohio, des Illinois, des Missouri und der andern westlichen Flüsse, leidet man am meisten an Gallen- und Wechselfiebern, worüber Hodgson (Bd. II. S. 68) unter andern sagt: Im Allgemeinen hält man Illinois für ein sehr ungesundes Land, wo die meisten Leute bleich und abgemagert sind, und an einer solchen Mattigkeit und Schwäche leiden, wie häufig die Folge lange dauernder Wechselfieber ist. Ich wurde leider auf meiner Reise nach den südwestlichen Gegenden mit diesen traurigen Scenen nur zu bekannt; indem auf weiten Strecken unter sechs Familien kaum Eine in den Karolinen, Georgia, Alabame, Louisiana und Missisippi von kaltem oder anderem Fieber frey war. Bisweilen sah man langgewachsene junge Leute von achtzehn bis dreyßig Jahren, die ganz abgemattet umher gingen, zu der geringsten Anstrengung, nach einem Aufenthalte von funfzehn bis achtzehn Monaten, unfähig, und für ihr ganz übriges Leben unthätig und kraftlos geworden waren. In Georgia und Karolina erzählte man uns scherzweise, man sehe oft, wenn jemand für einen bestimmten Tag, z. B. für Mittwoch zum Mittagessen eingeladen werde, daß er nachrechne »Montag — Dienstag — Mittwoch — Nein, Mittwoch kann ich nicht zum Speisen kommen, das ist mein Fiebertag.« Allein die größte Plage von Amerika, das gelbe Fieber,

verbreitet sich jedes Jahr mehr oder weniger über die ganze Küste von Neu-Orleans bis Charleston, und geht von da sehr häufig weiter gegen Norden nach Baltimore, Philadelphia und New York. Die Gegenden von Neu-Orleans, die Küsten von Florida, Karolina, Virginia sind flach und morastig, die Ufer der Flüsse und kleine flache Inseln in denselben sind von aufgeschwemmtem Lande gebildet, und das Wasser fließt nur langsam darüber hin, dazu eine erstickende Hitze, die kein Lüftchen kühlt, eine mit Dünsten überladene Atmosphäre bey einer Temperatur von 25° bis 30° R. im Schatten. Auch Hodgson macht eine schreckliche Beschreibung von den Verwüstungen des gelben Fiebers, und bemerkt unter andern, daß Fremde, die während der Sommerzeit in Charleston oder Savannah bleiben, fast nie von demselben verschont werden. In Mobile, schreibt Hodgson (Bd. I. S. 154) richtete das gelbe Fieber im J. 1819 besonders große Verwüstungen an; im July zählte diese Stadt dreyzehnhundert Einwohner; allein bald nach dem Ausbruch des Fiebers im September verminderte sich die Zahl derselben bis auf fünfhundert, indem die übrigen die Stadt verließen, und von jenen, die zurückblieben, starben zweyhundert vier und siebenzig. Die große, mit dem Aufenthalt in vielen Gegenden von Karolina während des Sommers verbundene Gefahr veranlaßt auch viele Leute, mit ihren Familien jährlich nach New York oder anderen nördlicher liegenden, an achthundert englische Meilen entfernten Orten zu reisen, und dort die Rückkehr der gesunden Jahrszeit zu erwarten. (Hodgson, B. II. S. 15). Am gesundesten scheinen für Fremde, auch nach Schmidt's Meinung, die Staaten Pennsylvania und New York, und die südlichen Gegenden von Ohio und Indiana zu seyn. Von Ohio spricht Hodgson (Bd. II. S. 81) besonders mit großem Lobe.

Hodgson klagt sehr über die zwischen seinen Landsleuten und den Nordamerikanern herrschende feindselige Stimmung und nimmt im Allgemeinen letztere gegen die Angriffe in Schutz, welche von den meisten neueren englischen Reisenden wider sie erhoben worden sind, nur mit Ausnahme der südlichen Provinzen, mit denen er viel weniger zufrieden ist, als namentlich mit den Neu-Engländern. Diese hegen auch nach ihm noch fortwährend die größte Anhänglichkeit für das Mutterland, und legen auf alles, was von dorther stammt, einen ganz besonderen Werth. Er vertheidigt auch die amerikanischen Frauen gegen manche ihnen gemachte Vorwürfe (Bd. I. S. 64); doch kann er nicht ganz läugnen, daß es ihnen oft an hinreichender Bildung fehlt, weil sie zu früh in die Welt gehen und zu früh heiraten

(Bd. II. S. 28), so wie daß sie im geselligen Umgange großentheils sehr kalt sind (Bd. I. S. 353, Bd. II. S. 29), eine nicht sehr erfreuliche Eigenschaft, die er überhaupt den Einwohnern der Vereinigten Staaten im Vergleich mit den englischen und französischen Kolonisten in Kanada zuerkennt (Bd. I. S. 388). Am besten hat ihm die Gesellschaft in Charleston gefallen, welche allein durch die dort lebenden alten Familien gebildet wird, und die nicht leicht andere, ausgenommen Fremde und Leute von großen ausgezeichneten Verdiensten in ihren Kreis aufnehmen. Viele der älteren Herren, aus welchen diese Gesellschaft besteht, haben in England ihre Erziehung erhalten, und gehören in ihrem Benehmen noch zur alten Schule; mit ihrem Tode wird aber dieser, den Einwohnern von Charleston auch in den gesellschaftlichen Kreisen von Washington zugestandene Vorzug ohne Zweifel verschwinden (Bd. I. S. 49, 65). Auch werden in den Karolinen die Negersklaven viel besser behandelt, als in den westlichen Staaten. Am allerschlimmsten geht es denselben in New Orleans; und überhaupt macht Hodgson von dieser Stadt und deren Umgegend eine entsetzliche Beschreibung, sowohl wegen des ungesunden Klima, als wegen der gränzenlosen Sittenlosigkeit und Irreligiosität, in welcher letzteren Hinsicht alle westlichen Staaten übrigens einen äußerst schlechten Ruf haben. Auch lobt er die Gesellschaft, und namentlich das weibliche Geschlecht von Boston; wiederholt aber auch hier die Bemerkung (Bd. II. S. 26), daß sie größtentheils aus den älteren, noch in England und in der großen Achtung und Anhänglichkeit für England gebildeten Männern besteht, deren allmäliches Absterben ebenfalls dort eine nachtheilige Veränderung hervorbringen wird. Die große Achtung dieser alten Herren in Boston für England und ihr Stolz auf die englische Abstammung ist um so merkwürdiger, als zu ihnen mehrere der sogenannten revolutionary heroes gehören. Er findet, daß Boston viel Aehnlichkeit mit Liverpool hat, und lobt auch die dortigen Kaufleute vor allen andern in Nord-Amerika wegen ihrer größeren Redlichkeit im Handel mit Fremden (Bd. I. S. 6). In religiöser Hinsicht scheint es übrigens nach dem, was Hodgson selbst eingesteht, auch in Neu-England nicht sehr viel besser zu stehen, als in den westlichen Staaten; wenigstens ist die große Verbreitung der Unitarier davon ein trauriger Beweis (Bd. II. S. 237). Wie sehr er übrigens im Ganzen als Vertheidiger der Nordamerikaner auftritt, so läugnet er doch nicht einige ihrer sehr lästigen Eigenschaften, namentlich ihre Neugierde, die unangenehme Gewohnheit des Tabakkauens u. s. w., und ihre Eitelkeit, die sich in Reden und Schriften bey jeder

Gelegenheit äußert. Er erzählt unter andern (Bd. II. S. 31) sehr gut, wie ein wohl unterrichteter und gescheidter Nordamerikaner ihm gesagt habe, er zweifle gar nicht daran, daß, nachdem seine Landsleute sich schon alle erdenklichen Eigenschaften einer großen Nation zugesprochen hätten, sie nun auch nächstens darauf Anspruch machen würden, die älteste Nation der Welt zu seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Art. IX. *C. Velleii Paterculi* Historiae Romanae Libri Duo. — Textu recognito, insigniore Varietate Lectionum, indicibusque adiectis, edidit Armenius Heimartus *Cludius*, Theol. Dr., Hildesiensis Superintendens — Adiectae sunt Dav. Ruhnkenii notae integrae. Hanoverae, Sumptibus Fratrum Hahn MDCCCXV. Praef. XXXIV; Text mit Index und Addenda 253, und mit einem allgemeinen Titel: *Corpus Historicorum Latinorum.* — Cura et studio Dr. Frider. Ernest. *Ruhkopf*, Bicefeldensis Gymnasii (nunc Hanoverani Lycei) Directoris et Dr. Joach. Diteric. Godofr. *Sechode*, Hildesiensis Gymnasii Rectoris. — Tomus *Quintus*, *Velleium Paterculum* continens. Und: *Davidis Ruhnkenii* notae ad C. Vell. Pat. integrae, Hanov. MDCCCXV.

Während im Auslande nur selten gediegene Ausgaben alter Schriftsteller erscheinen, Frankreich sich mit seinen Taschen-Editionen gern behilft, und in England sogar ein Abdruck der Edd. in usum Delphini mit beyfälliger Unterstützung veranstaltet werden kann, sehen wir in unserem Vaterlande in nicht großen Zwischenräumen mit deutschem Fleiß und deutscher Gründlichkeit ausgestattete Ausgaben ans Licht treten. Auch diese im Jahre 1815 begonnene Sammlung römischer Schriftsteller ist als erfreuliches Merkmal eines mit Eifer betriebenen Studiums der Klassiker in Deutschland zu betrachten, und wir wünschen, daß die Herausgeber und Mitarbeiter ihrem unten angegebenen Plane, dem wir unsern Beyfall nicht versagen können, getreu bleiben, und das Publikum durch eine verdiente Förderung den Verleger mehr unterstützen möge, als der Druck der Vergangenheit es bey der Eichstädtschen und Rupertischen Unternehmung verstattete.

Nach dem vor der Ausgabe des Velleius dargelegten Plane wollen die Herausgeber die römischen Klassiker den Gattungen nach (Corpus Historicorum, Poetarum u. s. w.) mit den Fragmenten in einem textus *recognitus* allmälich liefern. Sie bezwecken eine Art von Mittelausgaben, die sich gleich sehr für Schulen und Universitäten, als für unbemittelte Lehrer und Litetaturfreunde zum Handgebrauch eignen. Vorausgeschickt wer-

den, zum Verständniß des Werkes und der sowohl exegetischen als kritischen Noten, zweckdienliche, biographische und literarische Einleitungen, so wie ein Index rerum et verborum memorabilium. Nach diesem Plane sind, so viel wir wissen, bis jetzt, außer der sogleich anzuzeigenden des Velleius, vom Corp. Historicorum, folgende Ausgaben erschienen: *Sextus Rufus* T. XV. P. I, II, 1815 ed. *Münnich*; Eutropius Tom. XIII, 1816 ed. *Grosse*; *Q. Curtius Rufus*, T. VIII. Lips. 1818, ed. *Koken*.

Was nun die vorliegende Ausgabe des *Velleji Pat.* (als des fünften Theils des Corp. Histor.) betrifft: so müssen wir das Urtheil fällen, daß die Arbeit im Ganzen den Anforderungen, welche man nach dem Plane und überhaupt an eine Handausgabe machen kann, genügt. Die Einleitungen enthalten in gutem Latein das Wichtigste über Leben, Werk und Bearbeitungen des Schriftstellers; der Text ist lesbar und diese Ausgabe kann ohne Anstoß und Hinderniß in Schulen gebraucht werden. Ueberdieß ist sie wohlfeil; denn die sechzehn enggedruckten Bogen in gr. 8. kosten nur 12 gr. Für Lehrer und Philologen überhaupt sind die trefflichen Noten Ruhnken's besonders abgedruckt, weil die holländische Ausgabe längst vergriffen und in Auktionen oder bey Antiquarien nicht anders als um hohen Preis zu erhalten war. Der Abdruck empfiehlt sich auch durch korrekten Druck und angenehmes Aeußere.

Indem wir nun an dieser Bearbeitung des Vellejus die lobenswerthen Seiten herausgehoben haben, wollen wir auch bemerken, was uns tadelnswerth zu seyn scheint. Zunächst wünschten wir, der Herausgeber hätte, was Varianten betrifft, nur die vorzüglichsten gegeben, längst verbesserten Schmutz des Manuskripts aber und so manche unhaltbare Verbesserungseinfälle gar nicht berührt. Dieß lag außer den Gränzen einer Handausgabe. Dagegen aber würden es die Leser gern gesehen haben, wenn er mit mehreren Erklärungen und sprecherläuternden Anmerkungen dem leichteren Verständniß des Schriftstellers zu Hülfe gekommen wäre. Es ist ferner nicht zu läugnen, daß der Herausgeber, ungeachtet seiner besonnenen Kritik und mehrerer eigenen beyfallswürdigen Verbesserungen, sich manche Uebereilungssünden hat zu Schulden kommen lassen, von denen er schon einige in den Addendis selbst eingestanden hat. Ref. fühlte bey der wiederholten Lesung dieses Schriftstellers von neuem, wie viel noch bey ihm zu thun übrig und wie sehr zu wünschen sey, daß ein neuer Ruhnken den kranken oder übelbehandelten Stellen zu Hülfe kommen möge. Denn kaum darf man hoffen, daß ein anderer Codex (Rhenanus erwartete drey Jahre lang vor der Herausgabe des gefundenen Velleius ver-

geblich einen Mailändiſchen Codex, von dem man nachher ſo wenig, als von dem *Velleii Paterculi liber prior integer*, deſſen Labbeus. Biblioth Nov. Mss. p. 167 gedenkt, etwas Weiteres gehört hat) noch aufgefunden werde, da ſelbſt der einzige Murbacher in Oberelſaß (den Montfaucon bey der Aufzählung der Codd. Murbac. Bibl. Biblioth. T. II. p. 1175 nicht mehr anführt, und Ruhnken ohne Erfolg aufſuchen ließ) nunmehr auch verſchwunden iſt. Wir rathen dem Herausgeber, bey einer zweyten Auflage die Edd. Rhen., Burer., Basil. und Ald. noch einmal genau zu vergleichen. Einiges wird er hieraus noch ſchöpfen können.

Wir wollen nun unſer Urtheil in Rückſicht der Wortkritik an einigen jedoch nur ſehr wenigen Stellen der erſten Kapitel des zweyten Buches beſtätigen. Lib II. c. 1. Nro. 2 können wir mit dem Herausgeber das *est* nach *luxuria* um ſo weniger verdammen, als der vorhergehende Pluralis *sunt* das *est* erforderte und Velleji Wiederholungen desſelben Worts (wie zwey Reihen nachher secutum *est* — gestum *est*, was gleichfalls der Herausgeber in den *Addendis* in Anſpruch nimmt, und II. 5 fin. habita *est* q. eiusq. — elatum *est*, wo auch das est in der erſtern Stelle durch ein Dele verdammt wird) eben nicht zu vermeiden ſucht. Aus dieſem Grunde hätte er an *elegans* — auctor (das von Burmann, Ruhnken und Jani zur Genüge erklärt iſt), weil gleich darauf *elegantius* (hier ſogar, wie wir meinen, mit Nachdruck) folgt, und an dem II. 7. Nro. 6. der Deutlichkeit halber wiederholten *ultio* (wie T. 12. 4. *invidia* — *invisam*) keinen Anſtoß finden ſollen. Wenigſtens würden wir uns mit der Einklammerung der Worte quod inimicitiarum quaesita erat ultio begnügt, und das T. 13. unnöthige *magis*, ſo wie *enim*, das den durch die Wiederholung des *semper* bezweckten Nachdruck ſtört, nur als Vermuthung aufgeſtellt haben. Eben ſo iſt es unnöthig, wenn der Herausgeber I. 11 (*hodieque* maximum ornamentum eius *sunt* loci) das *sunt* einſchieben will. Denn *hodieque* iſt nicht et hodie, ſondern Ein Wort und der Lieblingsausdruck des Velleius (wie überhaupt ſpäterer Schriftſteller; die Stellen in Cicero und Livius haben Varianten, oder ſind anders zu erklären). Das *hodie* ſteht nur einmal (II. 107, 2); dagegen *hodieque* achtmal. Aehnlich haben ſich die Herausgeber II. 25 fin. verwirrt. In der angezogenen Stelle machen die Worte von hodie — loci gleichſam ein Oppoſitions-Subſtantiv aus: »noch heut zu Tage der größte Schmuck dieſes Platzes.« Eben ſo iſt in demſelben Kapitel des erſten Buches *huius* vor *murific*, das Hr. Cl. nach Ruhnken's Vorſchlage aufnahm, unnöthig, da Ro-

mae vorhergeht, aus dem sich ohne Schwierigkeit apud Romanos dem Sinn nach ergänzen läßt. Und Vellejus spricht als Römer von römischer Prachtliebe. Dagegen sehen wir mit dem Verfasser, II. 1, in dem hic primus e Pompeiis consul fuit ein Einschiebsel, wenigstens müßte man mit Acidalius die Worte gleich nach *virum* setzen. Um Ruhnken's richtiger Anmerkung, wie Vell. den Q. Pompeius, »cuius nomen ob — — apud omnes infame et detestabile fuit,« habe einen *magni nominis virum* nennen können, zu begegnen, muß man die Worte so erklären: »ein Mann, der einen berühmten Namen führte,« oder mit Jacobs, der jedoch im Uebrigen R's. Konjektur folgt, »aus ruhmvollem Geschlechte.« Gleich darauf ist das *Ad* auf ein bloßes suspicor von Gruner vor *turpia* ohne Noth aufgenommen, zumal wenn das berührte Einschiebsel wegfällt. Wir wundern uns, wie der sonst so umsichtige Herausgeber sich geneigt zu solchen Zusätzen finden ließ. Mit mehrerem Recht tilgte er den müßigen Zwischensatz *quippe non recusando*, als offenbares Glossem, welches durch die gefällige Vermuthung des Recensenten der Ruhnkenschen Edition in der Allg. D. Bibl. quippe *poenam* n. r. nur noch mehr in die Augen fällt. — Lib. II. c. 2. hat die Ed. pr. nicht *omnium*, sondern *omnibus* statim concupiscentibus, wodurch die Konjektur *optimatum* (für omnibus) schon wegfällt. Uebrigens kann das *omnibus* bey concupiscentibus unmöglich richtig seyn, da ja nicht alle, sondern nur die Plebejer diesen statum wünschten, und wir gestehen, daß wir mit Ruhnken und dem Herausgeber Lipsius Vorschlag *concutientibus* als eine felix et palmaria emendatio ansehen. Doch möchten wir nicht, (wenn nicht etwa, durch den Schreibfehler *statim* verleitet, die Abschreiber das nun unerklärliche omnium in omnibus verwandelten, um es dem concutientibus anzupassen) *omnibus* geradezu in *omnium* verwandeln, sondern vielmehr legibus dabey ergänzen, »da alle seine Vorschläge und Gesetze (das verheißene Bürgerrecht und die Ackergesetze)« u. s. w. Gleich darauf hätten wir die Vermuthung bey Aldus *patrui*, *is* pr. anstatt *patruus* pr. (von dem, nicht von Aldus wie H. Cl. angibt, sondern von dem Edit. Basil. stammt — die Verbesserung der Lesart des Cod. *patruus*, was Ald. noch im Texte hat) gern berücksichtigt gesehen, da das *is* nach dem langen erklärenden Zwischensatze herrlich paßt und von Velleius (wie gleich nachher *is* fugiens; c. 4. *is* victus) zu Uebergängen gebraucht wird, auch von H. Cl. selbst I. 12. Nro. 4. eingerückt ist. Das *que* nach dem folgenden *privatus* läßt sich, wie noch an zwey andern Stellen, für et — quidem oder et — et (*et* rogatus) nehmen. Auf keinen Fall würden wir mit Aldus ob *eas* in ob *quas* verwandelt

haben. Vell. sieht sich, da er nur einen Abriß der römischen Geschichte liefern will, bey der Fülle der Begebenheiten und zur Verdeutlichung des obenhin Angeführten oft gezwungen, kurze erläuternde Zwischensätze zu machen, die oft am unrechten Orte zu seyn scheinen. Daher war bey dem Einschiebsel im ersten Kapitel ein *qui* primus, was nach des Herausgebers Meinung stehen müßte, für *hic* primus nicht nothwendig. Auch Krause hat ob *eas* beybehalten. Ueberhaupt mußte der Herausgeber sich nicht durch die oft gefälligen und leicht das Urtheil bestechenden Vermuthungen anderer Kritiker zur Aufnahme derselben verleiten lassen. Wir wollen von der Art noch ein Beyspiel anführen. I. 12. 5. ist die Konjektur Gruter's *ullâ* eius temporis *noxâ* für die Lesart des Cod. *ullius — noxiae* aufgenommen. Eine solche Aenderung ist immer willkürlich und unwahrscheinlich, wenn nicht die Noth zwingt. Und überdieß mußte es bey dem wichtigen Unterschiede zwischen *noxia* und *noxa*, was auch Ruhnken durch sein si quod sit andeutet, *noxia*, dem Manuskripte gemäß, heißen. Wenigstens ist, wenn der Genitiv nicht von *invidia* abhängig gemacht werden soll, die Auslassung des *causâ* und das Ueberspringen von einer Konstruktion zur andern bey Historikern nicht ungewöhnlich und unbekannt. — Nach interemisset (II. 4) hat der Herausgeber Vossius Konjektur *at* der Lesart des Codex *et* (welches an unserer Stelle muthmaßlichen Falls durch die Endsylbe des vorhergehenden interemisset veranlaßt seyn könnte) gegen des Schriftstellers Gewohnheit, sich dieser Partikel zu Uebergängen zu bedienen, und eben so nach eigener Vermuthung im fünften Kapitel *At* ante eum vorgezogen, wo aber das *at* am wenigsten paßt. Das *Et*, wie unzählige Male unter reichlichen Citaten von den Editoren bemerkt ist, hat überdieß die Bedeutung von *at*.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. XXXIV.

Cronica de gestis Hungarorum,

nach einer Handschrift der gräflich Illésházyschen Bibliothek zu Dubnitz, von Stephan Friedrich Ladislaw Endlicher.

(Beschluß.)

Postquam autem dominus Rex Lodouicus reversus fuisset de Lythuanis, praestolabatur pro domino Rege Andraea, fratre suo, fraterno amore; coronam regni Siciliae per sedem apostolicam adepturum, et ipsum in proximo ad majestatem regiam subvecturum. Sed proh dolor! expectavimus pacem; et non venit, quaesivimus tempus curationis; et ecce turbatio. Johanna enim uxor Regis Andreae superba erat nimis, et invida; quia superba. Ideo in regno sibi aequalem vel superiorem pati nolebat, et ita Regem Andream a corona impediebat, et quia invida: ideo fellicida, et honori mariti sui, in felle amaritudinis invidebat. O foeminarum iniquissima! de beneficiis Dei ingratissima, persecutrix innocentis nequissima, contra Deum cervicosa, contra proximum malitiosa, contra suam animam criminosa, contra communem morem odiosa, contra mititatem fastuosa! O vas iniquitatis et malitiae! o fax et ignis iracundiae! o pondus magnae contumeliae. Quantum malum suscitasti! quantam guerram concitasti! quantum crimen commisisti! totam ecclesiam Dei tuo scandalo denigrasti! Vide, considera et pondera quid fecisti, quantum scelus commisisti. Maritum et dominum tuum interemisti, caput tuum contrivisti, gloriam tuam obfuscasti, laesae majestatis crimen incurristi. Juvenem nobilem et illustrem, utpote filium Regis, occidisti, justum et innocentem jugulasti, de jure regnaturum interfecisti, fratricidium commisisti. Haec omnia tam stupenda mala non erubescens perpetrasti, magis impia Jezabele, crudelior Medaea interfectrice! O optime juvenis Rex Andrea! o aetas gratissima! o prolis dignissima! o generatio nobilissima. Non in magna via occidisti; sed sicut solent justi coram filiis iniquitatis cadere, corruisti. Digne igitur de te, pro te et super te, multarum terrarum habitatores sumpserunt lamentum.

Anno domini millesimo tricentesimo quadragesimo quinto, per Johannam uxorem suam et per satellites regios, decimo nono Septembris *), dirae mortis faucibus traditus est in civitate Aver-

*) Also nicht am 20. August, wie Gravina bey Muratori Script. rer. Italicar. Tom. XII. col. 559. Die Angabe unseres Fragments nähert sich der des Anonymus de obsidione Jadrensi in Schwandtners Script. Rer. Hung. Tom. III. pag. 680, welcher den 18. September nennt.

sana, distanto a Neapoli ad octo milliaria, quae potius fuisset subinversa [1]). Et sic sine causa interfectus est, et deportatus Neapolim per Hungaros, quorum custodiae commissus fuerat, per dominam Elizabeth Reginam Hungariae matrem suam [2]); tempore tamen et hora interfectionis suae, ipse Rex Andreas, praedictos Hungaros ad sua hospitia ire compulerat [3]), quia quamvis suspicio mortis sibi per uxorem suam fiendae, ejus auribus per plurimos instillaverit; tamen hoc ipse suam innocentiam considerans et uxoris impraegnationem, credere non poterat: et sic ut agnus innocens jugulatus est. Cum autem corpus suum deferretur in Neapolim ad sepeliendum, tota civitas, tanquam obviam funus filii sui, concurrebat, et ipsum inconsolabili planctu deplorabant. Deductumque est funus Regis Andreae Neapolim, et sepultum in kathedrali Ecclesia juxta avum suum Carolum Marcellum [4]) (ſo), statimque post obitum suum dicitur divinitus miraculis claruisse, et quasi omnes, qui in morte ejus conspiraverunt, mares et foeminae, miserabili morte consumpti sunt, etiam ultione sanguinis innocentis.

Quomodo autem domina mater sua Regina mortem filii sui planxerit, securius est tacendum, quam aliquid dicendum; quia hanc amaritudinem taliter lingua explicare non valet. Convenerunt autem ad ipsam dominam Reginam, tempore luctus sui, domini et dominae, virgines et viduae. Cuncti proceres Hungariae, cum viderent dominam Reginam filii sui innocentis mortem ita vehementi dolore deplorare; corda omnium ad planctum et compassionem scindebantur. O domine Deus fac, ut terra non operiat hunc sanguinem innoxium, qui clamat ad te, sicut clamavit sanguis Abel justi pueri tui: aba! aba!

Rex autem Lodouicus terminato luctus sui tempore, super morte fratris Regis Andreae; anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo sexto, in festo Sancti Georgii processit, cum valida multitudine armatorum, contra Venetos, ad defendendum civitatem Jadriensem; quia Veneti eam expugnabant, a quo ab eis recesserat et homagium fecerat Regi Hungariae, sicut jure ad eum pertinebat. Fecerunt etiam Veneti quoddam fortalitium construi: quod Saccatum appellaverunt [5]), Rex autem Lodouicus cum machinis et ingeniis aliis, ac cum pugna armatorum suorum, ipsum Sacatum (ſo) nitebatur expugnare. Cum autem dies et hora praedictum fortalitium expugnandi advenisset, et acies ac cunei ordinati fuissent, hortabatur dominus Rex Lodouicus verbis

---

1) So ſagt auch König Ludwig ſelbſt in einem Briefe an den Woywoden Stephan von Siebenbürgen, bey Katona Hist. crit. Tom. IX. p. 391: »Aversa, quae potius fuisset subversa.« Petrarcha Epist. fam. L. VI. n. 5. Aversa, nomen ex re sumtum, Aversa inquam, a humanitate et fide etc. und Thwrocz, cap. IX., wo unſere Handſchrift für submersa, subinversa hat.

2) M. vergleiche Gravina a. a. O. col. 561, wo der Domherr Ursillus Minutulus von Neapel als derjenige genannt wird, der da »nullus hoc corpus sepelire curat« den König beerdigen ließ.

3) Gravina a. a. O. col. 559 ſagt: omnes de hospitio regio recesserunt.

4) Auch zum cap. IX des Thwrocz hat unſere Handſchrift den Zuſatz: »Est autem sepultus in Neapolim in kathedrali Ecclesia juxta avum suum.«

5) Man vergleiche Katona a. a. O. pag. 445. Bey Thwrocz cap. VIII hat unſere Handſchrift für Seckech — Scicatum, und das Chronicon Budense: Stiratum.

amicabilibus principes et duces exercitus, reducens eis ad memoriam, ac patris sui Regis Karoli beneficia, quae eis contulerat; ut uno ac conformi impetu, contra arcem irrueretur, ut sic virtus descendentium Sacatum divisa, infirmaretur, et ita citius caperetur. Haec Rex Lodouicus sincero ac simplici animo facere, intendebat; sed quia voluntas ducum et principum bellatorum, ut dicitur, pro floreno Venetorum erat corrupta, a voluntate domini Regis pura et simplici discrepabat: unde in illo conflictu principes exercitus proditiose procedebant, quod eventus rei comprobavit. Cum enim essent castrorum acies ad pugnandum ordinatae, terribiles ad videndum parti contrariae, ac sic ordinati, ac ipsi Sacato ad jactum sagittae apropinquassent; ibidem in gradu suo perstiterunt, et ulterius contra Venetos fraudulentos, corrupti eorum pecunia, ire et praeliare noluerunt, et sic famam gentis suae, laude dignam, prodiderunt, et sibi ac posteris suis opprobrium sempiternum reliquerunt [1]). Dominus autem Rex Lodouicus in hac sua dejectione multum se prudenter rexit et habuit, quia, quamvis per suos principes et barones honorem tunc non reportaverit; tamen omnia facta eorum sapienter dissimulavit, ne eorum animos ad majus malum concitaret. Videntes autem Jadrienses, quod ipsos dominus Rex Lodouicus, propter suorum proditionem, defendere non poterat, panis inedia, machinarum ictibus, obsidionis gravedine, et multis malis contra eos invalescentibus, compulsi; tradiderunt se et civitatem suam Venetis, et illi fecerunt de eis sicut voluerunt.

Cum autem mors Regis Andreae, inflicta per illos, quos maxime infligi non debuerat; utpote per suam conjugem ac cognatam, ac suos consanguineos et propinquos, nec non per suos secretarios et sodales, ideo mundi magnatibus, regibus ac principibus, et minoribus nobilibus ac popularibus, propter crudelem et ferialem interficiendi modum, horrorem et timorem incussit. Omnes igitur unanimiter Dei omnipotentis justitiam flagitabant, et ad ejus majestatem suspirabant; ut hujus tanti sceleris auctores, poena condigna vindicarent, secundum quod merebantur, quali eos flagello corriperet et talione percelleret, clarius demonstraret. Ab illo autem tempore, quo Rex Andreas decessit, dominum Regem Lodouicum, quasi de tota Italia rectores civitatum, nobiles terrarum et singulariter de Appulia et Provincia barones et comites et reliquum volgus populi, ut ad ipsos transiret de Hungaria, assumtuosius invitabant, et per nuncios et affines, consanguineos et cognatos, ut regimen regni Siciliae, quod ipsum Regem Lodouicum de jure contingebat, assummeret, ejus animum indesinenter ac jugiter commovebant, et hoc libenter ac fideliter faciebant. Tamen, quia naturaliter quilibet diligit dominum suum, verum tamen displicebat eis mulieris imperium [2]), directo igitur, ut

---

1) Auch der Anonymus de obsid. Jadr. bey Schwandtner a. a. O. p. 708, spricht von Verräthern, welche von den Venezianern bestochen, den König zur Aufhebung des Entsatzes bewogen, und nennt vorzugsweise den Woywoden von Siebenbürgen und den Ban von Bosnien als solche. Von einem Abfalle während des Kampfes weiß weder der Anonymus noch Thwrocz etwas, Laurentius de Monacis in Chronic. Lib. VI. p. 109 scheint aber darauf hinzudeuten.

2) Man sehe das Formular der königlichen Rundschreiben an die königlichen

credimus, divinitus, Rex Lodouicus, sui capitis consilio principaliter, et aliorum paucorum communiter se vocantium, votis annuit, et ad ipsos eundi animum inclinavit, et suum ad eos transitum multis judicibus declaravit, et litteris pluribus, super hoc emanatis, sigillo regio munitis, roboravit *). Sed quia sapientis est ordinare et fienda prudenter disponere, superno fretus praesidio, divino illustratus oraculo, verbi Dei accinctus gladio, fidei protectus clypeo, scripturae instructus testimonio ac proborum virorum fulcitus exemplo, in executione sui propositi non usus levitate; sed magna morum honestate, modestia ac tutelae moderamine, quod faciendum decreverat inchoavit.

Anno domini millesimo tricentesimo quadragesimo septimo, circa medium quadragesimae, praemisit suos intimos et dilectos, videlicet dominum Johannem Episcopum Vesprimiensem et Magistrum Nicolaum filium Laurentii, cum magna pecunia firmiter eis praecipiens; ut in transitu suo et itinere nemini noceant, nec cuiquam molestiam inferant et de rapina exercenda caveant; sed placabiliter omnibus et pacifice per viam suam gradiantur, ne nomen suum, regnum dignum et honorificum, per suae malae operationis infamiam macularent, et ex hoc multis scandalum generaretur, et ut ipsum dominum Regem vocantium et expectantium stabilitatem et fidelitatem securius investigarent, et ipsius aemulos, quantum possent, expugnarent. Transeuntes praedicti domini Regis familiares in Apuliam, secundum imperium ejus, omnibus se pacatos et benignos reddiderunt, et ubique eos cum honore receptos, consolatos et laetos abire permiserunt.

Pervenientes autem ad Aquilam civitatem, dominus Lalws in jure civili doctor egregius, rector ejusdem Aquilegiensis civitatis, ipsos, accipiendo dulciter, honorifice pertractavit, et omne fidelitatis obsequium, per fratrem suum Regi Lodouico intimatum, incrementabiliter adimplevit, quod etiam experimentalis administratio aprobavit; nam cunctis Lodouici Regis adversariis, ut murum tutissimum, omnibus adversantium ictibus se opposuit, et omnia sua pollicita et bona fidelissime administravit. Regis vero Lodouici ambasciatores ad diversas partes regni Apuliae miserunt nuntios, et ipsos in fidelitate Regis Hungariae fortes ac stabiles et perseverantes reperierunt. Tandem per litteras dominum Regem certificarunt, ipsum regnum feliciter posse intrare. Tunc Rex Lodouicus militiam suam non subito, nec simul, misit in Apuliam, sed particulatim, ne terrigenae pertimescerent, quod manu violenta et vindicta regnum vellet obtinere. Et ideo principes exercitus et duces bellatorum, tractu temporis, hic sexagenos, centenos et millenos, diversis temporibus, jussit transmeare. Unde postea eodem anno circa festum sancti Georgii praemisit

---

Städte aus einer Handschrift der Wiener Hofbibliothek bey Pray Annal. Reg. Hung. Tom. II. pag. 83 abgedruckt. Pray und Katona (a. a. O. p. 604) setzten dieses Dokument in das Jahr 1350, also in die Zeit vor der zweyten italischen Expedition. Es dürfte wohl bey beyden Gelegenheiten gebraucht worden seyn, gewiß aber bey der ersteren, vergl. Rovachich Vestigia Comitior. p. 185.

*) Cfr. Lucium de regno Dalmatiae et Croatiae Lib. IV. cap. 16. apud Schwandtner, Tom. III. p. 366.

Dominum N. electum Nitriensem [1]), cum aliis principibus et comitibus, pro causis supramemoratis. Deinde circa festum divisionis Apostolorum fecit similiter, magnam militiam transmittendo, qui in Aquila congregati, simul cum stipendiariis ad bellandum doctissimis, de sumptibus domini Regis Lodouici, inde accipientes, ducem Duracii ad Lodouicum principem Tarentinum, maritum Johannae, cui mortuo rege Andrea Johanna nupserat, ac alios domini Regis adversarios valide debellabant, nec non civitates et fortalitia eorum. Exercitus domini Regis Lodouici de die in diem, se ipso robustior, contra adversarios magis ac magis invalescebat, domus autem Duracii ducis et principis Tarentini notabiliter decrescebat. Post haec circa festum omnium Sanctorum praemisit ante se dominum Nicolaum Palatinum, cum majori multitudine armatorum, ut caeteris in Aquilia existentibus, in arcem fieret et praesidium. Omnibus itaque praehabitis et diligenti cura dispositis, coepit dominus Rex Lodouicus de suo recessu de Hungaria, et de progressu ad Italiam, cogitare. Et quia regnum Hungariae taliter pro se relinqueret, quatenus in ejus absentia quaevis hostilitas ipsum regnum invadere non auderet (majus enim hostilitatis et adversitatis periculum ipsi Regno Hungariae a Tartariis et Saracenis imminebat), sed dominus Deus etiam cum attemtatione fecit proventum, quia taliter eos flagellavit, ut ipsorum terrorem timere et formidare non oportet. Nam anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo sexto, dominus Deus misit pestilentiam in eos, quae tantum in eos deseviit, quod infra paucos menses, ut dicitur, trecentena millia Tartarorum prostravit et consumpsit. Sic igitur domino Deo prouidente, Rex Lodouicus in confinibus regni sui habens pacem cum hostibus, securitatem cum amicis et cognatis; regimen regni principaliter posuit in manibus dominae Elizabeth Reginae, matris suae, magnae devotionis et prudentiae, eximiae sanctitatis et clementiae, et sic omnibus sapienter ordinatis et prudenter dispositis: anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo septimo, in festo beati Martini, die dominica, iter agressus est versus Apuliam [2]). Sed usque ad metas regni clam, et quasi in occulto cum paucis pertransivit, ne ipsum fraus et dolus sibi adversantium impediret. Cum autem pervenisset ad Celiciam [3]), dominus Celiciae, qui sibi conjunctus fuerat magno cum favore, accepit dominum regem

---

1) Unſer Fragment unterſcheidet alſo zwey Geſandtſchaften König Ludwigs nach Italien, die erſte von Nikolaus, Biſchof von Fünfkirchen, dem natürlichen Bruder Ludwigs, deren J. Villani Lib. XII, cap. 105, bey Muratori Tom. XIII. col. 409, die zweyte von Nikolaus, erwähltem Biſchof von Neitra, angeführt, deren das Chronicon Estense bey Muratori, Tom. XV, col. 442, gedenkt. Katona's Meinung (a. a. O. p. 512), daß beyde Biſchöfe zur ſelben Geſandtſchaft gehörten, iſt alſo widerlegt.

2) Dieſe Zeitbeſtimmung der Abreiſe König Ludwigs, mit welcher in der Hauptſache auch die italieniſchen Geſchichtſchreiber übereinkommen, gegen welche aber zwey Urkunden, vom König am 6. Dezember 1347 und 5. Jänner 1348 zu Ofen und Viſſegrad erlaſſen (bey Katona a, a. O. p. 507 u. 517), ſtreiten, ließe ſich vielleicht durch die Heimlichkeit der Reiſe rechtfertigen. Cfr. Kerchelich Hist. Eccles. Zagrab. pag. 119. (Feßler, Geſchichten der Ungern, Thl. III. S. 257.)

3) Cfr. Pray, a. a. O. p. 74.

grandi cum honore. Percipientes autem Almanni et strenui milites ducis Austriae, relatione veridica, dominum Regem Lodouicum morum honestate praeclarum, generositate praefulgidum, magnanimitate decorum, largitatis virtute venustum, in armis strenuum ac multis virtutum margaritis adornatum, ire in Apuliam; convenerunt ad eum unanimiter, et magna fidei constantia eidem adhaeserunt, exponentes se pro eo ad omnem fortunam et eventum. Procedente igitur domino Rege in via sua, ecce! magna armatorum multitudo laetanter ipsum sequebatur. Advenientes antem in Seeel [1]), ad quoddam fortalitium pertinens ad patriarcham Aquilegiensem, quod situm est in confinibus Venetorum, scientes Veneti fraudulentia pleni, solemnes nuntios ad Regem transmiserunt; ut aliquali pace inter se firmata, fines eorum pertransiret. Sed Rex usus consilio Stephani filii Laczk, neque ipsis auditum praebuit, ne videretur talem pacem urgente inedia vel necessitate cum Venetis ordinasse et fecisse. Omissis autem ipsis Venetis, praecepit Stephano filio Laczk, tunc Vayuodae Transylvano caeterisque nobilibus Hungarorum, Australibus et Alamannis, ut suis ordinatis agminibus, cum ipso procederent in Veronam. Summe igitur confortatus praesidio, ac pugnatorum vallatus subsidio, subito transivit supra Tervisium per terminos Venetorum imperterrite, male contrantibus Venetis. Cum autem venisset Veronam, ecce dominus Mascinus de Laffkal dominus Veronae, occurrit sibi, recipiens cum honore et magnificis muneribus decoravit, ac conviviis lautissimis frequentatis, indicibiliter cum Rege et suis militibus gloriose tripudiarunt et laetantes extiterunt. Audientes autem habitatores Italiae, quod dominus Rex Veronam advenisset, rectores civitatum et domini terrarum per internuntios, et, qui poterant, personaliter ad ipsum confluebant, sibi facientes homagium, ac se juramento constringentes, domino Regi fideliter adhaeserunt, praecepta et mandata ejus servaturi [2]). Deinde per Manthwam, Bononium, Forlinum cum pace pertransivit, et per vallem Spoletanam cum omni gaudio et laetitia cunctorum suorum, pervenit ad Aquilam in Vigilia nativitatis domini. Quis autem hoc enarrare valeret? qualiter ipse Rex diu desideratus, et pluribus temporibus expectatus, fuerit exceptus. Nam populus christianus primo gaudebat de Regis aeterni nativitate temporali, etiam gaudebat de visione sui domini natnralis et Regis temporalis, et ita gaudio gaudium cummulabant. Omnes autem fere de Apulia principes et comites, nobiles, communes et rectores civitatum, per se et per nuntios ad regem confluxerunt in Aquilam, et ipsum dominum suum naturalem cognoscentes, perpetuam ei fidelitatem promiserunt.

Anno autem domini millesimo trecentesimo quadragesimo octavo, celebrata festivitate natalis domini, ductoque consilio, parabat se ad eundum contra Neapolim, Capuam et Aversam civitates, quae in parte videbantur fovere partes Johannae et complicum suorum universorum. Conducto autem et congregato exercitu Karolus dux Duracii et princeps Tarenti cum fratre suo Ludovico, marito ejusdem Johannae, ac caeteris regalibus, Regi

1) Sacille?

2) Cfr. Villanum Lib. XII. cap. 107.

Hungariae resistere nitebantur, et venerunt Capuam, ut eidem introitum impedirent. Rex autem Hungariae, collecto suo exercitu, venit usque Capuam, contra quoslibet sibi adversantes pugnaturus. Videntes autem, qui erant ex adverso, donum domini et manum validam esse cum Rege Hungariae, scientes Neapolitanos non posse Regi resistere, portam introitus Capuae succenderunt, regales autem fugam capientes, confusibiliter recesserunt. Rex autem Lodouicus habens liberum aditum, introivit Capuam et cepit eam sine sui et cujuscunque laesione. Et postquam Rex habuit Capuam, movit exercitum suum et venit Aversam, qui receperunt eum cum honore. Audiens autem Johanna domini Regis adventum, cum marito suo Lodouico fugit de Neapoli bene, cum tribus galeis, versus Franciam, cupiens de manibus Regis liberari. Dux autem Duracii et princeps Tarenti cum fratribus inciderunt in manus domini Regis Lodouici, qui eos comprehendens, fecit detineri, ducem autem Duracii, in quo loco fuit Rex Andreas innocens nequiter interfectus, et corpus ejus per fenestram projectum ad hortum irreverenter, ibi dominus Rex fecit eum per unum militem, nomine Vezzews, filium Emerici de Bechei, capite detruncari, vigesima tertia die mensis Januarii, et per eandem fenestram cadaver ejus projici ad hortum, sine honore.

Per omnia benedictus Deus, qui sic tradidit impios puniendos! Filium autem Regis Andreae, nomine Karolum Marcellum (so) et duos fratres uterinos Karoli ducis Duracii, Lodovicum scilicet et Robertum, principem etiam Tarenti, nomine Robertum et germanum suum Philippum, transtulit ad Hungariam. Karolus igitur Marcellus, filius domini Regis Andreae, puer quatuor annorum, perductus est in Budam civitatem regiam, et datus est dominae Elizabeth Reginae Hungariae, aviae suae, ad educandum et bonis moribus imbuendum, et per Magistrum Ciconeum et dominum Nicolaum Banum, dominum Oliverium et alios multos dominus Rex Lodouicus miserat de Apulia, ad ministerium praedicti ducis pueri, et ad custodiam regalium praedictorum, quos regales domina Elizabeth Regina sapientissima, eodem tempore misit in Vysegrad, secundum imperium fili sui Regis Lodouici, ibidem detinendos et diligenter custodiendos.

Item anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo quinto, post coronationem Regis Lodouici tertio, circa festum purificationis virginis beatae Mariae, Siculi cum paucis Hungaris, qui tunc in medio eorum existebant, contra Tartaros procedentes, deo auxiliante, innumerabilem multitudinem Tartarorum, in terra ipsorum, in ore gladii percusserunt. Ubi etiam princeps eorum valde potens, nomine Othlamus, secundus post Kanum, qui habebat in uxorem sororem ipsius Kani, vivus captus est, sed postea decollatus; pro cujus redemtione quasi infinitam peccuniam promittebant. Sed Hungari spreverunt: praecaventes futura, vexilla etiam eorum portantes in terram suam, multosque captivos et spolia multa nimis in auro et argento, curialibus nec non gemmis et vestibus praeciosis, duravitque bellum inter eos tribus continuis diebus *).

*) Ohne Zweifel dieſelbe Expedition gegen die Tartaren, welche bey Thwrocz

Dicitur quoque, quod quamdiu bellum inter Christianos et ipsos Tartaros duravit, caput sancti Regis Ladislai, in ecclesia Waradiensi non inveniebatur. Mira certe res! Cum igitur subcustos ejusdem ecclesiae, causa requirendi ipsum caput, sacristiam ingressus fuisset, reperit ipsum caput in suo loco jacere, ita insudatum, ac si vivus de maximo labore vel calore aestus aliunde reversus fuisset, quod factum idem subcustos, non tantum ipsis canonicis, sed etiam multis religiosis viris publicavit. Ad probationem vero praedicti miraculi, quidam ex praedictis Tartaris captivis, valde decrepitus, ajebat: quod non ipsi Siculi et Hungari percusissent eos, sed ille Ladislaus, quem ipsi in adjutorium suum semper vocant, dicebantque et alii socii sui: quod cum ipsi Siculi contra eos processissent, antecedebat eos quidam magnus miles, sedens super arduum equum, habensque in capite ejus coronam auream et in manu sua dolabrum suum, qui omnes nos cum validissimis ictibus et percussionibus consummebat. Super caput enim hujus militis, in aëre, quaedam speciosissima domina, mirabili fulgure (50), apparuit, in cujus capite corona aurea, decore nimio ac claritate adornata, videbatur. Unde manifestum est, praedictos Siculos pro fide Jesu Christi certantes, ipsam beatam virginem Mariam et beatum Regem Ladislaum, contra ipsos paganos, qui in sua virtute et multitudine gloriabantur, adjuvasse.

Alio quoque tempore, videlicet anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo sexto, praedicti Siculi soli cum ingenti multitudine, ad praedictam terram Tartarorum intrantes, ibique praelio commisso, superna eis gratia victoriam concedente, innumerabilem multitudinem Tartarorum trucidarunt. Ubi multa arma valde pretiosa recipientes, spoliaque infinita, tam in animalibus, quam etiam in gemmis et lapidibus pretiosis. Sicque revertentes glorificabant Deum, qui dedit eis victoriam.

Rex autem Lodouicus, domino Deo ipsum protegente et dirigente, regnum Siciliae, quo pater suus Rex Karolus injuste privatus fuerat, recuperavit, sicut superius est declaratum. Nam disponente ibi vicario, seniorum usus consilio, in Hungariam est reversus, cui obviam processit domina Elizabeth Regina, mater ejus, cum nobilibus regni, et receperunt Regem in Segusdino, cum magno gaudio et honore, et conduxerunt ipsum usque in Budam civitatem regiam, jubilis, anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo octavo die undecima mensis Junii. Dux autem Karolus Marcellus, filius Regis Andreae, puer deo et hominibus placabilis, infirmitate correptus, eisdem diebus et eodem anno, vocante ipsum Domino, passionis Christi merito, ad coelos

---

P. III. cap. VI. ohne nähere Zeitbestimmung erzählt wird. Andreas Lacskofy, welcher bey Thwrocz als Anführer der Seckler genannt wird, war dazumal zwar noch nicht Woywode von Siebenbürgen, aber dieser Einwurf läßt sich aus dem, was Katona a. a. O. Tom. X. p. 63 sagt, leicht widerlegen. Katona verlegt diese Begebenheit mit Unrecht in das Jahr 1352. Denn erstens erzählt sie Thwrocz vor der Ermordung des Königs Andreas, und wenn auch die Folge seiner Kapitel nicht immer ganz chronologisch ist, so darf man doch nicht ohne Noth von derselben abweichen. Zweytens gibt unser Fragment die Jahreszahl genau an. Drittens wird die Expedition gegen die Tartaren, deren Villanus Lib. II. cap. 72, Dlugoss. Lib. IX. col. 1096, und Raynald ad ann. 1352 erwähnen, in unserem Fragmente weitläufig erzählt werden.

evolavit, decima nona die mensis Junii, anno praenotato, et sepultus est in Alba, in sepulchro Regis Hungariae. Rex autem Lodouicus de morte ejus fuit valde contristatus, quia proponebat praeficere in Regem Apuliae, pro Rege Andrea patre suo, si vixisset. Interim autem, dum haec agerentur, Lodouicus de Tarento duxit in uxorem Johannam, uxorem Regis Andreae, ut mediante ipsa regnum Apuliae posset occupare, et congregato exercitu, postquam reversus fuerat de provincia Provinciae, cum Johanne uxore sua, pugnavit fortiter contra Wolphardum, quem constituerat Rex Lodouicus vice sua, ad regendum populum et ad domandum regni rebelles Apuliae. Qui Wolphardus Alamannus videns Lodouicum esse fortiorem se, intrans cum suis castrum Neapolininum (sic), oppugnantibus viriliter resistebat. Tandem post plures menses, deficientibus victualibus et nimia pressus aegestate, compulsus est, venire ad dominum suum Regem Lodouicum, in Hungariam, qui receptus est ab eo gratiose, et in signum suae dilectionis dedit sibi castrum de Owar, cum suis tenutis et districtu Muson. Cernens autem dictus Rex Lodouicus partem suam illic infirmari, et partem oppositam prosperare, nec ut credebat succedebat, celebrato sui consilii misterio (so), vocavit unum de suis principibus, Stephanum filium Laczk, tunc Vayuodam Transsylvanum, in armis militaribus audacissimum et strenuum, et in rebus ac negotiis abunde disponendis, multum prudentem (unde in Apulia exivit de ipso proverbium: tu es homo victoriosus et sapiens, quasi alter Stephanus filius Laczk), et misit eum cum honesta et forti militia Hungarorum in Apuliam, ut divino sibi assistente praesidio, de suis inimicis vindicaret ac ipsos potenter contereret et humiliaret. Praedictus igitur princeps, scilicet Stephanus filius Laczk de Herman, una cum suo filio juvene strenuissimo et audace, sicut prius semper cum suis fratribus, Andrea, Michaële, Nicolao et Paulo ac Dionysio et Nicolao filiis suis, coronae sacrae fideles extiterant; ita et tunc praecepto domini Regis per omnia fidelissime se submisit et ad ejus imperium exequendum se ut melius potuit preparavit.

Anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo octavo igitur, circa festum Michaëlis Archangeli, praedictus Stephanus filius Laczk, princeps militiae, licentiatus a Domino, cum comitiva, sibi commissa (in qua erat Johannes filius Nicolai Palatini et Stephanus filius Mich Bani, Demetrius de Dobey, Nicolaus filius ejusdem Stephani), ivit in Apuliam, qui Duce omnipotentis Dei angelo mare Adriaticum sine omni periculo transfretavit. Perveniens autem cum tota Hungarorum militia ad civitatem Fodiam, et volentes habitatores ipsius civitatis Fodiae fidelitatem Lodouico de Tarento et Johannae observare, ipsis Hungaris armata manu resistebant. Antedictus vero dux belli Stephanus, sicut miles strenus, et audax ut leo, cum suis sociis contra civitatem bellum iniit, et victoria de coelo sibi praestita, inimicos potenter superavit, et potestati domini Regis Hungariae subjugavit, in tantum enim dictam civitatem humiliavit, quod magis erat acervus lapidum, quam civitas praemunita. Deinceps enim coeperunt Hungari, adjuvante domino Deo et Stephani astutia, ubique adversariis prevalere et mirabiles victorias exercere, in tantum, ut viginti Hungari, vel paulo plus, sexaginta armatos ex inimicis

in pugna devincerent et sine sua laesione captivarent. Diffusa ergo fama strenuitatis Stephani filii Laczk et aliorum Hungarorum, ubique cecidit timor eorum super habitantes Apuliam et usque ad Lodouicum et Johannam sceleratissimos, haec magnalia pervenerunt.

Anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo nono Lodouicus de Tarento et Johanna exercitum permaximum, contra Stephanum Vayuodam, ducem militiae Regis Hungariae, utrumque (so) potuerunt, conduxerunt, et ducem Werhernum capitaneum Soldanorum (so), qui a domino Rege, dum esset Neapoli, tali conditione recesserat, ut nunquam contra ipsum, nec contra populum suum insurgeret, fide se constrinxit. Ipsum igitur Werhernum super suum exercitum capitaneum et ducem belli, contra exercitum Regis Hungariae, in civitate Neapolitana statuerunt. Mense igitur Junii, anno supradicto, exercitus Lodouici de Tarento cum exercitu Regis Hungariae, in die communi voluntate ad id per ipsos determinato, inter civitatem Neapolitanam et Auersam bellum ineuntes, crudeliter et saeviliter invicem dimicantes, ubi altissimo Deo adjuvante, exercitus domini Regis, multis captivatis et pluribus vulneratis et multis interemptis ac caeteris in fugam conversis, dictus Stephanus triumphum laudabilem ac victoriam solennem reportavit. Inter quos captivos principales isti fuerunt: dominus Robertus de Sancto Seuerino, dominus Remundus de Bancio comes Sancti Angeli et alii duo comites valde solemnes, quorum nomina in litteris ejusdem Stephani filii Laczk, domino Regi transmissis habere non potui *). Item ducenti milites Neapolitani, praeter alios captivos, quorum numerus exprimi non potuit. Nullum dubium est homini fideli, quod per ista omnia et similia sanguis innoxius Regis Andreae exquirebatur.

Cum igitur haec ita agerentur, ecce Stephanus filius Laczk venit de Apulia anno eodem, laetitia preoptata annuntians Apulejensium expugnationem, Lodovici de Tarento et Johannae omnimodam dejectionem, dicens: Domine Rex festina occupare Apuliam virtute divina in manus tuas collocandam. Quo audito Rex Lodouicus, more elephantis ad pugnam robustior animatus, conatu celerrimo, misterio (so), sui consilii in Buda celebrato, feria secunda post octavas Pascae versus Apuliam Rex egreditur, cum dicto Stephano filio Laczk et quibusdam militibus, sua vestigia continue immitantibus et secus commorare consvetis. In festo sancti Georgii martyris ascendit galeam in Senia et die octavo applicuit in Horconiam, salvis rebus et personis. Tandem in festo beatorum Philippi et Jacobi Apostolorum venit in Manfordoniam, et inde consurgens in festo inventionis sanctae crucis descendit in Barletum, et inde die tertia, in festo sancti Johannis ante portam latinam, transivit in Baar, ad limina beati Nicolai confessoris visitanda, et inde rediens in Barletum, fecit residentiam cum soldatis et brigantibus universis. Et ecce in festo translationis beati Francisci venit Lewstasius Senascallus (so) Regis cum multis militibus, portans secum multa millia marcarum pondus argenti et vasa aurea et argentea duo millia, et eo amplius,

*) Hieraus sieht man, aus welchen Quellen der Verfasser unseres Fragments geschöpft hat.

ac thesaurum nimium, pro honore Regis expendendum. Nec puto obmittendum, quod idem Lewstasius tantam fecit Regi fidelitatem, quod si tantam non adhibuisset diligentiam, totus honor Regis vacillare potuisset. Quem Rex gratantissime recepit et magnalia sibi pro servitio suo repromisit. Cum igitur Rex in castro Barleti, in festo beati Antonii confessoris, in suo strato quiesceret, ecce de civitate Barleti omnes campanas vomiferas (so) pulsare coeperunt universas et clamare: ad arma! ad arma! viva Rex de Hungaria! viva! Quod cum Stephanus filius Laczk dux exercitus didicisset, vidit quod omnes Soldati contra civitatem insurrexerunt et Regem, cujus argumentum ex eo, quod quinque galeae, quaelibet cum quadringentis hominibus armatis onusta, venit ante castrum Barletense. Quod videns dictus Stephanus filius Laczk, una cum filio suo dicto Nicolao et Moroczok et Ladislao dicto Soos, omnes de civitate soldatos exire compulerunt, pluribus eorundem interfectis et rebus eorum spoliatis, Wolphardum vero de manibus eorum Rex eripuit, Condradum fratrem Wolphardi cum dictis soldatis abire permisit. His igitur peractis Rex movit exercitum et venit in Casiniam, et inde transiens versus Neapolim, venit die crastina in Esculum Apulianum. Et ecce quidam drombetarius portavit litteram Lodouici de Tarento continentem, quod Rex cum eo duellum, seu certamen singulare, deberet committere, quod Rex gratanter accepit, et coram regibus Franciae ac Angliae anno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo in octava Epiphaniae Perusius *) se dictum certamen pugnaturum spopondit. Eodem die venit rumor, quod trecenti Teutonici seu soldati juramento se constrinxerunt, ut Regem Lodouicum die crastino in Neapolim coram Johanna praesentarent. Quod audiens Andreas Nicolai filius Laczk, clam assumta secum familia fratris sui Stephani, cum Dionysio filio ejusdem, de nocte ad Beneventam equitarunt, et die sequenti, in festo beati Pauli, ante dictam civitatem in campo cum eisdem soldatis horribiliter pugnaverunt et dictos trecentos soldatos potentissime devicerunt, centum et quinquaginta ex eis captivando. alios vero occidendo vel in plagis letalibus ibidem reliquerunt. Non est dubium, quod dictam (suppl. victoriam) eidem Nicolao filio Laczk divina misericordia administravit, quia solum cum centum hominibus armatis et cum quinquaginta pharetris, absque scitu Regis Hungariae, illuc perexerat ad pugnandum. Johannes vero dictus Bessenyew vice agazo domini Regis duos soldatos virtute propria prostravit et cum tertium aggrederetur, ille viriliter resistebat et suum equum interemit; videns autem idem Johannes equum suum corruisse, celeriter resiliens ipsum Teutonicum ense nudo aggreditur, licet ab eo in capite graviter vulneratus fuisset, tamen eundem protinus ictibus cumulatis in terram prostravit et caput ejus in Benventam reportavit. Praefatus vero Nicolaus filius Laczk antedictos centum et quinquaginta captivos domino Regi in Melphy

*) Soll dieß Perusii oder Parisius heißen? Ludwig von Tarent schlägt dem König Ludwig in seinem Schreiben bey Gravina in Murat. op. cit. Tom. XII. col. 702, Paris, Perugia, Avignon oder Neapel zum Kampfplatze vor. König Ludwig verwirft aber in seiner Antwort (ibidem) diesen Antrag, und will sich nur an der Spitze seines Heeres über den Kampfplatz erklären.

grandi cum honore. Percipientes autem Almanni et strenui milites ducis Austriae, relatione veridica, dominum Regem Lodouicum morum honestate praeclarum, generositate praefulgidum, magnanimitate decorum, largitatis virtute venustum, in armis strenuum ac multis virtutum margaritis adornatum, ire in Apuliam; convenerunt ad eum unanimiter, et magna fidei constantia eidem adhaeserunt, exponentes se pro eo ad omnem fortunam et eventum. Procedente igitur domino Rege in via sua, ecce! magna armatorum multitudo laetanter ipsum sequebatur. Advenientes antem in Secel [1]), ad quoddam fortalitium pertinens ad patriarcham Aquilegiensem, quod situm est in confinibus Venetorum, scientes Veneti fraudulentia pleni, solemnes nuntios ad Regem transmiserunt; ut aliquali pace inter se firmata, fines eorum pertransiret. Sed Rex usus consilio Stephani filii Laczk, neque ipsis auditum praebuit, ne videretur talem pacem urgente inedia vel necessitate cum Venetis ordinasse et fecisse. Omissis autem ipsis Venetis, praecepit Stephano filio Laczk, tunc Vayuodae Transylvano caeterisque nobilibus Hungarorum, Australibus et Alamannis, ut suis ordinatis agminibus, cum ipso procederent in Veronam. Summe igitur confortatus praesidio, ac pugnatorum vallatus subsidio, subito transivit supra Tervisium per terminos Venetorum imperterrite, male contrantibus Venetis. Cum autem venisset Veronam, ecce dominus Mascinus de Laffkal dominus Veronae, occurrit sibi, recipiens cum honore et magnificis muneribus decoravit, ac conviviis lautissimis frequentatis, indicibiliter cum Rege et suis militibus gloriose tripudiarunt et laetantes extiterunt. Audientes autem habitatores Italiae, quod dominus Rex Veronam advenisset, rectores civitatum et domini terrarum per internuntios, et, qui poterant, personaliter ad ipsum confluebant, sibi facientes homagium, ac se juramento constringentes, domino Regi fideliter adhaeserunt, praecepta et mandata ejus servaturi [2]). Deinde per Manthwam, Bononium, Forlinum cum pace pertransivit, et per vallem Spoletanam cum omni gaudio et laetitia cunctorum suorum, pervenit ad Aquilam in Vigilia nativitatis domini. Quis autem hoc enarrare valeret? qualiter ipse Rex diu desideratus, et pluribus temporibus expectatus, fuerit exceptus. Nam populus christianus primo gaudebat de Regis aeterni nativitate temporali, etiam gaudebat de visione sui domini naturalis et Regis temporalis, et ita gaudio gaudium cummulabant. Omnes autem fere de Apulia principes et comites, nobiles, communes et rectores civitatum, per se et per nuntios ad regem confluxerunt in Aquilam, et ipsum dominum suum naturalem cognoscentes, perpetuam ei fidelitatem promiserunt.

Anno autem domini millesimo trecentesimo quadragesimo octavo, celebrata festivitate natalis domini, ductoque consilio, parabat se ad eundum contra Neapolim, Capuam et Aversam civitates, quae in parte videbantur fovere partes Johannae et complicum suorum universorum. Conducto autem et congregato exercitu Karolus dux Duracii et princeps Tarenti cum fratre suo Ludovico, marito ejusdem Johannae, ac caeteris regalibus, Regi

1) Sacille?

2) Cfr. Villanum Lib. XII. cap. 107.

Hungariae resistere nitebantur, et venerunt Capuam, ut eidem introitum impedirent. Rex autem Hungariae, collecto suo exercitu, venit usque Capuam, contra quoslibet sibi adversantes pugnaturus. Videntes autem, qui erant ex adverso, donum domini et manum validam esse cum Rege Hungariae, scientes Neapolitanos non posse Regi resistere, portam introitus Capuae succenderunt, regales autem fugam capientes, confusibiliter recesserunt. Rex autem Lodouicus habens liberum aditum, introivit Capuam et cepit eam sine sui et cujuscunque laesione. Et postquam Rex habuit Capuam, movit exercitum suum et venit Aversam, qui receperunt eum cum honore. Audiens autem Johanna domini Regis adventum, cum marito suo Lodouico fugit de Neapoli bene, cum tribus galeis, versus Franciam, cupiens de manibus Regis liberari. Dux autem Duracii et princeps Tarenti cum fratribus inciderunt in manus domini Regis Lodouici, qui eos comprehendens, fecit detineri, ducem autem Duracii, in quo loco fuit Rex Andreas innocens nequiter interfectus, et corpus ejus per fenestram projectum ad hortum irreverenter, ibi dominus Rex fecit eum per unum militem, nomine Vezzews, filium Emerici de Bechei, capite detruncari, vigesima tertia die mensis Januarii, et per eandem fenestram cadaver ejus projici ad hortum, sine honore.

Per omnia benedictus Deus, qui sic tradidit impios puniendos! Filium autem Regis Andreae, nomine Karolum Marcellum (so) et duos fratres uterinos Karoli ducis Duracii, Lodovicum scilicet et Robertum, principem etiam Tarenti, nomine Robertum et germanum suum Philippum, transtulit ad Hungariam. Karolus igitur Marcellus, filius domini Regis Andreae, puer quatuor annorum, perductus est in Budam civitatem regiam, et datus est dominae Elizabeth Reginae Hungariae, aviae suae, ad educandum et bonis moribus imbuendum, et per Magistrum Ciconeum et dominum Nicolaum Banum, dominum Oliverium et alios multos dominus Rex Lodouicus miserat de Apulia, ad ministerium praedicti ducis pueri, et ad custodiam regalium praedictorum, quos regales domina Elizabeth Regina sapientissima, eodem tempore misit in Vysegrad, secundum imperium fili sui Regis Lodouici, ibidem detinendos et diligenter custodiendos.

Item anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo quinto, post coronationem Regis Lodouici tertio, circa festum purificationis virginis beatae Mariae, Siculi cum paucis Hungaris, qui tunc in medio eorum existebant, contra Tartaros procedentes, deo auxiliante, innumerabilem multitudinem Tartarorum, in terra ipsorum, in ore gladii percusserunt. Ubi etiam princeps eorum valde potens, nomine Othlamus, secundus post Kanum, qui habebat in uxorem sororem ipsius Kani, vivus captus est, sed postea decollatus; pro cujus redemtione quasi infinitam pecuniam promittebant. Sed Hungari spreverunt: praecaventes futura, vexilla etiam eorum portantes in terram suam, multosque captivos et spolia multa nimis in auro et argento, curialibus nec non gemmis et vestibus praeciosis, duravitque bellum inter eos tribus continuis diebus *).

*) Ohne Zweifel dieſelbe Expedition gegen die Tartaren, welche bey Thwrocz

Dicitur quoque, quod quamdiu bellum inter Christianos et ipsos Tartaros duravit, caput sancti Regis Ladislai, in ecclesia Waradiensi non inveniebatur. Mira certe res! Cum igitur subcustos ejusdem ecclesiae, causa requirendi ipsum caput, sacristiam ingressus fuisset, reperit ipsum caput in suo loco jacere, ita insudatum, ac si vivus de maximo labore vel calore aestus aliunde reversus fuisset, quod factum idem subcustos, non tantum ipsis canonicis, sed etiam multis religiosis viris publicavit. Ad probationem vero praedicti miraculi, quidam ex praedictis Tartaris captivis, valde decrepitus, ajebat: quod non ipsi Siculi et Hungari percusissent eos, sed ille Ladislaus, quem ipsi in adjutorium suum semper vocant, dicebantque et alii socii sui: quod cum ipsi Siculi contra eos processissent, antecedebat eos quidam magnus miles, sedens super arduum equum, habensque in capite ejus coronam auream et in manu sua dolabrum suum, qui omnes nos cum validissimis ictibus et percussionibus consummebat. Super caput enim hujus militis, in aëre, quaedam speciosissima domina, mirabili fulgure (fo), apparuit, in cujus capite corona aurea, decore nimio ac claritate adornata, videbatur. Unde manifestum est, praedictos Siculos pro fide Jesu Christi certantes, ipsam beatam virginem Mariam et beatum Regem Ladislaum, contra ipsos paganos, qui in sua virtute et multitudine gloriabantur, adjuvasse.

Alio quoque tempore, videlicet anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo sexto, praedicti Siculi soli cum ingenti multitudine, ad praedictam terram Tartarorum intrantes, ibique praelio commisso, superna eis gratia victoriam concedente, innumerabilem multitudinem Tartarorum trucidarunt. Ubi multa arma valde pretiosa recipientes, spoliaque infinita, tam in animalibus, quam etiam in gemmis et lapidibus pretiosis. Sicque revertentes glorificabant Deum, qui dedit eis victoriam.

Rex autem Lodouicus, domino Deo ipsum protegente et dirigente, regnum Siciliae, quo pater suus Rex Karolus injuste privatus fuerat, recuperavit, sicut superius est declaratum. Nam disponente ibi vicario, seniorum usus consilio, in Hungariam est reversus, cui obviam processit domina Elizabeth Regina, mater ejus, cum nobilibus regni, et receperunt Regem in Segusdino, cum magno gaudio et honore, et conduxerunt ipsum usque in Budam civitatem regiam, jubilis, anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo octavo die undecima mensis Junii. Dux autem Karolus Marcellus, filius Regis Andreae, puer deo et hominibus placabilis, infirmitate correptus, eisdem diebus et eodem anno, vocante ipsum Domino, passionis Christi merito, ad coelos

---

P. III. cap. VI. ohne nähere Zeitbestimmung erzählt wird. Andreas Laczkofy, welcher bey Thwrocz als Anführer der Seckler genannt wird, war dazumal zwar noch nicht Woywode von Siebenbürgen, aber dieser Einwurf läßt sich aus dem, was Katona a. a. O. Tom. X. p. 63 sagt, leicht widerlegen. Katona verlegt diese Begebenheit mit Unrecht in das Jahr 1352. Denn erstens erzählt sie Thwrocz vor der Ermordung des Königs Andreas, und wenn auch die Folge seiner Kapitel nicht immer ganz chronologisch ist, so darf man doch nicht ohne Noth von derselben abweichen. Zweytens gibt unser Fragment die Jahreszahl genau an. Drittens wird die Expedition gegen die Tartaren, deren Villanus Lib. II. cap. 72, Dlugoss. Lib. IX. col. 1096, und Raynald ad ann. 1352 erwähnen, in unserem Fragmente weitläufig erzählt werden.

evolavit, decima nona die mensis Junii, anno praenotato, et sepultus est in Alba, in sepulchro Regis Hungariae. Rex autem Lodouicus de morte ejus fuit valde contristatus, quia proponebat praeficere in Regem Apuliae, pro Rege Andrea patre suo, si vixisset. Interim autem, dum haec agerentur, Lodouicus de Tarento duxit in uxorem Johannam, uxorem Regis Andreae, ut mediante ipsa regnum Apuliae posset occupare, et congregato exercitu, postquam reversus fuerat de provincia Provinciae, cum Johanne uxore sua, pugnavit fortiter contra Wolphardum, quem constituerat Rex Lodouicus vice sua, ad regendum populum et ad domandum regni rebelles Apuliae. Qui Wolphardus Alamannus videns Lodouicum esse fortiorem se, intrans cum suis castrum Neapolininum (sic), oppugnantibus viriliter resistebat. Tandem post plures menses, deficientibus victualibus et nimia pressus aegestate, compulsus est, venire ad dominum suum Regem Lodouicum, in Hungariam, qui receptus est ab eo gratiose, et in signum suae dilectionis dedit sibi castrum de Owar, cum suis tenutis et districtu Muson. Cernens autem dictus Rex Lodouicus partem suam illic infirmari, et partem oppositam prosperare, nec ut credebat succedebat, celebrato sui consilii misterio (so), vocavit unum de suis principibus, Stephanum filium Laczk, tunc Vayuodam Transsylvanum, in armis militaribus audacissimum et strenuum, et in rebus ac negotiis abunde disponendis, multum prudentem (unde in Apulia exivit de ipso proverbium: tu es homo victoriosus et sapiens, quasi alter Stephanus filius Laczk), et misit eum cum honesta et forti militia Hungarorum in Apuliam, ut divino sibi assistente praesidio, de suis inimicis vindicaret ac ipsos potenter contereret et humiliaret. Praedictus igitur princeps, scilicet Stephanus filius Laczk de Herman, una cum suo filio juvene strenuissimo et audace, sicut prius semper cum suis fratribus, Andrea, Michaële, Nicolao et Paulo ac Dionysio et Nicolao filiis suis, coronae sacrae fideles extiterant; ita et tunc praecepto domini Regis per omnia fidelissime se submisit et ad ejus imperium exequendum se ut melius potuit preparavit.

Anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo octavo igitur, circa festum Michaëlis Archangeli, praedictus Stephanus filius Laczk, princeps militiae, licentiatus a Domino, cum comitiva, sibi commissa (in qua erat Johannes filius Nicolai Palatini et Stephanus filius Mich Bani, Demetrius de Dobey, Nicolaus filius ejusdem Stephani), ivit in Apuliam, qui Duce omnipotentis Dei angelo mare Adriaticum sine omni periculo transfretavit. Perveniens autem cum tota Hungarorum militia ad civitatem Fodiam, et volentes habitatores ipsius civitatis Fodiae fidelitatem Lodouico de Tarento et Johannae observare, ipsis Hungaris armata manu resistebant. Antedictus vero dux belli Stephanus, sicut miles strenus, et audax ut leo, cum suis sociis contra civitatem bellum iniit, et victoria de coelo sibi praestita, inimicos potenter superavit, et potestati domini Regis Hungariae subjugavit, in tantum enim dictam civitatem humiliavit, quod magis erat acervus lapidum, quam civitas praemunita. Deinceps enim coeperunt Hungari, adjuvante domino Deo et Stephani astutia, ubique adversariis prevalere et mirabiles victorias exercere, in tantum, ut viginti Hungari, vel paulo plus, sexaginta armatos ex inimicis

in pugna devincerent et sine sua laesione captivarent. Diffusa ergo fama strenuitatis Stephani filii Laczk et aliorum Hungarorum, ubique cecidit timor eorum super habitantes Apuliam et usque ad Lodouicum et Johannam sceleratissimos, haec magnalia pervenerunt.

Anno domini millesimo trecentesimo quadragesimo nono Lodouicus de Tarento et Johanna exercitum permaximum, contra Stephanum Vayuodam, ducem militiae Regis Hungariae, utrumque (so) potuerunt, conduxerunt, et ducem Werhernum capitaneum Soldanorum (so), qui a domino Rege, dum esset Neapoli, tali conditione recesserat, ut nunquam contra ipsum, nec contra populum suum insurgeret, fide se constrinxit. Ipsum igitur Werhernum super suum exercitum capitaneum et ducem belli, contra exercitum Regis Hungariae, in civitate Neapolitana statuerunt. Mense igitur Junii, anno supradicto, exercitus Lodouici de Tarento cum exercitu Regis Hungariae, in die communi voluntate ad id per ipsos determinato, inter civitatem Neapolitanam et Auersam bellum inceuntes, crudeliter et saeviliter invicem dimicantes, ubi altissimo Deo adjuvante, exercitus domini Regis, multis captivatis et pluribus vulneratis et multis interemptis ac caeteris in fugam conversis, dictus Stephanus triumphum laudabilem ac victoriam solennem reportavit. Inter quos captivos principales isti fuerunt: dominus Robertus de Sancto Seuerino, dominus Remundus de Bancio comes Sancti Angeli et alii duo comites valde solemnes, quorum nomina in litteris ejusdem Stephani filii Laczk, domino Regi transmissis habere non potui *). Item ducenti milites Neapolitani, praeter alios captivos, quorum numerus exprimi non potuit. Nullum dubium est homini fideli, quod per ista omnia et similia sanguis innoxius Regis Andreae exquirebatur.

Cum igitur haec ita agerentur, ecce Stephanus filius Laczk venit de Apulia anno eodem, laetitia preoptata annuntians Apulejensium expugnationem, Lodovici de Tarento et Johannae omnimodam dejectionem, dicens: Domine Rex festina occupare Apuliam virtute divina in manus tuas collocandam. Quo audito Rex Lodouicus, more elephantis ad pugnam robustior animatus, conatu celerrimo, misterio (so), sui consilii in Buda celebrato, feria secunda post octavas Pascae versus Apuliam Rex egreditur, cum dicto Stephano filio Laczk et quibusdam militibus, sua vestigia continue immitantibus et secus commorare consvetis. In festo sancti Georgii martyris ascendit galeam in Senia et die octavo applicuit in Horconiam, salvis rebus et personis. Tandem in festo beatorum Philippi et Jacobi Apostolorum venit in Manfordoniam, et inde consurgens in festo inventionis sanctae crucis descendit in Barletum, et inde die tertia, in festo sancti Johannis ante portam latinam, transivit in Baar, ad limina beati Nicolai confessoris visitanda, et inde rediens in Barletum, fecit residentiam cum soldatis et brigantibus universis. Et ecce in festo translationis beati Francisci venit Lewstasius Senascallus (so) Regis cum multis militibus, portans secum multa millia marcarum pondus argenti et vasa aurea et argentea duo millia, et eo amplius,

*) Hieraus sieht man, aus welchen Quellen der Verfasser unseres Fragments geschöpft hat.

ac thesaurum nimium, pro honore Regis expendendum. Nec puto obmittendum, quod idem Lewstasius tantam fecit Regi fidelitatem, quod si tantam non adhibuisset diligentiam, totus honor Regis vacillare potuisset. Quem Rex gratantissime recepit et magnalia sibi pro servitio suo repromisit. Cum igitur Rex in castro Barleti, in festo beati Antonii confessoris, in suo strato quiesceret, ecce de civitate Barleti omnes campanas vomiferas (so) pulsare coeperunt universas et clamare: ad arma! ad arma! viva Rex de Hungaria! viva! Quod cum Stephanus filius Laczk dux exercitus didicisset, vidit quod omnes Soldati contra civitatem insurrexerunt et Regem, cujus argumentum ex eo, quod quinque galeae, quaelibet cum quadringentis hominibus armatis onusta, venit ante castrum Barletense. Quod videns dictus Stephanus filius Laczk, una cum filio suo dicto Nicolao et Moroczok et Ladislao dicto Soos, omnes de civitate soldatos exire compulerunt, pluribus eorundem interfectis et rebus eorum spoliatis, Wolphardum vero de manibus eorum Rex eripuit, Condradum fratrem Wolphardi cum dictis soldatis abire permisit. His igitur peractis Rex movit exercitum et venit in Casiniam, et inde transiens versus Neapolim, venit die crastina in Esculum Apulianum. Et ecce quidam drombetarius portavit litteram Lodouici de Tarento continentem, quod Rex cum eo duellum, seu certamen singulare, deberet committere, quod Rex gratanter accepit, et coram regibus Franciae ac Angliae anno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo in octava Epiphaniae Perusius *) se dictum certamen pugnaturum spopondit. Eodem die venit rumor, quod trecenti Teutonici seu soldati juramento se constrinxerunt, ut Regem Lodouicum die crastino in Neapolim coram Johanna praesentarent. Quod audiens Andreas Nicolai filius Laczk, clam assumta secum familia fratris sui Stephani, cum Dionysio filio ejusdem, de nocte ad Beneventam equitarunt, et die sequenti, in festo beati Pauli, ante dictam civitatem in campo cum eisdem soldatis horribiliter pugnaverunt et dictos trecentos soldatos potentissime devicerunt, centum et quinquaginta ex eis captivando, alios vero occidendo vel in plagis letalibus ibidem reliquerunt. Non est dubium, quod dictam (suppl. victoriam) eidem Nicolao filio Laczk divina misericordia administravit, quia solum cum centum hominibus armatis et cum quinquaginta pharetris, absque scitu Regis Hungariae, illuc perexerat ad pugnandum. Johannes vero dictus Bessenyew vice agazo domini Regis duos soldatos virtute propria prostravit et cum tertium aggrederetur, ille viriliter resistebat et suum equum interemit; videns autem idem Johannes equum suum corruisse, celeriter resiliens ipsum Teutonicum ense nudo aggreditur, licet ab eo in capite graviter vulneratus fuisset, tamen eundem protinus ictibus cumulatis in terram prostravit et caput ejus in Benventam reportavit. Praefatus vero Nicolaus filius Laczk antedictos centum et quinquaginta captivos domino Regi in Melphy

*) Soll dieß Perusii oder Parisius heißen? Ludwig von Tarent schlägt dem König Ludwig in seinem Schreiben bey Gravina in Murat. op. cit. Tom. XII. col. 702, Paris, Perugia, Avignon oder Neapel zum Kampfplatze vor. König Ludwig verwirft aber in seiner Antwort (ibidem) diesen Antrag, und will sich nur an der Spitze seines Heeres über den Kampfplatz erklären.

civitate fortissima honore cum maximo praesentavit, et in ejus conspectu, more solito, ab omnibus armis eos spoliatos abire confusibiliter compulit ad omnium confusionem soldatorum. Die autem sequenti Rex movit exercitum ad unam civitatem in aurora nomine Ricardoch fortissimam, quam Stephanus filius Laczk et Andreas frater ejus nemine sciente conscenderunt; et Ladislaus dictus Soos cum Moroczok, ipsos sequens, turrim civitatis principalem ascenderunt et vexillum Stephani, draconem album, exrexerunt et fortissime clamantes: via Rex de Hungaria! viva! viva! famuli autem ipsorum super scalam humanam, id est unus scandendo super scapulas alterius, murum ascenderunt et portam succenderunt. Quo facto omnes irruentes Hungari totam civitatem occupaverunt et ejusdem habitatores usque ad parvulos in ore gladii peremerunt, claustrum autem fratrum minorum incenderunt et plures ex eisdem fratribus mortis poculo inebriarunt, et quia hoc erat factum in vigilia beati Johannis Baptistae et Rex in prato sub eadem civitate existens cum suis militibus resedit, facto prandio versus Salernam civitatem castra movit, et in festo beati Regis Ladislai dictam civitatem Salernitanam Stephanus filius Laczk opugnando obtinuit. Rex autem civitatem intrare voluit, sed per Stephanum filium Laczk prohibitus fuit, eo quod inimici quidam latenter ibidem existebant. In festo autem Petri et Pauli Apostolorum venit Rex ad Castrum Abbatis *), cui abbas resistere conatus est, quem Andreas filius Laczk insidiose comprehendit et castrum occupavit. Die vero sequenti venit Rex ante Auersam, quam expugnare non potuit, sed eam cum vellet expugnare Denk filius Nicolai de Nerche in tantum extitit verberatus, quod veniens in Hungariam infra breve tempus spiritum exhalavit. Nicolaus etiam filius Ugrini de Wylak in muro civitatis ictus lapidum accepit, et quasi semivivus ad suum descensum deductus fuit et diutissime aegrotavit. Johannes filius Palatini sagitta percussus vix mortis periculum declinavit.

Cum igitur Rex eandem obsideret Aversam civitatem contigit, ut in festo sanctae Annae appropinquaret ad murum civitatis et veniret ad eundem locum, unde projectus fuerat Rex Andreas indecenter jugulatus, stans super murum quidam laicus et agnoscens personam Regis, mox eum sagittavit et in sinistro pede graviter vulneravit. Veniens autem Rex ad hospitium, habens ferrum sagittae in pede, totam noctem duxit insomnem; mane autem facto venit Stephanus filius Laczk cum Wolphardo et in tractu duodecimo vix ferrum extraxerunt. Quantum autem dolorem ipse Rex ejulatu emiserit et clamorem, longum esset enarrare, cum enim vehementer torqueretur in extrahendo dicto ferro, inter ejulatus supplicabat Stephano filio Laczk Vayuodae: parce, mihi, inquit, quia in omni tractu de suis carnibus dilacerabatur. Caput suum inter brachia sua amplexionaliter tenenti dixit Rex: »Deus scit quod tota anima mea in manibus fratrum minorum »est, ideo postquam me mortuum videris, accipe caput et cor

*) Bey Gravina a. a. O. Schafat, bey Thwrocz, C. XXI, Stafach (im Chronicon Budense und in unserer Handschrift Staffat). Sollte es Castell dell' Abbate bey Agropoli seyn? So weit südlich scheint König Ludwig nicht gekommen zu seyn.

»meum et porta matri meae, et postquam me amarissime defleve »rit, sepelias in Strigonio circa sepulchrum Regis Belae, in eccle»sia beatae Virginis ordinis fratrum minorum, in qua pro nunc »et semper eligo sepeliri;« cujus probatio manifesta ex hoc habere dignoscitur, quia rediens in Hungariam existens incolumis, anno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo secundo in Strigonio in domo Magistri Thomae filii Petri, coram Nicolao filio Jacobi vicelectisternitoris sui, dedit eidem unum cingulum catenarum aurearum de puris quadringentis et quatuor florenis fabricatarum, ut ipsum tanquam ibi sepeliendum, fratres supradicti claustri haberent recommendatum. Extracto igitur ferro, ipsum Regem dictus Stephanus equum jubens ascendere, per girum deducens civitatis, voce praeconia praecipiebat brigantibus ut dicerent: Ecce Rex Hungariae, Jerusalem et Siciliae! quo audito Hungari exultabant, sed et adversarii ejulabant. In festo igitur inventionis corporis beati Stephani protomartyris dominus Jacobus Pynrata capitaneus civitatis tradidit civitatem in manus Regis, quam Rex ingrediens, intravit castrum et mansit ibi usque ad festum nativitatis beatae virginis, in cujus die crastina egressus est Romam, et convocans ad se universos barones suos et milites sciscitabatur ab eis: quis eorum vellet in Apulia in persona Regis remanere, qui omnes renuerunt et singulatim excusarunt. Quod videns Andreas filius Laczk, coram Rege se praesentavit dicens: Domine Rex rogo amore salutis vestrae et intimi servitiorum patris mei et fratrum meorum; ut me in ista terra relinquas; quod Rex gratanter acceptavit, et ipsum tanquam agnum in medio luporum dereliquit, et cum eo Bartholomaeum filium Laurentii Thoth.

Sic igitur Rex coepit ire versus Romam et venit in eam in octavis beatae virginis, et ibidem receptus est cum honore; venerunt enim principes Romani ante ipsum usque duas lentas, clamantes: viva Rex de Hungaria! viva! viva! Intrans autem civitatem, tota civitas conduxit eum usque ad gradus ecclesiae beati Petri Apostoli cum honore, et intrans ecclesiam transivit per omnia altaria, flectendo genua. Quali autem honore et reverentia ibidem fuerit receptus, et qualiter permissus fuerit omni die visitare Weronicam, et quanta donaria ecclesiis omnibus et claustris tribuerit, superius intueri poterit, qui volt *)- Tandem inde reversus venit in Hungariam in festo Crisancii et Dariae martyrum, et venit in Budam ibique receptus est cum exultatione omnium et laetitia universorum, ex eo quod salvis rebus reversus fuerat et personis.

Anno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo primo, in festo beatorum Gervasii et Protasii martyrum, egressus est Rex de Buda versus Lithwanos et venit in Cassam in festo nativitatis beati Johannis Baptistae, et inde egressus intravit Cracoviam et ibi octo diebus repausavit. Tandem venit in Zondomeriam in festo beatae Marthae, deinde venit in Liblen, civitatem in confinibus Lithwanorum, cum omnibus Hungaris et Polonis, ibique Rex Poloniae dominus Kazmerius infirmatus fuit usque ad mortem, et venerunt omnes duces et barones et nobiles, jura-

*) Hiervon findet ſich in unſerer Handſchrift keine Spur.

mentum facientes super sancta Dei evangelia, quod Regem Hungariae ex nunc et semper in dominum haberent naturalem et in regem, sic tamen; quod dux Stephanus, frater ejusdem Regis Hungariae, nichil haberet cum eis agere, nec Teutonici, specialiter Wolphardus et Corradus, clamantes ad Regem: Quacunque hora diei aliquem Teutonicum super nos Castellanum statueris. scias nos a domino recessisse. Item nullus nostrum tenetur ad exercitum ire, nisi cum tanto stipendio, quod sufficiat sibi in eundo et redeundo ac familiae domi remanenti. Relicto ibidem Rege Poloniae et assumto utroque exercitu polonico et hungarico, quindecim diebus transiendo per sylvas, venit ad Lithwanos et ibidem in confinibus ejusdem regni consistens, misit Moroczok et Koniam filium Thomae Vayuodae et Ladislaum filium Rykalphy, qui venientes ad principes Lithwanorum, remanserunt pro obside, et dominum Kestutum principem Lithwanorum miserunt ad Regem, qui veniens Regi se per omnia humiliter submisit, et pacis foedera subscripserunt. Primo, quod dictus Kestutus cum suis fratribus et populis universis vellet baptizari, si a Papa coronam regiam Rex Hungariae posset obtinere. Secundo, quod semper vellet ire ad exercitum Regis Hungariae cum propriis laboribus et expensis, sic tamen, quod Reges Hungariae et Poloniae terram Lithwanorum, per Cruciferos occupatam, eis redderent et contra eosdem Cruciferos et Tartaros semper defenderent. Tertio, quod in terra Lithwanorum Archiepiscopatus et Episcopatus et claustra religiosorum ordinarent. Quarto, quod Kestutus cum Rege Hungariae usque ad Budam veniret et ibi se baptisari permitteret ab eodem. Quinto, quod regna Lithwanorum, Hungariae et Poloniae in omni pacis tranquillitate jugiter permanerent et Hungari abs omni tributo ad regnum Lithwanorum venirent, quantum vellent permanerent et sine omni molestia ad Hungariam redirent. Et in festo assumtionis beatae Virginis venit Kestutus ante tentorium Regis Hungariae videntibus cunctis foedus superius exaratum juramento lithwanico isto modo confirmavit; quod fecit adducere unum bovem rubei coloris et ligari super duas stipites, et arripiens cultrum lithwanicum, projecit in bovem et tetigit ipsum in vena mediana et statim sanguis emanavit largissime, de quo sanguine ipse et omnes Lithwani manus et facies perunxerunt, clamantes lithwanice: Rogachina Rosnenachy Gospanany, quod interpretatur: Deus ad nos et animas, cornutum respice, juramentum per nos promissum hodie persolutum, et his dictis caput bovis amputavit et in tantum a collo separavit, quod ipse Kestutus et omnes alii Lithwani, ibidem existentes, per illam divisionem colli et capitis ipsius bovis tribus vicibus transierunt. Quo facto ad Regem venit Kestutus cum Nicolao Konth filio Laurentii Thoth, ex cujus consilio cuncta peragebat, quia ipse Nicolaus Konth tantam habebat industriam et sapientiam sibi divinitus inspiratam, quod ubicunque veniebat Rex Hungariae, qui ipsum super omnes Hungaros extulerat, semper pacem ordinabat, sicut patet sub Aversa civitate, ubi Rex cum decem millibus armatorum expugnare poterat dictam civitatem, non tamen sine laesione multorum, ipse autem Nicolaus fecit treugas et civitas se ultro tradidit Aversana; ita etiam factum fuerat cum dominis Lithwanorum, ducens etiam dictum Kestutum ad Regem, cui Rex juravit, quod quamdiu

viveret omnem fraternitatis fidelitatem observarent, et sic Rex Leobardum fratrem Kestuti eodem die de compedibus absolutum libere abire permisit, quem Rex Poloniae per multorum hominum stragem captivaverat in quodam castro valde forti. Facta praelibatione de dicto loco redierunt versus Hungariam, cumque equitasset Rex tribus diebus, habens secum Kestutum, putans quod Poloni custodiam adhibuissent Kestuto, ecce in media nocte Kestutus cum suis silentialiter se subtraxit et ad terram suam rediit ac Koniam, Moroczok et Ladislaum libere post Regem Hungariae abire permisit, quod Rex Hungariae cernens, se et Regem Poloniae ita fuisse delusos, maxime contristati sunt, sed emendare non potuerunt [1]). Veniens autem Rex Hungariae in Cracoviam, invenit ibi dominum Jaksonem de Cornis inimicum suum, qui depraedatus fuerat thezauros Regis in primo transitu versus Lithwanos, in quem familiares Regis irruentes, et specialiter Petrus Czudar, Nicolaus filius Jacobi, quos tempore depraedationis mutilaverat, et Nicolaus filius Stephani Laczfy ipsum Jaksonem et hospitem suum crudeliter occiderunt, quia idem hospes contra eos Jaksonem nitebatur defendere. Iste autem Jakso sic crudeliter dimembratus, pro tanto creditur fuisse interfectus, quia die dominica praecedenti, scilicet in festo exaltationis sanctae crucis, cum in Cracovia in suo descensu cum multis Teutonicis pranderet, venerunt duo fratres minores, qui cum ab eo elemosynam peterent, voce furibunda respondit: Quis ille Franciscus, qui dedit vobis occasionem divagandi? et statim spoliatis eorum cappis jussit eos corizare indecenter per plateas civitatis, induendo eorum habitibus sine cappis fistulares, comminando et fratres poena mortis si non corizarent, sic denudati fratres vero ejulatu magno dixerunt: Jakso inimice beati Francisci! ecce praedicimus tibi, quia propter hanc injuriam beato Francisco illatam, infra breve tempus morte turpissima morieris, quod et factum est die tertia post hoc factum, ideo fratres in eorum ecclesia ipsum sepeliri nullo modo permiserunt. Inde igitur Rex venit Budam in octavis nativitatis beatae virginis [2]).

Anno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo secundo Rex Lodouicus in festo Kathedrae beati Petri recessit de Buda versus Ruteniam et venit in Zanak in festo beati Gregorii Papae, et inde transiens per multa pericula aquarum venit in Belz,

---

1) M. v. die kurzen und ungenügenden Relationen über diese Expedition bey Dlugoſſus Lib. IX. col. 1092. ad ann. 1351 und col. 1093. Thwroczʒ cap. XXIX. und Michovius Lib. IV. cap. XIX. Joſ. Andr. Baluski's Specimen historiae criticae, constans animadversionibus in historiam Ludovici Poloniae et Hungariae Regis ab Augusto Koludzki descriptam. Warsaviae 1735. 4. dürfte zu Erläuterung der Erzählung unſeres Fragments dienen können. Katona's Zweifel (op. cit. T. X. p. 10) gegen die Richtigkeit der Erzählung des Thwroczʒ (c. 29): »Si hoc ita factum fuisset (nämlich daß der Fürſt der Lithauer den Vertrag brach); »mirum foret, reges victores arma rursus in perfidum non convertisse,« wird durch das »sed emendare non potuerunt,« unſeres Fragments hinlänglich gehoben. M. v. Villanus Lib. IV. c. V. bey Pray op. cit. pag. 95.

2) Zwey Urkunden, am 14. Auguſt 1351 zu Ofen erlaſſen (bey Katona op. cit. Tom. X. p. 12, und Wagner Diplom. Saros. p. 1) zeigen, daß der König früher nach Ofen zurückgekehrt ſeyn müſſe, als unſer Fragment angibt.

castrum in confinibus Tartarorum, in festo beati Benedicti Abbatis (contigerat feria quarta ante dominicam judica) et ibi invenit Regem Poloniae cum exercitu valde grandi, expectatisque ibi sex diebus et interim nuntiis treugageris frequentatis, inter Reges Hungariae ac Poloniae ac Drozge castellanum de Belz, repetentes ab eo castrum praenotatum, ipse vero semper treugas faciebat, et sic videntibus cunctis castrum munivit fortissime, et tandem in octava indixit bellum, quod audientes dicti Reges, sabbato ante ramis palmarum, non curantes ingenia neque munimenta ejusdem castri formidantes, irruerunt ad castrum, aquam in fossa castri usque ad guttur in armis militaribus transeuntes, et cum apropinquarent vallum, ecce desuper sagittatores balistrarii ipsos crudeliter impetebant et ligna grandia et lapides in tanta copia projicientes, quod etiam Lodouicum Regem in capite ictu laetali cum malleo ligneo vel calumptita i. e. Swlyok concusserunt et ipsum ad terram dejecerunt, quem Nicolaus de Peren a terra elevavit et super dorsum suum ultra aquam transportavit. In eodem conflictu dux Ladislaus nepos ejusdem Regis, cum turrim prae aliis ascendisset, galeam ejus de capite abstulerunt, et ipsum ad terram dejiciendo, usque ad mortem percusserunt, Leustasium etiam filium Lorandi de genere Ratholth, tunc Senascallum Regis et Comitem Simigiensem, cum uno lapide in pectore percusserunt et ad terram dejecerunt, cujus percussionis vestigium in suo torace usque ad mortem extitit luculentum. Symonem filium Mauricii desub castro semivivum deduxerunt, Nicolaum de Zech et Blasium ac Stephanum Bebek Regis vexillarium fortissime pugnantes, horribiliter volnerarunt. Nam idem Stephanus in tantum stetit sub vexillo et pugnantium ictus sustinendo, quod tria vexilla regia in ejus manibus fuerint confracta successive; et cum quartum penitus fuisset conquassatum, et omnes alii de parte Regis desub castro recessissent, ipse tandem neque habens vexillum quintum, nec aliquem sibi adstantem, ad suum descensum declinavit, non timore inimicorum, neque mortis formidine, sed carentia sibi adstantium sociorum. Sic igitur sub dicto castro usque ad meridiem pugnaverunt, sed nichil profecerunt. In castro, per sagittas Hungarorum trecenti fuerunt interfecti, ex parte autem Hungarorum et Polonorum tot erant vulnerati, quod numerus non extitit. Die vero sequenti, scilicet in dominica ramis palmarum, videns Rex se nihil posse proficere, disposuit ad Hungariam remeare. Tamen sibi fuerat consultum per dominum Nicolaum Konth, semper pacis amatorem et treugarum dispositorem, virum magni consilii, prae cunctis Regi fideliorem, ut cum Drozge, praedicti castri castellano, componeret, et sic ad Hungariam transiret, quod et factum est; exivit enim dictus Drozge et Regi fecit homagium, insignia Lithvanorum de cacumine turrium, scilicet capita humana cum nigris pilis, deposuit, vexillum Regis Hungariae loco eorum, cunctis videntibus apposuit, quod videntes Hungari clamaverunt: Beeke! Beeke! i. e. pax, pax Sic igitur treuga facta, Rex cum quadraginta personis versus Hungariam, ut praedictum est, egreditur, et per aliam viam cunctos volneratos et currus suos universos abire praecepit et redire; ipse autem cum Moroczok, Nicolao et Paulo filiis Laczk, Dionysio et Nicolao filiis Stephani filii Laczk, tran-

sivit, ponens se ad fortunium, per terram alborum Rutenorum, et die sequenti Lodomeriam appropinquavit, ubi nullum victum necessarium invenire potuit, quia per Tartaros et Lithwanos cuncta fuerant devastata, et inde transiens venit in Londniam civitatem, ubi honorifice fuit receptus, et facto prandio inde recessit, quia periculum erat per Tartaros ibidem congregatos, et venit in villam, quae dicitur Pridiproch, ubi erant duae piscinae, in quibus multitudinem piscium exhauserunt, et inde transiens feria quarta majoris hebdomadae, venit ad magnum fluvium Tartarorum, nomine Olth, cujus latitudo extenditur ad unam leucam gallicanam, cujus impetuositas cunctos exterruit intuentes, exclamantes autem ad regem: quid opus superest? at Rex eis respondit, quod me videtis facere hoc idem omnes faciatis, et hoc dicto, in suo equo dictam aquam natare coepit, et fratri Johanni unum equum, quem habuit meliorem concessit, et ipsum natare secum coegit, quod videntes Hungari universi ad instar anetarum (so) aquam transnataverunt; tamen quatuor equi et tres homines perierunt. Die autem sequenti sero venerunt ad fluvium Ethel, circa cujus ripam olim Atila natus fuisse perhibetur, cum coetus Hungarorum de Scitia in Pannoniam transmigravit, cujus fluvii periculositatem, et ejus transitus impetuositatem, vix posset quis enarrare, nam equum rapuit et ascensorem, quod videns Rex, quid faciendum eligeret, omnino ignorabat, quia nulla via navem inveniendi aperiebatur. Cum igitur ibi pausam facerent tristiferam; ecce duo Ruteni rumigeruli (?) adveniebant, dicentes, quod septem millia Tartarorum et duo millia Rutenorum Regem insequerentur Hungarorum, et jam distarent ad septem rastas tartaricales. Quod audiens Rex in nullo timuit, sed exhilarascens suos dictos Tartaros expectare, hortabatur: Ecce, quod optabamus habemus, quicunque enim verus est miles, locum habet certaminis et ostendi vires suas, et cum Rex ibidem repausaret, venerunt Ruteni plus quam viginti, dicentes; quod exercitus Tartarorum Regem Hungarorum recesisse audivisset, et contra Kathayam divertisset. Quo audito Rex aquam transnatavit usque ad crepusculum, et ad unam curiam Dobrauihwczca vocatam, amne circumdatam, devenit, ubi penitus de alimentis nichil invenit. Media autem nocte unus Rutenus curiam incendit, et cum difficultate Rex et omnes sui mortis periculum evaserunt, quia strictissimus erat exitus per unum parvum pontem de curia praenotata. De mane autem Rex consurgens, intravit alpes Rutenorum fortissimas, per montes petrosos et nives usque subsellium equorum transeundo, et fluvium Zereth septuaginta quatuor vicibus transnatando. Super illis quatuor diebus, quibus in Alpibus equitarunt, plus quam quadringenti equi remanserunt, quia nil aliud, quam ramos arborum, equis poterant invenire, neque homines per totam hebdomadam praeter fabas ad usum gustaverunt, frater Johannes autem lector, cum socio suo, ad tantam devenerat famis inediam, quod per se ipsum neque suos equos ascendere poterant, nec de eisdem descendere motu proprio. Tandem in die parascevae, cum multis miseriis et erumnis inexplicabilibus, exivit alpes, et venit ad Bereg in castrum Mwnkacb, ubi Rex aliquantulum refocillatus, et inde veniens Waradinum, pro visitando limina beati Regis Ladislay, circa cujus tumbam

se humiliter ad terram prostravit, Deo et beato Ladislao gratias egit, qui ipsum de faucibus mortis eripiendo, licet laboriose, tamen reduxerat cum sospitate, ibidemque mansit tribus diebus et ecclesiae beati Ladislai munificentia plura contulit.

Anno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo tertio, cum idem Rex in crastino beatae Katharinae virginis venaretur in Zolio, ecce occursu inopinato in sequentibus alpibus, occurrit ei ursus feraliter implagatus, quem ipse Rex cum venabulo aggrediens, putabat propter suam audaciam, eundem ursum dejicere, prout alios tales ursos consueuerat dejiciendo exenterare; sed nouercante fortuna, et propriae reputationis arrogantia impediente, idem ursus Regem dejecit, et utrumque pedem viginti tribus volneribus sauciavit; et nisi Johannes Bessenew nutu divino ibidem pervenisset, idem ursus ferox et furibundus Regem Lodouicum interfecisset. Sed dictus Johannes Bessenew, plus Regem diligens, quam se ipsum, periculo mortis se interponendo, ursum Regem invadentem aggrediens, cum suo gladio interemit, et Regem a mortis faucibus liberavit. Tandem idem Johannes pro illo facto, propter incusantium rabiem, et specialiter Nowak de Croatia, nullam recepit remunerationem; ipse enim tunc venerat, quando jam Johannes, dictum Regem liberando, ursum interemerat praenotatum.

Anno domini millesimo trecentesimo quinquagesimo quinto, in festo beatae Annae, misit dux Austriae ad Regem Hungariae; petens auxilium contra Swewos sibi rebellantes, qui misit Paulum filium Laczk cum quadringentis Hungaris sagittariis. Venientes in Sueuiam in crastino beati Laurentii martyris, circa Thulnam civitatem, cum eidem Teutonicis de Sueuia horribiliter pugnaverunt. Sed Hungari clamantes: Sancti Reges adjuvate nos! divino favore tandem victoriam habuerunt. Illo die plus quam trecenti Teutonici sagittis Hungarorum perierunt; cadebant enim buccati Teutonici in equis suis, ante faciem Hungarorum, sicut boves in macello, erat enim praeceptum Hungaris, ne aliquem eorum caperent, sed mortis poculo cunctos Teutonicos inebriarent, porrigebant enim manus suas dicentes: »*O lyber her foh mych, nych thewth mych*,« Hungari autem funesto gladio super eorum capita evibrato, amputabant eis caput et manus dicentes: »*Wezteg Kwrwanew fija zaros Nemeth, Iwttatok werenkewth*, (so) *ma yzywk thy wertheketh*« *), et sic ipsos crudeliter occiderunt, atque omnes rebelles civitatis Duci Austriae subjugarunt, de Hunis autem in ipso proelio quindecim juvenes corruerunt. Veniens autem idem Paulus ad Ducem Austriae cum suis Hungaris, permaxime extitit remuneratus, dans litteras ad Regem Hungariae in haec verba: »Vestrae regraciamur fraternitati, quia quod cum »quinque millibus armatorum facere non potuimus, per totum »annum laborando, hoc Paulus filius Laczk cum quadringentis »Hungaris obtinuit gloriose: ideo rogamus, ut ipsum Paulum re»gali munificentia dignemini amplexare gratiose.«

*) Veszteg! Hurvanya fija szaros Német. Juttatok vérünkért, ma iszszuk ti vértehet. Schweig! Hurenſohn, kothiger Deutſcher! Ihr kamt um unſer Blut; aber wir wollen heut das eure trinken.

Hier endet das ungedruckte Fragment, und es folgt cap. VI bis LV des Thwroczi, zum Theil in dem Vorigen schon enthalten, aber ganz unabhängig von unserem Fragmente, mit folgenden Abweichungen:

Cap. VI. Laczk — Lachk (Chron. Bud.). In unserem Fragmente heißt es immer Laczk.

Cap. VII. Cyriaci — Curiaci (Ed. Aug. Curiacii, Ed. Brun.). Croacos — Croatos (Chron. Bud.), cujus praeclaram filiam bis in consortem. = Kolkothfew — Galgochfew (Chron. Bud.).

Cap. VIII. Seekach — Scicatum (Sticatum, Chron. Bud. In unserem Fragmente Sacatum.). Tot — Thoth (Toth, Chron. Bud.).

Cap. IX. Corradum de Kathanciis — Conradum de Katancys. militis Chensa — mulieris Johannae (Chron. Bud.), submersa — subinversa. Luctus in Hungaria + est autem sepultus in Neapolim, in Kathedrali ecclesia, juxta avum suum. super currum — super carram. vicos comitatus — vicos civitatis. Toht — Toth.

Cap. X. Furlivo — Furlino (Chron. Bud.).

Cap. XI. provinciam Avenionem — Provinciam et Avenionem. regulos — regales, so beständig.

Cap. XII. Laczk — Lachk.

Cap. XIII. milites Capuani — milites capitanei. volente Deo ipso — volente Deo, ipse.

Cap. XIV. fehlt.

Cap. XV. Chakthornya — Chaktornia. fluvios — fluvium. et Mura =

Cap. XVI. ohne Abweichung.

Cap. XVII. Gileti — Gyleti, so beständig. Item Nicolaus bis et Bartholomaeo — Bebeek — Bwbek (Chron. Bud.) de Seech — de Zeech. Konia — Konya. Laczk — Lachk. Laurentii de Kanisa + ac cum pauca comitiva, in una galea et quibusdam barcis. Apuliam — Aquilam. Barii — Borii.

Cap. XVIII. nimium + et copiosissime. spoliare + et derobare. Balistas — valisias.

Cap. XIX. ohne Abweichung.

Cap XX. Laczk — Lachk, stipendiariis Hungaris — sagittariis Hungaris. armatos =

Cap. XXI. Stafach — Scaffad (Chron. Bud.). Brigańei =

Cap. XXII. civitatem Aversam = Pinathariis — Pinataris. Laczk — Lachk. Niconem Drugech — Nicolaum Drwgeth (Chron. Bud-) fratrem monialem priorem Auranae — fratrem Morialem priorem Anianensem (Chron. Bud.).

Cap. XXIII. Ohne Abweichung.

Cap. XXIX. placati — pagati. praedictos bis Conradum =

Cap. XXV. remansissent — permansissent — et omnia regia negotia prospere exercuissent. possessionum donationibus — possessionariis donationibus. principaliter — paternaliter

Cap. XXVI. de angulo — Damdulo (Chron. Bud.) principem + et commune. regnum Dalmatiae et civitates maritimas in toto occupatum et detentas, — Regnum Dalmatiae in magna parte, Jadriam et civitates maritimas in toto per ipsos occupatas et detentas. domini — commune. negarunt; et =

Cap. XXVII. regnicolis — Regibus. extraneis ipsis faventibus = Serawal — Sereual. Coniglanum — Coneylanum. Rotkavernis — Rockanervis (Chron. Bud.). Crispiniacum — Cuspimacum.

Cap. XXVIII. Cheet — Chet. Hem — Heem. Elderboh — Elderbach (Elderbah, Chron. Bud.).

Cap. XXIX. Lithwanos — Lythuanos, so beständig.

Cap XXX. bina — una (Chron. Bud.).

Cap. XXXI. ohne Abweichung.

Cap. XXXII. Laczk — Lachk (im vorhergehenden Kapitel Laczk). Turegum — Tineginensem.

Cap. XXXIII. Zrenck — Zebernek (Sebernek, Chron. Bud. Zrebnek, Ed. Brun. et August.).

Cap. XXXIV. Bodon — Budon (Chron. Bud.). Gomnech — Sonmech (Chron. Bud.). Budonium — Budunum.

Cap. XXXV. diu = Dux Suidnicensis — Dux Sindrucensis. Bebeck — Bewbek (im 31. Kap. Bebek). Brodam — Brunnam (Chron. Bud.).

Cap. XXXVI. Opoliae — Opuliae.

Cap, XXXVII. Casmerio — Kazimero.

Cap. XXXVIII. Ilunczа — Ilonchа (Chron. Bud.). Olachos — Volachos, so beständig. Domtoyka — Demboycha (Chron. Bud.) sed postmodum + quia transivit auxilia securitatis, et in ejusdem pugnae conflictu debilis effectus, variabilis fortunae impetu. Deseu dictos Wos — Desew dicto Was (Uas, Chron. Bud.). Hykyllewar — Hykwllewar. Zewrinum — Zeuren. Zewrin — Zeurensem. Brasso — Brasson (Chron. Bud.). Thereh — Treuch (Chron. Bud.). Bfigantiis — Buganciis (Chron. Bud.).

Cap. XXXIX. in quolibet + tertio. Rachenos — Racenses. Moldavos — Molduanos. Rachiae — Raciae (Chron. Bud.)

Cap. XL und *XLI.* ohne Abweichung.

Cap. XLII. Peliso — Pylisio (Chron. Bud.).

Cap. XLIII. Noztre — Naztre (Chron. Bud.).

Cap. XLIV. Levveld in Bokonio — Leueld in Bakonia (Chr. Bud.).

Cap XLV. Eremitarum =

Cap. XLVI. Chremanorum — Cumanorum (Chron. Bud.).

Cap. XLVII. Lipna — Lippua (Chron. Bud.).

Cap XLIX. Maramrosio — Maramorisio.

Cap. L. magnus =

Cap. LI. gratus et gratiis.

Cap LII. excellentissimi domini Caroli — excellentis principis domini Karoli, regno =

Cap. LIII. attentare — acceptare.

Cap. LIV. perseveravit — perseverando.

Cap. LV. Regnavit autem quadraginta annis et mense uno, et viginti diebus — Regnavit autem quadraginta uno annis et viginti duobus diebus. Fuit autem bis zu Ende fehlt.

Hierauf folgt nachstehende sehr kurze Uebersicht der Geschichte der Könige Maria I., Sigmund, Albert, Wladislaw I, Ladislaw V. und eine etwas weitläufigere gleichzeitige Chronik Mathias des ersten bis zum Jahre 1476.

Post obitum Regis Lodouici coronata fuit, corona regia, domina Maria, filia ejus, quae fuit data in matrimonium Sigismundo, filio Karoli Imperatoris et Regis Bohoemiae, quae quidem domina Maria regnavit quatuor forte annis, et tradidit jus regni ipsi Sigismundo, marito suo, consensitque se vivente eundem corona regia S. Stephani Regis coronari. Aliquanto vero post et ipsa mortua est, sepultaque in ecclesia Waradiensi. In hac Regina Maria tandem defecit semen utriusque sexus sanctorum Regum Regni Hungariae.

Sigismundus Rex, filius Imperatoris et Regis Bohoemiae, de consensu et voluntate communi praelatorum, baronum et nobilium Regni Hungariae, fuit electus in Regem, coronatusque vicesimo anno aetatis suae. Hic post obitum dominae Mariae, quae decessit sine prole, accepit in uxorem Barbaram filiam Hermanni Comitis Ciliciae, ex qua genuit unicam filiam, Elizabeth nomine, quam postmodum tradidit in conjugem Alberto duci Austriae. Deinde idem Rex Sigismundus electus fuit in Regem Romanorum et Bohoemiae, postremo coronatus Romae in Imperatorem. Obiit autem anno domini millesimo quadringentesimo tricesimo primo, sepultusque est in ecclesia Waradiensi.

Post Regem Sigismundum electus fuit in Regem Albertus dux Austriae, gener ipsius, in favorem Elizabeth filiae ejusdem Sigismundi, uxoris scilicet Alberti. Coronatus fuit in die circumcisionis domini, anno ejusdem millesimo quadringentesimo tricesimo octavo, et regnavit anno uno et mensibus decem, natusque est ei filius posthumius, Ladislaus nomine. Obiit autem in vigilia Symonis et Judae, anno domini millesimo quadringentesimo tricesimo nono.

Mortuo Alberto, remansit Elizabeth Regina conthoralis ejus, praegnans, et nesciebant filium an filiam esset paritura. Interim praelati et barones miserunt pro Uladislao Rege Poloniae, sed antequam ipse introduceretur, Regina peperit filium Ladislaum, et contradixit electioni de Rege Poloniae factae, et coronari fecit Ladislaum puerum trimestrem. Nichilominus introductus fuit Uladislaus Rex Poloniae, coronatusque corona alia, de capite reliquiarum sancti Stephani sumta, quibus habitis Regina Ladislaum filium, simul cum corona Regni, tradidit ad manus Friderici Romanorum Regis et ducis Austriae. Regnavit autem ipse Wladislaus annis prope quatuor, et in bello contra Turcos, juxta mare, prope Varna, periit anno domini millesimo quadringentesimo quadragesimo quarto. Hic fuit princeps optimis moribus institutus, religiosus, pius, castus, verax et magnanimus in armis.

Post Wladislaum, et Ladislao puero in manibus Friderici Imperatoris existente, cum status regni declinaret in periculum, electus fuit in Gubernatorem felicis memoriae Johannes de Hunyad, tunc Voyuoda Transsilvanus, qui gubernavit regnum annos prope octo, multa egit proelia, saepissime profugavit Turcos, ipse etiam bina vice a Turcis profligatus fuit, et reduxit Regnum in meliorem statum, quam acceperat. Demum tradidit regimen Regni in manus Ladislai Regis, per quem ob merita sua creatus fuit in Comitem Bistricensem perpetuum. Postremo repulso Turcorum imperatore ab obsidione arcis seu castri Nandoralbensis, felicis victoriae compos, obiit ibidem in Nador alba, anno domini

millesimo quadringentesimo quinquagesimo sexto, sepultusque est in ecclesia in Albensi Transsilvana.

Ladislaus filius Alberti, Romanorum, Hungariae et Bohoemiae Regis, circa duodecimum aetatis suae annum ereptus fuit de manibus Friderici Regis Romanorum, corona Regni Hungariae nihilominus per eundem Fridericum retenta. Hic fuit juvenis probis moribus pollens, pudicus et fidelis, et pro aetate prudens, coepitque regere vivente adhuc Johanne Gubernatore. Postea cum esset in Bohoemia, obiit Pragae, anno aetatis et coronationis suae decimo octavo, sepultusque est ibidem in ecclesia kathedrali, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo septimo.

Post mortem Ladislai Regis electus est in Regem Hungariae Mathias, felicis memoriae filius illustris Johannis de Hunyad, perpetui comitis Bistricensis, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo octavo, qui tam exteris, ut Bohoemis et Polonis, quam nonnullis incolis, sacrae coronae subjectis, sibi plurimum insidiantibus; ut leo fortissimus invictissimusque restitit. Hic etiam cum validissimo exercitu Regnum Boznae ingressus, castrum munitissimum Jayeza nomine, e manibus Turcorum gloriose eripuit. Deinde victor rediens ad Hungariam, diademate sancti Regis Stephani, quod apud Fridericum Romanorum Imperatorem habebatur, in civitate Albae-Regalis potitus est. Postea vero collecto ingenti exercitu, Moldaviam terram, provinciam sacrae coronae subjectam, sed per id temporis rebellem ingressus est, ibique habito acerbissimo conflictu, triumphum praeclarum atque memorabilem obtinuit, unde et vexilla plurima, inclytae victoriae suae signa, Budam usque adduxit, quae magna cum celebritate in parochiali beatissimae Mariae virginis ecclesia affixa, hodie conspiciuntur. Reliqua autem praeclara ac memorabilia facinora serenissimi ac invictissimi domini nostri Regis, quia tanta sunt, quae breviter comprehendi nequeunt, in aliud tempus differenda ac latius prosequenda erunt. Pro quo domino nostro illustrissimo atque gratioso, optimus maximusque Deus etiam atque etiam rogandus est, ut eum in pace tranquilla, justitiae observatione, suorum dilectione, Regni incremento et diuturna demum vitae incolumitate servare et augere dignetur.

Hujus itaque Mathiae Regis tempore post varios infelicesque eventus, istud praecipuum huic Regno accidit lamentabile infortunium, quod cum idem Rex Regnum vastaret Poloniae, eidemque admodum esset infestus, nec pro tunc commodum et utilitatem reipublicae Regni sui curaret, Hungaria ipsa, quasi principe destituta, media pace atque taciturnitate dies duceret jocundos, tunc immanissimi Turci, illi Christianitatis aemuli, explorata parte Regni, sub medio silentio, transvadato Danubio atque Marusio, feria secunda post festum beatae Dorotheae, virginis, in anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo quarto, agili cursu, ante diluculum surgentis aurorae, civitatem illam opulentissimam Waradiensem, civibus et divitiis omnibus plenam, cui inter caeteras Regni urbes in rebus vix erat par, insidiose invadendo, eam penitus expoliantes, innumerabilem thezaurum atque copiosum, tam in auro quam argento, sed et mercantiis et rebus inde hauriendis. Nec non de ipsa et circum-

jacientibus suis provinciis quam plurimos nobiles, proceres, cives et inhabitatores ipsius terrae, sexus discretione non habita, honestissimas praeclarasque virgines et mulieres captivantes, vinctos inmisericorditer ad perpetuam deduxerunt captivitatem, bona et res ejusdem terrae, praedae rapaci omnino exponentes. Paucis autem fugae et aliae tutelae cautela evadentibus, fletus fit maximus atque ululatus super civitate Christianorum, et ammissione tantorum bonorum direptorum. Modo sternuntur senes, jugulantur viduae, decapitantur adultae, projiciuntur infantes et moriuntur frigore. Depraedata igitur et spoliata civitate praedicta, quae prius felix civitas vocabatur, non tamen felix sed infelicissima dici potest. Feria tertia sequenti, capta praeda, Turci praetacti eandem ignis voragine funditus combusserunt; ruunt claustra et ecclesiae in ea constructae, modo apparent nisi lapides exusti. Detulerunt etiam quasi universa ornamenta ecclesiarum praedictarum, puta indumenta sacerdotalia, gemmis atque lapidibus praetiosis, regia facultate conserta, cruces, calices, reliquias, tabulas et reliquiarum capsas ex auro et argento factas, projeceruntque abominabiliter, tam reliquias dominici corporis in pixidibus repertas, quam sanctorum in iisdem repositas. Quid modo restat nisi castrum et monasterium ecclesiae basilicae? non tamen integrum, quia metu ignitarum telarum tectura est privatum. Et sic tandem incinerata civitate praedicta, et circumvicinis suis provinciis depraedatis et exustis, iidem Turci cum innumerabili glomerosa hominum captivorum caterva, et praeda indicibili, versus propria redierunt, nemine eis obstante. Sed o infelix Hungaria! recte non Hungaria, sicut olim, sed jam Angaria dici vales; decidit scutum, modo cujus cor in te est tutum. Rimari etenim posses, quanto discrimini hac vice es involuta. Certe post expulsionem e regno gentium Tartarorum, nulla eis vis, nulla potentia in te taliter arridere (fo) valuerat, nec tanta tibi inflexerat damna, quanta hodie miserabiliter accepisti.

Epitaphium

Dor febru sanctis succumbit plebs pia treutris
Peccatum populi plangit clades Varadini *) } MCCCCLXXIIII.

Nec hoc tacendum esse putavi, quod in aestate anni praedicti, signanter in Julio et Augusto mensibus, innumerabiles et incredibilis multitudinis locustae catervatim, quasi magni montes, per climata et partes dicti Regni Hungariae hinc inde volitantes visae sunt, quae omnia virentia pro usu earum, praeter folia arborum et vinearum, vendicarunt, et jam admodum multiplicatae continuis annis, in Regno duraverunt fere quinque annis integris, damna indicibilia, signanter hoc anno, scilicet millesimo quadringentesimo septuagesimo octavo inferentes, et similiter in anno millesimo quadringentesimo septuagesimo nono.

Post haec praefato Rege Mathia in partibus Slesiae pro obsidione terrarum ejusdem occupato, ubi et Reges Polonorum et Bohoemorum castra sua contra ipsum fulciri et obsidione creber-

*) Bey Thomas de Nyrkálló in stylo Cancell. Mathiae I. (Rovachich Scriptores rer. Hung. min. Tom. II. p. 11) heißt es:

»Dor Febru factis succumbit plebs pia Thurcis
»Peccatum populi plangit clades Varadini.

rima insultare procurant, iis gerentibus suo modo Turci praefati de praefata praeda magis animati, partes inferiores circa Album Crisium prope Thuur usque depraedarunt, et multos captivos ac boves et armenta secum trahentes, remearunt, nullo ipsos impediente. Tandem etiam circa festum s. Aegidii confessoris, cum vice iterata Turci praedam inferre non cessarent, quaedam gentes armatae domini Archiepiscopi Colocensis et caeteri milites pro custodia partium finitimarum circa duo millia coadunati, Turcos ipsos, dum cum quadam maxima praeda circa castrum ipsorum Sabach vocatum, noviter erectum, quod jàm nunc Deo concedente cum magna pugna reoptentum habemus, revertebantur, insecuti sunt; ubi commisso pestifero et acerbissimo conflictu, quia Turci ipsi quasi decem millia fuerunt, ideo quoque multi ex ipsis gentibus corruerunt, alii captivati, alii vero, sole ad occasum suum vergente et noctis tenebris faciem terrae detegentibus, per fugam e manibus Turcorum vix erepti, damna defleverunt. Dicitur tamen, quod de ipsis Turcis in loco ipso plures ceciderunt interfecti et vulneribus sauciati, quam de nostris. Sic itaque crebris vicibus Hungaria ipsa per Turcos vastata, tam de praedis, quam de fuga crebra, quia populi ob metum Turcorum seminare et victuum suorum necessaria exquirere non potuerunt, in casus infelices coepit reflecti et rusticari, potissimum vero depopulari; propter continuas contributarias unius floreni exactiones, per gubernatorem condam Johannem de Hunyad Vayuodam Transsilvanarum inordinate et inconsvete appositas, quas singulis annis incessanter ab incolis et etiam nobilibus unius sessionis pluribus iteratisque vicibus idem Rex absque ulla compassione exigi facit, de quibus nullum ipsi regno commodum vidimus reportasse, at de quibus nunquam bravium triumphi victoriarum speramus, certissime per orphanorum et orbatorum et oppressorum maledictiones continuas accipi non potest, quin potius maximam hujus Regni desolationem. Interea praefati Reges Poloniae et Bohoemiae necessario una cum ipso domino nostro Rege oretenus de pace laborantes, trium annorum treugas sub certis conditionibus et clausulis perfecerunt Ipsa autem treuga durante, Rex noster a loco non recedens, contra dominum Fridericum Imperatorem Romanorum et Ducem Austriae exercitum suum, tunc Braticiis fulcientem, ad devastandum regnum ejusdem, conducere procuravit.

Inter haec praefatus dominus Rex Mathias volens suam juvenilem lasciviam temperare, pro contractione matrimonii animum suum apponens, ad Regem Neapolitanum, pro quadam ejusdem, magnificos Nicolaum Banfy de Lyndwa et Johannem Pangracz Woyuodam Transsilvanensem cum certis fidelibus deputavit. Quibus ad vota ipsius domini Regis feliciter revertentibus, et de matrimonio cum ipsa puella legitime fide data et annulo subarata, praecedentibus; idem Rex, soeer domini Regis, quosdam suos ambasiatores, puta dominum Archiepiscopum et Palatinum e regno suo (quod, ut accepi ab eisdem, distaret triginta duobus milliaribus ultra Romam) cum honesta comitiva ad Regem Hungariae deputavit, et xenia multa et equos tres Apulienses una cum optimis sellis per eosdem transmittens, qui dominum Regem usque Slesiam conquestrare ad mandatum ejusdem studuerunt, circa festum

beati Antonii confessoris in anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo quinto de Buda recedentes.

Ipsis itaque diebus Turci, illi immanissimi hostes nostri, ex continua praeda animati, ut accepi in scriptis, cum centenis et viginti millibus paganorum Moldaviam, terram sacrae Coronae subjectam, ea intentione, ut dicitur, quod exinde si victores fuissent, totum Regnum Hungariae invadere procurassent, hostiliter subintrantes, ubi Stephanus Wayuoda Moldaviensis cum Siculis nostris et Wolachys et Ruthenis quantocius coadunatus, et illorum agmine se stipans, eisdem Turcis, tanquam bonus protector patriae et gentis suae, viriliter se opponens, in medio regni sui paratus mori pro suis, habito trium dierum et noctium acerbissimo conflictu, Turcos ipsos paene excidio finali tradidisset. Ubi et Bassa vice imperator, sed et alii priores octo Woyvodae, qui ipsi exercitui praefuissent, sine mora capti sunt et detenti, quantos autem captivos quantasve gazas et lucrum ipsi victores exinde habuerunt, nulli est obnubilum.

Istud etiam memoriae commendare censui; quod cum feria quarta proxima ante festum beati Galli confessoris in anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo nono, saevissimi Turci illi immanissimi hostes nostri, sumta audacia, de partibus Transalpinis una cum Woyvoda Kysbazarad vocitato, qui se sponte principi Turcorum subdiderat, cum ingenti copia, ut dicitur triginta quatuor millibus equitibus, partes Transsilvanenses per viam Kelnek subintrantes, maximamque multitudinem hominum praeda celeri capientes, dum leti ex hinc reverti voluissent; tunc ille maximus et animo audax Stephanus de Bathor Woyuoda ipsarum partium Transsilvanarum, ut bonus protector gentis sibi deputatae, spem in Deum ponens, cum magnifico et potenti, strenuissimo, animositatis audacissimo in belloque invictissimo principe Bartholomaeo Dragfij de Beltherok, pariter cum magnifico Paulo de Kynys Comite Temesiensi ac aliis militibus aulae Majestatis Regiae, scilicet quibusdam gentibus per certos praelatos et barones Regni de mandato regio cum ipsis Bartholomaeo Dragfy et Paulo Kynysi deputatis et existentibus, in campo Kenyermezege, prope oppidum Zazwaros, cum se viriliter obviam agminum ipsorum Turcorum opponentes, et acies suas per series disponentes, conflictum memorabilem fecisset, Deo sibi adjutore, peracta pugna quam maxima potitus victoria, triumphum obtinuisset quam maxime laudabilem contra Turcos praenotatos; Turcis ipsis paene ibidem interfectis, paucis autem per amnes et alpes fugae praesidio evadentibus, Woyuodis Zkenderbeg et Ezebeg ibidem interfectis. In quo etiam proelio idem Stephanus Woyvoda in femore vulneratus, sed tandem pristinae sanitati auxilio medicorum restitutus, nonnulli proceres et nobiles potiores atque incolae et Saxones partium Transsilvanarum succubuere interempti. Pro qua quidem victoria reoptenta, sit benedictus ipse Deus, qui dedit servis suis contra inimicos gloriosam victoriam. Amen.

Hierauf scheinen zwey Blätter im Kodex zu fehlen.

Serenissime Princeps et fili mi carissime! Quod pii Regis est Christiani agis, deo gratias refero. Uti ex litteris celsitudinis tuae accepi pro conjugio Beatricis meae filiae, tibi jam sponsae,

praetefers quendam a natura in me amorem ac studium, deque teneris annis ita institutum, quasi divino quodam praesagio, ut me singulari semper benivolentia fueris prosequutus. Ego excellentisime domine Rex, quum bona omnia ad Deum referenda sunt, pro affinitate hac summas et sempiternas Deo gratias ago, atque eo majores diuturnioresque, quod tecum, quem semper amavi, cujus etiam virtutem admiratus sum, filiam mihi carissimam collocaverim. Sit igitur iterum felix ac faustum, et quod a nobis consentientibus animis factum est, id Deus ipse fortunet. Caetera celsitudo tua a suis meisque oratoribus plane intellexit, quae eidem, aeque ac mihi ipsi, gratissima fore spero. Quod autem ad dominum Albensem attinet, ego Rex inclyte et fili carissime! tua causa sic rem banc complectar, ut pro Albensis amplitudine et dignitate nihil omnino sum praetermissurus, et quum brevi Romam profecturus sum, summumque Pontificem aditurus, coram ejus Sanctitate de Albensis Cardinalatu agam, et ita quidem agam, ut rem banc prorsus conficiam, illudque summo studio curaturus, ut adversus inanes Turci conatus, subsidium celsitudini tuae ab ejus beatitudine decernatur, ac rerum tuarum omnium ea ratio habeatur, ut negotia Serenitatis tuae omnia mea quae debentur auctoritate, atque uti par est habeantur. Neque emin carissime fili! rebus ullis tuis, vel pacis vel belli defecturus sum, te mihi in generum delegi, tu me in socerum, ego te in filium, ipse me in patrem, an socer genero aut pater filio, aut consilio aut opere unquam defecturus sum? Communicavimus sanguinem, ut facultates et Regna, quo simul conjungeremur. Deus optimus maximus, in cujus manu Regum res positae sunt, Regna nostra et nos ipsos sic aspiciat, ut novam affinitatem veteremque benevolentiam mutuis assiduisque beneficiis servare atque augere possimus. Valcat feliciter celsitudo tua. Datum in serra nostra Sancti Severi, die vigesimo secundo Novembris, anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo quinto.

Ferdinandus eadem gratia Rex Siciliae et Jherusalem.

Tandem qualiter hujusmodi matrimonium domini Mathiae Regis cum filia dicti Regis Ferdinandi Beatrice circa festum epiphaniarum domini, aut ipso die, in anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo sexto consummatum feliciter extitit, alibi satis recitavi de tripudio solemnitatis felicis coronationis ipsius dominae Reginae, qua in civitate Albensi potita est, et qualiter cum magno jubilo per omnes praelatos et barones totius Regni, demto domino Johanne Teutonico Archiepiscopo Strigoniensi, qui nescitur unde motus domino Regi rebellando, ad partes Almaniae auffugit, Budam comitata est. Hic scribere seriatim ommisi. Eine viel jüngere Hand hat noch die bekannten Verse: »Discite mortales nimium ne fidere muris« etc. hinzugesetzt.

Noch sey es uns erlaubt, von einem anderen Prachtkodex der Dubnitzer Bibliothek, dem Epitome rerum Hungaricarum Petri Ranzani *), zu sprechen. Der Kodex ist auf Pergament, mit präch-

*) Man vergleiche von ihm Quetif und Echard Scriptores ordinis praedicatorum, Tom. I. p. 876. Scriptores Univ. Vindob. Tom. III. p. 66. Ughelli Italia sacra, Tom. VIII. p. 322. Mongitor Bibliotheca Sicula. Voss de Historic. latin. VI. 517. H. Wharton ad G. Cave. Tom. II. p. 191. Denis

gen Miniaturen und Initialen, welche zu beschreiben hier zu weit führen würde, verziert, aber zu Ende leider mangelhaft. Als das Dedikations-Exemplar, welches ein Verwandter des Verfassers nach dessen Tode an den Kardinal Primas Thomas Bakats sandte, verdient er besondere Berücksichtigung. Er enthält, nebst der von Ranzanus an den König Mathias gehaltenen Rede, welche auch in den Tyrnauer und Ofner Ausgaben von 1646 und 1746 *) befindlich ist, nachstehende Dedikation an den Erzbischof von Gran, welche sowohl in den obgenannten Ausgaben, als auch in der des Sambucus und ihren Abdrücken fehlt, und die Bekanntmachung wohl verdient.

Frater Joannes de A. Siculus Panormita, Ordinis Praedicatorum S. Theologiae Professor, Reverendissimo in Christo Patri et Domino D. Thomae Archiepiscopo et Principi (so!) Strigoniensi ac Setae. Romanae Ecclesiae tituli St. Montibus Presbytero Cardinali dignissimo, simpliciter se commendat.

Cogitanti mihi reverendissime Antistes, cuinam potissimum Pannonum Regum et principum, interque hos Joannis Corvini ac unius (so) nati illius Regis Mathiae semper invicti, martia gesta, quibus terra marique hostes ferro clavaque depugnans vicit, prostravit, eliminavit, catenus utinulli jam Reges, dum viveret haberentur, qui non cum aut optarent benivolum, aut iratum paverent, inscriberem: Tu unus ex omnibus, quos Pannonia nostro hoc aevo produxit, et qui inter primarios ejusce gentis proceres nulli secundus existis, mea sententia appositissimus occurristi, cui extra omnem controversiam jure meritoque dicarentur. Cum enim multa, et quidem majestate et gloria inter haec splendidissima habeantur potentissimae nationis illius in complures populos patrata facinora, in Turcas tamen christiani nominis juratissimos hostes, quod gentilium ac paene nativum Pannonibus scimus, plurima reponuntur acerbissima bella: sed illud praecipuum celebratur, quod ad Belgradum, Joannes Corvinus una cum natis Ladislao atque Mathia, multo licet sanguine, de Mahumede famatissimum toto terrarum orbe reportavit triumphum. Cujus quidem Mathiae potentissimi ac semper invicti Regis, antequam sacris initiareris, victricia arma creberrime cum sis prosecutus, non est cui magis isthaec in liquido constent habeatque innummerato. Ei siquidem adversus fidei Christianae hostem ardentissimo spiritu diu noctuque haerebas, tuaque humanorum divinarumque rerum omnifaria doctrina, gravissimo consilio, prudentia exactissima ad complura eaque gloriosiora splendidioraque invictum Regem et adquaequae maxima natum dirigebas, hortabaris munera exequenda; hinc autem omnes factum sciunt, ut sapientissimus Rex, tum de virtute semper, cum de se bene meritis amantissimus ac munificentissimus retributor, Te sacris addictum in dies honestaret magis magisque variis dignitatum ti-

---

Buchdrucker-Geschichte Wiens, p. 333. Privilegirte Anzeigen, Jahrg. V. S. 172. Fabricii Biblioth. lat. med. cum Mansi aditam. V. 274—277, und vor allen die Opusculi di autori Siciliani, Palermo, 1761, 4. Vol. VI. pag. 76 epqq.

*) M. s. Godofr. Schwarz, Recensio critica Epitomes rerum hungaricarum auctore Petro Ranzano, et crisis singularis editionis Tyrnavio-Budensis. Lemgoviae, 1774, 4.

millesimo quadringentesimo quinquagesimo sexto, sepultusque est in ecclesia in Albensi Transsilvana.

Ladislaus filius Alberti, Romanorum, Hungariae et Bohoemiae Regis, circa duodecimum aetatis suae annum ereptus fuit de manibus Friderici Regis Romanorum, corona Regni Hungariae nihilominus per eundem Fridericum retenta. Hic fuit juvenis probis moribus pollens, pudicus et fidelis, et pro aetate prudens, coepitque regere vivente adhuc Johanne Gubernatore. Postea cum esset in Bohoemia, obiit Pragae, anno aetatis et coronationis suae decimo octavo, sepultusque est ibidem in ecclesia kathedrali, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo septimo.

Post mortem Ladislai Regis electus est in Regem Hungariae Mathias, felicis memoriae filius illustris Johannis de Hunyad, perpetui comitis Bistricensis, anno domini millesimo quadringentesimo quinquagesimo octavo, qui tam exteris, ut Bohoemis et Polonis, quam nonnullis incolis, sacrae coronae subjectis, sibi plurimum insidiantibus; ut leo fortissimus invictissimusque restitit. Hic etiam cum validissimo exercitu Regnum Boznae ingressus, castrum munitissimum Jayeza nomine, e manibus Turcorum gloriose eripuit. Deinde victor rediens ad Hungariam, diademate sancti Regis Stephani, quod apud Fridericum Romanorum Imperatorem habebatur, in civitate Albae-Regalis potitus est. Postea vero collecto ingenti exercitu, Moldaviam terram, provinciam sacrae coronae subjectam, sed per id temporis rebellem ingressus est, ibique habito acerbissimo conflictu, triumphum praeclarum atque memorabilem obtinuit, unde et vexilla plurima, inclytae victoriae suae signa, Budam usque adduxit, quae magna cum celebritate in parochiali beatissimae Mariae virginis ecclesia affixa, hodie conspiciuntur. Reliqua autem praeclara ac memorabilia facinora serenissimi ac invictissimi domini nostri Regis, quia tanta sunt, quae breviter comprehendi nequeunt, in aliud tempus differenda ac latius prosequenda erunt. Pro quo domino nostro illustrissimo atque gratioso, optimus maximusque Deus etiam atque etiam rogandus est, ut eum in pace tranquilla, justitiae observatione, suorum dilectione, Regni incremento et diuturna demum vitae incolumitate servare et augere dignetur.

Hujus itaque Mathiae Regis tempore post varios infelicesque eventus, istud praecipuum huic Regno accidit lamentabile infortunium, quod cum idem Rex Regnum vastaret Poloniae, eidemque admodum esset infestus, nec pro tunc commodum et utilitatem reipublicae Regni sui curaret, Hungaria ipsa, quasi principe destituta, media pace atque taciturnitate dies duceret jocundos, tunc immanissimi Turci, illi Christianitatis aemuli, explorata parte Regni, sub medio silentio, transvadato Danubio atque Marusio, feria secunda post festum beatae Dorotheae, virginis, in anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo quarto, agili cursu, ante diluculum surgentis aurorae, civitatem illam opulentissimam Waradiensem, civibus et divitiis omnibus plenam, cui inter caeteras Regni urbes in rebus vix erat par, insidiose invadendo, eam penitus expoliantes, innumerabilem thezaurum atque copiosum, tam in auro quam argento, sed et mercantiis et rebus inde hauriendis. Nec non de ipsa et circum-

jacientibus suis provinciis quam plurimos nobiles, proceres, cives et inhabitatores ipsius terrae, sexus discretione non habita, honestissimas praeclarasque virgines et mulieres captivantes, vinctos inmisericorditer ad perpetuam deduxerunt captivitatem, bona et res ejusdem terrae, praedae rapaci omnino exponentes. Paucis autem fugae et aliae tutelae cautela evadentibus, fletus fit maximus atque ululatus super civitate Christianorum, et ammissione tantorum bonorum direptorum. Modo sternuntur senes, jugulantur viduae, decapitantur adultae, projiciuntur infantes et moriuntur frigore. Depraedata igitur et spoliata civitate praedicta, quae prius felix civitas vocabatur, non tamen felix sed infelicissima dici potest. Feria tertia sequenti, capta praeda, Turci praetacti eandem ignis voragine funditus combusserunt; ruunt claustra et ecclesiae in ea constructae, modo apparent nisi lapides exusti. Detulerunt etiam quasi universa ornamenta ecclesiarum praedictarum, puta indumenta sacerdotalia, gemmis atque lapidibus praetiosis, regia facultate conserta, cruces, calices, reliquias, tabulas et reliquiarum capsas ex auro et argento factas, projeceruntque abominabiliter, tam reliquias dominici corporis in pixidibus repertas, quam sanctorum in iisdem repositas. Quid modo restat nisi castrum et monasterium ecclesiae basilicae? non tamen integrum, quia metu ignitarum telarum tectura est privatum. Et sic tandem incinerata civitate praedicta, et circumvicinis suis provinciis depraedatis et exustis, iidem Turci cum innumerabili glomerosa hominum captivorum caterva, et praeda indicibili, versus propria redierunt, nemine eis obstante. Sed o infelix Hungaria! recte non Hungaria, sicut olim, sed jam Angaria dici vales; decidit scutum, modo cujus cor in te est tutum. Rimari etenim posses, quanto discrimini hac vice es involuta. Certe post expulsionem e regno gentium Tartarorum, nulla eis vis, nulla potentia in te taliter arridere (so) valuerat, nec tanta tibi inflexerat damna, quanta hodie miserabiliter accepisti.

Epitaphium

Dor febru sanctis succumbit plebs pia treutris
Peccatum populi plangit clades Varadini *) } MCCCCLXXIIII.

Nec hoc tacendum esse putavi, quod in aestate anni praedicti, signanter in Julio et Augusto mensibus, innumerabiles et incredibilis multitudinis locustae catervatim, quasi magni montes, per climata et partes dicti Regni Hungariae hinc inde volitantes visae sunt, quae omnia virentia pro usu earum, praeter folia arborum et vinearum, vendicarunt, et jam admodum multiplicatae continuis annis, in Regno duraverunt fere quinque annis integris, damna indicibilia, signanter hoc anno, scilicet millesimo quadringentesimo septuagesimo octavo inferentes, et similiter in anno millesimo quadringentesimo septuagesimo nono.

Post haec praefato Rege Mathia in partibus Slesiae pro obsidione terrarum ejusdem occupato, ubi et Reges Polonorum et Bohoemorum castra sua contra ipsum fulciri et obsidione creber-

*) Bey Thomas de Nyrkálló in stylo Cancell. Mathiae I. (Rovachich Scriptores rer. Hung. min. Tom. II. p. 11) heißt es:

»Dor Febru factis succumbit plebs pia Thurcis
»Peccatum populi plangit clades Varadini.

rima insultare procurant, iis gerentibus suo modo Turci praefati de praefata praeda magis animati, partes inferiores circa Album Crisium prope Thuur usque depraedarunt, et multos captivos ac boves et armenta secum trahentes, remearunt, nullo ipsos impediente. Tandem etiam circa festum s. Aegidii confessoris, cum vice iterata Turci praedam inferre non cessarent, quaedam gentes armatae domini Archiepiscopi Colocensis et caeteri milites pro custodia partium finitimarum circa duo millia coadunati, Turcos ipsos, dum cum quadam maxima praeda circa castrum ipsorum Sabach vocatum, noviter erectum, quod jàm nunc Deo concedente cum magna pugna reoptentum habemus, revertebantur, insecuti sunt; ubi commisso pestifero et acerbissimo conflictu, quia Turci ipsi quasi decem millia fuerunt, ideo quoque multi ex ipsis gentibus corruerunt, alii captivati, alii vero, sole ad occasum suum vergente et noctis tenebris faciem terrae detegentibus, per fugam e manibus Turcorum vix erepti, damna defleverunt. Dicitur tamen, quod de ipsis Turcis in loco ipso plures ceciderunt interfecti et vulneribus sauciati, quam de nostris. Sic itaque crebris vicibus Hungaria ipsa per Turcos vastata, tam de praedis, quam de fuga crebra, quia populi ob metum Turcorum seminare et victuum suorum necessaria exquirere non potuerunt, in casus infelices coepit reflecti et rusticari, potissimum vero depopulari; propter continuas contributarias unius floreni exactiones, per gubernatorem condam Johannem de Hunyad Vayuodam Transsilvanarum inordinate et inconsvete appositas, quas singulis annis incessanter ab incolis et etiam nobilibus unius sessionis pluribus iteratisque vicibus idem Rex absque ulla compassione exigi facit, de quibus nullum ipsi regno commodum vidimus reportasse, at de quibus nunquam bravium triumphi victoriarum speramus, certissime per orphanorum et orbatorum et oppressorum maledictiones continuas accipi non potest, quin potius maximam hujus Regni desolationem. Interea praefati Reges Poloniae et Bohoemiae necessario una cum ipso domino nostro Rege oretenus de pace laborantes, trium annorum treugas sub certis conditionibus et clausulis perfecerunt Ipsa autem treuga durante, Rex noster a loco non recedens, contra dominum Fridericum Imperatorem Romanorum et Ducem Austriae exercitum suum, tunc Braticiis fulcientem, ad devastandum regnum ejusdem, conducere procuravit.

Inter haec praefatus dominus Rex Mathias volens suam juvenilem lasciviam temperare, pro contractione matrimonii animum suum apponens, ad Regem Neapolitanum, pro quadam ejusdem, magnificos Nicolaum Banfy de Lyndwa et Johannem Pangracz Woyuodam Transsilvanensem cum certis fidelibus deputavit. Quibus ad vota ipsius domini Regis feliciter revertentibus, et de matrimonio cum ipsa puella legitime fide data et annulo subarata, praecedentibus; idem Rex, socer domini Regis, quosdam suos ambasiatores, puta dominum Archiepiscopum et Palatinum e regno suo (quod, ut accepi ab eisdem, distaret triginta duobus milliaribus ultra Romam) cum honesta comitiva ad Regem Hungariae deputavit, et xenia multa et equos tres Apulienses una cum optimis sellis per eosdem transmittens, qui dominum Regem usque Slesiam conquestrare ad mandatum ejusdem studuerunt, circa festum

beati Antonii confessoris in anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo quinto de Buda recedentes.

Ipsis itaque diebus Turci, illi immanissimi hostes nostri, ex continua praeda animati, ut accepi in scriptis, cum centenis et viginti millibus paganorum Moldaviam, terram sacrae Coronae subjectam, ea intentione, ut dicitur, quod exinde si victores fuissent, totum Regnum Hungariae invadere procurassent, hostiliter subintrantes, ubi Stephanus Wayuoda Moldaviensis cum Siculis nostris et Wolachys et Ruthenis quantocius coadunatus, et illorum agmine se stipans, eisdem Turcis, tanquam bonus protector patriae et gentis suae, viriliter se opponens, in medio regni sui paratus mori pro suis, habito trium dierum et noctium acerbissimo conflictu, Turcos ipsos paene excidio finali tradidisset. Ubi et Bassa vice imperator, sed et alii priores octo Woyvodae, qui ipsi exercitui praefuissent, sine mora capti sunt et detenti, quantos autem captivos quantasve gazas et lucrum ipsi victores exinde habuerunt, nulli est obnubilum.

Istud etiam memoriae commendare censui; quod cum feria quarta proxima ante festum beati Galli confessoris in anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo nono, saevissimi Turci illi immanissimi hostes nostri, sumta audacia, de partibus Transalpinis una cum Woyvoda Kysbazarad vocitato, qui se sponte principi Turcorum subdiderat, cum ingenti copia, ut dicitur triginta quatuor millibus equitibus, partes Transsilvanenses per viam Kelnek subintrantes, maximamque multitudinem hominum praeda celeri capientes, dum leti ex hinc reverti voluissent; tunc ille maximus et animo audax Stephanus de Bathor Woyuoda ipsarum partium Transsilvanarum, ut bonus protector gentis sibi deputatae, spem in Deum ponens, cum magnifico et potenti, strenuissimo, animositatis audacissimo in belloque invictissimo principe Bartholomaeo Dragfij de Beltherok, pariter cum magnifico Paulo de Kynys Comite Temesiensi ac aliis militibus aulae Majestatis Regiae, scilicet quibusdam gentibus per certos praelatos et barones Regni de mandato regio cum ipsis Bartholomaeo Dragfy et Paulo Kynysi deputatis et existentibus, in campo Kenyermezege, prope oppidum Zazwaros, cum se viriliter obviam agminum ipsorum Turcorum opponentes, et acies suas per series disponentes, conflictum memorabilem fecisset, Deo sibi adjutore, peracta pugna quam maxima potitus victoria, triumphum obtinuisset quam maxime laudabilem contra Turcos praenotatos; Turcis ipsis paene ibidem interfectis, paucis autem per amnes et alpes fugae praesidio evadentibus, Woyuodis Zkenderbeg et Ezebeg ibidem interfectis. In quo etiam proelio idem Stephanus Woyvoda in femore vulneratus, sed tandem pristinae sanitati auxilio medicorum restitutus, nonnulli proceres et nobiles potiores atque incolae et Saxones partium Transsilvanarum succubuere interempti. Pro qua quidem victoria reoptenta, sit benedictus ipse Deus, qui dedit servis suis contra inimicos gloriosam victoriam. Amen.

Hierauf ſcheinen zwey Blätter im Kodex zu fehlen.

Serenissime Princeps et fili mi carissime! Quod pii Regis est Christiani agis, deo gratias refero. Uti ex litteris celsitudinis tuae accepi pro conjugio Beatricis meae filiae, tibi jam sponsae,

praetefers quendam a natura in me amorem ac studium, deque teneris annis ita institutum, quasi divino quodam praesagio, ut me singulari semper benivolentia fueris prosequutus. Ego excellentisime domine Rex, quum bona omnia ad Deum referenda sunt, pro affinitate hac summas et sempiternas Deo gratias ago, atque eo majores diuturnioresque, quod tecum, quem semper amavi, cujus etiam virtutem admiratus sum, filiam mihi carissimam collocaverim. Sit igitur iterum felix ac faustum, et quod a nobis consentientibus animis factum est, id Deus ipse fortunet. Caetera celsitudo tua a suis meisque oratoribus plane intellexit, quae eidem, aeque ac mihi ipsi, gratissima fore spero. Quod autem ad dominum Albensem attinet, ego Rex inclyte et fili carissime! tua causa sic rem hanc complectar, ut pro Albensis amplitudine et dignitate nihil omnino sum praetermissurus, et quia brevi Romam profecturus sum, summumque Pontificem adituras, coram ejus Sanctitate de Albensis Cardinalatu agam, et ita quidem agam, ut rem hanc prorsus conficiam, illudque summo studio curaturus, ut adversus inanes Turci conatus, subsidium celsitudini tuae ab ejus beatitudine decernatur, ac rerum tuarum omnium ea ratio habeatur, ut negotia Serenitatis tuae omnia, mea quae debentur auctoritate, atque uti par est habeantur. Neque emin carissime fili! rebus ullis tuis, vel pacis vel belli, defecturus sum, te mihi in generum delegi, tu me in socerum, ego te in filium, ipse me in patrem, an socer genero aut pater filio, aut consilio aut opere unquam defecturus sum? Communicavimus sanguinem, ut facultates et Regna, quo simul conjungeremur. Deus optimus maximus, in cujus manu Regum res positae sunt, Regna nostra et nos ipsos sic aspiciat, ut novam affinitatem veteremque benevolentiam mutuis assiduisque beneficiis servare atque augere possimus. Valeat feliciter celsitudo tua. Datum in serra nostra Sancti Severi, die vigesimo secundo Novembris, anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo quinto.

Ferdinandus eadem gratia Rex Siciliae et Jherusalem.

Tandem qualiter hujusmodi matrimonium domini Mathiae Regis, cum filia dicti Regis Ferdinandi Beatrice circa festum epiphaniarum domini, aut ipso die, in anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo sexto consummatum feliciter extitit, alibi satis recitavi de tripudio solemnitatis felicis coronationis ipsius dominae Reginae, qua in civitate Albensi potita est, et qualiter cum magno jubilo per omnes praelatos et barones totius Regni, demto domino Johanne Teutonico Archiepiscopo Strigoniensi, qui nescitur unde motus domino Regi rebellando, ad partes Almaniae auffugit, Budam comitata est. Hic scribere seriatim ommisi. Eine viel jüngere Hand hat noch die bekannten Verse: »Discite mortales nimium ne fidere muris« etc. hinzugesetzt.

Noch sey es uns erlaubt, von einem anderen Prachtkodex der Dubnitzer Bibliothek, dem Epitome rerum Hungaricarum Petri Ranzani *), zu sprechen. Der Kodex ist auf Pergament, mit prächti-

*) Man vergleiche von ihm Quetif und Echard Scriptores ordinis praedicatorum, Tom. I. p. 876. Scriptores Univ. Viudob. Tom. III. p. 66. Ughelli Italia sacra, Tom. VIII. p. 322. Mongitor Bibliotheca Sicula, Voss de Historic. latin. VI. 517. H. Wharton ad G. Cave. Tom. II. p. 192. Denis.

gen Miniaturen und Initialen, welche zu beschreiben hier zu weit führen würde, verziert, aber zu Ende leider mangelhaft. Als das Dedikations-Exemplar, welches ein Verwandter des Verfassers nach dessen Tode an den Kardinal Primas Thomas Bakats sandte, verdient er besondere Berücksichtigung. Er enthält, nebst der von Ranzanus an den König Mathias gehaltenen Rede, welche auch in den Tyrnauer und Ofner Ausgaben von 1646 und 1746 *) befindlich ist, nachstehende Dedikation an den Erzbischof von Gran, welche sowohl in den obgenannten Ausgaben, als auch in der des Sambucus und ihren Abdrücken fehlt, und die Bekanntmachung wohl verdient.

Frater Joannes de A. Siculus Panormita, Ordinis Praedicatorum S. Theologiae Professor, Reverendissimo in Christo Patri et Domino D. Thomae Archiepiscopo et Principi (so!) Strigoniensi ac Sctae. Romanae Ecclesiae tituli St. Montibus Presbytero Cardinali dignissimo, simpliciter se commendat.

Cogitanti mihi reverendissime Antistes, cuinam potissimum Pannonum Regum et principum, interque hos Joannis Corvini ac unius (so) nati illius Regis Mathiae semper invicti, martia gesta, quibus terra marique hostes ferro clavaque depugnans vicit, prostravit, eliminavit, catenus utinulli jam Reges, dum viveret haberentur, qui non cum aut optarent benivolum, aut iratum paverent, inscriberem: Tu unus ex omnibus, quos Pannonia nostro hoc aevo produxit, et qui inter primarios ejusce gentis proceres nulli secundus existis, mea sententia appositissimus occurristi, cui extra omnem controversiam jure meritoque dicarentur. Cum enim multa, et quidem majestate et gloria inter haec splendidissima habeantur potentissimae nationis illius in complures populos patrata facinora, in Turcas tamen christiani nominis juratissimos hostes, quod gentilium ac paene nativum Pannonibus scimus, plurima reponuntur acerbissima bella: sed illud praecipuum celebratur, quod ad Belgradum, Joannes Corvinus una cum natis Ladislao atque Mathia, multo licet sanguine, de Mahumede famatissimum toto terrarum orbe reportavit triumphum. Cujus quidem Mathiae potentissimi ac semper invicti Regis, antequam sacris initiareris, victricia arma creberrime cum sis prosecutus, non est cui magis isthaec in liquido constent habeatque innummerato. Ei siquidem adversus fidei Christianae hostem ardentissimo spiritu diu noctuque haerebas, tuaque humanorum divinarumque rerum omnifaria doctrina, gravissimo consilio, prudentia exactissima ad complura eaque gloriosiora splendidioraque invictum Regem et adquaequae maxima natum dirigebas, hortabaris munera exequenda; hinc autem omnes factum sciunt, ut sapientissimus Rex, tum de virtute semper, cum de se bene meritis amantissimus ac munificentissimus retributor, Te sacris addictum in dies honestaret magis magisque variis dignitatum ti-

---

Buchdrucker-Geschichte Wiens, p. 333. Privilegirte Anzeigen, Jahrg. V. S. 172. Fabricii Biblioth. lat. med. cum Mansi aditam. V. 274—277, und vor allen die Opusculi di autori Siciliani, Palermo, 1761, 4. Vol. VI. pag. 75 spqq.

*) M. s. Godofr. Schwarz, Recensio critica Epitomes rerum hungaricarum auctore Petro Ranzano, et crisis singularis editionis Tyrnavio-Budensis. Lemgoviae, 1774, 4.

tulis muneribusque ornaret, felici prorsus omine, quin potius numine Rex cordatissimus egerit, uti videlicet, qui corporalibus antea armis proprio sanguine tuo crucis Christi hostem ardentissime fueras insecutus, Jesu Dei nostri scholam ingressus, non carnalibus tantum armis telisque munitus, sed validissimis invictissimisque spiritus machinis dextra laevaque stipatus, consertissimos quoque spiritualium nequitiarum cuneos, nedum expugnare, sed invertere, eliminare funditusque addisceres exterminare, arma siquidem nostra, Christianorum scilicet ait Paulus, non carnalia sed spiritualia sunt, tam esti his quoque uti haud inconvenit, tum adversus infideles quosque, cum in rebelles Christianos obstinatos praecipue; sed ad rem, — sanctissimo itaque quodam jure, id deposcentibus amplissimis candidissimisque virtutibus tuis, et per summa earum capita edicendis temperaverim, ex professo Gnatonicam abhorrentes, inter apostolici Senatus cardineos postes, ab olim collocatus, velut singulare emicas jubar, rubro galero, clamide rubro ad hoc insignitus: quatenus Te, ut alios inter omnes dignitate et gradu sublimiorem spectas, sic omnibus tanquam singulare virtutis specimen et exemplar: ad gloriosam Christi Jesu, Dei nostri fidem fovendam extollendamque, ac sponsae illius unicae unionem manu tenendam defensandamque Romanam Ecclesiam, dico effundendumque ipsum quoque sanguinem et animam harum rerum gratia, teneri Te primum crebrius pensites, id quod omnes actus tui, consilia, monita ac sanctissima praeseferunt documenta, quae utinam iniqua haec nostra (ne quid dixerim pejus), admitterent tempora, verum haec parcius. Scripsit post quamplumira suorum munimentorum annaliumque volumina, haec quoque Petrus Ransanus Siculus Panormitanus, Lucerinorum olim Praesul, divi ordinis Praedicatorum professor, cum legatione ad illustrissimum Mathiam Regem Pannonum fungeretur, quod opus prioribus a se gravissime ac fidelissime scriptis annectens, sexagesimum primum annalium omnium temporum nominari voluit, ab initio autem gentis, principum regumque illius ideo exorditus est, per triginta ac septem indices opus distinxit, uti omnibus cujusque principis ac regis, cujusque temporis, felicia minusque prospera gesta in promptu adessent ad manum. Eum autem virum, sicut multijuga doctrina ornatum, sic multifaria et omnimoda historia, ac dulci quadam et uti dixerim nativa eloquentia lepidum ac bene tersum, et quod historiam gratissimam reddit, nunquam effusum prolixius aut maneum decurtatumve, sed medio se quodam methodo emunctissime continentem, Tu imprimis Pater reverendissime nosti, quando homini pro tua humanitate fueris amicissimus, dum circa eadem tempora divi Mathiae regiam coleretis, isthaecque lepidissima ejus Epitomata (sic enim et ipse appellat), legenti cuilibet praeseferunt, quae cum ab olim ad meas pervenissent manus, utpote reverendi hujus patris pro nepos et affinis, ut ipse Siculus patria Panormitanus, ejusdem ordinis professor, in eodemque coenobio praefatae religioni addictus, interque Theologos, ut ille, impariibus licet meritis aggregatus, multa sum saepissime meditatus, quid mihi de his faciendum. Occurrebat autem, ut dixi, nullus cui dederentur, eo sublato cui inscripta fuerant, et ea latere scelus rebar ingratitudinis et ignaviae, sicque in varia agitatus an-

mus, svadebat, hortabatur, differebat. sed eo magis quod imperfectum contemplatur opus, non enim habentur quae ultimus repromittit index; at id forsan eo evenit, quod apud scriptorem cum reverendus hic Pater diem obiit, ea tenebantur, quae tamen ultima Mathiae regis gesta proptera mihi facile fuisse svadeo, quia paccato undequaque regno, rebus ad quietem deductis, ipse gloriosus rex, dum ad decorandum multiplici solertia regnum mentem appulit e medio sublatus est, non multoque post scriptor egregius benedictam efflavit animam. Operi vero, quasi ipse perfecturus, pro eo haud manus apposui, quoniam earum rerum nulla mihi certa cognitio, quae tamen unicuique historico necessaria est. Viden ne Pater amplissime! quo me mea haec adduxerit haesitatio? ad hoc certe, — ut Romam veniens, qua gloriosa urbe Corvinorum familia orta est, ex qua divus ipse Mathias genus traxit, de quoque ac genitore ejus omnifariam famigerato, splendidissima multa ac memoratu dignissima inseruntur, Tibi auctoris amicissimo, cui et non alteri cuipiam divo Mathia subiato, tanquam principi fortissimo, Patrique reverendissimo, si auctor ipse viveret offerret, et librum et me ipsum pariter dederem et offerem. Suscipe igitur Pater reverendissime, nobilissimis, maxima sui parte ut ab auctore scribi jussus est, caracteribus exornatum, Tibi enim dono, una mecum, offero et dedico. Nunc primum autem latebras egressum, Tu qui gentis Pannonum decus es et jubar sidusque fulgidissimum, tuo inquam lumine illustrata, eatenus ut omnibus in posterum pateat, ac velut celtico protectus clypeo, cunctis sese intrepidum exhibeat. At quanquam reverendissime Antistes! gravissimae ac complures se offerant causae, quibus pro tua doctrina exactissima eminentissimaque sapientia totus es ab ipsis, ut aiunt, unguiculis deditus, inter otiandum tamen his ad horam applicuisse animum haud aspernabere, praesertim cum et eloquentia polleas et historia delecteris, et ista suapte natura sint talia, quae non mediocrem animi adferant voluptatem. Sed ea cum legeris, mei quoque fidissimi servuli tui, pro tua in omnes clementia et humanitate sis memor et opto et humillime praecor. Vale semper utroque homine felix, Ecclesiae sanctae splendidissimum sidus.

Folgende unbedeutende Varianten waren das einzige Resultat einer sorgfältigen Vergleichung dieser Handschrift mit dem in Schwandtners Scriptoribus rerum Hungaricarum abgedruckten Texte des Sambukus.

Schwandtner, Tom. I. pag. 326, lin. 9. Germanica — Germana. pag. 327. lin. 1. obtinent — tenent. Segesticum — Sergesticum. ad septentrionem atque orientem — tum ad septemtrionem, tum ad orientem. lin. 2. itaque auctor — idem auctor. lin. 3. fluvii — amnes. lin. 4. natura = lin. 6. Diascones — ditiones. lin 8. Bato — Baton. lin. 9. praeterea — postea praeterea. lin. 21. qui — quae. lin. 24. mitescentia — mitescentium. lin. 26. Dalmatia et = pars = lin. 27. Septemtriones — Septemtrionem, lin. 28. Aemona — Mona. defluit — influunt. lin. 30. Audizetes — Sandrizetes. lin. 35. Culpa — Cupa. lin. 9. von unten, at fuerunt — at vero fuerunt. pag. 328. lin. 3. hi Paeones a Graecis, a Romanis Pannonii appellantur — Paeones autem a Graecis vocantur, qui a Romanis Pannones dicuntur. lin. 10. Carvaniae — Carvantis. lin. 22. Inter

in littore. pag. 330. lin. 26. sine — prae. lin. 30. digna civitas + Episcopus vir magno ingenio, quem, qui noverunt adfirmant studiosum admodum liberalium facultatum. pag. 331. lin. 18. Scytharum — Scythicis. lin. 16. von unten, cognomine — cognomento. pag. 332. lin. 23. vinoque — undique — lin. 12. von unten, Grono — Gono. lin. 4. fines = pag. 332. lin. 16. von unten, thesauri — thesaurorum. p. 334. lin. ult. non vor invitus = pag. 335. lin. 11. nominatam + Pannoniam, et euphoniae causa n litteram in eo fuisse geminatam. lin. 17. sunt multa loca etc. — in quibus abunde manant, alia in quibus scaturiunt callidae aquae. p. 337. lin. 16. von unten, decurrunt + ideoque impurus, ac minime nitidus, sed turbidus et impurus fluit. pag. 340. lin. 17. situm — situs. pag. 344. lin. 10. versus contendit — versus contendens. pag 350. lin. 6. flore — arbore. — pag. 353. lin. 13. ut fieret catechumenus — confugisse petivissique ut fieret catechumenus. pag. 361. lin. 17. ad regiae. tertio ad regiae. pag. 372. lin. 20 von unten, placent — sunt placita. pag. 374. lin. 2. regni — regii. lin 5. discessere — se divisere. p. 382. lin. 1. recuperaretur — recuperarentur. pag. 388. lin. 1. post adeptam victoriam — post ab adepta victoria. pag. 401. lin. 6. peteret — petierit. pag. 402. lin. 5. fluviolo — flumine.

Italienische Literatur.

Keiner der lebenden Schriftsteller Italiens hat mehrere und bändereichere Werke geschrieben, als Aloys Bossi, welcher durch die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und Leistungen eigentlich ein encyklopädischer Schriftsteller genannt zu werden verdient. Da sehr viele seiner Schriften in Italien vergessen, und die wenigsten derselben diesseits der Alpen auch nur dem Namen nach bekannt geworden sind, so wird die Mittheilung dieser, wie wir denken, ziemlich vollständigen Liste derselben nicht nur deutschen Literatoren, sondern auch italienischen Bibliographen ein angenehmes Geschenk seyn.

Da der Verfasser nicht sämmtliche Werke zugleich vor Augen hatte, so sind in gegenwärtigem Verzeichnisse nicht alle Titel genau nach dem Originale aufgeführt; auch sind die Jahre der Ausgaben bisweilen nur ungefähr angegeben.

1. *Descrizione di una Sfera armillare di nuova costruzione rappresentante diversi sistemi. Milano* 1772, vel circa. 8.

2. *I Parafulmini. Poemetto con note. Milano* 1772. 8.

Dieses Gedicht erschien, als des berühmten Franklins Haus und sein eigenes mit eisernen Blitzableitern verwahrt wurden.

3. *De reductione, ut ajunt, missarum, et legatis ob earum numerum inexplebilibus in alios pios usus convertendis. Mediol.* 1780, vel 81.

Nur wenig Exemplare sind im Druck erschienen.

4. *Lettre de Mr. Bossi à Mr. d'Alembert au sujet d'une lettre à Mr. Linguet sur l'aliénation des biens Ecclésiastiques. Genève* 1781. 8.

5. *Del cattolicismo della chiesa d'Utrecht, e delle altre chiese d'Ollanda appellanti. Milano* 1786. 8.

Dieſes Werk iſt in einer franzöſiſchen und bald darauf in einer lateiniſchen Ueberſetzung vom Abb. de Bellegarde zu Paris und Amſterdam erſchienen.

6. *Dello stato delle scienze e delle lettere in Italia. Milano* 1786. 8.

Dieſes und das folgende Werk iſt herausgegeben zu der Zeit, da der Verfaſſer das literariſche Tageblatt beſorgte, welches zu Mailand unter dem Titel: Giornale Enciclopedico-Letterario erſchien.

7. *Saggio sui Giornali letterarj. Milano* 1786. 8.

8. *Della antica lezione degli Ebrei, e della origine dei puntl. Milano* 1786. 8.

Dieſe Abhandlung iſt verfaßt gegen den Juvenalis Sachius, der eine neue Methode angegeben hatte, das Hebräiſche zu leſen.

9. *Osservazioni di un Accademico etrusco su le Gemme incise, e le Istituzioni Glittografiche del Sign. Aldini di Cesena. Milano* 1786 vel 87, 8. fig.

10. *Su la Comunione Eucaristica vietata nelle sette ferie della quadragesima nelle chiese di rito Ambrosiano, e dei giorni Aliturgici in generale. Milano* 1787 vel circ. 8.

11. *Su la divina Instituzione de' Parrochi. Milano* 1787. vel circ. 8.

12. *Osservazioni Orittologiche, fatte nelle colline dell' Oltrepò Gavesa e nella Provincia di Voghera. Milano* 1787, 4.

Erſchienen in der Sammlung: Opuscoli scelti sulle Scienze e sulle Arti; nachher auch beſonders.

13. *Lettere Ultrajettine. Milano* 1788. 8.

Dieſe Briefe widerlegen hauptſächlich die Einwürfe, die das Buch: Del Cattolicismo della chiesa d'Utrecht ecc. (ſ. oben Nr. 5) erlitten hatte. Daran ſchließen ſich einige Abhandlungen, das Jus publicum ecclesiasticum und die alten Einrichtungen der Kirche betreffend.

14. *La Ninfa di Spa all' Abate Raynal. Poemetto tradotto dal Francese con note. Milano* 1787 vel 88. 8. fig.

15. *Guide des Etrangers à Milan.* Milan, *Margaillan* 1786, 87, *vel* 88. 12 *fig.*

16. *Allegationes et consultationes juridicae. Fol.*

Einzeln erſchienen; nachher in einen Band vereinigt.

17. *Delle Porpore e delle materie vestiarie degli Antichi. Lettere dirette al Co. Commendatore Presid. Carli. Milano* 1788 vel 89. 4.

In der Sammlung Opuscoli scelti; dann beſonders herausgegeben.

18. *Dissertazione sulle pietre Idrofane. Milano* 1788 vel 89. 4.

Dieſes, ſo wie auch das folgende, in der obgenannten Sammlung; dann beſonders erſchienen.

19. *Dissertazione su le patine dei bronzi antichi. Milano* 1788, *vel* 89.

20. *Lezioni di Storia Naturale e di Chimica del Sign. Fourcroi, tradotte ed arricchite di molte note. Milano* 1789 *vel circ.* 8. *fig.*

Erste italienische Ausgabe dieses Werks.

21. *Trattato dell' Elettro metallo degli Antichi. Milano* 1791. 8.

Eine französische Uebersetzung erschien zu Paris, eine deutsche in der Schweiz.

22. *Per le prime vittorie riportate contra le armate francesi. Milano* 1792, *vel circ.* 8.

Dieses Gedicht erschien unter dem Namen: Eragon Millaonius, nachher unter dem Namen des Verfassers zu Wien bey Alberti.

23. *Dei Basilischi, dragoni ed altri animali creduti favolosi. Milano* 1792. 8. *fig.*

24. *Spiegazione di una serie di Gemme incise con osservazioni riguardanti la Religione, i costumi e la storia dell arte degli antichi popoli. Milano* 1794. 8. *gr. fig.*

Nur der erste Band erschien. Die Herausgabe, die im kaiserl. Kloster zu St. Ambrosius begonnen hatte, wurde durch die Ankunft des französischen Heeres und die Errichtung eines Militärkrankenhauses im Kloster verhindert.

25. *Dei fuchi tintorii e delle ulve porporifere; Lettera all' Ab. Olivi, autore della Zoologia adriatica Venezia* 1793, vel 96. 8.

Erschienen im Diario der Physik bey Perlini; nachher besonders.

26. *Elementi di Storia Naturale del Sig. Millin, tradotti e corredati di note. Venezia* 1796. 8. *Tomi* 2.

Nur den zweyten Band hat Bossi besorgt.

27. *Elogio storico del Co. Commendatore Gian Rinaldo Carli. Venezia, Perlini.* 1796, *vel* 97. 8. *fig.*

Mit Didot'schen Lettern gedruckt. In dieser Lobrede ist eine weitläufige Darlegung der von Carli herausgegebenen Werke enthalten.

28. *Storia Naturale dei Minerali del Sig. di Buffon, tradotta e corredata di note. Venezia* 1797. 8 *Tomi* 6.

Fast die ganze Ausgabe ist verloren gegangen bey der Dazwischenkunft der Franzosen, wegen des Aufruhrs unter den illyrischen Truppen.

29. *Sui Giornali politici e sui Giornalisti. Venezia* 1797. 8.

30. *Dialogo tra l'Aristocrazia e la Democrazia. Venezia* 1797. 8.

31. *Discorso su la costituzione di una Repubblica in Italia. Venezia* 1797. 8.

32. *Discorso su la prudente condotta dei circoli costituzionali. Venezia* 1797.

33. *Osservazioni di un Giureconsulto su l' Istria e su la Dalmazia. Venezia* 1797. 8.

34. *Memorie di Andrea Gratarol. Tomo III. Venezia* 1797, vel 1798. 12.

Die beyden ersteren, von Gratarol geschriebenen Bände waren schon erschienen; in diesem dritten sind seine Reisen und sein Tod auf der Insel Madagascar erzählt. Einige diplomatische Zeugnisse sind beygefügt.

35. *Mercurio Storico-Politico. Venezia Pasquali* 1796, et sequ. 8. Volumina 30, vel 36.

36. *Saggio sui progressi dello spirito umano, di Condorcet, tradotto ed arricchito di note, colla vita dell' Autore. Venezia* 1797. 8.

Nur der erste Band erschien, da die Herausgabe durch den Wechsel der Regierung unterbrochen wurde.

37. *Osservazioni sulle Imposte. Milano* 1798. 8.

38. *Istruzione sulle assemblee popolari. Milano* 1798. 8.

39. *La Religione Repubblicana. Milano* 1798. 8.

40. *Lettre à Mr. Margault au sujet d'une lettre par lui addressée à Mr. Dubois Dubay, Président du Conseil des Anciens, touchant les affaires de l'Italie. Gênes* 1799. 12.

41. *Osservazioni su l' origine dei culti, delle arti, del linguaggio e della scrittura, contra Quatremere Disjonval. Torino* 1803, vel 4. 8.

42. *Lettre à Mr. Schlegel sur les Inscriptions supposées Runiques des Lions de l'Arsenal de Venise. Turin* 1804, vel 1805. 8. *fig.*

Gegen Akerblad gerichtet.

43. *Memoires sur les paillettes d'or, qu'on trouve dans les rivieres. Turin* 1804, vel circ. 4.

Gedruckt in den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Turin; dann besonders erschienen.

44. *Sull' uso delle frondi d'albero nelle solennità delle feste. Torino* 1804, vel circ. 12.

In der Richer'schen Sammlung kleiner Schriften; dann besonders.

45. *Kotzbue in Siberia. Commedia in tre atti. Torino* 1804, vel circ. 8.

46. *Senno e Capriccio. Commedia in tre Atti. Venezia* 1804, vel circ. 8.

In der Sammlung: Teatro moderno applaudito; dann besonders erschienen.

47. *Opere Drammatiche. Volume* 1. *Tragedie. Torino* 1805. 4 et 8. *fig. min.*

Die anderen Bände sind noch nicht erschienen.

48. *La Megàlantropogenesia. Commedia in tre atti, parte in verso, parte in prosa. Venezia* 1806. 8.

Enthalten in der Sammlung: Arena Teatrale.

49. *Observations sur le bassin appellé Sacro Catino de Gênes, et sur l'art de la Verrerie chez les Anciens. Turin* 1806. 4. et 8. fig.

50. *Lettre à Mr. Millin au sujet de quelques doutes élevés sur l'ouvrage du* Sacro Catino, *et les vases murrhins. Milan* 1808. 8.

51. *Lettera al Cav. Amoretti su di alcuni vetri opalizzanti trovati in alcuni scavi presso la piazza del duomo, e su gli antichi mosaici. Milano* 1808. 8.

In dem Diario der Societät zu Beförderung der Wissenschaften und Künste; dann besonders erschienen.

52. *Memoria sul tremuoto delle Valli Valdesi. Milano* 1808. 8.

53. *Saggio sulla illuminazione fatta col petrolio, con aggiunta sui bitumi, ecc. Milano* 1809. 8.

54. *Sugli aeroliti, e sulle successive loro cadute. Pavia* 1810, vel circ. 4.

Zwey Schriftchen, in dem physisch-chemischen Blatte von Pavia; dann besonders erschienen.

55. *Discorso della erudizione degli Artisti. Milano* 1809, *aut* 10.

Zum zweyten Mal herausgegeben Padua 1810. 8. Bey Bettoni.

56. *Discorso della modestia degli Artisti. Milano* 1814. 8.

57. *Elogio storico del Cav. Amoretti. Modena* circa 1815. 4. *fig.*

Zuerst in den Schriften der italienischen Societät der Wissenschaften, dann auch besonders erschienen.

58. *Viaggi del Commodore Billings nella Russia Asiatica ed alla costa d'America, tradotti dall' Inglese ed illustrati con note scientifiche. Milano* 1816. 12. *Tomi* 2. *fig. min.*

59. *Viaggi di Swinton nella Russia tradotti dall' Inglese e corredati di note: seguono gli estratti dei viaggi di Fabricius nella Norvegia, di Marshall nella Dalecarlia, altre memorie di viaggiatori, note sul cervo tarando e sull'* aras mollissima *di Linneo. Milano* 1816 *e* 1817. 12 *fig. min. Tomi* 4.

60. *Viaggi di Leopoldo de Buch nella Norvegia e nella Lapponia, con note geologiche Milano* 1817. 12. *fig. min. Tomi* 4.

61. *Spiegazione di alcuni vocaboli geologici, litologici, mineralogici, ad intelligenza principalmente dei moderni viaggiatori. Milano* 1817. 12. *fig. min.*

Nachher unter dem Titel: Dizionario geologico ecc.

62. *Vita e Pontificato di Leone X del Sig. Roscoe, tradotta dall'*

Inglese e corredata di note storico-critiche, aggiunte, e documenti storici e diplomatici. Milano 1817. 8. *fig. Tomi* 12.

Die Noten und Zusätze ins Englische übersetzt erschienen zu London.

63. *Guida dei forastieri a Milano, e ne' dintorni. Milano* 1816 aut 17. 8. *fig. Tomi* 2.

64. *Guide des étrangers à Milan et dans les environs. Milan* 1816 aut 17. 12. *fig. Tomi* 2.

65. *Vita di Cristoforo Colombo con ricerche e note critiche. Milano* 1818. 8. *fig.*

66. *Vita di Cristoforo Colombo. Milano* 1818. 4. *fig.*

Unter den Lebensbeschreibungen berühmter Italiener, von Bettoni herausgegeben, kürzer gefaßt.

67. *Riflessioni su la misericordia di Dio, tradotte dal Francese, colla vita di Mad. de la Valliere originalmente scritta ed un' Appendice di varie preghiere. Milano* 1818. 12. *fig. min.*

68. *Vita di Paolo Manuzio. Milano* 1818, 4. *fig.*

Unter Bettoni's Lebensbeschreibungen berühmter Italiener.

69. *Storia generale dell' Italia antica e moderna. Milano* 1818. *et sequ.* 8. *fig. Tomi* 19.

Es fehlt nur der Index. Eine deutsche Uebersetzung erschien zu Leipzig, eine französische zu Paris.

70. *Rapporto sopra il Codice Diplomatico ed una Cronaca di Tortona pubblicati dall' avvocato Costa. Milano* 1816, vel 17, vel 18. 8.

71. *Geografia compendiosa di Goldsmith tradotta dall' Inglese con molte correzioni ed aggiunte. Milano* 1819. 12. et *fol. fig.*

Schon drey Ausgaben sind erschienen, die vierte wird eben besorgt.

72. *Storia Naturale di alcuni dei più grandi Quadrupedi. Milano* 1819. *Zapicoli* 2. *Fol. man. fig. min.*

73. *Storia Antica e Moderna della Spagna. Milano* 1820. et sequ. 12. *fig. Tomi* 8.

74. *Guide des Etrangers dans la ville de Milan par F. Pirovano, traduite en françois avec des additions par L. B. Milan* 1820. 12. *fig.*

75. *Su i diamanti, detti volgarmente di natura, memoria. Pavia* 1819 *aut* 20. 4. *fig.*

Im physisch-chemischen Blatte von Ticino, dann besonders herausgegeben.

76. *Saggi Chronici di Parkes ed di Martin, tradotti dall' Inglese. con note e aggiunte. Milano* 1820. 8. *fig. Tomi* 3.

77. *Introduzione allo studio delle arti del disegno, e Vocabolario delle arti medesime. Milano* 1821. 8. *fig. Tomi* 2.

Die Theile wurden nachher gesondert und einzeln verkauft.

78. *Descrizione di un esemplare unico del Petrarca della Edizione del Prof. Marsand. Milano* 1822. 4.

79. *Trattato delle malattie degli uccelli con nuove osservazioni ornitologiche. Milano* 1822. 8. *fig.*

80. *Vita di Dione Cassio. Milano* 1822. 8.

Vor der italienischen Ausgabe des Dio Cassius von demselben Jahre.

81. *Epitome delle Storie di Dione di Sisilino, tradotta dal Greco e corredata di note critiche. Milano* 1822. 8. *fig. Tomi* 2.

82. *Notizie della vita di Siro Comi, Filologo e Diplomatico. Milano* 1822. 8.

83. *Il Poeta Cristiano. Milano* 1822. 12. *fig.*

84. *Costume antico e moderno della Germania. Milano* 1825. 4. *fig. min.*

In dem großen Werke von Julius Ferrarius über Sitten und Trachten der Völker.

Kurze Uebersicht der italienischen Literatur während der Jahre 1821 bis 1825,

aus der

Biblioteca Italiana. Tomo XLI. Gennajo e Febbrajo 1826. *Milano.*

Italien steht an Menge der neu erscheinenden Werke Frankreich und Deutschland keineswegs in dem Maße nach, wie man hie und da zu glauben scheint. Die Anzahl der während des Jahres 1824 allein in den lombardischen Provinzen gedruckten Bände beträgt 1,040,500; und deren Werth von österr. Lir. 2299758, 19 gibt, zu dem geringsten Werthe der Kupferstiche, Musikalien und Zeitungen gerechnet, die Summe von österr. Lir. 2879010, 69. Die Darstellung der Fortschritte Italiens in jedem Fache der Bildung, womit R. Gironi, F. Carlini und J. Fumagalli die mit diesem Jahre von ihnen übernommene Herausgabe der Biblioteca Italiana beginnen, wird daran erinnern, wie ungegründet der Vorwurf ist, daß Italien unthätig auf den Lorbern seiner Ahnen ruhe.

Wie überhaupt der Grad der Bildung eines Volkes sich besonders in der Sprache, als dem gemeinsamsten Mittel geistiger Produktionen, am deutlichsten ausprägt: so hat auch die wohlthätige Umgestaltung der Gymnasien in der Lombardey ihren Nutzen zunächst in einer allgemeiner verbreiteten Sprachbildung bewährt. Die Grammatiken von Bellisomi, Franscini, Gherardini und Omezzali haben das große Verdienst, auch bey den niedern Ständen den Gebrauch der gebildeten Sprache befördert zu haben. Dem Bedürfniß einer genauen Bestimmung der Wortbedeutungen haben die Werke von Grassi und

G. Romani di Casalmaggiore abgeholfen. Der Professor Angelo Pezzana, Bibliothekar in Parma, hat Bemerkungen über italienische Sprache und ihre Wörterbücher [1]) geschrieben, welche für eine neue Ausgabe des Vocabolario della Crusca von großem Nutzen seyn werden. Die heftigen Anfechtungen, welche das treffliche, für die Crusca wichtige Buch des Cav. Monti [2]) in Florenz selbst erfahren hat, sind ein Beweis, daß die Toskaner noch immer außer dem Lobe der gefälligsten Mundart auch das Verdienst der ausschließenden Sprachrichtigkeit besitzen wollen.

Während noch kein befriedigendes Universalwörterbuch der italienischen Sprache vorhanden, und das Versprechen der Accademia della Crusca noch immer unerfüllt geblieben ist, hat Ober-Italien für diesen Zweig einige Werke erzeugt, wie des Bonavilla und Marchi etymologisches Wörterbuch aller in Wissenschaften, Künsten und Handwerken gebräuchlichen Worte, die aus dem Griechischen abstammen, u. a. m. Das Vocabolario della Crusca wird in Bologna mit Zusätzen wieder aufgelegt, und in Mailand sind gegenwärtig mehrere bedeutende Werke dieser Art im Entstehen begriffen; wie die Uebersicht aller in Italien gebräuchlichen Dialekte von Cherubini; welcher auch die Schulen mit einem neuen lateinisch-italienischen Wörterbuche beschenkt hat.

Für Beförderung hebräischer Sprachkenntniß haben besonders Francesko Fontanella [3]) durch sein Wörterbuch, Ippolito Rosselini [4]), und Valeriani [5]) gewirkt. Doch während Italien in dieser, so wie in der griechischen Literatur, um welche Amadeo Peyron sich durch Uebersetzung von Matthiäs Grammatik verdient gemacht hat, andern Ländern nicht vorausgeht, hat es durch den eigenen Boden ein Vorrecht auf die freylich spärlichen Ueberbleibsel der etruskischen Sprache. Vermiglioli hat über die große, im Jahre 1822 entdeckte etruskische Inschrift geschrieben, und in dem Werke über die Gens Veneta oder Eneta, deren Grabmale neuerlich in einer etruskischen Gruft im Gebiete von Perugia aufgefunden worden, hat er noch eilf etruskische Inschriften behandelt. Vincenzio Campanari hat sich ebenfalls bemüht, über die etruskische Sprache Licht zu verbreiten.

Der Eifer für die eigene klassische Literatur Italiens hat sich, besonders geweckt durch die Sammlung der italienischen Klassiker zu Mailand, immer höher gesteigert, und neuerlich auch auf manche unwürdige Schriften gewendet, welche wohl aus klassischer Zeit, aber darum nicht klassisch sind. Doch auch einige treffliche Werke sind neuerlich ans Licht gezogen worden; wie Fiore di rettorica di frate Guidotto da Bologna [6]), und Vita di Dante scritta dal Boccaccio [7]); beyde von Bartolomeo Gamba bekannt gemacht. Petrarka's Gesänge sind mehrmals aufgelegt, und von Biagioli 1821 kommentirt. Ein jeder Verehrer der schönen Canzone: »Vergine bella . . . .«, den in

1) Osservazioni concernenti alla lingua italiana ed a' suoi vocabolarj. Parma 1813.

2) Proposta di alcune correzioni ed aggiunte al vocabolario della Crusca. 1814.

3) Vocabolario ebraico-italiano ed italiano-ebraico. Venezia 1824. Molinari. 8.

4) La fionda di David, ossia l' antichità ed autorità dei punti vocali nel testo ebreo dimostrata e difesa. Bologna 1823. Sassi.

5) Antolog. di Firenze. Febbr. ed Aprile 1824.

6) Venezia 1821, Alvisopoli. 8.

7) Venezia 1825, Alvisopoli. 8.

den Worten: »Con le ginocchia della mente inchino,« die geschmacklose Metapher gestört hat, wird des Luigi Muzzi Konjektur: »Con le ginocchia e con la mente inchino,« nicht unglücklich finden. Boccaccio hat in Luigi Fiacchi einen trefflichen Erklärer erhalten. Der Streit über das Verständniß Dante's, der fast im Uebermaße verehrt wird, ist noch immer von den neuen Erklärern: Colelli, Scolari, Viala, Ferruzzi, Marchetti, Nardi, Mikara, Biondi, einem englischen Philologen, u. a. fortgesetzt, denen allen P. Cesari vorangeht. Bey der Ausgabe der Divina Commedia nach dem codex Bartolinianus ist zu bedauern, daß unter den mailändischen Handschriften die zwey der Bibliothek Brera nicht benutzt sind. Die Opere di Lorenzo de' Medici detto il Magnifico erhielten eine glänzende Ausgabe [1]). Zwey Ausgaben des Ariost [2]) enthalten einige noch ungedruckte Gedichte, und sind nach des Professor Morali Textesherstellung von der Ausgabe des Jahres 1532 genommen. Unbekannte Briefe, prosaische Stücke und Gedichte des Torq. Tasso haben D Pietro Mazzuchelli, das Giornale Arcadico und Bernardoni herausgegeben. Die beyden Ausgaben von Silvestri und Molini müssen gegen die vortreffliche der typographischen Gesellschaft für italienische Klassiker noch zurückstehen. Dem nun verstorbenen Cavaliere Giambatista Venturi verdanken wir die noch ungekannten Schriften [3]) des Galileo. Die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts sind von der typographischen Gesellschaft für italienische Klassiker und zum Theil in der Biblioteca scelta di opere italiane von Silvestri herausgegeben.

Eine wichtige Entdeckung ist die der drey Gespräche des Juden Philo, welche der armenische Mönch G. B. Aucher im Kloster der Insel S. Lazzaro zu Venedig in einer armenischen Uebersetzung auffand. Die Fragmente des codex Theodosianus und verschiedene Stücke ciceronianischer Reden, von Peyron zu Turin entdeckt, sind so bekannt, als des Ang. Mai reichhaltige Auffindungen zu Mailand und Rom. So sehr dieses Mannes Verdienst anerkannt wird, so äußert sich doch der Wunsch, daß nicht alle Schriften der Art gedruckt werden möchten, welche mehr die glückliche Auffindung, als ihr innerer Werth bemerkenswürdig macht; wie die Rede des Aelius Aristides und das Gedicht des Luigi Guidoboni auf Galeazzo Maria Sforza. Auch machte es in Mailand keinen günstigen Eindruck, den Ruhm der Entdeckung des ambrosianischen Homers dem A. Mai zuertheilt zu sehen, ungeachtet diese Fragmente schon bekannt genug, und fac simile der Charaktere und Bilder vom Maler Giuseppe Bossi bereits vor die Augen Mehrerer gekommen waren.

An Uebersetzungen ist Italien außerordentlich reich. Aeschylus ist vortrefflich übersetzt von Bellotti [4]), die Odyssee von Pindemonte [5]), die Iliade in Stanzen von Lorenzo Man-

---

1) Firenze 1825, Molini, co' tipi Bodoniani, t. 4, gr. in 4.

2) Firenze. Molini.

3) Memorie o lettere inedite finora o disperse di Galileo Galilei. Modena 1821, per G. Vincenzi e comp., in 4.

4) Tragedie di Eschilo tradotte da Felice Bellotti. Milano 1821. Class. Ital. Vol. 2. in 8.

5) Odissea di Omero tradotta da Ippolito Pindemonte. Verona 1822. in 8.

cini [1]). Die große Anzahl der Uebersetzungen ausländischer Werke bey der gleichwohl sehr verbreiteten Kenntniß neuer Sprachen ist nur aus dem höheren Preise der Originale zu erklären.

In der schönen Literatur haben manche neuere Schriften die kräftige und schöne Schreibart eines Maffei, Gozzi und Algarotti erreicht. Es wäre zu wünschen, daß Italien, welches in Behandlung der Aesthetik Deutschland den Vorrang lassen muß, eine Oratoria erhielte, die der trefflichen Poetica [2]) del Gherardini gleich zu schätzen wäre. Die von den in Spanien herrschenden Arabern im dreyzehnten Jahrhundert nach Italien verpflanzten Novellen haben viel zur Vervollkommnung der italienischen Sprache beygetragen, und die Witwe Pomba zu Turin hat sich durch Herausgabe einer Auswahl derselben ein Verdienst erworben. Auffallend ist gegen die noch immer wachsende Zahl guter Novellen der vollkommene Mangel an Romanen. Man spricht das Bedürfniß darnach aus, und feuert gute Köpfe vergeblich dazu an; in der That ganz umgekehrt, als bey andern Nationen. Diese auffallende Erscheinung wird aber erklärt durch die frühere Bekanntschaft Italiens mit der alten klassischen Literatur, welche keine dem Romane entsprechende Schriftgattung zum Fortbilden darbot; ferner durch den Charakter der italienischen Sprache, welche eben so auf den Vers, wie die französische auf die Prosa angewiesen ist; endlich durch die frühe Blüte eines romantischen Epos, welches durch Pulci, Bojardo und Ariosto für diesen Gegenstand sanktionirt wurde. Die Legenden aber, welche auch romanzi hießen, sind in einem ungebildeten Styl erzählt. Gegenwärtig darf man erwarten, daß diese recht eigentlich für Frauen passende Sphäre von der Verfasserin der Amalie, der Martinetti werde eröffnet werden. Von Erzählungen in Versen ist keine erschienen, die mit der Ildegonda von Grossi zu vergleichen wäre.

Ueber die nicht geringe Anzahl epischer Gedichte muß man sich in unserer Zeit, die doch den Tagen eines Euripides wenigstens ähnlicher ist, als denen der jonischen Sänger, gewiß mehr verwundern, als über die Menge von Tragödien von Marchisio, Marsuzi, Cesare della Valle, Bellacchi, Piccioli, Nicolini und F. Fabbri. Die romantischen Tragödien des Manzoni haben mehrere Nachfolger erweckt, welche, von den klassischen Regeln abweichend, dem Geiste der heiligen Darstellungen aus dem vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte sich nähern. Oft ist ihr Ausdruck unnatürlich, und Tedal di Fores in seiner Beatrice Tenda vergißt bisweilen, romantisch zu seyn, und spricht: Come un Dio, oder Giove vi protegge, — freylich nach dem Vorgange der großen Dichter jener Zeit, da die Poesie den ganzen Reichthum der mythologischen und der christlichen Bilder besaß, da Petrarka [3]) schrieb: Dio e Natura ed Amor volse ecc., und da Dante [4]) in Einen Kreis der Hölle mit dem jüdischen Satan und dem heidnischen Pluto eine echt christliche Bevölkerung zusammenführte. Leider sind die Lustspiele nach Nota, Giraud und Marchisio nur handwerksmäßig zusammengesetzt worden, und auch gute Köpfe, wie

---

1) L'Iliade Italiana, ovvero traduzione epica dell' Iliado d' Omero, opera di Lorenzo Mancini Fiorentino. Firenze 1824. Molini.

2) Elementi di poesia ad uso delle scuole compilati da Giovanni Gherardini. Milano 1820, Giusti, in 12.

3) Canzone in vita; »Poi che per mio destino«. . . .

4) In dem Gesange: Pape Satan, pape Satan aleppe .... Inferno. canto VII.

Panzadoro und Augusto Bon, wirken mit Theatereffekten. Die compagnia Romagnoli-Bon zu Modena erwirbt sich ein Verdienst damit, Goldoni wieder auf die Bühne zu bringen Leider hat Metastasio im Melodrama, dem echt italienischen Gebilde, keinen Nachfolger erhalten; und unter kleinen Liedern ist nicht leicht Ein Gutes zu finden.

Um die Geschichte, welche nach Ausbildung der Hülfswissenschaften jetzt besonders glücklich bearbeitet werden kann, haben sich Luigi Bossi [1]), Rampoldi [2]), Vincenzo Drago [3]), Francesko Rebuschini [4]), Manno [5]), Saverio Scrofani [6]), Rosario Gregorio [7]), Fanucci [8]) und Barbacovi [9]) verdient gemacht. Unter den Kirchengeschichtschreibern ist der Name des Luigi Uberto Giordani rühmlichst zu nennen [10]). In der neuesten Geschichte ist, theils des höchst interessanten Gegenstandes wegen, theils durch das Verdienst der wohlgefälligen Behandlung und besonders der genauen Ortskenntniß, das Werk des Cav. Maggiore Vacani über die Feldzüge und Belagerungen der Italiener in Spanien [11]) außerordentlich wichtig. Ein Werk, das auch in typographischer Hinsicht Italien Ehre macht, und welches sich jetzt seiner Vollendung nähert, ist das mannigfaltig gepriesene und angefochtene Buch des Ferrario: Costume antico e moderno.

Vor den vielen Biographien von ruhmlosen Männern, die, wie Dante sagt, sanza infamia e sanza lodo lebten, sind rühmlichst hervorzuheben, die des Winkelmann [12]), des Canova [13]), des Dante [14]), des Michel Angelo Buonarotti [15]) u. A.

Die Zahl der Literaturgeschichten ist auffallend groß. Der Kav. Federiko Cavriani schrieb eine Literaturgeschichte der Römer, von Roms Gründung bis auf Augusti [16]); B. Gamba eine Gallerie der

---

1) Storia antica e moderna d' Italia. Milano 1821. e segg. Bianchi e Giegler. t. 19 in 8. und Storia della Spagna antica e moderna. Milano 1821—24. tip. di commercio, vol. 8 in 12.

2) Annali musulmani, Milano 1822—25, Rusconi, vol. 1 al 10 in 8.

3) Storia dell' antica Grecia. Milano 1820—25, Bettoni, t. 1 al 4 in 8.

4) Storia del lago di Como. Milano 1822. V. Ferrario, t. 2 in 12.

5) Storia della Sardegna. Torino 1825. Aliana e Paravia, t. 1 in 8.

6) Della Dominazione degli Stranieri in Sicilia.

7) Discorsi intorno alla Sicilia.

8) Storia dei tre celebri popoli marittimi dell' Italia, Veneziani, Genovesi e Pisani Pisa 1817—22, Pieraccini, vol. 4 in 8.

9) Memorie storiche della città e del territorio di Trento. Ivi 1821. Monauni, in 8.

10) Er schrieb: Vita dei santi conjugi Zoe ed Espero e figli loro Ciriaco e Teodulo. Parma 1821, Paganino, in 8.

11) Storia delle campagne e degli assedj degl' Italiani in Ispagna. Milano 1823. I. R. Stamp. vol. 3. gr. in 4.

12) Sepolcro di Winckelmann in Trieste. Venezia 1823, Alvisopoli, 4.

13) Biografia di Antonio Canova scritta dal cav. Cicognara. Venezia 1823. Missiaglia, in 8.

14) Memorie per servir alla vita di Dante, di Giuseppe Pelli. Firenze 1823. Piatti, in 8.

15) Memorie di Michelangelo Buonarotti, da' manoscritti. Roma 1823. De Romanis, in 8.

16) Storia delle scienze, lettere ed arti dei Romani dalla fondazione di Roma sino ad Augusto. Mantova 1823, tip. Virgiliana, in 8.

ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler der österreichisch-venezianischen Provinzen [1]); Barbacovi ein Kompendium der Literaturgeschichte Italiens [2]); der Abate Scinà eine Darstellung der Literaturgeschichte Siciliens im achtzehnten Jahrhunderte [3]); der Kav. Maffei eine Literaturgeschichte Italiens vom Ursprunge der Sprache bis zum neunzehnten Jahrhunderte [4]), u. a. m. Bekannt ist das Verdienst Champollions d. J. um die Enthüllung der lange verborgenen Schätze ägyptischer Literatur; bekannt auch der allenthalben gegen ihn erhobene Streit. Ricardi d'Oneglia spöttelt über Champollions System. Von welcher Art aber des Valeriani Gründe gegen dasselbige sind, wird aus seinem Vorwurfe erhellen: »Wer gibt ihm die Gewißheit, daß der griechische, demotische und hieroglyphische Text in der Rosettischen Inschrift Eines seyen?« Valeriani kann die Worte am Ende der Inschrift nicht beachtet haben, welche Ameilhon i. J. 1803 übersetzte: Placuit hoc decretum sculpi in columna duri lapidis, et sacris et patriis et hellenicis characteribus etc. collocari. Auch kann wohl ein günstiges Urtheil von Sylvestre de Sacy mehr gelten, als ein ungünstiges von Valeriani. Der Kav. S. Quintino zieht wohl Vortheil aus Champollions Vorgang; und Gazzera befolgt in der Beschreibung ägyptischer Monumente des königlichen Museums zu Turin dessen Ansichten. Daß das System des Professor Seyffarth zu Leipzig gegen das obgenannte ganz selbstständig ist, wird man aus seinem kürzlich erschienenen gelehrten Werke, so wie aus seiner früheren Herausgabe des Spohn'schen Nachlasses ersehen haben. In Italien beschäftigen sich mit diesem interessanten Gegenstande auch Michel Angelo Lanci zu Rom, Semmola, Malaspina, C. Nizzoli (gegenwärtig österreichischer Sekretär in Aegypten) und A. Mai. Die etruskischen Antiquitäten sind von L. Vescovali, dem Conte Cardinali, P. Visconti und F. Orioli durch Behandlung einzelner Gegenstände gefördert worden. Inghirami's großes Werk über etruskische Vasen wird bald vollendet seyn; und der Professor Sebastiano Ciampi, welcher denselben Gegenstand behandelt hat, schließt, daß, wie der Ursprung der Etrusker, so ihre Sprache, Wissenschaft und Kunst unabhängig von den Griechen gewesen, jedoch von denselben gehoben und vervollkommnet worden sey. Ueber griechische Vasen schrieben der Marchese Haus, Inghirami, Kav. Luigi, Bossi, Ciampi, Niccolò Maggiori, der Kav. G. G. de' Rossi, B. Quaranta, Zannoni, G. de Matthäis, L. A. Millin u. A. Wie überhaupt auf die Reste des Alterthums, so hat sich insbesondere die gelehrte Thätigkeit der Italiener auf die Werke der Skulptur gerichtet, und in der That muß dasselbe Vorrecht, welches die alten Griechen in der Erschaffung der Kunstwerke hatten, den Italienern in der Betrachtung derselben gelassen werden, nämlich die tägliche Anschauung des Schönen. Lanzi's Nachrichten von der Skulptur der Alten hat Inghirami mit Zusätzen herausgegeben. Um den großen

---

1) Galleria dei letterati o degli artisti più illustri delle provincie Austro-Venete. Venezia 1822 — 1824. Alvisopoli, in 8.

2) Compendio della storia letteraria d'Italia. Milano 1825. Class. Ital. 8.

3) Prospetto della storia letteraria della Sicilia nel secolo 18. Palermo 1824. Dato, in 8.

4) Storia della letteratura italiana dall' origine della lingua sino al secolo 19. Milano 1824. Class. ital. t. 3, in 12.

Vorgänger neuerer Antiquare, Visconti, hat sich C. Fea, der selbst über die Darstellungen der Leda [1]) geschrieben hat, durch Herausgabe einer Schrift desselben über eine Gruppe des Apoll und Hyacinthus [2]) verdient gemacht; so wie Gherardo de' Rossi und Stefano Piale, welche seine Erläuterungen [3]) über auserlesene borghesianische Monumente herausgegeben, und endlich die Direktion der Memorie romane di antichità e belle arti [4]), welche eine Erklärung eines alten musivischen Stückes des Museo Chiaramonti von Visconti bekannt gemacht hat. Wir bemerken hier noch, daß die in Mailand 1818 begonnene glänzende Ausgabe von E. Q. Visconti's Werken in Kurzem vollendet seyn wird.

Missirini meint von der bekannten Statue des Apoll von Belvedere [5]), diese Statue sey wahrscheinlich zu Ehren des Oktavian, zum Andenken seines Triumphes errichtet. Der Professor Nibby sagt in seiner Dissertation über den sterbenden Fechter, derselbe stelle einen Verwundeten der Gallier oder Celten aus dem delphischen Tempelkriege dar, und habe zu einem ihre Niederlage abbildenden Frontispice gehört. Zwey weibliche Statuen des Museo Vaticano hat Fr. Thiersch für Darstellungen der Penelope erklärt.

Ueber Sarkophage und Grabmale, so wie über andere Reste römischen Alterthums enthalten die Effemeridi letterarie di Roma und das Giornale Arcadico nicht wenig, und überhaupt ist viel Treffliches in diesem Fache erschienen. Ueber die beliebte Aldobrandinische Hochzeit sagt Biondi [6]): Der Urheber dieses trefflichen Werkes hatte das Hochzeitgedicht des Catull zur Vermählung des Manlius und der Julia im Sinne, und bemühte sich, die liebliche Darstellung des Veronesers wetteifernd im Bilde wieder zu geben. Der Conte Galeani Napione in seiner Abhandlung über die Tempelherren und über die Aufhebung ihres Ordens sagt: »Dieselben seyen an ungeheuern Verbrechen und entsetzlichen Schändlichkeiten schuld; die Auflösung ihres Ordens sey nach vollkommen richtiger Einsicht geschehen; diejenigen aber, welche ihn halten wollen, mögen auf die Fähigkeit eines Urtheils verzichten, und sich selbst der Nothwendigkeit, beurtheilt zu werden, entziehen.« Daß so schon Herr v. Hammer in dem gelehrten Werke: Mysterium Baphometis revelatum, geurtheilt hatte, war dem Conte Galeani Napione unbekannt.

Der mit den Trümmern der alten Zeit bereicherte Boden Italiens hat in den letzten Jahren manche seiner verborgenen Schätze dem Tageslichte wiedergegeben. Zu Pompeji wurde außer einem großen, oblongen Gebäude, dessen innerer Hof mit einem Portikus von 52 Säulen geschmückt ist, und in einer Nische die Statue der Priesterin Eumachia, als Erbauerin, enthält, auch neuerlich ein anderes Haus aufgegraben, welches man von den darin enthaltenen Gemälden das Haus des dramatischen Dichters benannt hat. Es übertrifft an Bequemlichkeit

---

1) Osservazioni sui monumenti delle belle arti che rappresentano Leda. Roma. Bourlie, 1821, in 4.

2) Effemeridi lett. di Roma, XI. 218.

3) Illustrazione dei monumenti scelti borghesiani. Roma 1821, de Romanis, vol. 2. Fol.

4) Roma 1824. Vol. 1, in 8.

5) Effemeridi di Roma, t. 9. p. 3.

6) Atti dell' accademia romana d' archeologia. Vol. I. 1821. p. 133.

der Einrichtung, Nettigkeit der Verzierung und Geschmack der Geräthe alle bisher ausgegrabenen. Unter den Bildern desselben ist eine Briseis, von Achill scheidend, eine Thetis mit dem jungen Achill, eine Helena, vom Menelaus verschmäht, und endlich die gefällige Darstellung eines Dichters, der ein Manuskript drey aufmerksam zuhörenden Mädchen vorliest, besonders zu bemerken. Eine ebendaselbst gefundene Marmorstatue wurde für Cicero, und eine große Bronzestatue zu Roß für Nero gehalten. Auf Monte Calvo, dreyßig Miglien von Rom, entdeckte man Ueberreste eines großen Gebäudes, und dabey vier kolossale Statuen, einen geflügelten Perseus, einen Bacchus, einen Satyr und einen Silen, alle in großartigem Style.

Mannigfaltige andere Entdeckungen zu übergehen, erwähnen wir die auf dem Foro Romano aufgefundene erste columna milliaria, den lange vergeblich gesuchten Mittelpunkt jenes großen Reiches.

Für die Numismatik ist Italien ebenfalls der klassische Boden. Der betagte Dominiko Sestini hat seine zuerst 1797 zu Leipzig erschienene Classes generales der alten Numismatik verbessert wieder herausgegeben [1]). Aus seinen anderen numismatischen Schriften, welche zum Theil in der Antologia di Firenze mitgetheilt sind, ist bemerkenswerth die Nachricht von Münzen des in der Numismatik neuen Volkes der Tutiner, welches Plinius nach Kalabrien setzt [2]), und von den 1823 auf der Stelle des alten Messembria in Thrazien gefundenen Bronzemedaillen, welche dem König Cavarus (ungefähr 219 vor Chr.) zugehören [3]) Carabed hatte in Konstantinopel eine kleinere Medaille desselben Königs bekannt gemacht [4]). Aus den verdienstvollen Schriften des Bartolomeo Borghesi, welche in der Antologia di Firenze und dem Giornale Arcadico di Roma stehen, heben wir nur die Bemerkung heraus, daß die bithynische Aera auf den unter römischer Herrschaft geschlagenen Münzen von der bosporanischen verschieden ist, da erstere sich nicht über das J. Roms 471 zurückführen läßt, letztere aber 457 beginnt. Außer Peyron und Inghirami könnten noch mehrere erwähnt werden, welche sich mit moderner Numismatik beschäftiget haben.

Ueber Gegenstände der Epigraphik haben, bey dem stets neu zuströmenden Stoffe, so viele geschrieben, daß Namen oder Titel anzuführen hier nicht möglich ist. Es genügt, zu bemerken, daß Italien in allen antiquarischen Zweigen von seinem angestammten Vorrechte den vollen Gebrauch macht.

Unter den schönen Künsten wird die Architektur seit dem öffentlichen Unterrichte des Piermarini und seines Nachfolgers Giacomo Albertolli von vielen guten Köpfen mit Glück betrieben; und wenn von der praktischen Seite die Gleichmäßigkeit fast aller neueren Gebäude kein Beweis eines regen Geistes der Baumeister seyn mag, so ist doch im Theoretischen manches vorzügliche Werk erschienen; wie die Ausgabe

---

1) Classes generales seu moneta vetus urbium, populorum et regum ordine geographico et chronologico descripta, ed. secunda. emend. et locupl. Florentiae 1821, in 4.

2) Antolog. di Firenze. t. 17.

3) Antolog. di Firenze, t. 13.

4) Notice sur une médaille inédite de Cavarus, roi de Thrace, par Jean Carabed. Constantinople 1824, imprim. du palais de France. 4.

des Vitruv [1]) von dem neunzigjährigen Stratico, verbunden mit den Bemerkungen des Giovanni Poleni; der Anhang zu den Bemerkungen über die Theater und Dekorationen [2]) von Paolo Landriani, auf Vervollkommnung und Erleichterung der Perspektive abzweckend; und ein Buch über denselben Gegenstand [3]) von Francesco Torcani. Ueber den prachtvollen Tempel der Certosa di Pavia geben die Brüder Gaetano und Francesco Durelli ein Werk heraus. Der Mailänder Dom ist vortrefflich behandelt von Gaetano Franchetti, von Cavalletti, von Artaria, und in Kurzem wird er auch in dem Werke über die 36 vorzüglichsten Kirchen Europa's erscheinen. Unter andern Werken ist die Sammlung der Monumente der Gräber zu Bologna [4]), von Giov. Zecchi; und der Brüder Mattiuzzi Beschreibung [5]) der Kirche des Canova und seines Geburtsortes, Villa di Possagno, bemerkenswerth.

Der Maler Giov. Bignoli hat über griechische und römische Alterthümer zum Gebrauch der Künstler geschrieben; Giulio Lavelli hat sich durch Nachzeichnung der 170 von E. Moses herausgegebenen Tafeln von antiken Kunstgegenständen, und Donato Vaselli durch eine Sammlung von Umrissen eben solcher Kunstwerke des Alterthums, welche er nach Piranesi ins Kleinere gezeichnet hat, verdient gemacht. — Daß Italien die hohe Schule der Malerey und Skulptur ist, wird allgemein anerkannt, und wir bemerken nur von Mailand, daß dasselbe den anderen Städten Italiens hinsichtlich der Kunst keineswegs nachsteht, und in Ornamenten und Theatermalereyen den Vorrang behauptet. Die jährlichen Kunstausstellungen sind hiervon Zeuge.

Die bey Pietro und Giuseppe Vallardi erschienenen Werke über Kunst kann man ein Kompendium des für den Künstler Wissenswürdigen nennen. Dieselben haben die Flaxmann'schen Umrisse wieder gegeben, und die auf die divina commedia di Dante bezüglichen Kompositionen nunmehr abgeschlossen. Sie werden unter dem Titel: Biblioteca classico-pittorica per uso degli artisti e studiosi della classica erudizione, alle die zu den klassischen Dichterwerken gehörigen Darstellungen in Umrissen herausgeben. Lobenswürdig sind die historischen Bilder, welche, unter dem Titel: Fasti di Milano, Bocaccini und Botticelli herausgegeben haben. Der von Vasari übergangene und außerhalb der Lombardey nicht genug bekannte Maler und Bildhauer Gaudenzio Ferrari hat an Gaudenzio Bordigia [6]) einen trefflichen Erklärer gefunden. Aus der Abhandlung über Malerey von Cennino Cennini, welche A. Mai in den Ottobonianischen Kodd. aufgefunden, und Fr. Tambroni herausgegeben hat, geht hervor, daß die Oelmalerey weit früher in Italien angewendet worden, als sie nach Vasari von Antonello da Messina, der sie in Flandern von Giov. da Bruggia gelernt, dahin gebracht worden seyn soll.

---

1) Udine 1825, presso i fratelli Mattiuzzi nell' officina Peciliana.

2) Appendice alle osservazioni sui teatri e sulle decorazioni. Milano 1824. dall' I. R. Stamperia, in 4.

3) Della prospettiva e sua applicazione alle scene teatrali ecc. Milano 1825, P. C. Giusti, vol. 1, in 8.

4) Collezione dei monumenti sepolcrali del cimitero di Bologna. Bologna 1825.

5) Udine 1823.

6) Notizie intorno alle opere di Gaudenzio Ferrari, pittore e plasticatore.

Ueber das echte Bildniß der Laura des Petrarka sind zwey Briefe erschienen. Das dem Bellanti angehörige Bild von Simon Memmi, welches in Morghens Kupferstich der Prachtausgabe des Petrarka von Prof. Marsand beygegeben ist, erklärt der Conte Cicognara für minder echt, als das in einem Kodex des Canzoniere in der Biblioteca Laurenziana gefundene.

Unter der großen Anzahl der Bücher über Kunstwerke erwähnen wir nur Giov. Batt. Bellori [1]) über Raphaels Werke; die Werke des Guido Mazzoni und Antonio Begarelli von Modena und die Malereyen im Saale des palazzo municipale von Modena, herausgegeben von den Professoren Giuf. Guizzardi und Giul. Tomba in Bologna; die Werke des Pietro Benvenuti, von N. Palmerini beschrieben [2]); die Werke des A. Canova von J. Albrizzi behandelt, und von Lasinio in Kupfer gestochen [3]); Sammlung der berühmtesten Gemälde in Siena [4]); Geschichte der Malerey zu Cremona [5]) vom Conte Bartol. de Soresina Vidoni; die Gallerie zu Florenz, von Lasinio gestochen und von Zannoni erläutert; endlich das in Kurzem erscheinende Werk des Kav. Giuf. Longhi, auf die Kupferstecherkunst bezüglich.

Der in der neuesten Zeit vervollkommneten Kunst der Bilderrestauration verdanken wir die Wiederherstellung eines dem Herrn Brocca angehörigen Bildes von Raphael, welches von profaner Hand übermalt war, und nun durch G. Molfeni's Verdienst seiner alten Herrlichkeit wiedergegeben ist.

Wie in den übrigen Künsten, so hat auch in der Musik Italien einen alten Ruhm. Außer Gironi über griechische [6]), und Andrea Majer über italienische [7]) Musik erwähnen wir noch: F. K... in Bologna: »Ueber den gegenwärtigen Zustand der Musik zu Neapel,« worin sich der Verfasser über den Verfall der von M. Generali eingeführten modernen Musik beklagt, welche nun ganz der Willkür des neuen melodramatischen Helden dahingegeben sey. Gewiß ist zu bedauern, daß in Neapel die profanen Harmonien der Scene auch in die Kirche eingedrungen sind; und daß in Mailand die ehrwürdige Orgel den Scherzen der Terpsichore hat dienen müssen. Doch in der Metropolitane daselbst hat B. Neri einen trefflichen Geist erhalten. Die Erfindung eines neuen Instrumentes, des Violicembalo, von Trentin macht der Conte Leopoldo Cicognara in den literarischen Tageblättern von Rom, t. 5, p. 29, bekannt Aehnlich war das Instrument, auf welchem Gerli in Mailand schon früher öffentlich Concerte gegeben hat. Durch Herausgabe musikalischer Werke machen sich G. Ricordi und Lucca et-Komp. verdient

---

1) Descrizioni delle imagini di Rafaello d' Urbino nel Vaticano, o di quelle alla Farnesina, di G. B. Bellori, con la vita di Rafaello scritta dal Vasari, Roma 1821, de Romanis; zwar mehreres schon Gedruckte enthaltend, aber durch Missirini's Zusätze besonders wichtig.

2) und

3) bey Niccolò Capurro in Pisa.

4) Firenze 1825, N. Pagni F. e C.

5) Fasti della pittura Cremonese.

6) Saggio intorno alla musica dei Greci. Milano 1822, G. Ferrario, in 4.

7) Discorso sull' origine, progressi e stato attuale della musica italiana. Padova 1821. tipog. della Minerva, in 8.

Nachdem wir einen gedrängten Ueberblick der Literatur und freyen Künste Italiens gegeben haben, fügen wir, um den Bildungszustand im Volke darzustellen, über welchen sich nach Obigem noch nicht urtheilen läßt, eine kurze Nachricht von den Elementarschulen der Lombardey hinzu, welche, wie die Gymnasien, Lyceen und Universitäten für höhere und bemitteltere Stände bestimmt, so zur Erziehung der größeren Menge eingerichtet sind. Es gibt deren niedere und höhere bis zu vier Klassen, wie sie die Stufen des Volkes selbst nöthig machen. Jedes Kirchspiel enthält die beyden unteren Klassen, in welchen sich der Unterricht auf Religion, italienisch Lesen und Schreiben, Rechnen und Anfangsgründe der Grammatik und Orthographie beschränkt. Der Pfarrer selbst ist Katechet und Direktor der Schule. Zahlreiche Kommunen, in welchen auch Handel und Manufakturen bestehen, haben noch eine dritte Klasse, in welcher der Unterricht sich auch auf Bibelerklärung und heilige Geschichte, auf Lateinischlesen, Rechnen bis zur Regeldetri, und endlich auf Uebung in eigenen schriftlichen Aufsätzen erstreckt. In dieser dritten Klasse werden die Kinder tüchtig, mit der nöthigen Bildung zum Handel und zu den Gewerben überzugehen, oder der literarischen Bildung der Gymnasien übergeben zu werden. Damit aber nicht, wie anderwärts, die höheren Unterrichtsanstalten mit mittelmäßigen Köpfen überfüllt werden, und damit es möglich ist, ohne die ganze literarische Laufbahn durchzugehen, dennoch einen höheren Grad der Bildung zu erlangen, so ist in jedem Hauptorte der Provinz noch eine vierte Klasse eingerichtet, in welcher während eines Bienniums außer Katechismus und Bibelerklärung, auch die ganze Arithmetik, ebene Geometrie, Stereometrie mit praktischer Anwendung, Physik, Mechanik, Zeichnen von Ornamenten und Architektur, Geographie, italienische Grammatik und schriftliche Arbeiten den Gegenstand des Unterrichts ausmachen. Alle diese Schulen sind nach der Normalschule zu Mailand eingerichtet, in welcher auch, wie in den Schulen der Provinzialhauptstädte, jährlich ein Kursus der Methodik und Katechetik für künftige Schullehrer gelesen wird. Die Schulbücher sind, so wie die Unterrichtsmethode bey öffentlichen und Privatlehrern, überall vollkommen gleich, und hierdurch ist die genaue Uebersicht erleichtert. Direktor einer jeden Schule ist der Pfarrer des Kirchspiels. Jeder Distrikt hat seinen Inspektor, der unter dem Provinzial-Inspektor steht. Dieser berichtet wieder an den General-Inspektor, welcher die unmittelbare Korrespondenz mit der Regierung führt. Die Zahl der Zöglinge in obgenannten Schulen war im vorigen Jahre 120,000 Knaben und 42,000 Mädchen. Die Privaterziehungs-Institute sind zahlreich, sowohl die für Knaben, als die für Mädchen. Jene leiden an Ueberfüllung; letztere aber sind vortrefflich, besonders das der Signora Cosway zu Lodi. Von den öffentlichen Erziehungsanstalten für Mädchen nennen wir das I. R. Collegio di S. Filippo zu Mailand unter der Contessa Delort, und das zu Verona unter Sgra. Amalia Guazza. Von den für Knaben bestimmten Instituten ist das I. Collegio di Longoni zu Mailand unter Ab. Mauro Colonnetti und das I. R. Collegio militare, ebenfalls zu Mailand, unter dem Kav. Odoardo Young *) für vortrefflich zu preisen; so wie endlich das neu errichtete kaiserl. Taubstummen-Institut unter Ab. Bagutti.

*) Derselbe hat geschrieben: Ginnastica elementare, o sia Corso analitico e graduato degli esercizj atti a sviluppare ed a fortificare l'organizzazione dell' uomo. Milano 1825. Silvestri, in 8.

Indem wir nun den Zustand der einzelnen Wissenschaften in Italien darstellen wollen, müssen wir gestehen, daß in der Wissenschaft der Wissenschaften, in der Philosophie nämlich, Italien sich keines so regen Eifers rühmen kann, als Deutschland. Außer Uebersetzungen von Buhle's Geschichte der Philosophie [1], von Heinrich Feders analytischen Untersuchungen über das menschliche Herz [2], und von Spurzheims Betrachtungen über die Lehre vom Gehirn [3] sind zu erwähnen: des Galuppi Logik und desselben Schrift über Kritik des Erkenntnißvermögens [4], worin er das große Prinzip der Realität des Bewußtseyns und der Objektivität der Wahrnehmungen anerkennt; ferner Germani [5] und Tamburini [6] über menschliche Vervollkommnung; Tamassia [7] und Scaramuzza [8] über das Gefühlsvermögen, und endlich die Bücher des Lallebasque, Pasetti, und die zahlreichen Schriften des Gioja.

In der Jurisprudenz sind die Elemente des Kriminalrechts von Carmignani [9] zur Belehrung geeignet, und die Schrift über die Kriminalgerichte [10] von Resti-Ferrari, in das Praktische einführend. Pagnoncelli hat ein System der Strafgesetzgebung geistreich aus den Einrichtungen der Alten und aus dem Wesen des menschlichen Geistes entwickelt. Des De-Simoni Natur- und Völkerrecht [11] ist das Beste in dieser Gattung. Von praktischer Wichtigkeit ist die Sammlung der Gesetze, Edikte, Anzeigen und Verordnungen im Mailändischen, vom Jahre 1765 bis 1821 [12].

Ueber Oekonomie ist die kurze Schrift des Scuderi [13] vortrefflich, worin er seine Grundsätze mit der Erfahrung der Jahre 1821 bis 1823 erweist. Indem er die Irrthümer von Sayve berichtigt, beklagt er sich, daß in Sicilien einerseits die Pachte zu drückend seyen, anderseits sich der Landmann darauf beschränke, bey jetziger Konkurrenz auswärtig erzeugter Früchte, in Ueberfluß und ausschließlich Getreide zu bauen. — Welz in seinem Buche über den Kredit macht den Vorschlag zur Errichtung einer Bank, die zu den besonderen Bedürfnissen Siciliens, und hauptsächlich zum Straßenbau angewendet werden solle. Die toskanischen Schriftsteller reden noch immer von der

---

1) Storia della filosofia moderna di Buhle. Milano. Nervetti e Comp. in 12.

2) Richerche analitiche sul cuore umano di G. G. Enrico Feder. Brescia, Bettoni. 8.

3) Osservazioni sulla dottrina del cervello etc. di G. Spurzheim. Traduzione dal Francese con note del Palazzini. Cremona 1821. Manini. 8.

4) Saggio filosofico sulla critica della conoscenza. Napoli 1819. 8.

5) Dell' umana perfezione. Pavia 1822. Capelli. 8.

6) Cenni sulla perfettibilità dell' umana famiglia. Milano 1823. Ferrario. 8.

7) Saggio fisiologico sulla facoltà di sentire ecc. Bergamo 1823. Mazzoleni. 8.

8) Esame analitico della facoltà di sentire ecc. Milano 1823. Motta. 8.

9) I. Carmignani — juris criminalis elementa. Ed sec. Pisis 1819. Rayner Prosp. Vol. 2, in 8.

10) De' giudizi criminali nel regno Lombardo-Veneto ecc. Mantova 1820. Caranenti. vol. 3, in 8.

11) Saggio critico e filosofico sul diritto di natura e delle genti ecc. Milano 1824. Pirotta. t. 4, in 8.

12) Indice delle leggi, degli editti, avvisi ed ordini ecc. publicato nello stato di Milano dai diversi governi intermedj dal 1765 al 1821. Milano 1823. Rivolta, vol. 2, in 4.

13) Memoria sulla rendita rurale. Palermo 1824. Tolli in 8.

Freyheit des Getreidehandels und dem Nachtheile einer Taxe auf fremde Frucht. Ueber mailändische Steuern sind zwey lobenswürdige Werke von Lupi [1]) und von einem Ungenannten [2]) erschienen. Der Zustand der verschiedenen Nationen Europa's, bevor sie die Statistik hatten, vom Falle des römischen Reichs, bis zum siebzehnten Jahrhunderte; die großen Vortheile, welche Venedig aus dieser Wissenschaft zog, da es zuerst deren Werth erkannte; endlich die Verbesserungen, deren sich die Staaten erfreuten, seit ihre Regierungen dem Vorgange Venedigs zu folgen begannen: das ist der reiche geschichtliche Stoff, an welchen Quadri [3]) die Theorie der Statistik anknüpft. Derselbe verspricht im zweyten Bande seines Werkes ein statistisches Gemälde der venezianischen Provinzen. Außer den Annalen der Statistik [4]) in Mailand nennen wir noch zwey verdienstliche Werke über Verona [5]) und über Vicenza [6]); jenes von Conte Bevilacqua Lazise, letzteres von mehreren Beamten. — Im Ganzen sind die statistischen und ökonomischen Wissenschaften am meisten fortgeschritten im lombardisch-venetianischen Königreiche; weniger im Königreiche beyder Sicilien, am wenigsten in Toskana; aber in den übrigen Staaten gar nicht, Rom ausgenommen, das jedoch in der Oekonomie zurückbleibt.

Unter den Geometern Italiens ist ausgezeichnet Vincenzio Flauti, der sich mit alter Geometrie viel beschäftigt, doch auch den neueren analytischen Methoden befreundet ist. Der Professor Franchini in Lukka fährt fort in Herausgabe seines großen mathematischen Werkes. Derselbe hat des Laplace Theorie von der fractio generatrix in der Probabilitätsrechnung trefflich angewendet; eine Theorie, um deren Ausbildung der Marchese Rangoni viel Verdienst hat. Außer Cisa de Gresy über Zerlegung der gebrochenen Exponenten; ferner Carlini über Convergenz der Reihen ꝛc., mit Anwendung auf das Kepler'sche Problem; und endlich Frullani über eine neue Weise, die Coordinaten der Planeten in der ekliptischen Bewegung darzustellen (ein von Poisson und Laplace behandelter Gegenstand), erwähnen wir noch die von einem jungen toskanischen Mathematiker, Giul. Libri, gefundene analytische Formel zur exklusiven Darstellung aller Primzahlen; welche, obgleich wegen Schwierigkeit der Anwendung nur noch als Kuriosität zu betrachten, doch vielleicht künftig einmal von unerwartetem Nutzen ist.

---

1) Storia de' principj, delle massime e regole seguite nella formazione del catastro prediale. Milano 1825. I. R. Stamp. in 8.

2) Memoria intorno al censimento dello stato di Milano, pubblicato nel 1760 e della successiva applicazione nel 1785 a quello di Mantova. Mantova 1823. tip. Virgil. 8.

3) In seinem Werke: Storia della Statistica dalle sue origini sino alla fine del secolo XVIII, per servire d'introduzione ad un prospetto statistico delle provincie venete. Venezia 1824. Piccotti, in 8.

4) Annali di statistica, d'economia, di viaggi e di storia, Milano 1824 — 1825, in 8.

5) Saggio di una statistica della città di Verona. Venezia 1823, Picotti, in 8.

6) Notizie statistiche della R. città di Vicenza, vier Hefte in gr. 4., 1820 — 22, und Notizie statistiche della provincia di Vicenza, fünf Hefte desgl. Padova 1823 — 25. tip. d. Minerva.

In der Mechanik hat sich Professor Bordoni [1]) Ruhm erworben durch Lösung einer von Binet und Poisson minder glücklich behandelten Aufgabe, nämlich im Stande des Gleichgewichts einer doppelten Kurve, sey sie spröde oder elastisch, die unendlichen Gleichungen zu bestimmen, welche zwischen den Koordinaten der Kurve, den äußern angewandten Kräften, und dem Widerstande, welchen ihre Theile jenen Kräften entgegensetzen, bestehen. Bordoni wendet noch die Leibnitzische Lehre vom Unendlichkleinen an, statt der analytischen Funktionen, zu denen schon Lagrange den Weg eröffnet hatte, welcher treffend die Mechanik eine Geometrie zu vier Dimensionen nennt.

Gabrio Piola hat eine Aufgabe des mailändischen Instituts, die Prinzipe von Lagrange's analytischer Mechanik auf die hauptsächlichsten mechanischen und hydraulischen Aufgaben anzuwenden, glücklich gelöst [2]). Zur Belehrung zweckmäßig sind die Werke von Aless. Majorchi und von dem Prof. Borgnis zu Pavia, der sich während eines langen Aufenthaltes zu Paris mit den Maschinerien Frankreichs bekannt gemacht hat. Ein neues System des Wasserbaues [3]) hat der Ingenieur Ferranti herausgegeben. Von glänzenden Werken des Brückenbaues neuester Zeit nennen wir nur die Brücke über den Po, über die Dora bey Turin, deren einziger Bogen über funfzig Metri weit gespannt wird; die Brücke über den Ticino, zwischen Mailand und Novara; endlich über den Taro und die Trebbia im Herzogthume von Parma und Piacenza.

Auf die Ausbildung der Hydraulik hat Galileo einen großen Einfluß ausgeübt. Kaum hatte derselbe die Gesetze der Bewegung schwerer Körper bekannt gemacht, als man begann, die Flußbewegung als solche eines schweren Körpers, der auf einer geneigten Fläche fällt, zu bestimmen, oder sie nach Torricelli's Prinzip, daß das Wasser aus der Oeffnung eines Gefäßes mit derselben Schnelligkeit fällt, als wenn es von der Oberfläche aus gefallen wäre, bloß von dem Drucke abhängig zu machen. Nachdem endlich auch des Bernoulli Methode, nach welcher nur die Bewegung eines Punktes über einer gegebenen Linie zu betrachten ist, von vielen angenommen worden war, hat Lagrange, der das Flüssige als aus selbstständigen, vollkommen beweglichen Molekülen bestehend ansieht, die Gesetze von deren Gleichgewicht und Bewegung auf allgemeine Gleichungen gebracht. Es blieb demnach noch übrig, hinsichtlich der Integrationen die einzelnen Fälle zu betrachten. Und dieß ist besonders die Aufgabe, mit welcher sich die Analytiker Italiens glücklich beschäftigt haben. Die Verdienste des Venturoli [4]) sind hier besonders zu rühmen. Ein praktischer Beweis der Fortschritte in der Hydraulik ist aber die Geschichte des Thals der Chiana. Der Conte

---

1) In den Schriften der Società italiana, t. 19; derselbe schrieb auch: Sugli argini di terra. Milano 1820. 8.

2) Sull' applicazione dei principj della meccanica analitica del Lagrange ai principali problemi. Milano 1825. I. R. Stamp.

3) Saggio di un nuovo sistema pratico di lavori economici in fascinate per frenare le corrosioni de' fiumi correnti, specialmente in letti di ghiajo ed arene. Milano 1824, in 4.

4) Außer seinen Elementen der Mechanik und Hydraulik auch Ricerche geometriche ed idrometriche fatte nella scuola degl' ingegneri pontificj d' acque e strade l' anno 1821. Milano 1822. Giusti, 4.

Fossombroni hatte im Jahre 1789 *) die Versuche der
erzählt, dieses Thal von den Ueberschwemmungen zu befreyen, u
zugleich seine Vermuthungen über den früheren Zustand der
dieser Provinz ausgesprochen, welche nun durch eine in der alte
diktiner-Abtey von Arezzo aufgefundene topographische Karte
dreyzehnten Jahrhunderte bestätigt worden sind. Die Gebiete de
und der Chiana waren nämlich getrennt, und auf ihrem
raume von fünf Miglien stand ein stilles Wasser. Das Thal der
wurde immer mehr zu Sumpf, und verpestete die Umgegend.
ßen Mathematiker: Torricelli, Cassini, Viviani un
relli wurden vergeblich befragt, bis neuerlich bey der von Ma
geleiteten Nivellation die Wasser aus dem toskanischen Theile des
in das Bett des Arno getrieben wurden.

*) In den Memorie idraulico-istoriche sulla valle di Chiana.

(Schluß folgt.)

Herausgabe besorgt durch J. G. Hülsemann.

Von dieser Zeitschrift erscheinen jährlich vier Bände zu 30 Gulden W. W. für die österreichischen Staaten, und zu 8 Rthlr. sächs. für das Ausland bey Endesunterfertigtem. Die Weygand'sche Buchhandlung in Leipzig hat immer Exemplare zur Auslieferung vorräthig. Ueberdieß werden regelmäßig Exemplare versandt, und sind zu haben:

Aarau, bey Sauerländer.
Abo, bey Meyer.
Amsterdam, bey Müller u. Comp.; bey Sypke.
Bamberg, bey Dresch.
Berlin, bey Amelang; bey Christiani; Dummler; Dunker u. Humblot; Enslin; in der Maurerschen Buchhandlung; bey Mittler; Mylius; Nauck; Nicolai; Ludw. Oehmigke.
Bonn, bey Marcus; Weber.
Braunschweig, bey Lucius; in der Schulbuchhandlung.
Bremen, bey Heyse; Kaiser.
Breslau, bey Gosohorsky; J. Fr. Korn; W. G. Korn, Max u. Comp.
Brünn, bey Gastl; Traßler.
Coburg, bey Biedermann.
Colln, bey Bachem; Dumont-Schauberg.
Copenhagen, b. Brummer; Gyldendal.
Cracau, bey Matecki.
Darmstadt, bey Heyer u. Leske.
Dresden, b. Arnold; Hilscher; Walther.
Dusseldorf, bey Schreiner.
Elberfeld, bey Schaub.
Erfurt, bey Keyser.
Erlangen, bey Heyder; Palm u. Enke.
Essen, bey Baedeker.
Frankfurt a. M., bey Andreae; Boselli; Brönner; Hermann; Sauerländer; Schäfer.
Freyberg, bey Craz u. Gerlach.
Freyburg, Herder'sche Buchhandlung.
Giessen, bey Heyer; Müller.
Göttingen, bey Dieterich; Vandenhoeck u. Ruprecht.
Gratz, bey Ferstl; Kienreich.
Halberstadt, Bruggemann.
Halle bey Hemmerde u. Schwetschke; Renger; in der Waisenhaus-Buchhandlung.
Hamburg, bey Herold jun.; Hoffmann u. Campe; Perthes u. Besser.
Hamm, bey Schultz u. Wundermann.
Hannover, bey Gebrüder Hahn.
Heidelberg, bey Mohr u. Winter.
Helmstädt, bey Fleckeisen.
Hermannstadt, in der Hochmeister'schen Buchhandlung; und bey W. H. Thierry.
Hildesheim, bey Gerstenberg
Jena, bey Cröcker; Schmidt.
Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung.
Klagenfurt, bey Kleinmayer; Sigmund.
Königsberg, bey Bornträger; W. Unzer.
Laibach, bey Licht; Korn.
Landshut bey Krüll.
Leipzig, bey Barth; Brockhaus; Gnobisch; in der Dyk'schen Buchhandlung; bey Fr. Fleischer; Gerh. Fleischer; Gleditsch; Hinrichs; Kummer; Rein; W. Vogel
Lemberg, bey Kuhn und Millikowski; Piaff; Piller; Wild.
Linz, bey Fink; Haslinger.
London, bey Black Young u. Young; bey J. Bohte u. Comp.
Lüneburg, bey Herold u. Wahlstab.
Magdeburg, bey Creutz.
Mailand, bey Jussi Stella u. Comp.
Mainz, bey Kupferberg.
Mannheim, bey Schwan u. Götz.
Marburg, bey Krieger.
München, bey Fleischmann; Finsterlin; Giel; Lindauer.
Münster, bey Coppenrath; Theissing'sche Buchhandlung.
Nürnberg, bey Fr. Campe; Riegel u. Wiesner.
Oedenburg, bey Carl Wigand.
Paris, bey Gebrüd. Baudouin; Treuttel u. Würtz.
Pesth, bey Hartleben; Killan; Eggenberger.
Petersburg, bey W. Mayer, Buchhändler der Akademie der Wissenschaften.
Potsdam, bey Horvath.
Prag, bey Calve; Enders; Kraus; Widtmann.
Preßburg, bey Landes; Wigand.
Rostock, bey Stiller.
Rudolstadt, in der Hofbuchhandlung.
Salzburg, bey Mayr.
Stralsund, in der Regierungsbuchhandlung; C. Löffler.
Strasburg, bey Treuttel und Würz; Levrault.
Stuttgart, bey Metzler; Sattler.
Tübingen, bey Laupp; Osiander.
Ulm, bey Stettins.
Warschau, bey Glücksberg.
Weimar, bey Hoffmann; in dem Landes-Industrie-Comptoir.
Wiener Neustadt, bey Holzschuch.
Würzburg, bey Ettinger; Stahel.

Carl Gerold.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google